

Oermann, Lisa

Lebensgeschichten alter Eltern kognitiv beeinträchtigtger Menschen. Über die biografische Bedeutung des Zusammenlebens mit einem erwachsenen kognitiv beeinträchtigten Kind aus der Perspektive der alten Elternteile

Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2023, 322 S. - (Perspektiven sonderpädagogischer Forschung) - (Dissertation, Universität Hannover, 2021)



Quellenangabe/ Reference:

Oermann, Lisa: Lebensgeschichten alter Eltern kognitiv beeinträchtigter Menschen. Über die biografische Bedeutung des Zusammenlebens mit einem erwachsenen kognitiv beeinträchtigten Kind aus der Perspektive der alten Elternteile. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2023, 322 S. - (Perspektiven sonderpädagogischer Forschung) - (Dissertation, Universität Hannover, 2021) - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-262014 - DOI: 10.25656/01:26201

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-262014>

<https://doi.org/10.25656/01:26201>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen sowie Abwandlungen und Bearbeitungen des Werkes bzw. Inhaltes anfertigen, solange sie den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen und die daraufhin neu entstandenen Werke bzw. Inhalte nur unter Verwendung von Lizenzbedingungen weitergeben, die mit denen dieses Lizenzvertrags identisch, vergleichbar oder kompatibel sind. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-Licence: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work or its contents in public and alter, transform, or change this work as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. New resulting works or contents must be distributed pursuant to this license or an identical or comparable license.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Lisa Oermann

Lebensgeschichten alter Eltern kognitiv beeinträchtigt Menschen

Über die biografische Bedeutung des Zusammenlebens
mit einem erwachsenen kognitiv beeinträchtigten Kind
aus der Perspektive der alten Elternteile

Oermann

**Lebensgeschichten alter Eltern
kognitiv beeinträchtigter Menschen**

Perspektiven sonderpädagogischer Forschung

im Namen der Sektion Sonderpädagogik
der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE)
herausgegeben von Christian Lindmeier, Julia Gasterstädt,
Anja Hackbart und Birgit Lütje-Klose

Lisa Oermann

Lebensgeschichten alter Eltern kognitiv beeinträchtigter Menschen

Über die biografische Bedeutung des Zusammenlebens
mit einem erwachsenen kognitiv beeinträchtigten Kind
aus der Perspektive der alten Elternteile

Verlag Julius Klinkhardt
Bad Heilbrunn • 2023

k

Für meine Familie

Die Open-Access Veröffentlichung wurde unterstützt durch den Open-Access Publikationsfonds der Leibniz Universität Hannover.

Die vorliegende Arbeit wurde unter dem Titel „Lebensgeschichten alter Eltern kognitiv beeinträchtigter Menschen. Über die biografische Bedeutung des Zusammenlebens mit einem erwachsenen kognitiv beeinträchtigten Kind aus der Perspektive der alten Elternteile“ von der Philosophischen Fakultät der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover als Dissertation genehmigt.

Gutachter:innen: Prof. Dr. Bettina Lindmeier, Prof. Dr. Imke Niediek.

Tag der Disputation: 17.12.2021

Dieser Titel wurde in das Programm des Verlages mittels eines Editorial Review-Verfahrens aufgenommen.
Für weitere Informationen siehe www.klinkhardt.de.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <http://dnb.d-nb.de>.

2023.kg. Verlag Julius Klinkhardt.

Satz: Kay Fretwurst, Spreeau.

Druck und Bindung: Bookstation GmbH, Anzing.

Printed in Germany 2023. Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem alterungsbeständigem Papier.



*Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Die Publikation ist veröffentlicht unter der Creative Commons-Lizenz: CC BY-SA 4.0 International
<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>*

ISBN 978-3-7815-5997-4 Digital

doi.org/10.35468/5997

ISBN 978-3-7815-2555-9 Print

Zusammenfassung

Schätzungen gehen davon aus, dass etwa 50–60 % aller erwachsenen kognitiv beeinträchtigten Menschen zusammen mit ihren Angehörigen – mehrheitlich mit ihren Eltern(-teile) – leben. Das Zusammenleben reicht dabei nicht selten bis weit über das 40. Lebensjahr der erwachsenen beeinträchtigten Kinder hinaus, wie regionale Erhebungen bestätigen (vgl. Lindmeier et al. 2018). Dabei nimmt die Vulnerabilität der Lebenssituation mit steigendem Alter der Familienmitglieder zu. Gesundheitliche Probleme der Eltern und damit verbundene Versorgungskrisen sind dabei häufige Auslöser für Veränderungen.

Wissenschaft und Praxis haben bislang noch keine adäquaten Unterstützungsangebote für diesen Personenkreis gefunden: Ältere Familien stehen in der Regel vor allem problemorientiert im Fokus des Fachdiskurses und sehen sich mit Blick auf ihr langes Zusammenleben vielfach mit normativen Setzungen konfrontiert. Während in der soziologischen Diskussion familienbiografische Normalitätsannahmen mittlerweile kritisch diskutiert werden, scheint die Arbeit mit Familien mit beeinträchtigten Kindern noch immer von einem standardisierten Familienzyklus auszugehen, wie auch ein Blick auf die Angebotsstruktur in der Eingliederungshilfe bestätigt.

Die vorliegende biografiethoretische Studie untersucht aus der Elternperspektive die lebensgeschichtliche Bedeutung des Zusammenlebens mit einem erwachsenen beeinträchtigten Kind. Ziel ist es, mehr Verständnis für die familiären Lebenswirklichkeiten zu entwickeln, sie bedarfsgerecht bei der Entwicklung von Zukunftsperspektiven zu unterstützen und so zu einer veränderten Haltung gegenüber sogenannten ‚älteren Familien‘ beizutragen. Familie wird dabei nicht als eine „konstante Institution“ (Fuhs 2007, 23) verstanden, sondern als aktive Herstellungsleistung im Sinne eines „Doing Family“ (Jurczyk/Lange & Thiessen 2014).

Um familiäre Lebensgeschichten in ihrer Heterogenität zu portraituren, Krisen und Bewältigungsstrategien zu rekonstruieren, Vorstellungen vom Familie-Sein nachzuzeichnen und die soziale Praxis des Zusammenlebens einzuordnen, wird ein biografiethoretischer Ansatz gewählt. Dieser findet sich in der Methodik ebenso wieder wie in der erkenntnistheoretischen Grundlegung: Biografien werden demnach in einem komplexen dialektischen Zusammenspiel von individuellem Handeln und gesellschaftlichen Strukturen erzeugt und strukturieren gleichzeitig ihrerseits individuelles Handeln.

Um das methodische Vorgehen nachvollziehen zu können, erfolgt zunächst eine ausführliche theoretische Auseinandersetzung mit den relevanten Grundlegungen ‚*Biografie*‘, ‚*Familie*‘ und ‚*ältere Familien*‘, ‚*Wohnen*‘ und ‚*Alter(n)*‘. In Bezug auf die Fragestellung und der zugrunde gelegten Konzeptualisierung von Biografie werden dann die gewählten Erhebungs- bzw. Auswertungsmethoden begründet: Das narrative Interview sowie die biografische Fallrekonstruktion nach Rosenthal (2014) sind in besonderer Weise geeignet, das Biografien inhärente, komplexe dialektische Verhältnis zwischen Struktur und Handlung abzubilden und zu reflektieren. Auf diese Weise gelingt es, am Beispiel von drei detailliert dargestellten Lebensgeschichten alter Elternteile beeinträchtigter Kinder das soziale Phänomen des Zusammenlebens in seiner Genese, seiner Aufrechterhaltung und seiner Veränderung nachzuzeichnen und zu vergleichen. Auf der Grundlage der Ergebnisse werden Konsequenzen für einen veränderten Zugang zu älteren Familien abgeleitet und Ansätze für angepasste bzw. veränderte Unterstützungsstrukturen diskutiert. Diese heben das Selbstbestimmungsrecht beeinträchtigter Menschen ebenso hervor, wie sie die Unterstützung der biografischen Kontinuität der Herstellung von Familie im Laufe der Zeit respektieren und zum Ausgangspunkt bedarfsgerechter Planungsprozesse machen.

Abstract

It is estimated that 50–60% of all adults with learning disabilities in Germany cohabit with their relatives, mainly with their parents. Regional surveys confirm cohabitation often continues into the fifth decade of the disabled person's lifespan (vgl. Lindmeier et al. 2018). With the aging of the family members, the vulnerability of the family life situation increases. Changes are commonly initiated by the parents' decreasing health, directly affecting the parents' ability of care intensity. Until now, science and practice have not developed suitable offers of support. In general, older families are subject to a problem-focused professional discourse and experience themselves confronted with normative regulations. While in the sociological discourse assumptions of normality regarding a family-biography are discussed critically, the work with families with disabled children still assumes a standardized family life cycle as a view on the support structure underlines. Offers of support for older families underestimate the biographical value of their life design and the desire of having this acknowledged, respected and noticed while exploring future perspectives.

The presented example of biographical research explores the biographical meanings of living together with an adult disabled child from a parental perspective. The study follows the intention to generate a better understanding and above all appreciation for familiar realities, to support them developing perspectives for their future and to contribute to a new attitude towards older families. In this context *family* isn't defined as a stable institution (vgl. Fuhs 2002, 23) but as a *making* in the sense of *doing family* (vgl. Jurczyk/Lange & Thiessen 2014).

In order to portray the diversity of family-life-stories, to reconstruct crisis and strategies of coping, to trace conceptions of 'being family' and to classify the social practice of living together, biographical research is chosen. This appears in the methodology as well as in the epistemological basis of this thesis. On the one hand, biographies are generated in a complex, dialectic interaction of individual acting and social structures. On the other hand, they structure individual acting in turn. Thus, living together can no longer be seen as a sole demonstration of individual action but is likewise socially contextualized. With this approach, the view for the diversity of families with disabled children is enhanced and the long term cohabitation is no longer interpreted as a demonstration of parental failure but as a manifestation of meaningful practice in which society participates at any time.

To be able to comprehend the methodic procedure, this thesis starts with a detailed theoretical discussion of its main subjects that are "*biography*", "*family*", "*older families*", "*residing/living circumstances*" and "*age/ageing*". In a next step, conferring to the leading issue and the underlying conceptualization of biography, the chosen methods of research are explained. The narrative interview and the biographical case reconstruction according to Gabriele Rosenthal (2014) are eminently suitable to reflect the complex dialectic relation between social structure and individual behaviour inherent to biography. Thus, the thesis attempts to trace and to compare the social phenomenon of living together focusing on the genesis, the maintenance/perpetuation and the transformation, based on three detailed examples of biographies of older parents with disabled children. The presented results form the basis to derive consequences for a different approach to older families and ideas are discussed to adjust and/or reconstruct structures of support. The proposed approaches emphasize disabled people's right to a self-determined life, while they also respect the desire of many families to biographically continue their unique way of 'doing family', hence encouraging a "person and family"-centered planning process to be the future starting point. hence encouraging a "person and family"-centered planning process to be the future starting point.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	11
2	Biografie: Genese, Generierung und Bedeutung	17
2.1	Biografie – eine Begriffsbestimmung	18
2.2	Die Genese von Biografien	20
2.2.1	Die Biografie konstituierende Dialektik aus Erfahrung, Handlung und Struktur	21
2.2.2	Die generative Struktur und Emergenz von Biografien	23
2.2.3	Krisen und (Ver-)Wandlungen	24
2.2.4	Die Biografie als Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft	28
2.2.5	Die biografische Prozessstruktur: Eine zusammenfassende Grafik	30
2.3	Die Generierung von Biografien	32
2.3.1	Ereignis und Erleben	34
2.3.2	Erleben und Erinnern	36
2.3.3	Erinnern und Erzählen	38
2.4	Biografizität als Schlüsselkompetenz in der reflexiven Modernisierung	39
2.4.1	Reflexive Modernisierung als neues Vergesellschaftungsmodell	40
2.4.2	Biografie, Biografisierung und Biografizität in der reflexiven Modernisierung	43
3	Hochaltrige Eltern und ältere Familien	49
3.1	Definition des Familienbegriffs	50
3.2	Zur Häufigkeit älterer Familien	53
3.3	„Alte Eltern beeinträchtigter Kinder“ als Gegenstand der Forschung. Eine Übersicht in Thesen	55
3.3.1	Hochaltrige Eltern als non-normative Gruppe im Kontext familiärer Sorgearbeit	56
3.3.2	Biografische Erfahrungen, aktuelle Lebenssituation und Zukunftsperspektiven älterer Familien	62
3.4	Das Postulat der Ablösung: kritische Auseinandersetzung	72
3.5	Der Beitrag familiensoziologischer Forschung zum Verständnis älterer Familien ..	75
3.5.1	Familienleitbilder	75
3.5.2	Doing Family	77
3.5.3	Doing Family und Care	80
4	Wohnen und Zusammenleben	83
4.1	Wohnen – eine theoretische Annäherung	83
4.2	Funktionen des Wohnens	84
4.3	Wohnen und Sozialraum	86
4.4	Die Aneignung von Wohnraum und Wohnumgebung	89

5	Alter und Altern	91
5.1	Lebensphase ‚Alter‘	91
5.2	Der lebenslange Prozess des Alterns	93
5.3	Alter(n)sbedingte Veränderungen	93
5.4	Altersspezifische Entwicklungsaufgaben	97
5.5	Altern in der reflexiven Modernisierung	101
6	Die Entwicklung der forschungsleitenden Fragestellung	105
7	Methodische und methodologische Fragen	109
7.1	Die methodologische Positionierung	109
7.2	Die Bestimmung des Forschungsfeldes	111
7.3	Das narrative Interview	114
7.3.1	Sprachtheoretische Grundlagen	114
7.3.2	Interviewstruktur	115
7.4	Die biografische Fallrekonstruktion nach Gabriele Rosenthal	121
7.4.1	Flankierende Arbeitseinheiten im Auswertungsprozess	122
7.4.2	Die Auswertungsschritte der biografischen Fallrekonstruktion	123
7.5	Grundlagen der Textanalyse	134
7.5.1	Umgang mit Wissen	134
7.5.2	Textsortenbestimmung	135
7.5.3	Segmentierung des Materials	137
7.6	Kritische Gedanken zur Biografieforschung	139
8	Darstellung der Ergebnisse auf der Ebene des Einzelfalls	143
8.1	Herr Wellmann: „Im Grunde genommen ist es, ja, ist es in unserer Familie sehr gut gelaufen“ (885f)	143
8.1.1	Gesprächssituation und -verlauf	143
8.1.2	Rekonstruktion der Fallgeschichte von Herrn Wellmann	144
8.1.3	Biografisches Handlungsschema, Krisen und partielle Verwandlung	161
8.1.4	Doppeltes Präsentationsinteresse	173
8.1.5	Dominierende Textform	180
8.1.6	Herr Wellmann: eine Zusammenfassung	181
8.2	Herr Köhne: „Joah: aber so lange es noch: so geht, werden =wa =es=wohl durchhalten“ (Köhne 1436)	183
8.2.1	Gesprächssituation und -verlauf	183
8.2.2	Rekonstruktion der Fallgeschichte von Herrn Köhne	184
8.2.3	Krise, latente Wandlung, biografisches Handlungsschema und daraus abgeleitete Zukunftsperspektiven	205
8.2.4	Präsentationsinteresse	209
8.2.5	Textstruktur und sprachliche Besonderheiten	214
8.2.6	Herr Köhne: eine Zusammenfassung	218

8.3	Frau Dammann: „Wir haben (.) w-wie eine normale Familie, haben wir zusammen gelebt (.) ne?“ (Dammann 14f)	220
8.3.1	Gesprächssituation und -verlauf	220
8.3.2	Rekonstruktion der Fallgeschichte von Frau Dammann	221
8.3.3	Biografisches Handlungsschema, Krise und partielle Verwandlung: Die generative Struktur in Frau Dammanns Lebensgeschichte	242
8.3.4	Präsentationsinteressen	248
8.3.5	Sprachliche Besonderheiten	252
8.3.6	Frau Dammann: Abschließende Bemerkungen	255
9	Fallübergreifender Vergleich	257
9.1	Krisen, Handlungsschemata und (Ver-)Wandlungen	257
9.2	Die Bedeutung von Familie	259
9.2.1	Herstellungsleistungen von ‚Familie‘ im fallübergreifenden Vergleich: Zusammenleben und Care	261
9.2.2	Familienleitbilder und geschlechterspezifische Elternrollen	271
9.3	Die Bedeutung des Wohnens	275
9.3.1	Das eigene Haus als Rückzugsort	276
9.3.2	Wohnen und biografische Kontinuität	277
9.4	Die Bedeutung der Konstrukte Alter und Altern	279
9.4.1	Herr Wellmann	280
9.4.2	Herr Köhne	283
9.4.3	Frau Dammann	285
9.4.4	‚Undoing Age‘: fallübergreifender Vergleich	288
10	Rückblick und Ausblick	291
10.1	Die Bedeutung des Zusammenlebens	291
10.2	Typen biografischer Bewältigungsstrategien	292
10.3	Empfehlungen	295
Literatur	305
Glossar der wesentlichen Begriffe im Kontext der Biografietheorie	321

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Biografische Prozessstruktur	32
Abb. 2: Lage der verschiedenen Gegenwartsmomente des Ereignisses und des Erlebens sowie des Erinnerns und Erzählens auf der Zeitachse.....	35
Abb. 3: Detaillierte Darstellung von Gegenwartsmoment 1: Verhältnis von Ereignis und Erleben unter Berücksichtigung von Noema und Noesis.....	35
Abb. 4: Das Wechselverhältnis von Ereignis, Erleben und Erinnern	37
Abb. 5: Detaillierte Darstellung des Verhältnisses von Ereignis – Erleben – Erinnern – Erzählen.....	39

Tabellenverzeichnis

Tab. 1: Psychosoziale Krisen nach Erikson	99
Tab. 2: Auszug aus der sequenziellen Analyse biografischer Daten von Herrn Wellmann	125
Tab. 3: Auszug aus der tabellarischen Übersicht der Sequenzierung des Interviews mit Herrn Wellmann.....	127

1 Einleitung

- „Ich möchte unsere Tochter noch in der Familie behalten. Ich weiß, dass die Lösung nicht die Ideale ist.
 ‚Es ist geplant, dass sie [die Tochter, L. O.] immer bei uns wohnt!‘
 ‚Dass Marianne [die Tochter, L. O.] so lange sie kann bei uns leben wird!‘
 ‚Das Leben im Elternhaus so lange wie eben möglich zu machen.“ (Lindmeier et al. 2018, 20f)

Diese Zitate dokumentieren häufige Aussagen, mit denen alte Eltern ihre Vorstellungen vom zukünftigen Wohnen ihrer kognitiv und/oder körperlich beeinträchtigten Kinder zusammenfassen. Es handelt sich dabei genauer um Eltern, die seit der Geburt ihrer beeinträchtigten Kinder mit diesen über vier, fünf, mitunter sogar sechs Dekaden in einem gemeinsamen Haushalt zusammenleben¹.

Ältere Familien blicken auf eine lange, bewegte gemeinsame Zeit zurück: In der Regel waren sie über viele Jahre unauffällige Akteure im Feld der Behindertenhilfe in Deutschland: Erfahrungen mit den ‚klassischen‘ Lebenslaufstationen von zwischen 1960 und 1970 geborenen kognitiv beeinträchtigten Menschen wie der Sonderschule, dem Arbeitstrainingsbereich und der Beschäftigung in einer Beschützenden Werkstatt² sind Bestandteil der meisten Biografien älterer Familien.

Ihre Familienbiografie unterscheidet sich in vielfacher Hinsicht von den Biografien von Familien mit nicht lebenslang beeinträchtigten Kindern (vgl. Kapitel 3), nicht zuletzt durch ihr langes Zusammenleben in einem gemeinsamen Haushalt.

Entraditionalisierung und Individualisierung führen im Zuge des als ‚reflexive Modernisierung‘ (vgl. Beck 1986) bezeichneten gesellschaftlichen Wandels zu einer zunehmenden Freisetzung von institutionalisierten Lebensläufen (vgl. Kohli 1985), zu denen beispielsweise auch der traditionelle Familienzyklus zählt (vgl. Lange 2011, 437). Gleichzeitig verkörpert dieser jedoch weiterhin eine gesellschaftlich akzeptierte und weit verbreitete Norm (vgl. Höblich & Meuth 2013), die ein Abweichen begründungspflichtig macht (vgl. Meuth 2018, 32). Bestandteil des traditionellen Familienzyklus ist es, dass Kinder, spätestens sobald sie ihr eigenes Geld verdienen, aus dem Elternhaus ausziehen (vgl. Kohli 1985). Dies illustriert auch das Forschungsinteresse an „Spätausziehern“ (Papastefanou 2000, 57), also erwachsenen Kindern, die auffallend von dieser Norm abweichen.

Ältere Familien widersetzen sich dieser gesellschaftlichen Norm. Sie führen über vier, fünf oder gar sechs Dekaden ein Leben in einem gemeinsamen Haushalt mit sich altersbedingt verändernden Unterstützungsstrukturen. Die als ‚traditionslos‘ bezeichnete Elternschaft (vgl. Balzer & Rolli 1975, 46) der Mütter bzw. Väter dieser Familien setzt sich, aus dem Blickwinkel eines normativen Familienzyklus betrachtet, insofern mitunter bis ins hohe Alter fort. Mit dieser Normabweichung geraten sie erneut in den Blick der sonderpädagogischen Aufmerksamkeit und werden mit der Erwartung konfrontiert, ihr Zusammenleben zu beenden und ihre Kinder einer der verschiedenen begleiteten Wohnformen zu ‚übergeben‘. Der Auszug eines kognitiv beeinträchtigten Kindes aus dem Elternhaus vollzieht sich in der Regel unter anderen Vorzeichen

1 Mit Blick auf die mehrere Jahrzehnte überdauernde Ko-Residenz ist im Folgenden etwas vereinfachend auch von ‚älteren Familien‘ die Rede.

2 Hier werden bewusst die alten Bezeichnungen von Förderschule, Berufsbildungsbereich und Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) verwendet, um für die damalige Zeit und das damalige Erleben zu sensibilisieren.

als der Auszug eines ‚nicht beeinträchtigten Kindes‘. Die Eltern sind häufiger die Initiatoren und Verantwortlichen des Auszugs (vgl. Eckert 2007) und erleben diesen daher häufig als ein ‚Abgeben‘ oder ‚Weggeben‘ (vgl. Schultz 2014, 91). Darüber hinaus kommt zudem subtil die Auffassung zum Ausdruck, „Eltern müssten froh sein, wenn sie die Last, die die Versorgung ihres Kindes mit sich bringt, endlich loswerden“ (Pollmächer & Holthaus 2013, 29).

Bereits in den 1980er und 1990er Jahren waren ältere Familien vermehrt das Objekt sonderpädagogischer Forschung. Vor allem im angelsächsischen Sprachbereich wurde vornehmlich aus quantitativer Perspektive zum Belastungsempfinden und zur Situation der Pflege und Betreuung kognitiv und gegebenenfalls körperlich beeinträchtigter Kinder durch hochaltrige Eltern bzw. Elternteile geforscht (für einen Überblick vgl. Hogg & Lambe 1998; Wertheimer 2003). Mit dem demografischen Wandel gerät dieser Personenkreis seit einigen Jahren in Zusammenhang mit dem Thema ‚Alter(n) mit kognitiver Beeinträchtigung‘ (vgl. für den deutschsprachigen Bereich u. a.: Dieckmann & Rohleder 2017; Dieckmann & Metzler 2013; Lindmeier et al. 2012; Haveman & Stöppler 2004; Theunissen 2002) erneut in den Fokus der sonderpädagogischen Diskussion: Immer mehr Eltern und Kinder werden älter, immer häufiger erreichen sie ein zum Teil ausgesprochen hohes Alter³,

„sodass davon auszugehen ist, dass auch die Zahl der älteren Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung, die im Elternhaus leben, zukünftig zunehmen wird und in der Gestaltung von Angeboten und Hilfen berücksichtigt werden muss.“ (Lindmeier et al. 2018, 10)⁴

Herausforderungen sind in diesem Zusammenhang nicht nur die noch immer nicht flächendeckende Versorgung mit passgenauen Angeboten bzw. die Möglichkeit maßgeschneiderter Angebote an sich, durch die Eltern weiterhin mit schlechtem Gewissen und Sorge auf den unabwendbaren Moment blicken, in dem sie ihre Kinder ‚weggeben‘ müssen (vgl. Pollmächer & Holthaus 2013, 30). Ein weiteres Problem liegt im (oft beiderseitig) fehlenden Vertrauensverhältnis zwischen Eltern und Fachkräften, was den Austausch über Zukunftsfragen betrifft. „Eine sachliche Argumentation wird als ‚Kälte‘ empfunden und den Mitarbeitern wird unterstellt, dass sie eigentlich keine Ahnung von den wirklichen Gefühlen und Verhältnissen haben“ (ebd., 38), Eltern haben über einen langen Zeitraum intensiv für die Rechte und Bedürfnisse ihrer Kinder gekämpft, sind zu engagierten „Lobbyisten für ihre Kinder“ (Eckert 2007, 59) geworden. Fachkräfte wiederum begegnen älteren Familien häufig mit Blick auf die drohende Krise und betrachten es als ihre Verantwortung, die Lebenssituation für den beeinträchtigten Menschen möglichst umgehend in ein dauerhaft tragfähiges Konstrukt mit verläSSLicher, professioneller Unterstützung zu verwandeln, das von den Eltern unabhängig funktioniert (vgl. Lindmeier et al. 2018, 29).

Um diese komplexe Situation genauer zu beleuchten und Hintergründe zu eruieren sowie Handlungsperspektiven zu entwerfen, sind seit etwa 15 Jahren vereinzelt qualitative Untersuchungen zur Zielgruppe vorgenommen worden (vgl. exemplarisch für den deutschsprachigen Bereich Lindmeier et al. 2018; Burtscher/Heyberger & Schmidt 2015; Fischer 2008; für den angelsächsischen

3 Auch wenn die durchschnittliche Lebenserwartung kognitiv beeinträchtigter Menschen im Schnitt noch unter der Gesamtbevölkerung liegt, gleicht sie sich dieser immer stärker an. Eine Ausnahme stellt die Gruppe der Menschen mit Down Syndrom sowie der Menschen mit kognitiven *und* körperlichen Beeinträchtigungen dar, ihre Lebenserwartung liegt zur Zeit noch deutlich unter der der nicht beeinträchtigten Gesamtbevölkerung (vgl. Schäper & Dieckmann 2015, 13f).

4 In diesem Zusammenhang muss auf die Dunkelziffer der im Elternhaus lebenden erwachsenen kognitiv beeinträchtigten Menschen hingewiesen werden (vgl. für den Bereich Westfalen-Lippe Dieckmann et al. 2010, 19).

Bereich Magrill 2005; Magrill/Sanderson & Short 2005; Mencap 2002). Mitunter reduzieren diese Untersuchungen alte Eltern jedoch vornehmlich auf ihre Elternrolle und werten das Festhalten an ihrem Zusammenleben mit ihren beeinträchtigten Kindern als die Unfähigkeit im Sinne des Ablösepostulats⁵, die Beeinträchtigung ihrer Kinder zu akzeptieren (vgl. Weiß 2002). Dadurch wird die Möglichkeit unterbunden, die Diskussion um die Fortsetzung der Lebenssituation nicht nur in Bezug auf individuelle, sondern auch auf gesellschaftliche Bedingungsfaktoren zu führen (vgl. Meuth 2018, 22). Bislang zu wenig beachtet wurde außerdem die (biografische) Diversität der untersuchten Zielgruppe, deren stärkere Berücksichtigung möglicherweise zu einer anderen Beschreibung der Ausgangslage des Zusammenlebens führt und damit auch andere Konsequenzen in Bezug auf Handlungsempfehlungen nach sich ziehen könnte:

„Older parents are *not a homogeneous group*. Their experiences and needs are mediated by the *cohort* to which they belong, *culture*, *access to economic resources* and *diverse individual biographies*, as well as their *experience of the formal service system*.“ (Bigby 2004, 194; Herv. L. O.)

Die vorliegende Arbeit rückt diese Leerstelle in den Mittelpunkt der Betrachtung. Sie fokussiert *aus Elternsicht* das soziale Phänomen des Zusammenlebens vor einem biografietheoretisch orientierten Hintergrund und öffnet so den Raum für die Heterogenität der Familien und ihre lebensgeschichtlichen Krisen, Bewältigungsstrategien und Vorstellungen vom familiären Zusammenleben. Die so gewonnenen Daten lassen einen anderen Blick auf alte Eltern bzw. ältere Familien zu und ergänzen so die bisherigen noch unzulänglich entwickelten bzw. etablierten Ansätze der Unterstützung (vgl. Kapitel 10).

Das Zusammenleben wird dabei nicht als ein stabiler Zustand verstanden, sondern als eine soziale Praxis, die unter sich verändernden komplexen Bedingungen stattfindet und zu der alle Beteiligten in unterschiedlicher Weise beitragen. Diese Arbeit porträtiert dabei nur die Sichtweisen und Deutungen der Elternteile, nicht die weiterer Familienmitglieder oder gar der Familie als System.

Biografietheoretischer Hintergrund

Erkenntnistheoretisch liegt dieser Arbeit die biografietheoretische Annahme zugrunde, dass *individuelles Handeln* und *gesellschaftliche Strukturen* in einem komplexen dialektischen Zusammenspiel Biografien ‚erzeugen‘ und die Biografie ihrerseits gleichzeitig als „generatives Regelsystem“ in modernen Gesellschaften ... *individuelles Handeln* strukturiert. [...] [Damit besitzt, L. O.] jedes Handeln ... eine *biographische Tiefendimension*“ (Dausien 1996, 4). Bezogen auf die vorliegende Arbeit bedeutet dies: Das Zusammenleben ist Ausdruck des Handelns, es verkörpert die gelebte Praxis. *Ziel ist es folglich, die biografischen Hintergründe dieser Praxis des Zusammenlebens zu rekonstruieren.*

In diesem Zusammenhang spielt das vielschichtige Konstrukt ‚Biografie‘ eine zentrale Rolle. Biografie wird in dieser Arbeit in ihren verschiedenen Bedeutungsfacetten relevant. Diese betreffen zum einen ihre Entstehung bzw. *Genese* und zum anderen die Möglichkeiten ihrer *Generierung*, die wiederum eng an die Strukturen der Genese gebunden sind:

Biografie als theoretisches Konzept über die Konstruktion individuellen Lebens

Die Genese von Biografien kann zunächst auf einem sehr abstrakten Niveau beschrieben werden. Biografie meint dann ein anspruchsvolles theoretisches Konzept über die Konstruktion

⁵ Mit dem Ablösepostulat verbunden ist der Vorwurf an Eltern, die Beeinträchtigung ihres Kindes nicht ‚angenommen‘ zu haben und darum die Ablösung, verkörpert durch einen Auszug des Kindes, verpasst zu haben.

individuellen Lebens in der Auseinandersetzung zwischen individuellem Erleben und gesellschaftlicher und kultureller Dimension (vgl. Miethe 2017, 21). Im Zentrum steht das komplexe Zusammenspiel aus biografischer Erfahrung, individueller Handlung und gesellschaftlicher Struktur zu einem bestimmten Gegenwärtigen, eingebunden jedoch in die biografische Zeitstruktur aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (vgl. Kruse 2000).

Biografie als konkreter historisch-empirischer Gegenstand

Deutlich konkreter lässt sich die Genese einer Biografie am Einzelfall nachzeichnen, also in Bezug auf ihren konkreten, historisch-empirischen Gegenstand. In diesem Zusammenhang kommt die zweite Bedeutungsfacetten des Biografiebegriffs zum Tragen: Es geht um die subjektiven und bedeutungsstrukturierten Konstruktionen des eigenen erlebten Lebens (vgl. Miethe 2017, 21). Der Prozess des Konstruierens von Lebensgeschichten, die soziale Praxis ihrer Herstellung und die Möglichkeiten, sie zu verwerfen und zu re-konstruieren, sind zentrale Bestandteile dieser Bedeutungsvariante (vgl. Dausien 1996, 4).

Biografie als methodologische Strategie

Der oben beschriebene Zusammenhang zwischen Subjekt und Gesellschaft, der wesentlich ist für die Genese von Biografien, hat Konsequenzen für ihre Generierung, die zum einen die sequenzielle Rekonstruktion von erlebtem Leben leisten muss und die zum anderen angehalten ist, die in den Erzählungen enthaltenen Selbstpräsentationsinteressen der Subjekte zu beachten. Biografie steht in diesem Zusammenhang daher auch für eine komplexe methodologische Strategie.

Ziel dieser Arbeit

Entsprechend dieser biografietheoretischen Grundlegung analysiert die vorliegende Arbeit die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den lebensgeschichtlichen (Re-)Konstruktionen und biografischen Gesamtansichten der hochaltrigen Elternteile. Die Ergebnisse werden schließlich in Beziehung gesetzt zum familiären Zusammenleben, dessen Bedeutung auf diese Weise lebensgeschichtlich begründet werden kann.

Dem Erkenntnisinteresse folgend sind die Erhebungs- und die Auswertungsmethode gewählt: Mit dem biografischen Interview nach Rosenthal (vgl. exemplarisch 2014) lassen sich Lebensgeschichten möglichst unbeeinflusst von Relevanzsystemen oder Erwartungen der Wissenschaftler*innen erheben (vgl. kritisch dazu 7.6), die biografische Fallrekonstruktion ermöglicht eine Auswertung, die durch die sequenzielle und hermeneutische Herangehensweise eine Analyse von erzählter und erlebter Lebensgeschichte erlaubt und so Einblick in biografische Strukturen gewährt.

Aufbau dieser Arbeit

Die theoretische Einführung in die Biografietheorie schafft die erkenntnistheoretische Grundlage dieser Arbeit und ist wesentlich für das Verständnis und die Nachvollziehbarkeit aller weiteren Ausführungen, Interpretationen und Bewertungen (Kapitel 2). Der Umfang und die Komplexität dieses Kapitels sind dem anspruchsvollen Konstrukt ‚Biografie‘ geschuldet. Auf die definitorische Annäherung (2.1) folgt die umfassende Analyse der Entstehungsprozesse von Biografie im dialektischen Verhältnis von Individuum und Gesellschaft (2.2). Für ein besseres Verständnis der Genese von Biografie werden die komplexen Zusammenhänge in einer Grafik verdeutlicht (ebd.). Eine biografietheoretische Grundlage erfordert neben einer Betrachtung der Genese von Biografie auch die Analyse ihrer Generierung (2.3). Hierzu wird das Verhältnis zwischen Ereignis, Erleben, Erinnern und Erzählen in seinen zeitlichen Aspekten diskutiert und

die vorher entwickelte Grafik erweitert. Das Kapitel abschließend wird eine Einordnung der Bedeutung der Biografie vor dem Hintergrund zunehmender gesellschaftlicher Freisetzungstendenzen (vgl. Beck 1986) vorgenommen (2.4).

Die Annäherung an den Personenkreis hochaltriger Eltern, die mit ihren beeinträchtigten Kindern zusammenleben (Kapitel 3), erfolgt über die Auseinandersetzung mit dem Familienbegriff (3.1), eine Einschätzung der Häufigkeit älterer Familien (3.2) und mit Hilfe der Darstellung des umfangreichen und häufig widersprüchlichen Forschungsstandes (3.3). Auf diese Weise findet eine Sensibilisierung statt, die einerseits eine Identifizierung über die geteilte Erfahrung von ‚Familie‘ ermöglicht, die aber andererseits Einblicke in die besonderen Herausforderungen der Familienentwicklung erlaubt. In diesem Zuge wird der Begriff der ‚Ablösung‘ kritisch diskutiert, der in Literatur und Praxis häufig verwendet wird, um die Prozesse zu beschreiben, die mit einem Auszug der erwachsenen Kinder initiiert werden (3.4). Diese konkret auf die interessierende Personengruppe bezogenen Forschungsergebnisse werden eingebettet in den aktuellen familiensoziologischen Ansatz des Doing Family, der ‚Familie‘ als eine aktive Herstellungsleistung konstruiert, zu der auch die Orientierung an einem individuell durchaus unterschiedlich gelagerten Familienbild gezählt werden kann (vgl. 3.5).

Das Kapitel ‚Wohnen und Zusammenleben‘ (Kapitel 4) legt die Basis für eine reflektierte Annäherung an das Phänomen des Zusammenlebens. Dabei ist ‚Zusammenleben‘ als eine subjektiv konnotierte Tätigkeit zu verstehen, die als solche nicht theoretisch gefasst werden, sondern eben nur in ihrer jeweiligen individuellen Bedeutung rekonstruiert werden kann. Um sich dem Begriff dennoch theoretisch anzunähern, wird in diesem Kapitel der Fokus auf den Begriff des ‚Wohnens‘ gelegt, der als wesentlicher Bestandteil des Zusammenlebens verstanden wird. Neben einer Definition des Wohnens (4.1), der Beschreibung seiner Funktionen (4.2) und der Darstellung des Zusammenhangs zum Sozialraum (4.3) steht auch der Aspekt des Wohnens als An eignungsleistung (4.4), also als Tätigkeit, im Fokus der Betrachtung.

Die interviewten Biografieträger*innen sind zum Zeitpunkt des Interviews deutlich über 70 bzw. über 80 Jahre alt und befinden sich damit in der Lebensphase des (hohen) Alters. Biografietheoretisch ist die jeweilige Lebensphase nicht unerheblich für die Rekonstruktion der Lebensgeschichte. Kapitel 5 nimmt diesen Aspekt auf und schildert die Aspekte des Alters (5.1) und Alterns (5.2) in Bezug auf Veränderungen (5.3) und aus einer entwicklungspsychologischen Perspektive (5.4). Die Besonderheiten des Alterns in Zusammenhang mit einer gesellschaftlichen Entwicklung, die das Individuum aus vorgegebenen Traditionen mehr und mehr freisetzt, werden abschließend in Abschnitt 5.5 diskutiert.

Auf der Grundlage dieser umfassenden Darstellungen wird in Kapitel 6 die forschungsleitende Fragestellung entwickelt.

Mit Bezug auf die erkenntnistheoretische Grundlage der Arbeit findet dann eine methodologische Einordnung der Forschungsfrage statt (7.1) und es wird dargelegt, wie das Forschungs sample entwickelt wurde (7.2). Darauf aufbauend werden die gewählte Erhebungsmethode des narrativen Interviews (vgl. exemplarisch Rosenthal 2014) sowie die biografische Fallrekonstruktion als Auswertungsmethode (ebd.) rezipiert (Kapitel 7.3 und 7.4), die in Teilen am Beispiel der durchgeführten Interviews konkretisiert wird. Dazu gehören auch die Reflexion sprachtheoretischer Grundlagen im Kontext der Erhebung der Daten sowie die Präsentation hilfreicher Werkzeuge zur Textanalyse (7.5). Der letzte Abschnitt dieses Kapitels diskutiert das biografische Interview als eine soziale Situation, an der auch die Interviewer*innen ko-konstruierend beteiligt sind (vgl. Breuer 2003), und setzt sich kritisch mit der Qualität des so erhobenen Materials auseinander (7.6).

Analog zum sequenziellen Vorgehen der Auswertung erfolgt auch die Darstellung der Ergebnisse.

Diese beginnt mit einer rein fallbezogenen Darstellung der rekonstruierten Lebensgeschichten und der intensiven Diskussion und Analyse der jeweils markanten biografischen Ereignisse (Kapitel 8), für deren Identifikation die Forschungsfragen aus Kapitel 6 ausschlaggebend sind. Hierzu wurden drei der insgesamt fünf geführten biografischen Interviews als umfassend porträtierte Fälle ausgewählt, entsprechend den Maximen des minimalen und kontrastiven Vergleichs. Ergänzend wird, ebenfalls entsprechend der Auswertungsmethode, die zwischen erzählter und erlebter Lebensgeschichte unterscheidet, das jeweilige Präsentationsinteresse der Biografieträger*innen und der Einfluss auf das Erzählen diskutiert. Diese Kombination aus der Rekonstruktion der erlebten Geschichte einerseits und dem Präsentationsinteresse andererseits liefert wertvolle Einsichten in die biografische Gesamtstruktur des Falles.

An die Fallrekonstruktion schließt sich ein fallübergreifender Vergleich der strukturell in allen drei Interviews nachweisbaren Schwerpunkte an, die die Rekonstruktion der Biografie organisieren (Kapitel 9).

Abschließend werden die umfangreichen und komplexen Ergebnisse der Fallanalysen und Fallvergleiche mit Blick auf die Fragestellungen fallbezogen pointiert zusammengefasst. Darüber hinaus werden Empfehlungen formuliert, die dazu beitragen sollen, ältere Familien, ihre Lebensleistungen und ihre Bedarfe innerhalb der Gesellschaft sichtbar zu machen und die Teilhabechancen aller Familienmitglieder zu erhöhen (Kapitel 10).

2 Biografie: Genese, Generierung und Bedeutung

Das familiäre Zusammenleben hochaltriger Eltern(teile) mit ihren beeinträchtigten erwachsenen Kindern steht mit seiner lebensgeschichtlichen Bedeutung im Mittelpunkt des Interesses dieser Arbeit. Um diese lebensgeschichtliche Bedeutung interpretieren zu können, ist es notwendig, das Phänomen ins Verhältnis zur Biografie zu setzen, also die lebensgeschichtliche Genese des familiären Zusammenlebens zu rekonstruieren.

Grundlegend für die Anlage dieser Arbeit ist der Gedanke, „dass man eine ‚Biographie‘ ... nicht einfach ‚hat‘, sondern sie immer erst interaktiv ‚herstellt‘“ (Dausien & Kelle 2005, 207): Biografien

„werden von konkreten Subjekten in konkreten Situationen konstruiert und re-konstruiert, sie bedürfen bestimmter Anlässe, haben bestimmte individuelle und kollektive Funktionen, orientieren sich... an normativen Vorgaben, ohne sie abbildhaft zu reproduzieren, und sie verwenden verschiedene Medien der Konstruktion.“ (Dausien 1996, 4)

Dieses Zitat weist deutlich über den in der Umgangssprache mittlerweile fest verankerten und gebräuchlichen Begriff der Biografie hinaus (vgl. Miethe 2017, 11). Biografie steht stellvertretend

- einerseits für ein theoretisches Konstrukt „im Spannungsverhältnis von Struktur und Handeln“ (Dausien 1996, 3), in dem sich „subjektive und bedeutungsstrukturierte Konstruktionen des individuellen Lebens ... zwischen individuellem Erleben und gesellschaftlichen und kulturellen Dimensionen herausbilden“ (Miethe 2017, 21);
- andererseits für einen konkreten historisch-empirischen Gegenstand, also die jeweils individuelle Lebensgeschichte, die untersucht wird und in der sich eben dieses theoretische Konstrukt konkretisiert: Eine Beschreibung des theoretischen Konstrukts ist nur durch die Analyse der „Praxis der lebendigen Individuen“ (Dausien 1996, 7) möglich, in denen sie empirisch sichtbar werden.

Biografie ist, quasi in Verlängerung der ersten beiden Punkte, an eine komplexe methodologische Strategie gebunden, durch die sie erst empirisch rekonstruierbar wird (vgl. Siouti 2018; Dausien 2010).

Wenn in dieser Arbeit also das Phänomen des langen Zusammenlebens mit beeinträchtigten erwachsenen Kindern lebensgeschichtlich analysiert werden soll, ist es vorab notwendig, die anspruchsvolle Theorie zu erläutern, die sich hinter der Idee verbirgt, dass konkrete, historisch, regional und sozial bestimmte Ausschnitte sozialer Wirklichkeit bestimmte Formen eines ‚Doing Biography‘ produzieren (vgl. Dausien 1996, 3).

Um diesem Anspruch gerecht zu werden, wird zunächst eine noch sehr allgemeine Begriffsbestimmung von ‚Biografie‘ vorgenommen (2.1). Daran schließt sich im Sinne der Genese von Biografien die Analyse der prozesshaften Entstehung von Biografie an. Diese ist für das Verständnis der späteren sequenziellen Auswertung von Lebensgeschichten von Bedeutung. Eine Grafik illustriert abschließend die Erläuterungen rund um die prozesshafte Entstehung von Biografien (2.2).

Die Generierung von Biografien wird in Kapitel 2.3 in den Fokus genommen. Dies ist nicht ohne Bezugnahme auf die theoretischen Ausführungen zu ihrer Genese möglich, verkörpert doch das Moment der Erhebung einer Biografie auch eine erneute Genese. Im Zentrum stehen hier die verschiedenen Zeit- und Strukturebenen, die bei der Erhebung eine Rolle spielen. Diese

Ausführungen werden zudem im Kontext der Erhebungsmethode und der Frage um die ‚Wahrheit‘ in den erhobenen Daten relevant (vgl. dazu 7.6).

Biografie erfährt unter der Perspektive des von Beck (1986) als „reflexive Modernisierung“ bezeichneten Vergesellschaftungsmodus eine Aufwertung. In diesem Zusammenhang ist Biografie mit einer bestimmten Konnotation verbunden, die in Bezug auf subjektives Erleben und Handeln als wirkmächtig angenommen werden kann. Da dies auch im Kontext älterer Familien von Bedeutung ist, wird Biografie in dieser Bedeutungsvariante unter 2.4 noch einmal eingehend analysiert. Zum Verständnis und zur besseren Orientierung befindet sich im Anhang ein Glossar der wichtigsten Begriffe rund um die theoretische Auseinandersetzung mit dem Konstrukt ‚Biografie‘.

2.1 Biografie – eine Begriffsbestimmung

Die Bezeichnung ‚Biografie‘ hat sich zu einem „Alltagsbegriff“ (Dausien 2000, 100) entwickelt und ist, wie auch der Begriff des Lebenslaufs, im „privaten und professionellen Sprachgebrauch“ (Miethe 2017, 11) verankert: „Umgangssprachlich werden diese Begriffe häufig synonym gebraucht“ (ebd.). Vor diesem Hintergrund mag eine Definition von ‚Biografie‘ auf den ersten Blick einfach erscheinen: Schnell wird die Biografie mit dem Fokus auf den Lebenslauf als eine Strecke verstanden, die es hinter sich zu bringen gilt, in einer bestimmten Zeit und mit möglichst viel Erfolg. Stärker am Begriff der *Lebensgeschichte* orientiert ist die Vorstellung einer Biografie als Weg mit verschiedenen Kreuzungen, die Möglichkeiten versprechen und Risiken bergen (vgl. Bourdieu 2000, 51). Während die Gleichsetzung von Biografie und Lebenslauf deutlich zu kurz greift, stecken in der Übersetzung von Biografie als Lebensgeschichte bereits die theoretisch wesentlichen und komplexen Fragen, die weit über den alltagssprachlichen Gebrauch hinausweisen, zum Beispiel: Welche Erfahrungen gehen in die Lebensgeschichte ein, welche nicht und nach welchen Kriterien wird eine solche Bedeutungszuweisung vorgenommen (vgl. Miethe 2017, 13f)? Wie entwickelt sich eine Lebensgeschichte, wie gestaltet sie sich im Zusammenspiel aus den von außen wirkenden Ereignissen⁶ und der inneren Verarbeitung durch das Subjekt?

Zum besseren Verständnis erfolgt eine erste begriffliche Annäherung bewusst über die Abgrenzung zum Begriff des Lebenslaufes, um den Unterschied zu diesem verwandten Konzept zu verdeutlichen: Lebenslauf und Lebensgeschichte können „als zwei unterschiedliche[...] Sichtweisen und Gestaltungsprinzipien biografischer Prozesse“ (Lindmeier 2013, 14) bewertet werden: „das Leben erscheint in Lebensläufen als konzipiert im Hinblick auf gesellschaftlich vorgezeichnete und gewünschte Laufbahnen, Rollen und Leistungen“ (Schulze 1993, 189).

Der Lebenslauf präsentiert die Außenseite des Lebens (vgl. Lindmeier 2013, 14), und zwar in einer möglichst objektiv beschriebenen Art und Weise (vgl. Kruse 2000, I/93). Lebensläufe, wie sie zum Beispiel mit dem Formulieren von Bewerbungen assoziiert werden, machen die chronologische Reihenfolge gesellschaftlich erwartbarer Statuspassagen unterschiedlicher Menschen miteinander vergleichbar. Kommen dann noch Bewertungskriterien hinzu, ist es sogar möglich, Lebensläufe in eine Rangfolge bezogen auf ihren definierten Erfolg zu bringen.

Ganz im Gegensatz dazu steht der Begriff der Lebensgeschichte, die hier auch als ‚Biografie‘ übersetzt werden kann⁷: Sie ist als das „am Subjekt orientierte Pendant zum am Kollektiv ori-

6 Ereignisse sind in ihrer Struktur untrennbar verbunden mit der subjektiven Art der Zuwendung zu den Ereignissen, sie wirken damit nicht eindimensional und objektiv ‚von außen nach innen‘, sondern sind in ihrer Wirkung und Entfaltung (u. a.) vom Wirklichkeit verarbeitenden Subjekt beeinflusst (siehe vertiefend Abschnitt 2.3).

7 Biografie und Lebensgeschichte werden im Folgenden synonym im Sinne der hier vorgenommenen Definition von Biografie verwendet.

entierten Konzept des Lebenslaufs“ (Küsters 2009, 29) zu verstehen. Die Biografie beschreibt den „Lebenslauf in *seinen subjektiv bedeutsamen Aspekten*“ (Kruse 2000, I/93, Herv. i. O.), fragt also nach der „Innenseite“ (Lindmeier 2013, 13), nach dem, „was der oder die Erzählende – sei es schriftlich oder mündlich – subjektiv zu seiner oder ihrer Lebensgeschichte macht“ (ebd.). Mieth (2017) verwendet den Begriff der „Bedeutungsstrukturiertheit“ (13) und verweist damit zusätzlich auf die ordnende Funktion der subjektiven Bedeutung von Erfahrungen. Die Dokumentation einer Biografie ist nicht in Form eines vorgegebenen Rasters, wie sie etwa für die tabellarische Darstellung von Lebensläufen bereitgestellt werden, möglich, sondern erfordert die persönliche Rekonstruktion der Lebensgeschichte eines Menschen:

„In Lebensgeschichten ist nicht nur von Erfolgen oder aktenkundigen Mißerfolgen, sondern auch von mißglückten Versuchen, Demütigungen, Enttäuschungen, Krisen, Zweifeln und Verzweigungen die Rede und von mühsamen Versuchen, sie dennoch zum Guten zu wenden, sie in Gewinn zu verwandeln und sei es nur der Gewinn der Einsicht. In Lebensläufen scheinen Laufbahnen und Rollen normiert und zugleich isoliert, als voneinander unabhängig. In Lebensgeschichten dagegen kreuzen, verbinden oder reiben sie sich aneinander. In Lebensgeschichten wird deutlich, daß Laufbahnen nicht gradlinig verlaufen, sondern in Wendungen und Biegungen, mit Brüchen, Unterbrechungen, vergeblichen Anläufen und Rückschlägen und gegen innere oder äußere Widerstände und daß die endlich eingeschlagene Laufbahn nicht immer die erste Wahl war.“ (Schulze 1993, 190)

Schulze konkretisiert in seiner Definition das Verhältnis zwischen Lebenslauf und Lebensgeschichte bzw. Biografie und macht deutlich, dass es sich um ein potenziell spannungsgeladenes Verhältnis handelt. Auch Mader nimmt mit seiner Definition zunächst eine Abgrenzung von Lebenslauf vor und weist auf die Unterscheidung zwischen einem ‚Innen‘ und ‚Außen‘ hin:

„Mit dem Begriff ‚Biographie‘ soll hier im engeren Sinn im Unterschied zum Lebenslauf (life-course) eines Menschen die subjektive Geschichte gemeint sein, die jemand für sich und andere zu den objektiven Erfahrungsschichten seines Lebenslaufs und seiner Generationenlage gefunden hat und ständig neu erfindet.“ (Mader 1995, 27)

Er erweitert seine Definition aber noch um weitere wesentliche Punkte (vgl. ebd.):

- Lebensgeschichten sind nicht nur wichtige Konstrukte für Biografieträger*innen, sondern auch im Kontakt zur sozialen Umwelt von Bedeutung. Dieser soziale Aspekt wird im Kontext von Lebenskrisen bzw. Verwandlungen mit Blick auf sogenannte signifikante Dritte relevant.
- Daneben ist die Fähigkeit, Lebensgeschichten zu *erzählen*, spätestens seit der reflexiven Modernisierung zu einer wichtigen Ressource geworden, wie in Abschnitt 2.4 noch zu zeigen sein wird.
- Darüber hinaus sind Biografien von einer Generationengebundenheit geprägt. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Generation erfordert eine jeweils andere Arbeit an der Biografie (vgl. 2.3). Mieth (2017) erweitert dies um die Begriffe der „Geschichte“ (19) und „historische Großereignisse“ (ebd., 20), betont mit Blick auf den Einfluss ebendieser aber explizit die Wechselwirkungen mit dem jeweiligen Alter, der Region, in der Geschichte erlebt wurde, dem Geschlecht sowie der sozialen, ethnischen und religiösen Herkunft. Darüber hinaus warnt sie vor der Annahme, dass historische Großereignisse zwingend bedeutungsstrukturierend Eingang in die Lebensgeschichte finden (vgl. ebd.).
- Und: eine Biografie ist kein festes, stabiles Konstrukt, sondern ist (in Grenzen) flexibel gestaltbar, sie kann re-konstruiert werden (Emergenzdimension, Verwandlungen).

Die von Mader eingeführten Aspekte illustrieren, dass der Biografiebegriff von deutlich größerer Komplexität geprägt ist, als die einfachen Übersetzungen als ‚Lebensgeschichte‘ oder ‚Lebenslauf‘ es vermuten lassen.

2.2 Die Genese von Biografien

Betrachtet man die Ausführungen zum Biografiebegriff, so wird deutlich, dass Biografie nicht einfach ‚ist‘, sondern aktiv hergestellt wird und somit die Zuwendung der Biografieträger*innen zur Lebensgeschichte erfordert. Ausschlaggebend hier sind Erfahrungen, die ein jedes Leben strukturieren und die einen zeitlichen Horizont durch ein ‚davor‘ und ‚danach‘ ermöglichen. In diesem Zusammenhang definiert Kruse (2000) sogenannte Zeithorizonte konstruierende „Knoten“ (I/93) als die wesentlichen Merkmale von Biografien. Rosenthal verwendet in diesem Zusammenhang den Ausdruck „Wendepunkte“ (Rosenthal 1995, 134). Beide verweisen damit auf die Charakterisierung von Biografien durch „zeitliche Markierungen, um die andere Ereignisse und Entwicklungen gruppiert werden; bei deren zeitlicher Lokalisation wird Bezug auf die Knoten genommen“ (Kruse 2000, I/93). Dies können verschiedene Knotenpunkte sein: Das Ende der Schulzeit, der Wechsel des Arbeitgebers oder der Tätigkeit, die Rente, neue Partner*innen, die Geburt eines Kindes, eine Reise, aber auch eine schwere Krankheit oder der Tod eines nahestehenden Menschen haben beispielsweise das Potenzial, wichtige Zäsuren in der Lebensgeschichte zu werden. Was tatsächlich vom Subjekt als Knotenpunkt erlebt wird, ist abhängig davon, wie sehr die biografische Prozessstruktur irritiert und verunsichert wird.

Diese Markierungen deuten auf eine intensive subjektive Auseinandersetzung mit den Erlebnissen bzw. Erfahrungen der jeweiligen Zeit hin. Anders als Kruses Beschreibung dieser Markierungen als Knoten verweist Rosenthal mit der Bezeichnung ‚Wendepunkte‘ deutlicher auf das Potenzial dieser biografisch relevanten Einschnitte, lebensgeschichtliche Kontinuität zu unterbrechen (vgl. Kapitel 2.2.3). Auch Alheit betont den Zeitaspekt der Biografie als charakteristisches Merkmal, mit dem sich Biografie beispielsweise vom verwandten Konzept der Identität abgrenzt (vgl. Alheit 1993, 390)⁸. Rosenthal beschäftigt sich intensiv mit diesen ‚biografischen Wendepunkten‘ (vgl. Rosenthal 1995, 134ff) und unterscheidet (a) entwicklungspsychologisch relevante Wendepunkte, (b) Statusübergänge, gemeint sind sozial typisierte Wendepunkte wie zum Beispiel Veränderungen auf der Ebene der Ausbildung, des Berufs oder des Familienstandes, und (c) Interpretationspunkte, genauer: „als tiefe Einschnitte erlebte Wendepunkte“ (ebd., 134).

In diesen potenziellen Ereignissen steckt der Hinweis auf ein komplexes Wechselspiel von Struktur und Handlung, also von einem von einer bestimmten Ordnung geprägten Pol (grob umrissen als ‚die Gesellschaft‘) und einem ‚Gegenpol‘, der sich innerhalb dieser Ordnung bewegt (das Subjekt). Das als ‚Gegenpol‘ bezeichnete Subjekt ist selbst bereits in einer bestimmten Weise durch biografische Erfahrung ‚geformt‘, genauer gesagt: Das biografische Erfahrungswissen hat eine bestimmte Struktur.

Das gleichzeitige Wechselspiel aus (gesellschaftlich vorgegebener) Struktur und (individueller) Handlung ist wesentlich komplexer, als es diese einfache Gegenüberstellung vermuten lässt. Es vollzieht sich konkret in den drei Bestandteilen *Erfahrung, Handlung und Struktur*, die die *Dialektik des biografischen Codes, der biografischen Prozessstruktur* symbolisieren (vgl.

8 Alheit hält statische Konzepte von Identität für überholt und argumentiert: „Wenn Identität gerade auch mit Rücksicht auf biographische Brüche immer wieder neu hergestellt werden muss, dann ist sie ein Resultat ‚biographischer Arbeit‘, eine Art ‚Selbstbildungsprozess‘, der zunehmend den Individuen spätmoderner Gesellschaften zugemutet und auferlegt wird“ (Alheit 2010, 231).

Alheit 1993)⁹. Diese Prozessstruktur vollzieht sich über die gesamte Lebenszeit, sie ist damit konstituierend für die Biografie. Die einzelnen Elemente Erfahrung, Handlung und Struktur werden im Folgenden – entgegen ihrer dialektischen Wirkung – getrennt voneinander beschrieben. Diese Vereinfachung der gleichzeitigen Wirkungsweise der Komponenten dient dem besseren Verständnis.

2.2.1 Die Biografie konstituierende Dialektik aus Erfahrung, Handlung und Struktur

Erfahrung ist wesentlich für das Handeln, sie bildet die Wissensgrundlage, die für weitere Handlungen notwendig ist. Erfahrungen formen den Handlungsimpuls, sind also wesentlich für das Handeln. Daneben sind Erfahrungen nicht ohne Handlung möglich: Erfahrungen werden nicht passiv gesammelt, sondern erst im konkreten *Handeln*. Erfahrung ist damit biografisches Wissen und in diesem Sinne eine Produktion in Interaktion (Handlung) mit der Umwelt (Struktur) (vgl. Hoerning 1989, 153). Diese Interaktion ist nur durch eine Verschränkung der verschiedenen Zeitebenen möglich: Das biografische Wissen entwickelt sich aus vergangenen Erfahrungen, die in der Interaktion mit der Umwelt gesammelt wurden. Gleichzeitig entwickelt sich aus diesen Erfahrungen heraus auch eine Haltung zur Zukunft. *Zukunftserwartungen* fließen also ebenso wie Erfahrungswissen aus der Vergangenheit in Handlungsimpulse mit ein und beeinflussen damit wiederum die Interaktion.

Dieses Beziehungsgeflecht impliziert auch, dass nicht jede Erfahrung jedem Menschen offensteht, „unsere konkrete Biographie begrenzt räumlich und zeitlich das tatsächlich akkumulierte Erfahrungswissen“ (Alheit 1993, 350).

Mit der *Handlung* ist eine mit einer bestimmten Absicht verbundene Aktivität des Individuums gemeint (vgl. Alheit 1993, 351). Diese ‚Absicht‘ konkretisiert Kohli als ‚teleologische‘ Ausrichtung, als Orientierung an einem „bestimmten biographischen Fluchtpunkt... (das verwirklichte Selbst, die entfaltete Lebensstruktur)“ (Kohli 1988, 40). Diese Orientierung an der Zukunft ist nur durch die Erfahrung möglich, sie bildet die Grundlage für das Handeln. Erfahrungen werden damit zu einer Handlungsressource: In ihnen drückt sich biografisches Wissen aus, das sich in der Auseinandersetzung mit dem konkret erfahrenen Zusammenspiel aus Handlung und Struktur entwickelt hat. Dieses Erfahrungswissen kann von nun an „zur ‚Konstruktion‘ des zukünftigen biographischen Projekts verwendet werden“ (Hoerning 1989, 153).

Erfahrungen, die auf der Grundlage biografischen Wissens gesammelt werden, können diese biografische Wissensgrundlage sichern, sofern sie dieses bestätigen, sich die Erfahrungen also problemlos in das vorhandene Wissenskonstrukt einordnen lassen. Sind die neuen Erfahrungen aber nicht anschlussfähig an Erfahrungsressourcen, kommt es zu einer Irritation, die eine Revision des biografischen Wissens erforderlich macht. Es muss also eine Arbeitsleistung erbracht werden, die alte und neue Erfahrungen abgleicht und zu einem neuen biografischen Wissen transformiert. Dabei ist davon allerdings nicht das gesamte biografische Wissen betroffen, sondern in der Regel nur einzelne Bestandteile (vgl. Alheit 1993, 350). Dennoch muss mit dem Verweis auf Lebenskrisen und Verwandlungen (vgl. 2.2.3) betont werden, dass es durchaus Situationen gibt, in denen wesentliche Bestandteile des biografischen Wissens erschüttert werden und eine aufwendige Transformation notwendig wird.

9 Der Begriff ‚Struktur‘ bezieht sich zum einen auf eine allgemeine gesellschaftliche Struktur, das Wechselspiel zwischen Subjekt und Gesellschaft betreffend. Zum anderen wird der Begriff der Struktur hier konkretisiert, um dieses Wechselspiel zu beschreiben als die je individuelle und situative Dialektik, die den biografischen Code, die biografische Prozessstruktur hervorbringt und entwickelt (Verhältnis zwischen Handlung und Struktur). Diese Erläuterung dient der Klärung der doppelten Verwendung des Begriffs, der in dieser Doppelfunktion auch von Alheit (z. B. 1993) verwendet wird.

Die *Struktur* stellt ihrerseits ein weiteres zentrales Element für das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft dar. Zwar erfordert eine Handlung auch biografisches Erfahrungswissen, gleichzeitig ist ein Handeln aber auch nur möglich, wenn das Subjekt sich auf eine „hinter dem konkreten Fall operierende[...] *Struktur*“ (Alheit 1993, 351; Herv.i.O.) verlassen kann, verstanden als gesellschaftliche Regeln, die hinter dem konkreten Fall greifen und das Miteinander koordinieren: Da jede Handlung eine Fülle potenzieller ‚Sinnüberschüsse‘ (vgl. ebd., 351f) enthält, ist intentionales Handeln auf gesellschaftliche Regeln angewiesen, die eine Handlung in ihrem Zusammenhang auch für andere Subjekte lesbar und verständlich machen. Andernfalls würde Handeln unweigerlich ins gesellschaftliche Chaos führen. Missverständnisse werden damit zwar nicht vollständig verhindert, aber durch den organisierenden Rahmen deutlich reduziert. Diese ordnende Struktur wird im menschlichen Miteinander entwickelt, sie wächst aus dem aktiven Handeln heraus, wird bekräftigt, angepasst oder verworfen. Dennoch gibt es Situationen oder längere Lebensphasen, in denen Subjekte die Erfahrung sammeln, dass ihr Handeln nicht mehr die intendierten Wirkungen entfaltet, wodurch das biografische Selbstverständnis in ein Ungleichgewicht gerät (vgl. Schütze 1983a) (vgl. 2.2.3). Alheit (1993) geht davon aus, dass in den entscheidenden Momenten, in denen Subjekte aktiv handelnd ihre biografische Zukunft beeinflussen, die Reichweite der strukturellen Bedingungen, die damit verbunden sind, über die jeweiligen Handlungsrahmen hinausgeht (vgl. 352). Die so wirksame Struktur beschreibt er auch als die „Grammatik biographischen Handelns“ (ebd.). Von dieser Grammatik kann sich die einzelne Handlung zwar weit entfernen, allerdings bleibt sie weiter wirksam und wird mit zunehmender Abweichung nur umso deutlicher.

Bis hierher wurde der dialektische Prozess der Konstruktion eines biografischen Codes analysiert. Dieser Code ermöglicht dem Subjekt die Einschätzung von Ereignissen und zeigt situativ und subjektiv angemessene bzw. logische Aktions- bzw. Handlungsmöglichkeiten auf. Mit diesen verändern die Subjekte die Situationen, ko-produzieren sie also. Diese situativ sehr unterschiedlich gestalteten Prozesse werden lebensgeschichtlich in Form von Erfahrungswissen verankert und weiterentwickelt.

Schon aus diesem Blickwinkel betrachtet wird deutlich, dass Biografien bzw. biografische Prozessstrukturen *Konstruktionen* sind. Wesentlich greifbarer wird dies im Kontext der Analyse einer konkreten Prozessstruktur, denn nur am empirischen Beispiel ist es möglich, eine solche zu re-konstruieren. Eine konkrete Biografie muss zunächst erhoben werden, das heißt, ein Subjekt muss Auskunft über seine Lebensgeschichte (oder einen Abschnitt daraus) geben. Hier findet auf einer sehr konkreten Ebene die interaktive Herstellung von Biografie statt und mit Blick auf die jeweiligen Begleitumstände (wer fragt nach der Lebensgeschichte, in welchem Kontext wird nach ihr gefragt, in welcher Lebenssituation geben Biografieträger*innen Auskunft und unter welchen konkreten Bedingungen findet die Erzählung statt?) werden Aspekte eines ‚Doing Biography‘ greifbar:

„Die These des interaktiven ‚doing biography‘ fordert dazu auf, die Analyse biographischer Konstruktionsprozesse systematisch in ihrer sozialen Dimension auszubuchstabieren und dabei interaktive Kontexte ebenso einzubeziehen wie längerfristige Prozesse der sozialen ‚Ko-Konstruktion‘ und Vernetzung von Lebensgeschichten.“ (Dausien & Kelle 2005, 206)¹⁰

10 Wie noch gezeigt werden wird, analysiert die Biografieforschung längerfristige Prozesse der Erfahrungsbildung und Sinnkonstruktion aus der Perspektive der Beziehungen zwischen Erfahrung und Erzählung (vgl. 2.3). Auch situative Aspekte der konkreten Erhebungssituation, die ein ‚Doing Biography‘ beeinflussen, werden beachtet, wenn auch möglicherweise noch zu wenig (vgl. 7.6). Eine Rekonstruktion der biografischen Prozessstruktur im Kontext verschiedener Interaktionsprozesse ist aber nicht möglich. Kelle & Dausien (2005) arbeiten in diesem Zusammenhang heraus, wie die ethnografische Forschung den Aspekt der interaktiven Herstellung von Biografien bereichern kann, indem sie einen anderen Ausschnitt des Konstruktionsprozesses von Biografie in den Fokus nimmt (vgl. Kelle & Dausien 2005, 208).

Die Auseinandersetzung mit der Dialektik von Biografien reflektiert also sowohl die Struktur Aspekte der Biografie, also ihre Rahmung, als auch ihr Entwicklungs- bzw. Veränderungspotenzial innerhalb dieses Rahmens, ihre „*Emergenzdimension*“ (Alheit 1993, 353, Herv. i. O.). Subjekte sind folglich nicht einseitig einer strukturgebenden Gesellschaft ausgesetzt, sondern gestalten die Verarbeitung der von der Struktur ausgehenden Eindrücke selbstreferenziell mit. Dieses besondere Potenzial wird im folgenden Abschnitt näher erläutert.

2.2.2 Die generative Struktur und Emergenz von Biografien

Aus der Dialektik der beschriebenen Elemente Subjekt und Gesellschaft resultiert die von Alheit beschriebene „Emergenz“ (u. a. Alheit 2010, 226) von Biografien, also ihr Veränderungspotenzial. Diese bleibt nicht auf sich selbst bezogen, sondern ist, aufgrund ihrer untrennbaren Verbindung zur Gesellschaft, auch gerichtet auf die sie umgebenden Strukturen (Biografizität). Auf diese Weise können Handlungen „gestaltend auf soziale Konzepte zurückwirken“ (Alheit 1993, 400). Die Beziehung zwischen Struktur und Emergenz entwickelt sich in einem Wechselspiel aus Erfahrung, Handlung und Struktur, das nicht als ein geordnetes Nacheinander zu verstehen ist, sondern als ein mehr oder weniger ständig und gleichzeitig verlaufender Kreisprozess der gegenseitigen Beeinflussung (vgl. 2.2.1).

„Biographien lassen sich damit einerseits als sequentielle *Ordnungen* gesellschaftlich vorgegebener ‚Muster‘ deuten, die nicht beliebig verändert werden können. Hier liegt der Strukturaspekt des Biographischen. [...] Andererseits lassen sich Biographien nicht erfassen, wenn die Emergenzdimension ignoriert wird, das Eigensinnige, Individuelle im biographischen Prozeß.“ (Alheit 1993, 352f; Herv. i. O.)

Dausien (1996) verwendet dafür die griffige Formel des ‚biographiekonstruierenden Individuums‘ und der ‚biographiestrukturierenden Gesellschaft‘ (567). Das von der Emergenz der Biografie ausgehende Potenzial, auf gesellschaftliche Strukturen zurückzuwirken, diese zu beeinflussen und zu verändern, definiert Alheit als „Biographizität“ (u. a. Alheit 1993, 400) (vgl. Abschnitt 2.4) und bezeichnet dies als eine „Schlüsselqualifikation‘ moderner Existenz“ (Alheit 2006, 25):

„Biographizität bedeutet, daß wir unser Leben in den Kontexten, in denen wir es verbringen (müssen), immer wieder neu auslegen können, und daß wir diese Kontexte ihrerseits als ‚bildbar‘ und gestaltbar erfahren. Wir haben in unserer Biographie nicht alle denkbaren Chancen, aber im Rahmen der uns strukturell gesetzten Grenzen stehen uns beträchtliche Möglichkeitsräume offen. Es kommt darauf an, die ‚Sinnüberschüsse‘ unseres biographischen Wissens zu entziffern und das heißt: die Potentialität *unseres ungelebten* Lebens wahrzunehmen.“ (Alheit 1993, 400f, Herv. i. O.)

Dabei stellen diese Emergenzen keine spontanen und jederzeit möglichen Aktivitäten von Individuen dar, sondern sie sind ebenfalls in Handlungs- und Entwicklungskontexte eingebunden und somit gerahmt (vgl. Alheit 1993, 349). In diesem Zusammenhang muss die Unterscheidung zwischen Emergenz und Biografizität als die Unterscheidung zwischen Veränderungen rein ‚intra-biografischer‘ Natur einerseits und Veränderungen in Bezug auf gesellschaftliche Strukturen andererseits als eine rein analytische Trennung gewertet werden. Aus dialektischer Perspektive können sich derart isolierte Veränderungen nicht vollziehen.

Zur Emergenz von Biografien kommt es durch Diskrepanzerfahrungen, wenn Erfahrungen sich nicht in bestehende biografische Wissenskonzepte integrieren lassen und „biografische Arbeit“ (Fischer-Rosenthal 1995, 52) erfordern. Die Wechselwirkung zwischen den Ebenen Subjekt und Gesellschaft, Handlung und Struktur ist folglich nicht immer harmonisch, es „besteht eine dialektische Spannung, die Subjektivität überhaupt erst ermöglicht“ (Alheit 1993, 353). Emergenzen,

die Ausdruck dieser Subjektivität sind, sind an die konkrete Erfahrung im konkreten Handlungs- bzw. Strukturraum gebunden: Es stehen also nicht jedem Menschen prinzipiell und immer alle Möglichkeiten offen. „Aber im Rahmen eines begrenzten Modalisierungspotentials haben wir mehr Chancen, als wir jemals realisieren werden. Unsere Biographie enthält deshalb ein beträchtliches Potential an ‚ungelebtem Leben‘ (Victor von Weizsäcker)“ (Alheit 1993, 398).

Autor*innen wie Schütze und Rosenthal haben eindrücklich nachgewiesen, zu welchen Veränderungen Individuen selbst in den schwierigsten und verfahrensten Lebenssituationen fähig sind, Stichworte hier sind ‚Lebenskrisen‘ und ‚(Ver-)Wandlungen‘ (vgl. Rosenthal 1987) (vgl. 2.2.1): Während einer Lebenskrise kommt es zu „Stockungen der lebensweltlichen Idealisierungen des ‚Ich kann immer wieder‘ und ‚Es geht weiter wie bisher‘ (HUSSERL 1928, Par.74:167)“ (Rosenthal 1987, 33). Die (Ver-)Wandlung führt zu einer „Neustrukturierung von Altem und Neuem“ (Rosenthal 1987, 29). Dabei ist der konkrete Ausgang der Veränderung nicht absehbar, eine Analyse biografischer Strukturen kann nicht zur korrekten Vorhersage künftigen Erlebens und Verhaltens führen. Kruse bezeichnet dies als „biographischen Determinismus“ (Kruse 2000, I/96) und verweist auf die Ergebnisse von Lehr, die die prinzipielle Möglichkeit des Individuums belegen, zu überraschen und sich für ein ‚Anderssein‘ zu entscheiden (vgl. Lehr 1987).

„Aus der Vergangenheit können keine direkten Linien gezogen werden, die künftiges Handeln festlegen. Die VERGANGENHEIT bildet allenfalls einen Rahmen, der mögliche Entwicklungen offenlässt und auch überschritten werden kann.“ (Hildenbrand 2011, 94)

Diese Prozesse der Entwicklung und Veränderung werden im folgenden Abschnitt vertieft.

2.2.3 Krisen und (Ver-)Wandlungen

Biografien, dies wurde eingangs schon erwähnt, sind keine quantitativen Aufschichtungen von Erfahrungen, sondern sie bilden sich durch die Orientierung an ‚Wendepunkten‘ (vgl. Rosenthal 1995, 134), die Beleg für „qualitative Sprünge, Brüche, überraschende Neuansätze, Momente von Emergenz und Autonomie“ (Alheit 1993, 353) sind. Allen diesen Punkten gemeinsam ist die vorausgehende Einsicht, dass eine neue Erfahrung nicht decodierbar ist mit dem bereits vorhandenen Wissen, dass die Erfahrung folglich auch nicht anschlussfähig ist und dass bisherige Praxen der Integration bzw. Transformation nicht ausreichen. Dies hat Krisen zur Folge, wobei Krise zunächst einmal nur verstanden werden soll als „Ort..., an dem Ereignisse und Strukturen aufeinandertreffen und für Bewegung sorgen“ (Hildenbrand 2011, 93). Diese Definition hat den Vorteil, dass sie noch keine Aussagen über die inhaltliche Bedeutung der Krise macht, also ob es sich beispielsweise mit den Worten von Schütze um „Fall- bzw. Steigkurven“ (Schütze 1983a, 90) handelt. Die Deutungshoheit über die subjektive Qualität der Krise bleibt beim Subjekt bzw. muss noch gar nicht formuliert werden. Es ist die (innere) Bewegung, die von Bedeutung ist und die durch das Aufeinandertreffen von Struktur und Handeln angetrieben wird.

Hildenbrand geht davon aus, „dass Entwicklung vorrangig in Krisen erfolgt“ (Hildenbrand 2011, 94), und begründet dies mit dem Verweis auf wesentliche Entwicklungstheorien (Erikson, Mead und Piaget) als dem Charakter nach Krisentheorien. Grundsätzlich wird das Potenzial, das von Krisen ausgeht, von der Biografieforschung bestätigt: „Die Krise birgt ... Chancen der Transformation“ (Rosenthal 1987, 33). Der Beitrag psychologischer Entwicklungstheorien zum Biografiekonzept (siehe 5.4), genauer, ihre Vorhersagekraft für Krisen wird jedoch kontrovers diskutiert: Die Mehrheit

„der Zäsuren der eigenen Biographie [bezieht, L. O.] sich auf ganz persönliche Erlebnisse und Erfahrungen, die sich mit den üblichen Fragebogen z. B. zur Anamneseerhebung oder auch zu ‚kritischen Lebensereig-

nissen' (Filipp 1981) keineswegs erfassen lassen. So werden z.B. bestimmte Konflikte mit den Eltern, die nach außen gar nicht in Erscheinung treten, als Beginn einer ‚inneren Wende‘ erlebt [...]. Dieser hohe Anteil ganz persönlicher ureigenster Erlebnisse und jener immerhin beträchtliche Anteil der zeitgeschichtlichen Determinanten einer Gliederung des Lebenslaufs, ...verweist darauf, daß alle ‚Phasen-‘ oder ‚Stufentheorien‘ entweder auf unzulässigen Annahmen über ‚Wachstum‘ oder ‚Verfall‘ der Persönlichkeit oder auf nur bedingt gültigen soziologischen Strukturierungen der individuellen Biographie beruhen.“ (Lehr 1987, 219)

Das heißt: Eine Annäherung an Biografien bzw. biografische Krisen auf der Grundlage eines rein entwicklungspsychologisch organisierten Blicks würde Gefahr laufen, wesentliche Wendepunkte der Lebensgeschichte zu übersehen. Darüber hinaus wäre damit die Chance verstrichen, das Verhältnis von Struktur und Handlung detailliert zu analysieren und Informationen über die Diversität von Biografien – auch über Chancen und Hindernisse von Biografizität im Kontext jeweils unterschiedlicher gesellschaftlicher Umweltbedingungen – zu sammeln.

Wenn man den von Hildenbrand (2011, 93) übernommenen Krisenbegriff in Bezug auf das Konzept der Biografie konkretisiert, kann Krise verstanden werden als eine Erfahrung, die auslegungsbedürftig wird und die den subjektiven Wissensvorrat in einer lebensgeschichtlich relevanten Weise verändert: also in einer Form, die konkrete Folgen für die Lebensplanung eines Subjekts hat, die seine biografischen Entwürfe tangiert (vgl. Rosenthal 1995, 33). Die beschriebene ‚Bewegung‘ vollzieht sich also als Veränderung biografischer Entwürfe.

Rosenthal differenziert den Krisenbegriff in Anlehnung an Schütz (1972; zit. n. Rosenthal 1987, 33) weitergehend in partielle und totale Krisen:

- *Partielle Krisen* führen zu Veränderungen in einem biografischen Strang, sodass nur Anteile der als „selbstverständlich angenommenen Welt fragwürdig werden“ (Schütz 1972, 209; zit. n. Rosenthal 1987, 34).
- *Totale Krisen*, die Rosenthal als „*Lebenskrisen*“ (Rosenthal 1987, 34; Herv. L. O.) definiert, haben Auswirkungen auf die gesamte Lebensführung, sie machen das gesamte Auslegungsschema ungültig, das das Wechselspiel aus Erfahrung, Handlung und Struktur bisher organisiert hat (vgl. ebd.).

Sie verweist damit auf die aktiven Elemente, die einer Krise inhärent sind: Zu einer Krise gehört eine aktiv erworbene Erfahrung, die das Relevanzsystem des Subjekts verändert, und ebenso die aktive Einsicht, dass die eigene Lebensplanung nicht mehr wie erwartet verfolgt werden kann. Treten in den von ihr so bezeichneten ‚normalen Karrieren‘ (vgl. Rosenthal 1987, 49) Hindernisse in der (biografischen) Handlungsplanung auf, kommt es zu einer schnellen und wiederholten Folge von Handeln und Erleiden. Mit dem Handeln bemüht sich das Individuum um die Rückeroberung von Kontrolle und Einfluss, durch die es die Krise beenden könnte. Für das Subjekt geht es darum, „den Spielraum für sein Handeln optimal auszuschöpfen, d. h. soviel zu ‚handeln‘ wie möglich und so wenig zu ‚erleiden‘ wie nötig“ (Kohli 1981a, 162; zit. n. Rosenthal 1987, 50). Der Pol des Erleidens beschreibt dabei die Erfahrung des Subjekts, dass sein Handeln nicht das gewünschte antizipierte Resultat zur Folge hat, obwohl es sich im Verlauf einer Krise mit zunehmend größerer Aufmerksamkeit dem Handeln zuwendet als sonst üblich. Das ‚Mehr‘ an Handeln geht also aus dem Erleben des Erleidens hervor.

Autonom konstituierte und heteronom produzierte Krisen

Mit ihrer Unterscheidung zwischen einer freiwilligen und einer auferlegten Zuwendung zu problematischen Themen, für die Rosenthal die Bezeichnungen ‚autonom konstituierte‘ sowie ‚heteronom produzierte Krise‘ verwendet (vgl. Rosenthal 1987, 50), betont sie die wechselseitige Beeinflussung von Individuum und Gesellschaft: Prozesse des Erleidens sind nicht denkbar ohne die aktive Beteiligung eines Subjekts, das die Ereignisse erlebt und deutet. Sie weist in diesem Zusam-

menhang aber deutlich darauf hin, dass es sich hier um eine idealtypische Unterscheidung handelt und sich beide Formen in der Realität wechselseitig beeinflussen (vgl. Rosenthal 1987, 50).

Bei einer autonom konstituierten Krise antizipiert das Subjekt mögliche Probleme, die auf es zukommen könnten. Eine heteronom produzierte Krise ist dadurch charakterisiert, dass sich die Herausforderungen entweder überraschend oder durch institutionell vorgesehene Veränderungen im Lebenslauf (,heteronom produzierte Phasenmarkierer‘) aufdrängen. Im letztgenannten Fall werden dem Subjekt zur Bewältigung der neuen Herausforderungen Hilfestellungen angeboten, die es ihm erleichtern, einen konsistenten Zusammenhang trotz einer möglichen, tiefergreifenden biografischen Veränderung zu konstruieren. Darüber hinaus sind durch heteronom produzierte Phasenmarkierer hervorgerufene Krisen vorhersehbar für das Individuum, es kann sich schon vorab auf den Übergang im Lebenslauf einstellen. Zusätzlich wird dem Individuum bei der Bewältigung der neuen Situation eine Übergangszeit, ein Moratorium, bewilligt, in der die gesellschaftlichen Erwartungen flexibler sind (vgl. Rosenthal 1987, 40ff).

An dieser Stelle soll noch einmal hervorgehoben werden, dass Rosenthals konsequente Orientierung an der wechselseitigen Beeinflussung von Individuum und Gesellschaft im Kontext der Biografietheorie (und vor diesem Hintergrund ihre Kritik an Schützes Theorie passiver Erleidensprozesse, vgl. Schütze 1983a) *nicht* bedeutet, dass das Subjekt sich zu jedem Zeitpunkt seiner Handlungen und Absichten bewusst ist und es stets bewusst Auskunft über seine Aktivitäten, über sein Verhalten, seine Ziele geben kann. Sie spricht in diesem Zusammenhang von einem ,intentionalistischen Vorurteil‘ (vgl. Rosenthal 1987, 50):

„Gemäß dem Hermeneutik-Konzept Ulrich OEVERMANS deckt sich in den seltensten Fällen die ,objektive‘ Bedeutung einer Handlung mit der subjektiv-intentionalen Repräsentanz. Diese Überlegung hat weitreichende forschungspraktische Konsequenzen, d. h. zur soziologischen Rekonstruktion einer Lebensgeschichte genügt es eben nicht, die Selbstdeutungen des Erzählers zu berücksichtigen bzw. sie als einzige Lesart seiner Handlungen zu akzeptieren, sondern es ist vielmehr notwendig, die Diskrepanz zwischen objektiven Bedeutungen und subjektiven Deutungen zu analysieren.“ (Rosenthal 1987, 50f)

Rosenthal sieht gerade in den Diskrepanzen zwischen dem Empfinden des Erleidens und dem objektiv Möglichen wichtige Hinweise für eine Annäherung an die interessierenden Phänomene¹¹. Sie präzisiert damit Schützes Theorie passiver Erleidensprozesse (1983a)¹².

In Zusammenhang mit institutionell geprägten Veränderungen oder ,heteronom produzierten Phasenmarkierern‘, wie Rosenthal sie definiert, wurde bereits ein Blick auf potenzielle ,Wege aus der Krise‘ geworfen, die durch eine Veränderung biografischen Wissens (in je unterschiedlichem Umfang) gekennzeichnet sind. Rosenthal verwendet hierfür die Bezeichnung ,Wandlung‘, den sie, wie zuvor schon den Krisenbegriff, differenziert (s. u.).

Internalisierte Erfahrungen bilden unweigerlich die Grundlage für die Interpretation neuer Erfahrungen, selbst wenn diese nicht anschlussfähig erscheinen. Mit Bezug auf Mannheim (1928) verweist sie auf die Erlebnisschichtung von Erfahrung, die sich von Geburt an vollzieht und aus der

11 Forschungsmethodisch kommt sie diesem Anspruch mit der Auswertungsmethode der biographischen Fallrekonstruktion nach (vgl. 7.4), in der der Beitrag der Objektiven Hermeneutik nach Oevermann (vgl. Oevermann et al. 1979) dafür sorgt, nicht unhinterfragt den Deutungen der Biografieträger*innen zu folgen, sondern ihnen alternative Lesarten zur Seite zu stellen, womit auf das notwendigerweise eingeschränkte Bewusstsein des Individuums in Bezug auf seine Absichten reagiert wird.

12 Eine ausführliche Gegenüberstellung und Diskussion der gemeinsamen und unterschiedlichen Positionen von Schütze und Rosenthal, die beide ganz erheblich sowohl zur Biografieforschung als auch zur Biografietheorie beigetragen haben, kann im Rahmen dieser Arbeit nicht vorgenommen werden. Sofern es dazu beiträgt, Rosenthals Überlegungen zu präzisieren, werden Abgrenzungen zu Schütze erläutert.

er die These entwickelt, dass es so etwas wie eine erste Erfahrungsschicht gibt, die sich als „natürliches Weltbild“ (Mannheim 1928, 181) abzeichnet. Rosenthal verweist auf Berger und Luckmann (1966/1980; zit. n. Rosenthal 1987, 27), die die Beständigkeit der Eindrücke der ersten Lebenszeit betonen, die als ‚primäre Sozialisation‘ bezeichnet wird: Die ersten Erfahrungen werden noch ohne ältere Erfahrungshorizonte gesammelt, sie werden als das einzig Denkbare aufgefasst, als

„die einzig vorhandene und faßbare [Welt, L. O.]. Darum ist, was in der primären Sozialisation internalisiert wird, so viel fester im Bewußtsein verschanzt als Welten, die auf dem Weg sekundärer Sozialisation internalisiert werden.“ (Berger & Luckmann 1980, 148; zit. n. Rosenthal 1987, 27)¹³

Dennoch gibt es Möglichkeiten der Veränderung, bedingt durch die immer neuen Erfahrungen, die das Individuum sammelt. Rosenthal bezeichnet dies als „Entwicklung“ (Rosenthal 1987, 27), die sie als eine Kette aufeinander bezogener Wandlungen beschreibt. Dabei können diese Wandlungen auf dem Vergangenen aufbauen (Reproduktion) oder aber zu dem Vergangenen im Widerspruch stehen und so einen Prozess in Gang setzen, der zu einer viel grundlegenderen Verwandlung (Transformation) führt.

Latente Wandlungen, partielle und totale Verwandlungen

Statt mit Berger & Luckmann (1984) von ‚sekundärer Sozialisation‘ zu sprechen, verwendet Rosenthal die Bezeichnung ‚latente Wandlung‘: Damit drückt sie aus, dass sich das Subjekt zwar in Auseinandersetzung mit äußeren Einflüssen verändert, es aber die Veränderungen nicht bewusst wahrnimmt. Die Gegenwart, die aufgrund der Wandlung durchaus neu interpretiert wird, wird jedoch mit einer deutlichen Verbindung zur Vergangenheit hin ausgelegt. „Die Wirklichkeitsgrundlage ist hier die Vergangenheit; die Gegenwart wird entsprechend der Vergangenheit interpretiert“ (Rosenthal 1987, 28). Davon unterscheidet sie partielle bzw. totale Verwandlungen.

Totalen Verwandlungen geht eine Lebenskrise (totale Krise) (oder, um mit Schütze zu sprechen: Verlaufskurve, vgl. Schütze 1983a) voraus, die die bis dahin herrschende Weltsicht des Individuums in ihren Grundfesten erschüttert und so das Potenzial zur Entwicklung einer neuen Weltsicht entfaltet. Anders als bei latenten Wandlungen ist die Veränderung dem Subjekt bewusst, „es konvertiert zu einem neuen Sinnsystem“ (Rosenthal 1987, 29). Die Verwendung des Begriffs des Konvertierens unterstreicht ein öffentliches Zeugnisablegen von der neu gewonnenen Weltsicht, die auch mit einer neuen Peer-Group, einer neuen Gruppe signifikanter Dritter einhergeht. So etwas wie eine heimliche, unbemerkte totale Verwandlung ist also nicht möglich. Rosenthal geht in ihren Überlegungen so weit, dass das Individuum in der Phase der Neuordnung in ein ähnlich abhängiges Verhältnis von signifikanten Dritten gerät wie in der Primärsozialisation (vgl. Rosenthal 1987, 30). Dabei werden Erfahrungs- und Wissensbestände nicht etwa mit neuen ausgetauscht, stattdessen werden sie neu strukturiert. „Die Vergangenheit wird uminterpretiert, um sie der Gegenwart anzupassen; Wirklichkeitsgrundlage ist damit die Gegenwart“ (Rosenthal 1987, 31). Als Gegenwartsschwelle wird dabei der Beginn der Lebenskrise bezeichnet, die der totalen Verwandlung vorausgeht, der Moment, von dem „aus in der Rekonstruktion des eigenen Lebenslaufs alle nicht mehr gültigen Deutungselemente zur Vergangenheit und alle gültigen zur Gegenwart gehörend definiert werden“ (vgl. Rosenthal 1987, 138).

13 Begrifflich wird mit dem Ausdruck ‚sekundäre Sozialisation‘ eine bewusste Abgrenzung zur ‚Sekundärsozialisation‘ vorgenommen. Diese beschreibt im (verwandten) Kontext der Sozialisation die Auseinandersetzung des Subjekts mit Einflüssen/Instanzen außerhalb der Primärsozialisation, als deren Protagonist*innen die ersten und engsten Bezugspersonen eines Menschen zählen. Dieser ökosystemische Blick (vgl. Bronfenbrenner 1993) auf die Sozialisation kann ergänzt werden um andere (psychologische, neurobiologische und vor allem soziologische) Theorien (vgl. Hurrelmann & Bauer 2020).

Eine *partielle Verwandlung* ist dagegen weniger dramatisch und vollzieht sich allmählicher, es kommt auch seltener zu einer deutlichen neuen Selbstdarstellung.

„Während Subjekte, die totale Verwandlungen vollzogen haben, bei der Rekonstruktion des eigenen Lebenslaufs die Vergangenheit an die Gegenwart anpassen, d. h. versuchen, die Vergangenheit als eine zur Gegenwart hinführende zu begreifen, verhält sich dies bei latenten Wandlungen umgekehrt. Individuen, die partielle Verwandlungen vollzogen haben, versuchen dagegen Kontinuität herzustellen, indem sie ihre Wandlungen in ihrer Bedeutung herunterspielen. Gelingt ihnen die Herstellung von Konsistenz jedoch nicht, lösen sie, wie schon darauf hingewiesen, das Problem, indem sie die einzelnen Lebensphasen, also die Erfahrungen vor und nach der Wandlung, einfach unverbunden nebeneinander bestehen lassen, insofern haben sie aber in ihrer Selbstwahrnehmung mit gewissen Diskontinuitäten zu kämpfen.“ (Rosenthal 1987, 134)

Für das Subjekt ist eine partielle Verwandlung also mit Risiken für die Kontinuität der Lebensgeschichte verbunden: Der Zusammenhang zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft muss auf der Grundlage der Leugnung eines wesentlichen Aspekts des Lebens rekonstruiert werden. Die biografische Prozessstruktur kann sich im Falle einer partiellen Wandlung nicht mehr ungehindert entfalten. Stattdessen wird eine hohe Bewusstseinsleistung erforderlich, um Aspekte der Wandlung zu leugnen bzw. über Diskontinuitäten hinwegzutäuschen.

Bei partiellen Verwandlungen gibt es – anders als bei totalen Verwandlungen – keine konkreten zeitlichen Momente, in denen die Krise einsetzt, keine „Gegenwartsschwelle“, von der der Biografieträger erzählen kann. Entsprechend spricht Rosenthal von ‚Interpretationsphasen‘ statt von ‚Interpretationspunkten‘ oder ‚Gegenwartsschwellen‘.

Eine Abgrenzung zu einer latenten Wandlung erscheint im Einzelfall nur schwer zu vollziehen, weshalb Rosenthal das Auftreten einer Krise zur notwendigen Bedingung einer partiellen Verwandlung macht – im Unterschied zu einer latenten Wandlung:

„Der Verlauf einer partiellen Verwandlung unterscheidet sich von einer latenten Wandlung dadurch, daß bei ersterer die Person die Selbstdefinition hat, sich gewandelt zu haben. Sie hat also einen Wandlungsprozeß erlebt bzw. ihr ist zu irgendeinem Zeitpunkt die Veränderung ihrer selbst bewußt geworden, und von daher kann sie diesen Wandlungsprozeß im Unterschied zu einer Person, die eine latente Wandlung vollzogen hat, auch thematisieren.“ (Rosenthal 1987, 32)

Darüber hinaus unterscheidet Rosenthal Auslöskrisen und Schlüsselerlebnisse, mit denen sie die Momente beschreibt, in denen sich ein Individuum einer Verwandlung bewusst wird:

- Als *Schlüsselerlebnis* beschreibt sie Ereignisse, denen eine schleichende, noch nicht bewusst gewordene Veränderung vorausgeht, die dazu geführt hat, dass das Subjekt bereits neue Routinen entwickelt hat, mit denen es sich in seiner Lebenswirklichkeit zurechtfindet.
- Dagegen sind *Auslöskrisen* solche, in denen ein Veränderungsprozess erst richtig in Gang gesetzt wird.

Vor diesem Hintergrund geht Rosenthal davon aus, „daß Auslöskrisen weit eher die Chance zu Verwandlungen bergen als Schlüsselerlebnisse“ (Rosenthal 1987, 38).

Ob es sich in einer erzählten Lebensgeschichte um latente oder partielle Wandlungen bzw. totale Verwandlungen handelt, ist nicht auf den ersten Blick ersichtlich, sondern erfordert eine aufwendige Rekonstruktion des biografischen Materials mit Hilfe entsprechender Methoden (vgl. Kap. 7).

2.2.4 Die Biografie als Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

Diese Hintergründe verdeutlichen, dass eine individuelle Biografie nicht beliebig konstruiert werden, sondern nur im Rahmen ihrer je individuellen Gebundenheit wachsen kann. „Der Rah-

men, in dem sich unsere je individuelle Biographie entfalten kann, ist also durchaus nicht beliebig weit. Seine ‚generativen Strukturen‘ bleiben jederzeit spürbar“ (Alheit 1993, 394). Diese generativen Strukturen definiert Rosenthal als *biografische Gesamtsicht*, die als ein ‚latent wirkender Mechanismus‘ (vgl. Rosenthal 1995, 13) zu begreifen ist,

„der sowohl den Rückblick auf die Vergangenheit, als auch die gegenwärtigen Handlungen und Zukunftsplanungen steuert. [...] Die biografische Gesamtsicht ist keine intentionale Leistung des Individuums, sondern die latente Ordnungsstruktur der Erfahrungs- und Handlungsorganisation.“ (Rosenthal 1995, 13f)

Rosenthals Ansatz der biografischen Gesamtsicht bringt es konzeptuell auf den Punkt: Biografie beinhaltet nicht nur die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, sie findet statt in der Gegenwart und verweist – neben der Vergangenheit – auch deutlich auf die Zukunft. Kruse beschreibt sehr plastisch und eindrücklich, wie die Biografie gleichzeitig auf den drei zeitlichen Ebenen verankert ist (vgl. Kruse 2000):

„Die Gegenwart des Vergangenen“ (Kruse 2000, I/92, Herv. i. O.): Das für das gegenwärtige Handeln notwendige biografische Hintergrundwissen ist in der Vergangenheit erworben worden, es wird mit jedem gegenwärtigen Handeln aktualisiert, bestätigt oder transformiert (vgl. Dausien 1996, 574). Alheit spricht in diesem Zusammenhang vom biografischen Lernen und Verlernen (Alheit 1993, 384). Darin steckt bereits der Hinweis auf die zweite Grundlage für die Entwicklung des Zeithorizontes:

„Die Gegenwart des Zukünftigen“ (Kruse 2000, I/92, Herv. i. O.): Ergebnis des biografischen Lernens ist die Entwicklung einer gewissen Erwartungshaltung: Die Zukunft kommt nicht einfach auf Subjekte zu, sondern Subjekte gehen der Zukunft gleichsam entgegen, mit den in Auseinandersetzung mit der Vergangenheit entwickelten Erwartungshaltungen. In diesem Verständnis ist „die Zukunft als Fortsetzung der Vergangenheit zu verstehen“ (Kruse 2000, I/93). Dabei muss zwischen drei Dimensionen der Zukunft unterschieden werden:

Die unmittelbare Zukunft:

- „Fortsetzung der Gegenwart“ (Kruse 2000, I/94)
- gedanklich und handlungspraktisch antizipierbar
- umfasst etwa die nächsten drei Sekunden, die auf die unmittelbare Gegenwart folgen.

Die nahe Zukunft:

- deutliche Trennung von der Gegenwart
- antizipierbar in Form konkreter Handlungspläne bzw. Befürchtungen
- große interindividuelle Unterschiede in Bezug auf den konkreten Zeitraum der nahen Zukunft möglich

Die ferne Zukunft:

- kein konkreter Bezug zur Gegenwart
- unkonkrete Erwartungen
- enthält im Einzelfall Hinweise auf subjektive Selbstwirksamkeitsüberzeugungen

Zusammenfassend lässt sich formulieren:

„Ebenso wie sich das Vergangene aus der Gegenwart und der antizipierten Zukunft konstituiert, entsteht die Gegenwart aus dem Vergangenen und dem anvisierten Zukünftigen. Und so geben biografische Erzählungen sowohl Auskunft über die Gegenwart der/des Erzählenden als auch über deren/dessen Vergangenheit und deren/dessen Zukunftsperspektive.“ (Rosenthal 2014, 181)

Was Rosenthal hier mit dem Fokus auf den Inhalt und die potenziellen Verweise biografischer Erzählungen formuliert, konkretisiert Fischer in Bezug auf die tatsächliche Handlungspraxis, wenn er beschreibt, dass biografisches Wissen seinen Sinn als Handlungsorientierung verliert, wenn es keinen Zukunftsbezug herstellt, und dass es andererseits seinen Bezug zur Realität verliert, wenn es sich nicht aus der Vergangenheit speist (vgl. Fischer 1987, 467f; zit. n. Hoerning 1989, 162).

Der deutliche Hinweis auf die Biografie als ein Konstrukt, das auf die Zukunft hinweist und mit der aus diesem Grund prinzipiell zunächst ein großes Veränderungspotenzial verbunden ist, scheint gerade mit Blick auf die vorliegende Zielgruppe von großer Bedeutung zu sein: Lehrs Arbeiten zeigen, dass auch in einem hohen Lebensalter Menschen noch konkrete Pläne für die nahe Zukunft haben und sie sich nicht lähmenden Tendenzen mit Blick auf ihren letzten Lebensabschnitt hingeben müssen (vgl. Lehr 1987). Zukunftsperspektiven im Einzelfall biografisch zu analysieren wird ein wesentlicher Untersuchungsaspekt der vorliegenden Studie sein. Schütze zeigt mit seinem Konzept der „Prozessstrukturen des Lebensablaufes“ (Schütze 1983a), wie Strukturen, Handlungen und Erfahrungen zueinander in Beziehung stehen. Am Beispiel der Verlaufskurven macht er deutlich, wie bedrohlich der Verlust der Handlungsorientierung werden kann, die im Wesentlichen durch das Erleben der Diskrepanz zwischen der subjektiven Planungsvorstellung und den tatsächlich eintretenden Ergebnissen bedingt wird (vgl. u. a. Schütze 2006). „Biographische Konstruktionen sind deshalb keine abgeschlossenen Entitäten. Ihr Charakter ist ‚transitorisch‘“ (Alheit & Dausien 2000, 276).

Das Zusammenspiel von Struktur und Gesellschaft als den beiden dialektischen Bestandteilen von Biografie wurde lange nur eindimensional, also mit Blick auf die eine *oder* die andere Seite (Individuum oder Gesellschaft) beschrieben. Alheit verweist hierzu auf das Sozialisationskonzept der späten 1960er Jahre, das nach dem Doppelaspekt der „Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen und ...[der, L. O.] subjektive[n] Leistung der Ausbildung von Identität und Handlungskompetenz angesichts einer immer komplexer werdenden Sozialwelt“ (Alheit 2010, 221) fragt. Laut Alheit bleibt die Idee der Sozialisation aber in ihrer Konstruktionslogik in den „klassischen Dichotomien abendländischen Denkens“ (ebd., 222) verhaftet, statt ihre „wechselseitige Bezogenheit“ (ebd.) näher zu beschreiben. Die Individualisierungsdebatte im Kontext der ‚veränderten Moderne‘ (vgl. Beck 1986) löst die Diskussion um die Sozialisation ab (vgl. dazu 2.4). Die Biografie wird zur Antwort auf die Frage, wie Individuen mit den Herausforderungen der reflexiven Modernisierung umgehen, und betont in diesem Zusammenhang die „Integrations- und Identitätsleistung der Subjekte im lebensgeschichtlichen Prozess“ (Alheit 2010, 226). Die Biografie weist also den Weg heraus aus der vormaligen „dualistischen Sackgasse aus Subjekt und Gesellschaft“ (Rosenthal 1995, 12):

„Der entscheidende Unterschied zu den zuvor genannten theoretischen Konzepten besteht darin, dass im Phänomen ‚Biographie‘ schon auf der Ebene der Sozialwelt jene beiden Aspekte von Struktur und Handeln, Subjekt- und Objektperspektive, Gesellschaft und Individuum integriert sind, und nicht erst durch nachträgliche Theoretisierung zusammengebracht werden müssen.“ (Alheit 2010, 226)

2.2.5 Die biografische Prozessstruktur: Eine zusammenfassende Grafik

Zum besseren Verständnis der Genese von Biografien wird ein grafisches Modell der hier umfassend diskutierten Zusammenhänge eingeführt. Dieses illustriert auf einer ersten Ebene den jeweiligen Gegenwartsmoment auf der Zeitachse zwischen Vergangenheit und Zukunft und verdeutlicht auf einer zweiten Ebene den in diesem Gegenwartsmoment stattfindenden Prozess, der auf dem jeweiligen biografischen Code beruht bzw. diesen verändert. Die Dialektik wird

zum Zwecke eines besseren Verständnisses aus ihrer wechselseitigen Gleichzeitigkeit herausgehoben und die einzelnen Elemente, wie auch im Fließtext, getrennt voneinander abgebildet. Mit Hilfe der Grafik lässt sich aber, anders als im Text, die Dialektik bildlich ausdrücken. Die so dargestellte biografische Prozessstruktur verdeutlicht dazu die Emergenz von Biografien, die sich auf der Achse der Lebenszeit voran bewegen, obgleich der Einfluss der drei Zeitebenen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft jederzeit virulent ist. Illustriert wird zudem auch die Wirkweise der Biografie als strukturiertes und gleichzeitig strukturierendes Element im gesellschaftlichen Prozess (vgl. Alheit 2010, 227).

Erfahrung, Handlung und Struktur stehen also in einem untrennbaren Wechselverhältnis, in dem jedes Element auf die jeweils anderen verweist: Eine Handlung ist auf die Erfahrung angewiesen, sowohl, um sich motivational überhaupt zu entwickeln, als auch in ihrer konkreten Ausgestaltung im Sinne einer gesellschaftlichen Passung. Für diese Passung wird wiederum einerseits Erfahrungswissen benötigt, andererseits aber auch gesellschaftliche Strukturen, die ihre Handlungsabsicht in einen Kontext stellen, durch den sie verständlich werden. Erfahrung ist das Produkt ebendieser Handlungen, die als biografisches Wissen zukünftige Handlungen steuern. In diesem Wechselspiel drückt sich auch die Gleichzeitigkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aus, die ein wesentliches Merkmal von Biografie ist (siehe auch 2.2.4):

„Die Intentionalität der Handlung konstituiert einen doppelten Zeithorizont der Vergangenheit und Zukunft und verweist damit über die Gegenwart des Handlungsvollzuges hinaus. Der Handlungsentwurf ‚modo futuri exacti‘ nimmt die vollendete Handlung voraus und stützt sich auf in der Erfahrung gebildete Handlungstypen. [...] Die doppelte temporale Verankerung der Handlung ist immer auch eine biographische, d. h. sie findet im Rahmen der konkreten Lebensgeschichte als gelebter und noch ausstehender statt. Das kreative Potential der Handlung, die ‚Lösung‘, schafft dabei ein neues ‚Vorher‘ und ‚Nachher‘, das je nach Art der Handlung unterschiedlich stark in die biographischen Konzepte eingeht.“ (Fischer 1989, 284)

Gesellschaftliche Strukturen wiederum ermöglichen nicht nur Handlung und Erfahrung, sie werden durch diese geformt und weiterentwickelt (die Emergenz von Biografien, die sich darin ausdrückt, wird in 2.2.2 detailliert beschrieben). Die Strukturen dürfen folglich nicht im Sinne einer festen Größe mit einer berechenbaren Wirkung verstanden werden, sie stellen keine „*inputs* [dar, L. O.], die erwartbare *outputs* hervorbringen“ (Alheit & Dausien 2000, 258, Herv. i. O.), sondern wirken in Form „selbstreferentielle[r] *intakes*“ (ebd., Herv. i. O.): Das heißt, Individuen verarbeiten die äußeren Einflüsse (Strukturen) nach eigenen Regeln und erhalten sich so das „kontrafaktische Grundgefühl“ (ebd., 274), ihr Leben selbst zu gestalten und die Kontinuität des eigenen Lebens fortlaufend wiederherstellen zu können:

„Biographien besitzen die Struktur einer *nach außen offenen Selbstreferenzialität*. Diese Öffnung ‚zur Gesellschaft hin‘ setzt eine gemeinsame Semantik voraus, die ‚Soziales‘ biographisch codierbar und ‚Biographisches‘ sozial transponierbar macht.“ (ebd., 264f, Herv. i. O.)

Die erforderliche gemeinsame Semantik, also ein gemeinsames Bedeutungssystem, sehen die Autoren dadurch verwirklicht, dass „Außeneinflüsse ... immer schon als Aspekte aufgeschichteter Erfahrung wahrgenommen werden“ (Alheit & Dausien 2000, 274). Sie verweisen in diesem Zusammenhang auf Rosenthals Überlegungen zur Gestalt biografischer Erlebnisse (vgl. Rosenthal 1995) (vgl. 2.3): Neues wird auf der Grundlage individueller biografischer Konstruktionen decodiert und auf diese Weise weiterentwickelt.

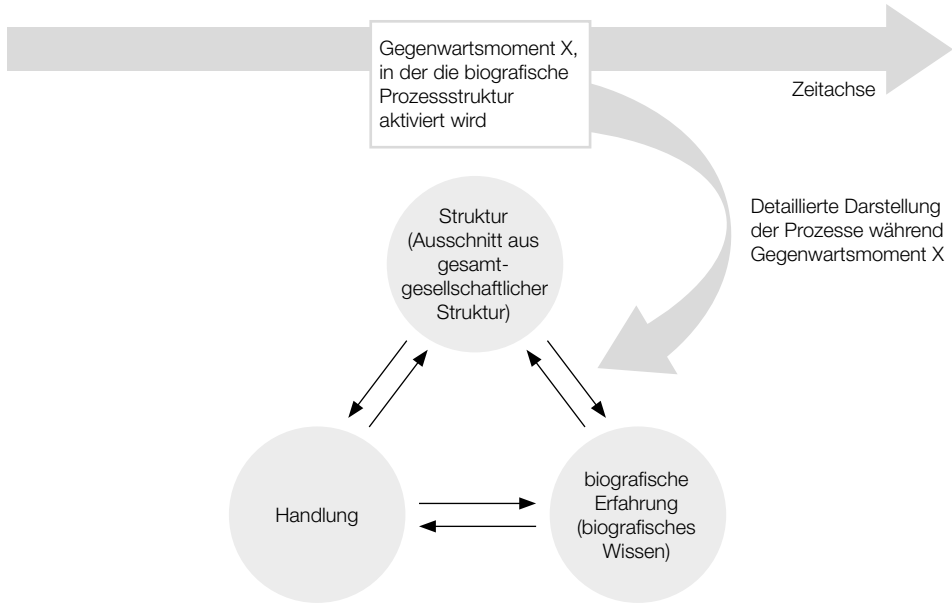


Abb. 1: Biografische Prozessstruktur

Die mit Pfeilen dargestellten Verbindungen sind dabei wie folgt zu lesen:

Beziehung Struktur – biografische Erfahrung:

- Struktur formt Erfahrung
- Erfahrung konstruiert Struktur

Beziehung biografische Erfahrung – Handlung:

- Erfahrung motiviert Handlung
- Handlung generiert Erfahrung

Beziehung Handlung – Struktur:

- Handlung verfestigt oder verändert Struktur
- Struktur ermöglicht Handlung

2.3 Die Generierung von Biografien

Bislang wurde das ‚Was‘ und das ‚Wie‘ der Biografie diskutiert: Der Begriff der Biografie wurde erläutert (Definition, vgl. 2.1) und es wurde dargelegt, wie sich Biografien im gleichzeitigen Wechselspiel aus Struktur und Handlung, Individuum und Gesellschaft entwickeln (Genese, vgl. 2.2). Dieser Abschnitt vertieft nun die Frage nach der (Re-)Konstruktion von Biografien durch das Subjekt selbst, also die *Aneignung* von Biografie und ihre *Weitergabe*. Im Zentrum steht hier nun folglich die Frage nach der *Generierung* von Biografien.

Vordergründig mag die Generierung von Biografien lediglich als eine Variante ihrer Genese erscheinen, immerhin handelt es sich hier wie dort um (Re-)Konstruktionen in einem dialektischen Kontext, in denen auch die Frage nach der beabsichtigten Darstellung der eigenen Person, der Selbstpräsentation, von erheblichem Einfluss ist. Und doch ist bei der Frage nach der Generierung von Biografien von besonderen Umständen auszugehen, die es erforderlich

machen, zwischen diesen beiden Ebenen der (Re-)Konstruktion zu unterscheiden, denn in Zusammenhang mit der Generierung einer Lebensgeschichte muss zwingend der Bezug zu den Adressat*innen gleichermaßen als die Lebensgeschichte ko-konstruierend mitgedacht werden, ebenso wie der Kontext, in dem die Aufforderung zur Explikation (in der Regel mündlich oder schriftlich) der Biografie erfolgt. Eine Unterscheidung zwischen Genese und Generierung von Lebensgeschichten dient mit Blick auf den späteren Forschungsprozess auch der Unterscheidung zwischen erlebter und erzählter Geschichte.

Der Aspekt der Generierung von Lebensgeschichten wirft die Frage auf, wie es möglich ist, aus einem ganzen Menschenleben zusammenhängend zu erzählen und aus der Fülle der Ereignisse auszuwählen. Diese Herausforderung stellt sich nicht erst mit Blick auf die hier interviewte Gruppe der hochaltrigen Elternteile:

„Liegt vor ... [ihnen, L. O.] denn nicht ein Chaos vieler einzelner, unzusammenhängender Erlebnisse und Erfahrungen, ein ungeordnetes Reservoir, das nur durch Assoziationen so etwas wie einen Zusammenhang erbringen kann?“ (Rosenthal 1995, 131)

Bourdieu (2000) widerspricht der Möglichkeit, aus der Vielfalt und der Widersprüchlichkeit der Erfahrungen eines ganzen Lebens eine Lebensgeschichte zu entwickeln und narrativ weiterzugeben und sich dabei korrekt an die Chronologie und die Inhalte der Vorkommnisse zu halten. Stattdessen neige das erzählende Subjekt dazu, „sich in nach einsehbaren Beziehungen geordneten Sequenzen zu organisieren“ (52)¹⁴. Dadurch wird die Biografie für ihn zur „Konstruktion des perfekten sozialen Artefakts“ (ebd.), das „gegen den Willen und doch mit der Komplizenschaft des Forschers“ (ebd.) hergestellt wird. Für die Diskussion der Frage nach der Ordnung der mannigfaltigen Erlebnisse eines Menschenlebens ist es notwendig, sich der Beziehung zwischen den Dimensionen des Ereignisses, des Erlebens, des Erinnerns und des Erzählens zu widmen.

Rosenthal leistet in diesem Zusammenhang mit ihren theoretischen Ausarbeitungen zur „Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen“ (Rosenthal 1995) einen herausragenden Beitrag – nicht nur zur Biografieforschung selbst (vgl. Kap. 7), sondern auch zur Biografiethorie. Ihre Überlegungen fußen auf der Grundannahme, dass die erlebte und die erzählte Lebensgeschichte in einem sich wechselseitig bedingenden Verhältnis stehen. Wesentlich für das Verstehen ihrer These ist zum einen der Gedanke von der Gestalthaftigkeit sowohl der einzelnen Ereignisse als auch des jeweiligen Erlebens und zum anderen die Trennung zwischen dem sich in der jeweiligen Situation des Erlebens oder des Erinnerns Darbietenden (Noema) und dem zugehörigen Akt der Wahrnehmung (Noesis):

„Die erzählte Lebensgeschichte konstituiert sich wechselseitig aus dem sich dem Bewußtsein in der Erlebnissituation Darbietenden (Wahrnehmungsnoema) und dem Akt der Wahrnehmung (Noesis), aus den aus dem Gedächtnis vorstellig werdenden und gestalthaft sedimentierten Erlebnissen (Erinnerungsnoemata) und dem Akt der Zuwendung in der Gegenwart des Erzählens.“ (Rosenthal 1995, 20)

Was sich hinter dieser komplexen Aussage verbirgt, lässt sich mit Hilfe von Rosenthals Unterscheidung der Beziehung zwischen Ereignis und Erleben (2.3.1), Erleben und Erinnern (2.3.2) und Erinnern und Erzählen (2.3.3) erläutern.

14 Bei diesem Aufsatz von Pierre Bourdieu handelt es sich um einen Nachdruck seines 1990 erstmalig in deutscher Sprache erschienenen Aufsatzes „Die biographische Illusion“ in: BIOS 3 (1), S. 75–81. Seine frühere Kritik am Biografiekonzept und der Biografieforschung ist also bereits mindestens 10 Jahre älter, wie auch die Reaktionen anderer Autoren aus den Jahren vor 2000 belegen.

2.3.1 Ereignis und Erleben

Eine Situation, die sich ereignet, kann, in aufsteigender Reihenfolge der Komplexität, eine Darbietung der Dingwelt, eine Darbietung von Prozessen oder von sozialen Prozessen sein. Dabei geht Rosenthal nicht von einer Konstanz, von einer Objektivität oder einer ‚Wahrheit‘ der wahrgenommenen Einheiten aus (egal ob Dingwelt, Prozess oder sozialer Prozess) (vgl. Rosenthal 1995, 27). Gleichwohl geht von dem, was sich darbietet (dem Noema), eine Struktur aus, die untrennbar und dialektisch verbunden ist mit dem jeweiligen Akt der Zuwendung (Noesis) durch das Subjekt.

Noema

Husserl prägte den Begriff des Noemas, womit das „sich dem Bewußtsein Darbietende – ob nun in der unmittelbaren Wahrnehmung, in der Erinnerung oder der Vorstellung“ (Rosenthal 1995, 27) gemeint ist. Das *Noema* beschreibt also *die sich darbietende Struktur*, wie sie sich in dem Moment präsentiert, in dem sich ein Subjekt ihr zuwendet:

„Unter dem *Noema* versteht Husserl nicht den *Gegenstand schlechthin*, wie er tatsächlich an sich selber ist, sondern den *Gegenstand im Wie seines Vermeintseins*, den Gegenstand so – genau so, aber auch nur so – wie er in dem in Rede stehenden Akt des Bewußtseins sich darstellt, wie er in diesem Akt aufgefaßt und intendiert ist, den Gegenstand in genau der Perspektive, Orientierung, Beleuchtung und Rolle, in der er sich darbietet.“ (Gurwitsch 1959, 426; Herv. i. O.)

Dennoch ist das Noema nicht beliebig, sondern gebunden an die Gestalthaftigkeit des Gegenstandes, der sich darbietet. Dieser ist in einer bestimmten Weise strukturiert, die nicht jedes denkbare Noema ermöglicht, aber doch eine Fülle an möglichen Darbietungsformen enthält (Abb. 3). Grafisch ist dies unten durch die Wahl der Form (Explosion), die Wahl der Farbe (Blau) und die Wahl des Musters (gepunktete Rauten) angedeutet. Die Kombination dieser ‚Wahrnehmungseindrücke‘ exemplifiziert das mögliche Noema.

Noesis

Ergänzend dazu beschreibt *Noesis* den Akt der *Zuwendung* zu dem sich Darbietenden.

„Welches Noema in welchem noematischen System sich mir darbietet, hängt *auch* von der Art meiner Zuwendung ab. Doch andererseits konstituiert sich die Zuwendung durch das Noema.“ (Rosenthal 1995, 39, Herv. i. O.)

Es ist das thematische Feld, in dem sich das Subjekt im Moment der Zuwendung befindet, das ausschlaggebend ist für die Art der Zuwendung (2.3.2). Noema und Noesis bedingen sich also wechselseitig, eine Zuwendung zum Thema entsteht nie einfach willkürlich, sondern muss sich auch an den Strukturen des Noemas orientieren. Die Gleichzeitigkeit der Strukturiertheit des sich Darbietenden einerseits und des strukturierenden Wahrnehmens andererseits und die so gelingende wechselseitige Konstitution weist auf die besondere Gestalthaftigkeit hin, die sich auch im Verhältnis von Erinnerung und Erzählung fortsetzt (2.3.3).

Innerhalb der Struktur einer Situation gibt es folglich eine Fülle an Bedeutungen, die damit verbunden sein können, abhängig von der subjektiven Zuwendung und Bedeutungszuschreibung. Diese Zuschreibung ist jedoch keinesfalls beliebig, sondern *auch* geleitet von der ereignisinhärenten Struktur.

Zur Verdeutlichung des Zusammenhangs dienen die folgenden Abbildungen.

Abbildung 2 illustriert die Lage der jeweiligen Gegenwartsmomente des Ereignisses und des Erlebens einerseits (Gegenwartsmoment 1) und des Erinnerns und Erzählens andererseits (Gegenwartsmoment 2) auf der Achse der Lebenszeit. Die Gegenwartsmomente 1 und 2 sind dabei aus Gründen der Übersichtlichkeit lediglich benannt. Ihre innere Ausgestaltung wird in weiteren Abbildungen illustriert. Dabei ist zu betonen, dass sich in Gegenwartsmoment 2 die Dialektik zwar nach dem gleichen Muster wie in Gegenwartsmoment 1 vollzieht, sie aber insofern neu und einzigartig ist, als dass in ihr alle Erfahrungen bis zu diesem Zeitpunkt, gepaart mit den Umständen der aktuellen Situation und den jeweiligen Zukunftsperspektiven, enthalten sind.



Abb. 2: Lage der verschiedenen Gegenwartsmomente des Ereignisses und des Erlebens sowie des Erinnerns und Erzählens auf der Zeitachse

Abbildung 3 stellt in einem nächsten Schritt mit Verweis auf Abbildung 1 (Biografische Prozessstruktur, vgl. 2.1) den Gegenwartsmoment 1 detailliert dar, also den Zusammenhang zwischen Ereignis und Erleben.

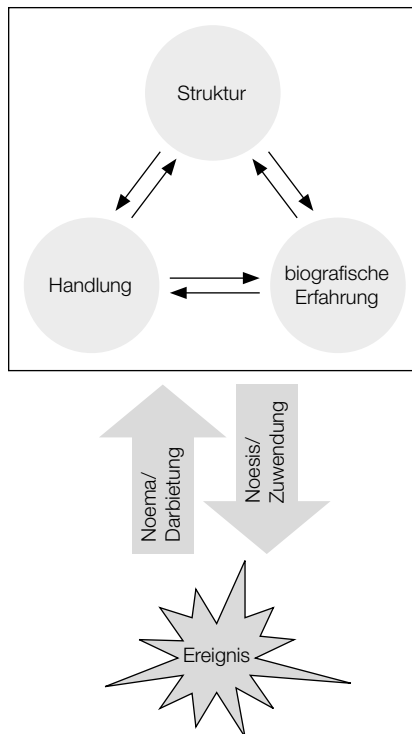


Abb. 3: Detaillierte Darstellung von Gegenwartsmoment 1: Verhältnis von Ereignis und Erleben unter Berücksichtigung von Noema und Noesis

2.3.2 Erleben und Erinnern

Die Verbindung der beiden Ebenen der (aktuell erinnerten) Vergangenheit (Ereignis und Erleben) und der Gegenwart (Erinnern und Erzählen) vollzieht sich im Verhältnis zwischen Erleben und Erinnern: Rosenthal widerspricht der Konstanzannahme, nach der Erinnerungen fest im Gedächtnis gespeichert sind. Sie interpretiert das Erinnern als einen rekonstruierenden Vorgang, bei dem das, was das Subjekt erinnert, sich entsprechend der jeweiligen Gegenwart des Erinnerns und der antizipierten Zukunft verändert. Hier wiederholt sich ihre Vorstellung von der Gestalthaftigkeit, der Struktur von Ereignissen: Erinnert werden nicht einzelne Elemente, sondern Gestalten:

„Im Unterschied zur assoziationalistischen Argumentation geht man hier nicht von der Erinnerung von Einheiten aufgrund eines in der Gegenwart auftauchenden Elements aus. Statt dessen [sic!] geht man von organisierten Prozessen oder Einheiten aus, die in ihrer Ganzeigenschaft an die Ganzeigenschaften von Erinnerungseinheiten erinnern (vgl. Köhler 1947):“ (Rosenthal 1995, 73)

Am konkreten Beispiel der Beobachtung eines Kindes, das eine Fensterscheibe zerschlägt, verdeutlicht sie dies: Interpretiert das zuschauende Subjekt diese Situation als den verweifelten Versuch, in das verschlossene Elternhaus zu gelangen, wird diese Situation die Zuwendung zur Vergangenheit und damit zur Erinnerung in einer Weise strukturieren, in der Situationen vorstellig werden, in denen man selbst hilflos oder ausgeschlossen war. Anders würde es sich verhalten, würde man ein Kind beobachten, dessen Verhalten man als wütend interpretiert: Dies könnte eher die Erinnerung an eine selbst eingeschlagene Fensterscheibe hervorrufen, vorausgesetzt, man hat diese aus Wut zerschlagen. Eine aktuelle Situation erinnert also nur dann an etwas Vergangenes, wenn die aktuelle Situation Spuren des Gesamten (Spuren des thematischen Feldes, s. u.) in sich trägt:

„Entsprechend einer gestalttheroetischen Konzeption ging die zerbrochene Glasscheibe nicht als ein Element in die Erinnerung ein, sondern in ihrer Verbindung zur erlebten Situation, d.h. in ihrer Bedeutung. Ob gegenwärtige Erlebnisse mit vergangenen verknüpft werden, hängt also keineswegs von der Identität ihrer Elemente ab, sondern von der gemeinsamen Bedeutung, die sie beide verbindet.“ (Rosenthal 1995, 73)

Dies impliziert, dass geordnet erlebte Situationen ungleich einfacher vorstellig werden können als unstrukturiert und chaotisch erlebte Ereignisse. Ein unstrukturiertes Erleben kann bedingt sein durch fehlende relevante Veränderungen in Raum und Zeit sowie fehlende Handlungsalternativen: Rosenthal verweist hier auf das Erleben von Soldaten in den Schützengräben im Ersten Weltkrieg, die während der oft monatelangen Zeit dort keine anderen äußeren Eindrücke erleben konnten als die unmittelbare Umgebung, gepaart mit einem Alltag, der nur von den außergewöhnlichen, bedrohlichen und chaotischen Phasen des Schützenfeuers unterbrochen wurde. Ebenfalls wenig Struktur bieten Situationen, die als sehr routiniert wahrgenommen werden: Als Beispiel nennt Rosenthal hier das Erleben der Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg, eine dramatische Situation, die wieder und wieder erlebt wurde und die keine wesentlichen Handlungsspielräume erlaubte. Auf diese Weise (nicht) strukturierte Situationen verfügen über wenig Gestalthaftigkeit, sie werden entsprechend seltener in der Erinnerung vorstellig, eine Erzählung darüber ist somit herausfordernder. Vor dem Hintergrund, nicht verbalisiert werden zu können, laufen sie auch Gefahr, ‚vergessen‘ zu werden (vgl. Rosenthal 1995, 78).

Die folgende Grafik fasst diese Ausführungen zusammen, indem sie die Abbildungen 1, 2 und 3 wieder aufgreift und sie entsprechend der Achse der Lebenszeit in eine Reihenfolge bringt. Die dialektischen Elemente der biografischen Prozessstruktur in Gegenwartsmoment 2 sind mit einfachen Führungszeichen markiert, um zu verdeutlichen, dass es sich keinesfalls um dieselbe Prozessstruktur handelt, sondern um eine, die durch die zwischenzeitlich erworbenen

biografischen Erfahrungen verändert ist. Auf diese Weise illustriert Abbildung 4 das komplexe Wechselverhältnis von Ereignis, Erleben und Erinnern.

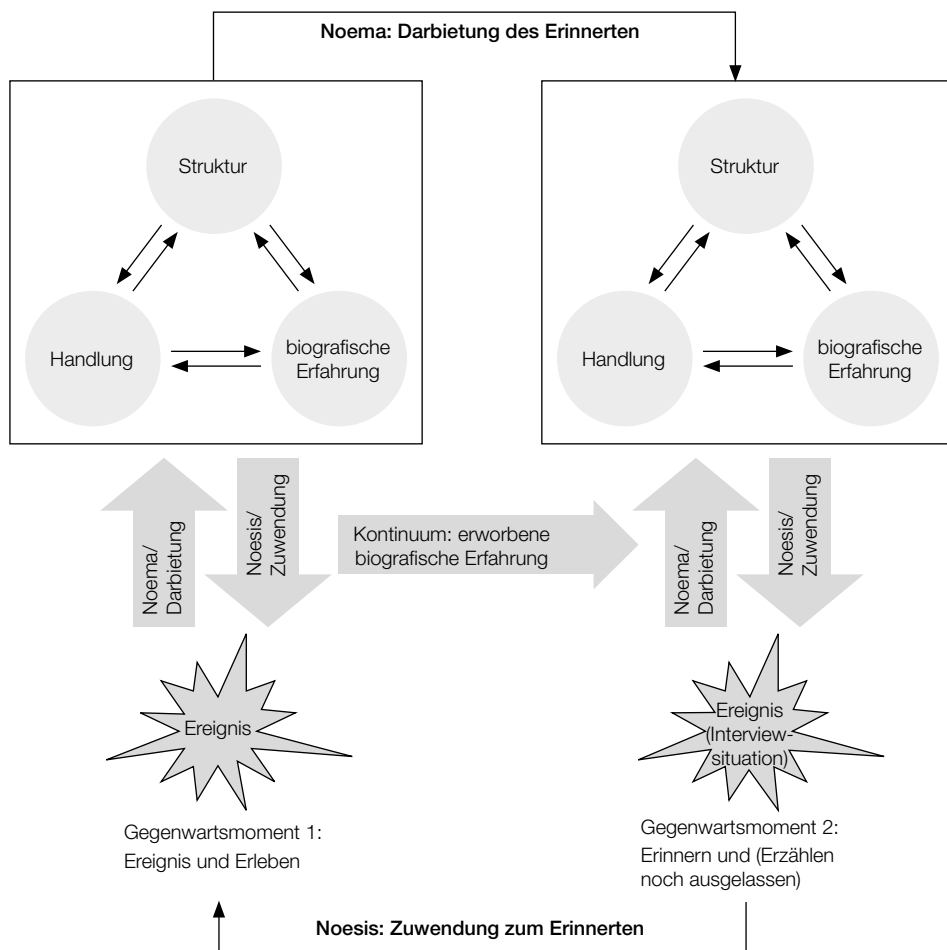


Abb. 4: Das Wechselverhältnis von Ereignis, Erleben und Erinnern

Rosenthal beschreibt die Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart, von Erlebtem und Erinnertem als dialektisch: Die Vergangenheit wird von der Gegenwart her rekonstruiert, gleichzeitig ist die Gegenwart nur als eine zu verstehen, die mit Hilfe der Vergangenheit existieren kann: Sie ist von dieser geprägt, geordnet und konstituiert (vgl. Rosenthal 1995, 81). Das Verhältnis, also die schon mehrfach erwähnte Interaktion von Erinnerungseinheit und gestalteter Gegenwartseinheit, beschreibt Rosenthal mit Hilfe der Begriffe Thema, thematisches Feld und Rand:

Thema, thematisches Feld und Rand

Damit sich das Subjekt mit Blick auf die Fülle des Möglichen, das wahrgenommen werden kann, auch auf einen Aspekt konzentrieren kann, ist es notwendig, diesen auszuwählen, ihn zum Thema zu machen. „Ein Feld ohne Differenzierung gibt keinen Ansatzpunkt für einen

Wahrnehmungsakt“ (Rosenthal 1995, 49). Dieser Aspekt muss sich für das Subjekt in einer bestimmten Weise auszeichnen, er muss sich abheben vom Gesamt des sich Darbietenden (visualisiert durch die jeweiligen Muster). Gewählt wird, was einen „Verweisungshorizont zum Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen“ (Rosenthal 1995, 49) aufweist (in der Grafik verdeutlicht durch die unterschiedliche Schraffierung von Rauten, die gleiche Farbe oder die vergleichbaren Formen, mit denen die Ereignisse der Gegenwartsmomente 1 und 2 abheben). Rosenthal verweist auf Kippbilder, in denen unterschiedliche optische Gebilde je nach Richtung der Aufmerksamkeit erkannt werden können: „Das Thema ist das, womit wir uns in einem gegebenen Augenblick beschäftigen, das, was im Zentrum unserer Aufmerksamkeit steht und jeweils in ein thematisches Feld eingebettet ist“ (Rosenthal 1995, 50). Das thematische Feld beschreibt die mit dem Thema *sachlich* kopräsenten Gegebenheiten, nicht die Gesamtheit der kopräsenten Umstände. Um beim Beispiel der zerschlagenen Fensterscheibe zu bleiben (s. o.): Sachlich sind eigene Erfahrungen mit zerschlagenen Fensterscheiben im Moment des Beobachtens kopräsent, aber ob sie in der Folge auch zu einer Erinnerung an diese Momente führen, ist abhängig von der Struktur des thematischen Feldes, das, wie im oben genannten Beispiel dargestellt, einen anderen Fokus einnehmen kann. Als Rand beschreibt Rosenthal die *zeitlich* kopräsenten Gegebenheiten (also beispielsweise andere Kinder, die an der Situation beteiligt sind, oder die eigene Situation, in der man sich zum Zeitpunkt des Erlebens einer Situation befindet).

2.3.3 Erinnern und Erzählen

Die Beziehung zwischen Erinnerung und Erzählung ist u. a. geprägt von der Anwesenheit von Zuhörenden, für die Erinnerung verbalisiert oder verschriftlicht werden muss: Eine Erzählung enthält dabei immer zugleich weniger und mehr als die Erinnerung. Vagheiten oder Widersprüche, die im Rahmen einer Erinnerung ausgehalten werden können (bzw. die emotional kopräsent sind und damit keiner weiteren ‚kognitiven Verbalisierung‘ bedürfen), werden in Erzählungen erklärungsbedürftig. Hier greifen die von Schütze erläuterten Zugzwänge des Erzählens, der Gestaltschließungs-, der Detaillierungs- und der Kondensierungszwang (vgl. Schütze 1976):

- Der Gestaltschließungszwang führt dazu, dass Erinnerungen für einen Zuhörer integriert werden in eine Gestalt, in einen formalen Anfang und ein formales Ende, um ein Einordnen der Erzählung und ein Verstehen zu ermöglichen.
- Einzelheiten des Erlebten müssen in der Erzählung mitunter detailliert erläutert werden, nicht nur in Bezug auf die Ereignisse, sondern auch mit Blick auf kausale oder motivationale Übergänge zwischen „Ereignisknotenpunkten“ (Rosenthal & Loch 2002, 4) (Detaillierungszwang).
- Situationen, geschweige denn ein ganzes Leben, können unmöglich detailgetreu nacherzählt werden, es würde jeglichen zeitlichen Rahmen sprengen. Vor diesem Hintergrund ist das erzählende Subjekt gezwungen, seine Ausführungen auf das für den Kontext der Erzählung Wesentliche zu reduzieren, zu kondensieren (Kondensierungszwang). Die Konzentration auf die als wichtig erachteten Aspekte liefert Hinweise auf die Relevanzsysteme der Erzähler*innen.

Hinzu kommt mitunter das Vermeiden von beispielsweise Widersprüchen oder Unklarheiten, die in Erinnerungen stecken. Diese werden möglicherweise gar nicht erst angesprochen und es kann passieren, dass eine Erzählung am Erinnerungsnoema vorbeigeführt wird¹⁵.

Abschließend wird das Verhältnis von Erinnern und Erzählen grafisch abgebildet. Der ‚Handlung‘ werden dabei idealtypisch die Elemente ‚Erinnern‘ und ‚Erzählen‘ zugeordnet und die beschriebenen Zusammenhänge damit bildlich vereinfacht. Die (soziale) Situation des Erinnerns und Erzählens ist also bei Weitem komplexer als hier grafisch dargestellt.

15 Die Frage, wie methodisch auf diese Auslassungen reagiert wird, wird ausführlich in Kapitel 7.6 diskutiert.

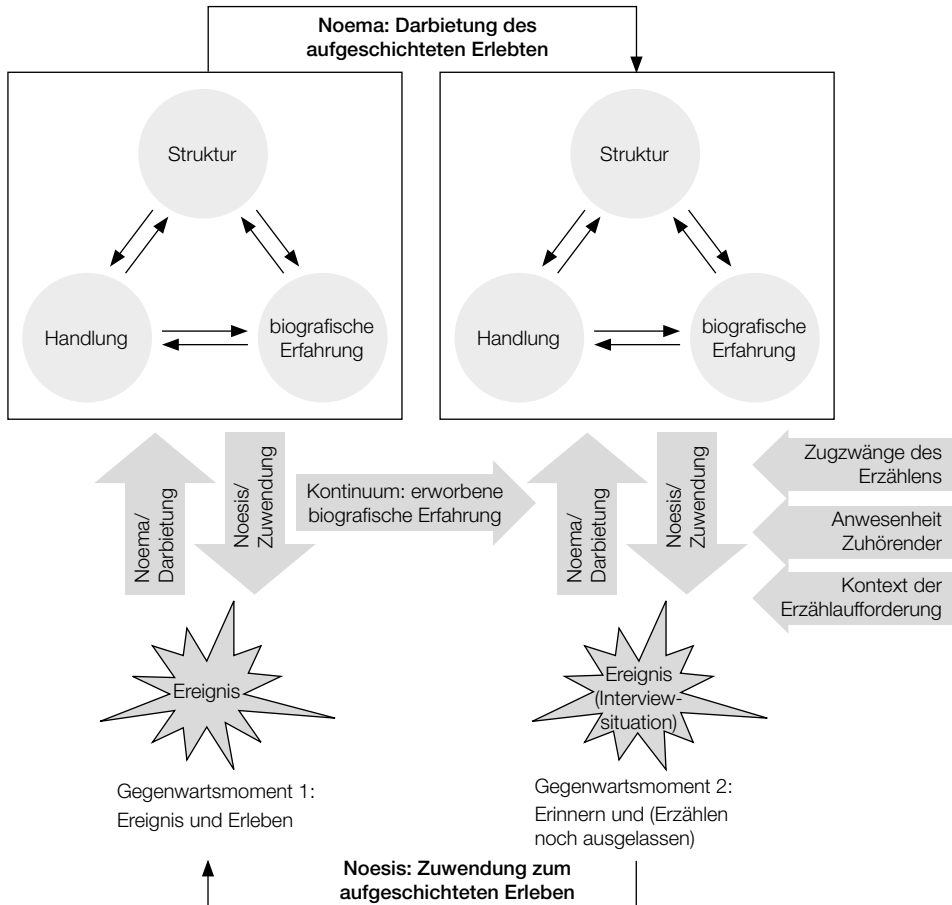


Abb. 5: Detaillierte Darstellung des Verhältnisses von Ereignis – Erleben – Erinnern – Erzählen

Das anspruchsvolle Verhältnis von Ereignis, Erleben, Erinnern und Erzählen ist gleichzeitig wesentlich für die Anlage der Forschungsmethode, weshalb darauf später erneut Bezug genommen wird (vgl. 7.1).

2.4 Biografizität als Schlüsselkompetenz in der reflexiven Modernisierung

Emergenz und Biografizität stehen für das Potenzial von Biografieträger*innen, Position im gesellschaftlichen Raum zu beziehen, sich nicht unreflektiert von Situationen beeinflussen zu lassen, sondern dieser auf sie einwirkenden Struktur eine gestaltende Kraft entgegenzusetzen und die Strukturen damit zu verändern. Gerade, wenn Subjekte Situationen ausgesetzt sind, die diffus und wenig strukturiert erscheinen, ist ein derart ermächtigendes Potenzial von besonderer Bedeutung.

Die Situation der Zielgruppe zum Zeitpunkt der Diagnosemitteilung in Bezug auf ihre Kinder kann als eine solche diffuse Situation bzw. Herausforderung gewertet werden: Das Lebensereignis ‚Geburt eines beeinträchtigten Kindes‘ (bzw. ‚Diagnosemitteilung‘) kann als

ein Ereignis ohne unterstützendes gesellschaftliches Skript betrachtet werden, in dem keine ausreichenden Hilfestellungen angeboten werden, um in der veränderten Situation handlungsfähig zu bleiben bzw. zu werden. Die in 2.2.2 beschriebene Fähigkeit zur Biografizität stellt in diesem Zusammenhang eine wesentliche Kompetenz dar, um auf die Belastungen zu reagieren.

Diese Kompetenz der Biografisierung verkörpert nach Alheit (2006) eine Schlüsselqualifikation im Zeitalter der reflexiven Modernisierung, Beck sieht gar den Zwang zur Biografisierung in diesem Vergesellschaftungsmodell angelegt. Als „reflexive Modernisierung“ (Beck 1986) beschreibt Beck das veränderte Vergesellschaftungsmodell, das er mit den Begriffen Enttraditionalisierung, Individualisierung und Institutionalisierung konkretisiert (vgl. ebd.). Mit den mit der Modernisierung einhergehenden zunehmenden Freiheiten des Individuums steigert sich die Komplexität gesellschaftlicher Strukturen, während traditionelle Strukturen in ihrer Verbindlichkeit abnehmen. Die Biografie erfährt damit einerseits eine Aufwertung, mit der jedoch andererseits auch eine Erwartungshaltung verbunden ist, die dem Individuum die Verantwortung für den Erwerb der notwendigen Kompetenzen zur Biografisierung zuschreibt. Es werden besondere Kompetenzen zur ‚biografischen Selbstthematization‘ (vgl. Alheit 2000, 154) erforderlich, mit denen die eigene Lebensgeschichte im Kontext unterschiedlicher und zum Teil konträrer gesellschaftlicher Anforderungen immer wieder neu rekonstruiert werden muss. Gleichzeitig muss dabei jedoch auch biografische Kontinuität erhalten bleiben. Nur in der Gleichzeitigkeit der in gewisser Weise widersprüchlichen Anforderungen ist die dauerhafte Handlungsfähigkeit des Subjekts gesichert. Was als „biographische Selbstreflexion“ (Hahn 1988, 93) beschrieben wird, wertet Alheit als „neue soziale Wissensform“ (Alheit 2000, 154). Die „Entfaltung subjektiver Einzigartigkeit, einer ‚Identität-Für-Sich‘“ (ebd., 152) löst biografische Idealtypen aus der Zeit *vor* der veränderten Moderne ab.

Der Einfluss der reflexiven Modernisierung als eines gleichzeitig ermöglichenden und einschränkenden Faktors für individuelle Handlungsmöglichkeiten wird in dieser Arbeit als wirksam vorausgesetzt. Insofern reicht es also im Kontext der Thematik ‚Biografie‘ nicht aus, sich begrifflich und theoretisch mit dem Konstrukt zu beschäftigen, sondern es müssen auch die aktuelle Relevanz des Begriffs und die damit verbundenen gesellschaftlichen Anforderungen in den Blick genommen werden, um das empirische biografische Material bewerten zu können. Dies gilt insbesondere mit Blick auf die Zielgruppe hochaltriger Eltern beeinträchtigter Kinder, die – wie in Kapitel 3 diskutiert wird – unter mitunter prekären Bedingungen auf diese Schlüsselkompetenz verwiesen werden.

Um diesen Zusammenhang vertiefen zu können, wird zunächst ein kurzer Abriss der reflexiven Modernisierung vorgenommen, der die wesentlichen Begriffe Enttraditionalisierung, Individualisierung und Institutionalisierung kritisch diskutiert. In einem weiteren Abschnitt wird die Bedeutung der Biografie und der Biografisierung als individuelle Kompetenz (in Abgrenzung zur Biografizität als der Biografie innewohnendem Potenzial) im Kontext dieser Begrifflichkeiten erläutert. Auf diese Weise lassen sich die besonderen und neuen Herausforderungen herausstellen, denen Subjekte im Zuge der reflexiven Modernisierung ausgesetzt sind. Diese Herausforderungen sind relevant für die Entwicklung der zugrundegelegten Forschungsfragen.

2.4.1 Reflexive Modernisierung als neues Vergesellschaftungsmodell

Die „reflexive Modernisierung“ (u. a. Beck 1986, 14) ist Ausdruck eines veränderten Vergesellschaftungsmodells (vgl. Kade 1994, 17); historisch betrachtet kommt es von der Tradition über

die „Modernisierung der *Tradition*“ (Beck 1986, 14; 254; Herv. i. O.) zur „Modernisierung der *Industriegesellschaft*“ (ebd.; Herv. i. O.)¹⁶.

Ein sichtbarer Erfolg dieses Prozesses ist die grundlegende Existenzsicherung der Bevölkerung Europas, jedenfalls „verglichen mit der materiellen Versorgung bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein und mit der vom Hunger bedrohten Dritten Welt“ (Beck 1986, 27). Doch die Kehrseite dieses Entwicklungsprozesses sind „die ‚Probleme‘ der ‚dicken Bäume‘“ (ebd.). Mit anderen Worten: Der „Modernisierungsprozeß wird ‚reflexiv‘, sich selbst zum Thema und Problem“ (ebd., 26). Beck spricht auch von der *Risikogesellschaft* und verdeutlicht damit den Wechsel von der Industrie- oder Klassengesellschaft, in der es um die Verteilung von gesellschaftlich produziertem Reichtum ging, hin zu einer Gesellschaft sozialer Milieus, in der die Risiken, die untrennbar mit der Produktion von Reichtum verbunden sind, verteilt werden müssen. Zu diesen Risiken zählen naturwissenschaftliche Gefährdungen ebenso wie soziale, die aus diesen wachsen:

„Industrielle Umweltbelastungen und Naturzerstörungen mit ihren vielfältigen Auswirkungen auf Gesundheit und Zusammenleben der Menschen, die erst in hochentwickelten Gesellschaften entstehen, sind durch einen *Verlust des gesellschaftlichen Denkens* gekennzeichnet.“ (Beck 1986, 33; Herv. i. O.)

Die komplexen Risikolagen setzen sich über die Klassenzugehörigkeit hinweg, da beispielsweise Wasser oder insbesondere Luft von allen geatmet werden müssen. Beck bringt dies auf die Formeln zusammen „*Not ist hierarchisch, Smog ist demokratisch*“ (Beck 1986, 48; Herv. i. O.).

Diese Dimension, die sich auf die Verteilungslogik von Modernisierungsrisiken bezieht, ist ein Aspekt der reflexiven Modernisierung. Der zweite Aspekt, der dazugehört, besteht in einer Veränderung – Ausdünnung – der „Basisselbstverständlichkeiten der Lebensführung“ (Beck 1986, 115). Zentrale Begriffe in diesem Zusammenhang sind Enttraditionalisierung bzw. Freisetzungprozesse, Individualisierung, Institutionalisierung und Biografisierung. „Beide Seiten zusammen, die Summe der Risiken und Verunsicherungen, ihre wechselseitige Verschärfung oder Neutralisierung, machen die soziale und politische Dynamik der Risikogesellschaft aus“ (ebd.). Im zweiten Aspekt konkretisiert sich die individuelle Handlungsebene der reflexiven Modernisierung. Diese Ebene ist in Zusammenhang mit der vorliegenden Studie von besonderem Interesse und wird im Folgenden näher erläutert.

Enttraditionalisierung, Freisetzung und Individualisierung

„Der Übergang in die Moderne kann als Individualisierungsprozeß im Sinn einer Freisetzung der Menschen aus ständischen und lokalen Bindungen, einer Pluralisierung der Lebensverhältnisse und eines Geltungsverlusts traditionaler Orientierungen verstanden werden“ (Kohli 1988, 33). So kommt es unweigerlich zu einem Gesellschaftswandel, in dem der Mensch aus seinen traditionellen Bezügen und Sicherheiten entlassen wird. Versorgungsstrukturen, die zu Beginn der Industrialisierung stark familiär geprägt waren, werden nun vom Staat übernommen. Gleichzeitig wird dafür aber auch die Erwerbstätigkeit, also die Beteiligung an der Schaffung und Vermehrung von Reichtum, gefordert. Dieser Beteiligung müssen sich weitere Aspekte des Lebens unterordnen (vgl. u. a. Beck & Beck-Gernsheim 1994).

16 Zur Beschreibung dieses neuen Vergesellschaftungsmodells kursieren verschiedene Begrifflichkeiten. Beck verwendet den Ausdruck „reflexive Modernisierung“ (Beck 1986, 14), um zu verdeutlichen, dass sich die Moderne mit sich selbst, den von ihr selbst hervorgerufenen Herausforderungen und Veränderungen beschäftigt. Giddens spricht von einer „Radikalisierung der Moderne“ (Giddens 1996, 114f), auch die Begriffe Postmoderne und Spätmoderne werden häufig synonym verwendet. Die vorliegende Arbeit stützt sich auf die Thesen von Ulrich Beck und verwendet daher seine Begrifflichkeiten. Sofern andere Autor*innen zitiert werden, werden deren Ausdrücke genutzt.

Gerade die Familie wird in diesem Zusammenhang intensiv diskutiert, Beck spricht von einer „Verhandlungsfamilie auf Zeit“ (Beck 1986, 118), um zu verdeutlichen, dass der Anspruch der Individualisierung beide Geschlechter betrifft, die im Kontext von Familie verschiedene sich überlagernde Interessen in Einklang bringen müssen – den Beruf, die Pflege und Bildung der Kinder, die Hausarbeit, nicht zuletzt auch die Unterstützung und/oder Pflege der eigenen älter werdenden Eltern. Diese hochanspruchsvolle Aufgabe, in der sich gesellschaftliche Strukturen spiegeln, wird privatisiert, individualisiert. Die Verantwortung für das Gelingen trägt das Subjekt selbst, und damit auch das Risiko des Scheiterns (vgl. Beck 1986)¹⁷.

Beck beschreibt die hier angedeuteten Tendenzen als ‚dreifache Individualisierung‘ (vgl. Beck 1986, 206) mit den Dimensionen:

„*Herauslösung* aus historisch vorgegebenen Sozialformen und –bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge (‚Freisetzungsdimension‘), *Verlust von traditionellen Sicherheiten* im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitenden Normen (‚Entzauberungsdimension‘) und – womit die Bedeutung des Begriffes gleichsam in ihr Gegenteil verkehrt wird – eine *neue Art der sozialen Einbindung* (‚Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension‘)“ (Beck 1986, 206; Herv. i. O.)

Institutionalisierung

Mit der hier angesprochenen neuen „*Art der sozialen Einbindung*“ (Beck 1986, 206; Herv. i. O.) ist die Institutionalisierung gemeint: Der Arbeitsmarkt und die „Konsumexistenz“ (ebd., 211) sind derart dominant, dass sie „*sekundäre* Instanzen und Institutionen“ (ebd., 211; Herv. i. O.) hervorbringen, die in Form von „Vorgaben, Regelungen, Zwängen und Bestimmungen... die Folie [bilden, L. O.], auf der individualisiertes Leben gestaltet werden muß“ (Schweppe 2000, 39). Zu den hier gemeinten Institutionen gehören u. a.

„der Sozialstaat [, der, L. O.] durch seine Sozialsicherungssysteme oder altersrechtlichen Vorgaben [steuert, L. O.], der Arbeitsmarkt mit konjunkturellen Schwankungen und Qualifikationsanforderungen, das Bildungssystem, das über Abschlüsse und Ausbildungsniveaus entscheidet, die Regelungen über die Abfolge bestimmter Lebensphasen bzw. -ereignisse (z. B. Verrentung erst nach Abschluß des Arbeitslebens), vorgegebene Geschäftszeiten, strikt vorgeschriebene Müllsortierungsverfahren, ja selbst das Feiern eines Festes wird durch die genaue Festlegung von Lärmpegeln zu bestimmten Zeiten strikten Verregelungen ausgesetzt.“ (Schweppe 2000, 40)

Diese sekundären Instanzen unterscheiden sich von ehemals prägenden, primären Instanzen, zu denen zum Beispiel die Familie, Schicht- bzw. Klassenzugehörigkeit oder die Dorfgemeinschaft zählten: Primäre Instanzen steuerten das Handeln der Individuen vergleichsweise direkt, Giddens spricht von einer engen Dimension der Raum-Zeit-Einbindung (vgl. Müller 2002, 171). Anders ist dies bei den sekundären Instanzen: Sie steuern eher indirekt, aber deswegen nicht weniger wirksam. Der größte Unterschied ist, dass die sekundären Instanzen ein aktives Subjekt voraussetzen, das heißt, das Individuum ist aufgefordert, innerhalb der Institutionen und Instanzen selbst aktiv zu werden, auszuwählen und zu entscheiden, welche Angebote der Institutionen für das eigene Leben genutzt und verwendet werden sollen bzw. wie es sich innerhalb einer Institution bzw. gegenüber einem Angebot verhält. Besonders zu betonen ist in diesem Zusammenhang, dass die Institutionen selbst nicht frei von Werten und Normen sind. Das

17 Die Bedeutung der Familie könnte an dieser Stelle intensiver diskutiert werden (vgl. dazu u. a. Schweppe 2000, 31ff; Beck 1986, 161ff; Beck-Gernsheim 1994). Da dieser facettenreiche Aspekt gesondert in Kapitel 3 diskutiert wird, wird an dieser Stelle im gesamten Kontext des Themas der reflexiven Modernisierung nicht näher darauf eingegangen.

heißt, die Zielgruppe, an die sie sich richten, das Thema, für das sie stehen, geht stets mit einer eigenen Normativität einher, die „Leitbilder und Muster der Lebensführung“ (Schweppe 2000, 43) transportiert, mit denen die Individuen konfrontiert werden, denen sie sich unterwerfen müssen, wollen sie die Institutionen in Anspruch nehmen, oder denen sie sich widersetzen. Erneut wird deutlich, wie sehr in der reflexiven Modernisierung die Aufgabe der Lebensgestaltung an die Individuen abgegeben wird und die Risiken des Scheiterns individualisiert werden (vgl. Schweppe 2000, 41).

Es darf an dieser Stelle jedoch nicht unerwähnt bleiben, dass es auch kritische Stimmen zum Konstrukt der reflexiven Modernisierung gibt. Alheit verweist beispielsweise unter anderem auf die „konzeptionellen Problemzonen jenes modernen Deutungsmusters ‚Individualisierung‘“ (Alheit 1992, 18):

- Der Gedanke der ‚Enttraditionalisierung‘ fußt auf der Vorstellung ehemals ‚intakter sozialer Institutionen‘ (vgl. Alheit 1992, 19). Historisch muss dies relativiert werden, was u. a. am Beispiel von Familienmythen wiederholt aufgezeigt wurde (vgl. exemplarisch Fuhs 2007).
- Untersuchungen im Kontext von ‚Familie‘ weisen auf Retraditionalisierungsprozesse parallel zu den Enttraditionalisierungsprozessen hin (vgl. Alheit 1992, 19ff): „Wir beobachten, daß Individualisierungsprozesse in neue, sozusagen ‚vertikale‘ Formen familialer Vernetzung eingebaut werden“ (Alheit 1992, 23). Diese Entwicklung überrascht nicht, sofern man bedenkt, dass „jede neue Struktur ... auf eine vorangegangene [Struktur, L. O.] auf[baut, L. O.]“ (Hoerning 1989, 161), neue Strukturen also nicht zwangsläufig radikal neue Erfindungen sind, sondern vielfach Ausdruck der „Entfaltung verdeckter Möglichkeiten“ (ebd.)¹⁸.

Diese Hinweise gilt es insbesondere vor dem Hintergrund des folgenden Abschnitts über die Bedeutung der Biografisierung im Kontext der reflexiven Modernisierung zu beachten: Es ist wahrscheinlich, dass Individuen auch zu früheren Zeiten in unterschiedlichen, möglicherweise auch widersprüchlichen Strukturen gleichzeitig handlungsfähig sein mussten und vor der Herausforderung standen, kontroverse Erfahrungen in ihr biografisches Wissen zu integrieren. Im Unterschied zu damals scheinen aber die strukturgebenden Institutionen an Einfluss zu verlieren und das Individuum wird in immer größerem Umfang selbst für den Erfolg seiner Handlungen verantwortlich gemacht, ohne dass dabei der Einfluss begünstigender bzw. behindernder Strukturen beachtet würde (vgl. Alheit 2000). Diese Zusammenhänge werden im folgenden Abschnitt intensiv beleuchtet.

2.4.2 Biografie, Biografisierung und Biografizität in der reflexiven Modernisierung

Welche Rolle spielt nun die Biografie im Kontext der reflexiven Modernisierung, was rechtfertigt ihre Diskussion unter diesem gesonderten Blickwinkel? Der Biografie kommt eine *Schlüsselfunktion* zu, wenn es darum geht, die beschriebenen Herausforderungen zu bewältigen. Um dies zu erläutern, ist es hilfreich, die Begriffe Lebenslauf und Biografie (bzw. Biografisierung) diesmal unter den Vorzeichen der reflexiven Modernisierung zu betrachten, ergänzt um den Begriff der Lebenszeit.

Die Bedeutung des Lebenslaufs im Kontext der reflexiven Modernisierung

Kohli zeigt auf, wie der Lebenslauf „im Verlauf des europäischen Modernisierungsprozesses“ (Kohli 1985, 2) zu einer ‚eigenständigen gesellschaftlichen Strukturdimension‘ (vgl. Kohli

¹⁸ Hoernings Ergänzungen stellen das Konstrukt der Individualisierung nicht generell in Frage, sie differenzieren und konkretisieren zudem deutlich die oben ausführlich dargestellte Dialektik von Erfahrung, Handlung und Struktur.

1985, 1) geworden ist, die das Leben in Form eines anerkannten Regelsystems ordnet. Seine Ausführungen gründen auf den folgenden Thesen:

Verzeitlichung: In der Moderne spielt das Alter des Menschen eine zentrale und strukturierende Rolle. Die durchschnittliche Lebenserwartung steigt aufgrund einer besseren medizinischen Versorgung und steigenden Lebensstandards. Diese Verbesserungen hängen durchaus mit der Moderne zusammen, in der „echte materielle Not objektiv verringert und sozial ausgegrenzt werden kann“ (Beck 1985, 25, Herv. i. O.). Die Säuglings- und Kindersterblichkeit sowie die Müttersterblichkeit nehmen ab, die Lebenserwartung im hohen Alter steigt. Das Erreichen eines bestimmten Lebensalters wird damit regelrecht erwartbar, was eine Planbarkeit des Lebenslaufs ermöglicht: „Der Modernisierungsprozeß ist ein Übergang von einem Muster der *Zufälligkeit der Lebensereignisse* zu einem des *vorhersehbaren Lebenslaufs*“ (Kohli 1985, 4f, Herv. i. O.).

Chronologisierung: Diese Verzeitlichung ist am chronologischen Lebensalter orientiert. Dadurch prägen sich verschiedene Ablaufschemata aus. Es entsteht beispielsweise der Familienzyklus, der sich weiter unterteilen lässt in „Heirat/Geburt des ersten Kindes – Familienphase – nachelterliche Phase – Tod des Ehemannes/Verwitwung – Tod der Ehefrau“ (Nave-Herz 2002, 26)¹⁹, in dessen Kontext es auch zur „Intimisierung von Ehe und Familie“ kommt (Imhof 1984, 184; zit. n. Kohli 1985, 8).

Konstitution von Altersgrenzen: Die Chronologisierung führt unweigerlich zu einer Definition von Altersgrenzen, die den Zugang in die zentralen Leistungssysteme (zum Beispiel Schule oder Alterssicherung) organisieren. Auf diese Weise kommt es zu einer Homogenisierung des Lebenslaufs, der sich aufgrund der Bedeutung der Erwerbsarbeit als „Achse der Lebensführung“ (Beck 1986, 220) in der Moderne, zu einem dreigeteilten Konstrukt des ‚Normallebenslaufs‘ (vgl. Kohli 1985, 2) entwickelt. Kinder und Jugendliche werden in der Vorbereitungsphase für die Erwerbstätigkeit befähigt, in der Aktivitätsphase ist der Erwachsene aktiv erwerbsfähig und mit der Ruhephase beginnen die nacherwerbliche Phase und das ‚Alter‘²⁰.

Biografische Perspektiven: Verzeitlichung, Chronologisierung und die Konstitution von Altersgrenzen avancieren also zu wichtigen Prinzipien in einer Zeit, in der Menschen aus traditionellen Bindungen freigesetzt werden (Enttraditionalisierung und Individualisierung). Sie gewährleisten Orientierung und Struktur. Der Lebenslauf wird auf diese Weise einerseits geradezu zu einer Institution, die zeitliche Abläufe im Leben organisiert (Struktur), andererseits hat er formenden Einfluss auf die Handlungsplanung der Subjekte, die sich am Modell des Normallebenslaufs orientieren (vgl. Kohli 1985, 3)²¹, mehr noch, sie werden zu einer langfristigen Sicht in Bezug auf den eigenen Lebenslauf gezwungen (vgl. Elias 1969, 336ff; zit. n. Kohli 1985, 11). Die Lebensplanung wird zu einem zentralen Element moderner Lebensformen.

„Der Übergang zur Moderne bedeutete eine starke Mobilisierung und Pluralisierung des Lebens. Dieser Individualisierungsprozeß hatte zur Folge, daß Vergesellschaftung stärker auf der Ebene des Individuums als auf derjenigen der stabilen Lokalgesellschaft ansetzen muß. Ein wesentlicher Teil dieser neuen Vergesellschaftungsform ist die Institutionalisierung des Lebenslaufs als Ablaufprogramm und mehr noch als langfristige perspektivische Orientierung für die Lebensführung.“ (Kohli 1985, 15)

19 Es wurde bewusst auf dieses ‚traditionelle‘ Phasenmodell zurückgegriffen, das beispielsweise die Möglichkeit (und statistische Wahrscheinlichkeit) einer Trennung bzw. Scheidung gar nicht benennt. Die empirische Diversität ist immens und durch vielfältige Einflussfaktoren bedingt (vgl. u. a. Rupp & Blossfeld 2008; Lange 1994, 24ff oder aus psychologischer Sicht Schneewind 2010, 29ff). Dieser Aspekt wird in Kapitel 3 vertieft.

20 Eine umfassende Auseinandersetzung mit dem Alter(n)sbegriff findet sich in Kapitel 5.

21 An dieser Stelle sei auf das Potential der Emergenz von Biografien (vgl. stellvertretend Alheit 1993) hingewiesen.

Lebenszeit

Betrachtet man die Entwicklung von Familien oder Erwerbsbiografien, so muss man sich fragen, ob Kohlis These von der Institutionalisierung von Lebensläufen noch in der zitierten Form haltbar ist: Die Pluralisierung von Familienformen (vgl. auch Kapitel 3) beeinflusst den oben zitierten Familienzyklus aus – grob zusammengefasst – Eheschließung, Familienphase und nachelterlicher Phase (vgl. Schewpe 2000, 15). Und auch die als zusammenhängend definierte Aktivitätsphase des Normallebenslaufs oder die Ruhephase sind nicht mehr so (einseitig) aktiv oder ‚ruhig‘, wie in Kohlis Beschreibungen angedeutet. Er verweist selbst auf diese Tendenzen der Destandardisierung und begründet diese u. a. mit dem Verweis auf die Lebenszeit, die als gemeinsame Achse, auf der sowohl der Lebenslauf als auch die Biografie angeordnet sind, nun in die Diskussion eingeführt wird: „Lebenszeit als Ordnungs- und Integrationsdimension steht im Widerspruch zu Lebenszeit als Entwicklungs- und Entfaltungsdimension“ (Kohli 1988, 39). Die Lebenszeit strukturiert zum einen das Leben im Sinne des Lebenslaufes. Auf der anderen Seite beschreibt sie eine Dimension des Raumes, in dem Subjekte Erfahrungen sammeln, sich entwickeln und Handlungsoptionen für die nahe Zukunft bzw. Visionen für eine ferne Zukunft entwickeln. Mit Blick auf das Potenzial der Emergenz von Biografien und der Biografizität (s. o.) ist es naheliegend, dass entwickelte subjektive biografische Perspektiven in einem Widerspruch zum Normallebenslauf stehen können. Sie haben das Potenzial, das vorgesehene Programm zu „erodieren“ (Kohli 1988, 39): „Die erfolgreiche Institutionalisierung der Normalbiographie schafft heute die Möglichkeit, sich individualisierend davon abzustoßen“ (Kohli 1988, 42). Das Verhältnis zwischen Lebenslauf und Biografie wird damit weiter verfeinert, es differenziert sich aus, wenngleich auch betont werden muss, dass durchaus einige Aspekte weiter in gewisser Hinsicht ‚institutionalisiert‘ bleiben: Bedingt durch biologische Faktoren ist beispielsweise, zumindest für Frauen, die Phase der Familiengründung an einen bestimmten Alterskorridor gebunden. Gesetzlich sind die Lebenszeiten für Schule und Arbeit – trotz aller Aufweichungen – noch in vergleichsweise verlässlichen Bahnen geregelt. Mit Blick auf die reflexive Modernisierung sind vor allem die individuellen *Entscheidungsspielräume* innerhalb und außerhalb der beschriebenen institutionalisierten Grenzen neu, sie erfordern eine biografische Auseinandersetzung und Argumentation, eine *Biografisierung*.

Biografisierung

Alheit begründet die schwindende Verbindlichkeit standardisierter lebenslaufbezogener Ablaufmuster mit der fortschreitenden Moderne im Sinne Becks. Soziale Institutionen, „die eine lebensgeschichtliche Form der ‚Rückbesinnung auf das eigene Dasein gestatten‘ (vgl. Hahn 1992)“ (Alheit 2000, 154) und zu denen er die Beichte, therapeutische oder medizinische Settings oder gerichtliche Bekenntnis- und Geständnisformen zählt, verlieren ihre Verbindlichkeit (vgl. ebd.). Diese auch als „Biographiegeneratoren“ (Hahn 1988, 93) oder „Stichwortgeber“ (Alheit 2000, 155) beschriebenen Institutionen werden zunehmend inflationär, das Individuum bewegt sich in mehreren dieser Bereiche und steht vor der Herausforderung, ihre mitunter widersprüchlichen Anforderungen biografisch zu integrieren. Erschwerend kommt hinzu, dass diese Institutionen „zunehmende Teile der Bevölkerung“ (ebd., 158) ausschließen, sie aber dennoch gezwungen sind, eine biografische Identität unter Beachtung dieser exkludierenden Systeme zu entwickeln. Die reflexive Modernisierung bringt also neben der Enttraditionalisierung, der Individualisierung und der Institutionalisierung auch den *Zwang zur Biografisierung* mit sich, die zur Schlüsselkompetenz wird, um innerhalb der komplexen Integrationsanforderungen handlungsfähig zu bleiben, um in Auseinandersetzung mit „vielfältigen unterschiedlichen,

z. T. widersprüchlichen und sich gegenseitig ausschließenden Handlungsmaximen“ (Schweppe 2000, 45) die eigene Biografie zu (re)konstruieren (vgl. dazu auch Brose & Hildenbrand 1988, 21; Kohli 1988, 44).

Der Biografie kommt also eine besondere Funktion innerhalb der reflexiven Modernisierung zu: Ihr wird das Potenzial zugesprochen, die aus dem Subjekt entspringende, ordnende Kraft in einer sich immer komplexer gestaltenden Umwelt zu sein. Die Biografisierung wird zur „institutionalisierte[n] Dauerreflexion lebensgeschichtlich relevanter Ereignisse... infolge der abnehmenden Verbindlichkeit bzw. der Erosion von realen Lebensverlaufsmustern“ (Brose & Hildenbrand 1988, 18). Mit ihr ist also der Anspruch verbunden, widerstrebende gesellschaftliche Tendenzen in eine individuelle Balance zu bringen und so ein authentisches, kontinuierliches und reflektiertes Handeln zu ermöglichen.

Deutlich muss in diesem Zusammenhang auf die Gleichzeitigkeit von Chancen und Risiken für das Subjekt hingewiesen werden: „Man kann darin ein hohes Autonomiepotential für das Individuum, aber auch die Gefahr ständiger Überlastung durch Reflexionsansprüche sehen“ (Brose & Hildenbrand 1988, 23). Die Autoren warnen vor einer „Regeneration und Entlastung der sozialen Systeme“ (ebd., 24), zu der die Biografisierung beitragen soll: Die sich immer stärker differenzierende Gesellschaft stellt auch die sozialen Sicherungssysteme vor Herausforderungen, da es immer schwieriger wird, in der unübersichtlichen Lage passgenaue Unterstützungsleistungen zu entwickeln. Biografisierung kann dann als ein präventiver Ansatz gewertet werden, durch den das Subjekt befähigt werden soll, emanzipiert und autonom (vgl. ebd., 25) im Dschungel der Möglichkeiten zu agieren. Dabei wird die „Biografizität“ (u. a. Alheit 2003), zur ‚Schlüsselqualifikation‘ moderner Existenz“ (Alheit 2006, 25). Sie ist keineswegs eine jedem Subjekt qua Geburt innewohnende und jederzeit abrufbare Ressource, sondern ist abhängig von entsprechend günstigen biografischen Erfahrungen, die wiederum durch das individuelle lebensweltliche Milieu des Individuums beeinflusst sind (vgl. 2.2; 2.3). Allerdings geht dies einher mit dem Risiko, auch die Verantwortung für ein Scheitern in erster Linie auf das Subjekt zu übertragen, ungeachtet der Tatsache, dass stets vielfältige und komplexe (gesellschaftliche, strukturelle etc.) Umstände an der jeweiligen Entwicklung einer Lage beteiligt sind.

Biografisierung beinhaltet also gleichermaßen Risiken wie auch Chancen für das Subjekt. Die Chancen lassen sich unter dem Stichwort Biografizität fassen, das zurückgeht auf die Emergenz von Biografien und das auf das Potenzial der Gestaltung gesellschaftlicher Strukturen verweist. Vor diesem Hintergrund wird die Biografie, die als solche in ihrer Dialektik aus Struktur und Handeln nicht an eine gesellschaftliche Epoche gebunden ist, zu einer relevanten Dimension für das erfolgreiche Handeln im Zeitalter der reflexiven Modernisierung. Die Risiken liegen dort, wo Subjekte ganz konkret von der Teilhabe an Gesellschaft ausgeschlossen sind, aber dennoch gezwungen sind, diese strukturelle Exklusion biografisch zu beantworten bzw. zu verantworten:

„Die Last, die heute auf vielen modernen Individuen liegt, ist nicht nur die biographische Synchronisierung von differenzierten gesellschaftlichen Anforderungen, also von ausufernden und z. T. widersprüchlichen Inklusionsangeboten. Das Dilemma liegt in der biographischen Verarbeitung von eskalierenden Exklusionserfahrungen. Menschen werden gezwungen, eine biographische Identität zu entwickeln – nicht obwohl, sondern gerade weil die Teilsysteme versagen: die Politik, der Arbeitsmarkt, der flankierende Sozialstaat, das Bildungssystem, das Gesundheitssystem, die Familie.“ (Alheit 2000, 158f)²²

22 Alheits Verwendung des Begriffs der ‚Identität‘ ist insofern irritierend, als dass damit Vorstellungen von Stabilität und Unveränderbarkeit suggeriert werden. Biografiethoretisch betont er im Unterschied dazu jedoch eine aktive und immer wieder neu herzustellende Biografie (vgl. u. a. Alheit 1993, 400f).

Die Differenzierung der Gesellschaft und die abnehmende Verbindlichkeit gesellschaftlicher Teilsysteme fordert die Biografizität also in besonderer Weise heraus. Das Versagen der Teilsysteme, von dem Alheit spricht, kann nur im konkreten Einzelfall näher benannt werden. In Bezug auf hochaltrige Eltern bzw. ältere Familien lässt sich grob verallgemeinernd zum Beispiel auf das exkludierende Hilfesystem hinweisen, durch das Familien zunächst ‚ausgesondert‘, später dann ‚besondert‘ wurden, während gleichzeitig ein sehr bürgerliches Familienbild politisch handlungsleitend war und als gesellschaftliche Norm galt. Biografisch konnte dies, so könnte die These lauten, nur unter großen Anstrengungen und mit Abstrichen vereinbart werden. Des Weiteren könnte das Versagen im Kontext der mangelnden Verzahnung verschiedener Hilfesysteme (Behindertenhilfe, Pflege und Altenhilfe) diskutiert werden. Eine kontinuierliche Identität muss so im Einzelfall womöglich unter den widersprüchlichen Erfahrungen als pflegebedürftige Frau einerseits und als ihren kognitiv beeinträchtigten Sohn unterstützende Mutter andererseits (neben vielen anderen Erfahrungsebenen in weiteren oder denselben Kontexten) konstruiert werden.

Diese Risiken kumulierender Erfahrungen der Ausgrenzung sind es, denen Eltern beeinträchtigter Kinder ausgesetzt sind (vgl. Kapitel 3). Die Rekonstruktion ihrer Lebensgeschichten ermöglicht Einsichten in die Entwicklung biografischer Identität unter dem Einfluss dieser Faktoren.

3 Hochaltrige Eltern und ältere Familien

Das vorliegende Kapitel stellt hochaltrige Eltern bzw. ältere Familien in den Mittelpunkt der Betrachtung. Auf diese Weise wird ein dichtes und komplexes Bild von der Zielgruppe entworfen. Während diese Fokussierung einerseits notwendig ist, um sich der Zielgruppe anzunähern, ist sie gleichzeitig mit dem Risiko verbunden, Biografien und Lebenssituationen der Zielgruppe auf den Umstand zu reduzieren, Eltern eines beeinträchtigten (erwachsenen) Kindes zu sein:

„The research focus in these and other studies on ‚caregivers‘ inevitably tends to isolate one particular role that the person fulfils from the total person. Concliffe (1995) emphasises that caregiving is not a discrete task but an integral part of the fabric of the family’s life. The acknowledgement of caregivers as individuals with a multiplicity of aspirations, functions and an identity as (usually) a woman, is important if we are to appreciate fully the reality of the individual’s life.“ (Hogg & Lambe 1998, 46)

Vor diesem Hintergrund ist dieses Kapitel einzuordnen als eine vorsichtige Annäherung an die Konstruktionen über ältere Familien und hochaltrige Eltern, die bislang produziert wurden. Die vorliegende Arbeit soll einen Beitrag dazu leisten, die sonst vor allem als Eltern angesprochenen Individuen stärker in ihrer biografisch gewordenen Subjekthaftigkeit zu porträtieren, in der die Elternschaft eines beeinträchtigten Kindes möglicherweise einen gewichtigen Anteil ausmacht, in der aber potenziell weitere Aspekte virulent sind, die es herauszuarbeiten gilt.

Das Kapitel setzt sich nach einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Familienbegriff (3.1) mit der *Häufigkeit* älterer Familien auseinander: Die durchschnittliche Lebenserwartung sowohl der Eltern als auch der beeinträchtigten Kinder steigt und die potenziell verfügbare gemeinsame Lebenszeit in einem Haushalt nimmt damit auch zu (vgl. 3.2). Anschließend wird mit Hilfe von Thesen der verschiedene Perspektiven und Schwerpunkte umfassende, komplexe Forschungsstand rezipiert. Dazu werden Schwerpunkte zum einen auf die außergewöhnliche Unterstützer*innen-Rolle alter Eltern gelegt, zum anderen auf den Zusammenhalt zwischen biografischen Erfahrungen, der aktuellen Lebenssituation und den Zukunftsperspektiven (Abschnitt 3.3).

In Zusammenhang mit der Entwicklung von Zukunftsperspektiven wird in deutschsprachigen Veröffentlichungen immer wieder der Begriff der ‚Ablösung‘ verwendet, um den Übergang vom Leben mit den Eltern in eine andere Wohnform zu beschreiben (vgl. stellvertretend Schultz 2014, 157ff). Abschnitt 3.4 setzt sich kritisch mit diesem Begriff auseinander. Dies dient der Einordnung der Bewertung der Forschungsergebnisse durch die Autorin und präzisiert ihr Verständnis von den Beziehungen zwischen Familienmitgliedern.

Das Kapitel schließt mit der Diskussion ausgewählter Aspekte familiensoziologischer Forschung. Dies trägt zur späteren Analyse des komplexen Miteinanders der älteren Elternteile mit den einzelnen Familienmitgliedern und im Kontext ihrer jeweiligen Umwelten bei. Dazu findet zunächst eine Annäherung an kollektive Bilder von gelungener Familiengestaltung im Sinne von Familienleitbildern statt (3.5.1). Daran anknüpfend wird der Gedanke von ‚Familie‘ als Herstellungsleistung dargelegt, der unter der Bezeichnung „Doing Family“ (exemplarisch Jurczyk/Lange & Thiessen 2014) in die familiensoziologische Debatte Eingang gehalten hat (3.5.2). Mit seinem Fokus auf die Handlungen, mit denen Familie konstruiert wird, bereichert er in besonderer Weise die Analyse und Rekonstruktion der Situation älterer Familien und ihres biografischen Gewordenseins. In diesem Kontext spielt der Aspekt von Care eine besondere Rolle, der bereits in Zusammenhang mit familialer Sorgearbeit älterer Eltern Eingang in die Diskussion gefunden hat. Care wird daher in Zusammenhang mit dem Blick auf ‚Familie als Herstellungsleistung‘ eingehender diskutiert (3.5.3).

3.1 Definition des Familienbegriffs

Der Begriff ‚Familie‘ soll hier als kulturübergreifender Ausdruck für den Versuch verstanden werden, soziale Rahmenbedingungen für das Aufwachsen nachfolgender Generationen zu etablieren (vgl. Lenz 2013, 104). Dennoch ist es forschungsmethodisch notwendig, konkret zu formulieren, welche Merkmale ‚Familie‘ konstituieren.

Der Begriff ‚Familie‘ ist nur scheinbar eindeutig, dabei aber emotional sehr aufgeladen.

Nahezu jeder Mensch ist mindestens einmal in seinem Leben Teil einer Familie bzw. lebt in familiären Bezügen: „Jeder hat Vater und Mutter, selbst wenn er sie nie erlebt und gekannt hat. Er ist und bleibt ihr Kind. Man ist nie niemandes Kind.“ (Duss-von-Werdt 1980, 18; zit. n. Schneewind 2010, 12). Die Mehrheit der Bevölkerung ist sogar „zweimal in ihrem Leben in einer traditionellen Eltern-Familie eingebunden: als Kind und als Erwachsener“ (Nave-Herz 2002, 28). Mehr noch: Der demografische Wandel bewirkt eine „Vervielfältigung von Familiengenerationen“ (Schweppe 2007, 271) und ermöglicht der Großelterngeneration, Familienzeit nicht nur mit ihren Kindern, sondern vor allem mit ihren Enkel*innen zu leben: „Für die Alten selbst bedeuten diese Entwicklungen, dass die Altersphase mittlerweile die längste Zeit im Familienzyklus ist“ (Schweppe 2007, 271). Jede*r hat also ein sehr subjektives Bild davon, was und wie Familie ist. Auf diese Weise entstehen allerdings auch immer mehr Mythen über Familie, „keine Lebensform ist mit mehr persönlichen Hoffnungen, Erwartungen, aber auch Enttäuschung verbunden“ (Fuhs 2007, 34). Diese emotionale Besetzung des Familienbegriffs, von der auch die jeweils forschenden Wissenschaftler*innen betroffen sind, erschwert eine Definition desselben. Die häufig heraufbeschworenen Zerfall-Szenarien der Familie (etwa bei Hüter 2019) sind Beispiele für die Folgen eines unreflektierten Umgangs mit dem Familienbegriff und Ausdruck der sehr emotional und wenig sachlich geführten Debatte: Diesen Aussagen wird in der Regel ein ‚traditionelles Familienbild‘, bestehend aus einer heterosexuellen Ehe mit leiblichen Kindern in einem gemeinsamen Haushalt zugrunde gelegt, das nur in den „Golden Ages of Marriages“ (Nave-Herz 2013, 29) von Ende der 1950er Jahre bis Mitte der 1970er Jahre – historisch betrachtet also sehr kurz – die dominante Lebensform der Bevölkerung einer bestimmten Kultur darstellte, das aber weder vorher noch nachher jemals wieder in vergleichbarer Häufigkeit gelebt wurde. Dennoch gilt es bis heute in westlichen Gesellschaften als familiäre Norm. Weitere familiäre Lebensformen werden so unreflektiert als defizitär bewertet, womit Bilder vom scheinbaren „Ende der Familie“ (Fuhs 2007, 21) genährt werden.

Der Begriff ‚Familie‘ steht für sehr heterogene soziale Konstrukte, die sich zudem in einem kontinuierlichen Wandel befinden.

Nähert man sich dem Familienbegriff historisch, bemerkt man schnell, dass die einzige definitorische Konstante die Veränderung ist. Autoren wie Schierbaum (2013), Rosenbaum (2014) oder Fuhs (2007) beschreiben dies sehr differenziert und weisen beispielsweise darauf hin, dass der Familienbegriff im Kontext von Forschung häufig als ein „zeitlich, räumlich, kulturell und sozial“ (Fuhs 2007, 23) einmaliger Begriff konstruiert wird, der aber die dynamische historische Entwicklung des Begriffs außer Acht lässt – eine Entwicklung, die in Zeiten eines schnellen gesellschaftlichen Wandels noch zügiger voranschreitet und die Haltbarkeit einer Definition zu verkürzen droht. So geht Schierbaum davon aus, „dass sich Familienformen weiter ausdifferenzieren, in veränderten Formen anzutreffen sein werden und möglicherweise zu einem ‚neuen Leitbild‘ von Familie konvergieren“ (Schierbaum 2013, 68).

Der Entwurf von ‚Familie‘ als eine „konstante Institution“ (Fuhs 2007, 23) übersieht überdies beispielsweise regional große Unterschiede. Und nicht zuletzt stimmen sozialwissenschaftliche Definitionen nicht zwangsläufig mit den Selbstdefinitionen von Mitgliedern von Familien überein (vgl. Fuhs 2007, 26). Eine Definition schließt so also stets Gruppen aus, die sich selbst überzeugt als Familie bezeichnen würden.

Der Doppelcharakter von Familie erschwert eine allgemeine Definition.

Familie ist aus soziologischer Sicht geprägt von einem Doppelcharakter: Einerseits ist sie soziologisch betrachtet eine soziale Institution, die von den gesellschaftlichen Verhältnissen geprägt ist und deren historischen Wandel man so nachzeichnen kann. Auf der anderen Seite ist Familie ein individuell gestaltetes Netzwerk persönlicher Beziehungen, das mit subjektivem Sinn verbunden ist. Als solches wird es auch beeinflusst von gesellschaftlichen Verhältnissen, ist aber gleichzeitig in der Lage, diese in einer Rückkoppelung zu verändern (vgl. Schneider 2008, 12). Je nach ‚Brille‘ der Forscher*innen steht in einer Definition also entweder der gesellschaftliche Aspekt von Familie in Vordergrund, oder es wird die subjektive Bedeutung von Familie betont und bei einer Definition vor allem auf die subjektiv erlebte familiäre Wirklichkeit zurückgegriffen.

Das Erkenntnisinteresse der forschenden Person beeinflusst den gewählten Familienbegriff.

Eng verbunden mit den vorangegangenen Aspekten ist der Hinweis, dass das jeweilige Forschungsinteresse selbstverständlich einen Einfluss auf die zugrunde gelegte Definition von Familie hat.

Um diesen Herausforderungen gerecht zu werden, wird gefordert, den Familienbegriff laufend auf seine Passung hin zu überprüfen und sich nicht im Rahmen der „Soziologie der persönlichen Beziehungen“ (Lenz 2013, 117ff) von einem impliziten oder vorwissenschaftlichen Familienbild (ver)leiten zu lassen (vgl. Burkart 2008, 166). Lenz (2013) wirft der Wissenschaft jedoch vor, genau dieser Forderung nicht nachgekommen zu sein, weshalb „der Familienbegriff seine Funktion als Leitbegriff für das sich anschließende Forschungsfeld verloren hat“ (105). Dennoch sei ein solcher Begriff unverzichtbar, weshalb er sich für ein wissenschaftliches Konzept ausspricht, „das einerseits der vorhandenen kulturellen Vielfalt der Care-Strukturen für die nachwachsenden Generationen gerecht wird und andererseits für theoretische Debatten in den Sozialwissenschaften anschlussfähig ist“ (ebd.).

Betrachtet man unterschiedliche Familiendefinitionen von führenden Wissenschaftler*innen der Familiensoziologie, fällt auf, dass zuletzt immer stärker Abstand vom Biologismus genommen wird und dass eine besondere Bindung, ein besonderes Solidaritätsverhältnis eine bedeutende Rolle spielt. Damit entsprechen diese Ansätze den Überlegungen von Lenz (2013), der seine Kritik am gängigen Familienbegriff vor allem auf den Biologismus und die Festschreibung auf die Haushaltsgemeinschaft bezieht – zwei zentrale Bestandteile des bürgerlichen Familienmodells, das geprägt ist von den folgenden fünf Merkmalen:

1. zwei Generationen
2. zwei Geschlechter in der Elterngeneration
3. Ehe
4. leibliche Kinder
5. geschlechtsspezifisch arbeitsteilig organisierter Haushalt (vgl. Stegmann & Röß 2013, 18)

Diese Merkmale sind als Konstanten konstruiert, das heißt: Man geht davon aus, dass sie in verschiedensten Familien gleich ausgeprägt sind und es innerhalb der Merkmale keine Differen-

zierungen gibt. Neben diesem traditionellen Familienbild gab es jedoch stets andere familiäre Lebensformen (z. B. durch Verwitwung und Neuheirat). Vergleichsweise neu ist die relative²³ Freiheit des Individuums, eigene familiäre Lebensentwürfe zu wählen, die nicht dem traditionellen entsprechen. Dabei setzt sich in diesen neuen Entwürfen das, was in Familie geschieht, und das, wozu sich Familie als soziale Institution etabliert hat (nämlich soziale Strukturen für das Aufwachsen jüngerer Generationen zu verankern (vgl. Lenz 2013, 104) und Careleistungen unabhängig von der Generationszugehörigkeit zu gewährleisten), fort.

Notwendigkeit für ein neues Verständnis vom Familienbegriff

Um Familie dennoch fassen zu können, aber auch, um sie empirisch analysieren zu können, ist es notwendig, einen weiter gefassten Familienbegriff zu definieren. Dieser muss in der Lage sein, (post)moderne familiäre Lebenswirklichkeiten abzubilden, statt zu einem verengten Gesellschaftsbild beizutragen, in dem Familie an starre Merkmale gekoppelt ist und in dem die Vielfalt der familialen Wirklichkeiten nicht nur ausgeblendet, sondern sogar abgewertet und diskriminiert wird.

Aktuelle Definitionen aus dem Bereich der Familiensoziologie grenzen sich mittlerweile recht deutlich von der traditionellen Familiendefinition ab und charakterisieren Familie stattdessen mit Hilfe flexibler, gestaltbarer Merkmale, ohne den Begriff dabei jedoch zu verwässern und beliebig zu machen. Als wesentliche Kennzeichen von Familie tauchen dabei auf:

- Sozialisationsfunktion (Nave-Herz 2002, Peuckert 2007)
- Solidaritätsverhältnis (Nave-Herz 2002; BMFSFJ 2006; Peuckert 2007; Wagner 2008; Schneider 2008; Schneewind 2010; Lenz 2013)
- Exklusivität, also der Ausschluss weiterer ähnlicher Lebensformen neben dieser²⁴, also auch die Übernahme exklusiver sozialer Rollen wie der der Mutter- oder Vaterrolle (Nave-Herz 2002; Schneider 2008; Lüscher 2012, Lenz 2013)
- Relative Dauer (Wagner 2008; Schneider 2008; Lüscher 2012)
- Generationsdifferenzierung^{25 26} (Nave-Herz 2002; BMFSFJ 2006; Wagner 2008; Peuckert 2007; Schneewind 2010; Lenz 2013)
- Möglichkeit der Multilokalität, also die Abkehr vom Zwang einer Haushaltsgemeinschaft (Wagner 2008; Lenz 2013; Hennig 2014; Bertram 2000)

Gemeinsam konstituieren diese Merkmale Familie aus soziologischer Sicht als ein Konstrukt, das nicht einfach *ist* (zum Beispiel, weil es bestimmten äußerlichen Kriterien entspricht), sondern das aktiv ‚gemacht‘ werden muss, um als solches zu gelten. Familie wird also immer stärker als eine Herstellungsleistung verstanden, was auch forschungsmethodisch zur Tendenz eines „practical turn“ (Jurczyk/Lange & Thiessen 2014, 13) in den Familienwissenschaften führt.

23 Mit der Einschränkung ‚relativ‘ soll darauf hingewiesen werden, dass die aktuelle Familienpolitik weiterhin in vielerlei Hinsicht von der Orientierung am bürgerlichen Familienmodell geprägt ist und diese Lebensform begünstigt (Ehegattensplitting, Mitversicherung etc.).

24 Als Beispiel: während man mehrere gute Freundschaften nebeneinander pflegen und leben kann, ohne die Bedeutung der einzelnen in Frage zu stellen, ist dies mit Blick auf Familie anders: ihre Bedeutung ist auch an ihre Exklusivität gebunden.

25 Lüscher (2012) verweist auf die enge Koppelung der Generationsdifferenzierung an das Solidaritätsverhältnis bzw. die Carestrukturen und wertet damit dieses vormalig eher konstant wirkende Merkmal zu einem flexiblen auf.

26 Die Generationsdifferenzierung schließt geschwisterlich gelebte Care-Strukturen vom Familienbegriff aus. Dies ist mit Blick auf die hier untersuchte Zielgruppe zu beachten, denn nicht selten übernehmen bei zunehmender Pflegebedürftigkeit, schwerer Krankheit oder nach dem Tod der hochaltrigen Eltern bzw. Elternteile die ‚nicht beeinträchtigten‘ Geschwister die Care-Beziehungen von ihren Eltern.

Auf der Grundlage dieser Ausführungen orientiert sich diese Arbeit an dem Familienbegriff von Jurczyk (2014, 50), die Familie wie folgt definiert:

„Familie ist ein (multilokales) Netzwerk besonderer Art, das zentriert ist um Care, d. h. um verantwortliche, emotionsgeleitete persönliche Sorge zwischen Generationen und Geschlechtern, die – teilweise existenziell – aufeinander angewiesen sind. [...] So verstanden, meint Familie als Herstellungsleistung hier die Herstellung fürsorglicher persönlicher Beziehungen, die sich weder auf verheiratete Eltern und ihre Kinder noch auf das Zusammenleben in einem Haushalt beschränken.“

Sie vereint in dieser Definition die oben angeführten Merkmale von Familie und bringt zusätzlich noch explizit den Begriff ‚Care‘ mit in die Definition, der im Kontext der vorliegenden Arbeit nicht unerheblich ist. Ihre Definition entspricht damit den Kriterien, die für den in dieser Arbeit verwendeten Familienbegriff benötigt werden (vgl. exemplarisch Jurczyk/Lange & Thiessen 2014):

- Familie wird als (biografische) Herstellungsleistung verstanden.
- Diese Herstellung wird gesteuert durch die Interaktion von Individuum und Gesellschaft.
- Besondere Sorgestrukturen verfügen über die notwendige Kraft, Menschen miteinander zu verbinden und verbunden zu halten.
- Aus den Sorgestrukturen lassen sich Hinweise auf zu erbringende Unterstützungsleistungen aus Politik und Gesellschaft ableiten.

Zusätzlich liefert der Doing-Family-Ansatz wesentliche Aspekte zur Analyse der Herstellungsleistungen selbst. Aus diesem Grund wird die von Jurczyk (2014) im Rahmen des Doing-Family-Ansatzes vorgenommene Definition von Familie dieser Arbeit zugrunde gelegt.

3.2 Zur Häufigkeit älterer Familien

Schätzungen zufolge leben in Deutschland ca. 50 % aller kognitiv beeinträchtigten erwachsenen Menschen in ihrer Herkunftsfamilie (vgl. Hennies & Kuhn 2004, 131), Theunissen geht sogar von 60 % aus (vgl. Theunissen 2002, 13). Deutschlandweit erhobene Zahlen liegen nicht vor, einen differenzierten Einblick in die Demografie erlauben aber regionale Erhebungen.

- Für den Bereich Westfalen-Lippe ermitteln Thimm et al. (2018) die Wohnsituation kognitiv beeinträchtigter erwachsener Menschen. Von den ermittelten 30.093 kognitiv beeinträchtigten Personen, die Eingliederungshilfe vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe beziehen, lebt etwa ein Drittel selbstständig bzw. mit familiärer Hilfe. Nicht vertreten sind darin die Personen, die keine Eingliederungshilfe in Anspruch nehmen, also die kognitiv beeinträchtigten Menschen, die das Angebot zur Teilhabe am Arbeitsleben nicht oder – aufgrund des Erreichens des Rentenalters – nicht mehr in Anspruch nehmen. 44 % der unter 50-Jährigen leben sozialhilferechtlich selbstständig bzw. mit familiärer oder privat organisierter Unterstützung, in dieser Altersklasse ist dies die größte Gruppe. Unter den über 50-Jährigen macht diese Gruppe noch etwa 22 % aus, wobei, wie eben erwähnt, ab dem Ausscheiden aus der Werkstatt keine gesicherten Zahlen zur Häufigkeit mehr angegeben werden können (vgl. Thimm et al. 2018, 28). Die Autor*innen nehmen aber auf der Grundlage von Zahlen, die für Baden-Württemberg errechnet wurden, eine Hochrechnung vor (vgl. KVJS 2008, 81): Hier lebten 8,6 % der 65- bis 69-Jährigen und 9,2 % der 70 Jahre alten und älteren kognitiv beeinträchtigten Menschen sozialhilferechtlich selbstständig bzw. mit familiärer oder privat organisierter Unterstützung. Umgerechnet auf den Bereich Westfalen-Lippe kommen die Autor*innen auf 202 Menschen im Alter von 65 Jahren und älter, die sozialhilferechtlich

selbstständig leben. Das sind 193 mehr, als auf der Grundlage der Daten des LWL ermittelt werden konnten (vgl. Thimm et al. 2018, 58). Die Zahlen unterstreichen, wie groß die Gruppe ist, zu der die Systeme der Behindertenhilfe bzw. der Altenhilfe noch keinen Kontakt bzw. keinen Kontakt mehr haben und die im Falle einer akuten Notfallsituation auf Hilfen angewiesen wäre.

- Bei einer Erhebung in Berlin (vgl. Burtscher 2012) mit 482 befragten Elternteilen geben 26 % (127 Elternteile) an, 60 Jahre und älter zu sein. Das Durchschnittsalter der befragten Elternteile beträgt 57 Jahre. Ein überraschend großer Prozentsatz (27 %) verweigert Angaben zum Alter. 34 % der erwachsenen beeinträchtigten Kinder in den Familien haben eine „Mehrfachbehinderung“ (Burtscher/Heyberger & Schmidt 2015, 31). 31 % der beeinträchtigten Angehörigen sind in Pflegestufe III²⁷ eingruppiert. Das liegt über dem Durchschnitt in der Gesamtbevölkerung, in der nur 8 % der Menschen mit Pflegestufe III zu Hause leben. In älteren Familien wird entsprechend überdurchschnittlich häufig Pflege der Pflegestufe III geleistet (vgl. Burtscher 2012, 317).
- In Karlsruhe konnte der Aufsuchende Familienberatende Dienst 199 kognitiv beeinträchtigte Menschen erreichen, die im Elternhaus leben. „Fast 45 % der Menschen mit Behinderung sind über 40 Jahre alt, ein Großteil der Eltern über 70 Jahre“ (Feurer & Lindmeier 2011, 126).
- Stamm (2009) befragt in seiner Untersuchung ebenfalls Familien, in denen behinderte Menschen bei ihren Eltern bzw. ihren Geschwistern leben. Seine Erhebung speist sich aus Anfragen an Förderschulen mit dem Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung und Werkstätten für behinderte Menschen. Kognitiv beeinträchtigte Menschen über 65 Jahre fließen somit nicht in diese Erhebung ein.

„Jeweils mehr als ein Viertel der innerhalb familiärer Strukturen lebenden behinderten Angehörigen gehört ... der Altersgruppe ,30–39‘ bzw. ,40–49‘ an. Im Alter von ,50–64‘ befinden sich immerhin noch ca. 9 % dieser Personengruppe.“ (Stamm 2009, 257)

- Eine Erhebung in den Osnabrücker Werkstätten gGmbH belegt, dass fast die Hälfte aller Beschäftigten, die 40 Jahre und älter sind, keine professionellen Hilfen zum Wohnen in Anspruch nehmen und folglich vermutlich eine überwiegende Mehrheit dieser Gruppe mit ihren Angehörigen zusammenlebt (vgl. Lindmeier et al. 2012, 30). Weiterhin zeigen die Daten, dass fast 30 % der Beschäftigten mit hohen Hilfebedarfen²⁸, die 50 Jahre und älter sind, bei ihren Angehörigen leben (vgl. Oermann 2015, 101).

Auch im Ausland stellen ältere Familien eine statistisch relevante Gruppe dar. In Großbritannien geht man davon aus, dass etwa 44 % aller erwachsenen, kognitiv beeinträchtigten Menschen mit ihren Angehörigen leben. 30.000 bis 35.000 dieser Menschen haben Eltern, die 60 Jahre und älter sind (vgl. Hogg & Lambe 1998, 42). In den USA geht man von 26 % aller kognitiv beeinträchtigten Menschen aus, die im Elternhaus leben (vgl. Janicki 2002; zit. n. Bigby 2004, 194). In Australien rechnet man mit etwa 9.000 Eltern, die älter als 65 Jahre alt sind und mit

27 Seit dem 1. Januar 2017 ist das Modell der drei Pflegestufen, die um die zusätzliche Feststellung einer „erheblich eingeschränkten Alltagskompetenz“ erweitert werden konnten, in das Modell eines fünfstufigen Pflegegrades überführt worden. Neben den körperlichen Beeinträchtigungen werden nun auch stärker psychische und geistige Beeinträchtigungen beachtet. Der tatsächliche anfallende Bedarf an Pflege und Betreuung kann auf diese Weise individueller ermittelt und benannt werden (vgl. Bundesministerium für Gesundheit).

28 Beschäftigte wurden dieser Gruppe zugeordnet, wenn sie in den sogenannten ‚Intensivförderbereichen‘ bzw. ‚Spezialförderbereichen‘ beschäftigt waren oder Teilnehmer*innen der in die Werkstatt integrierten Tagesförderstätte sind.

ihren beeinträchtigten erwachsenen Kindern zusammenleben (vgl. Dew/Llewellyn & Baladin 2004, 176)²⁹.

Die Zahlen belegen, dass es sich bei älteren Familien um eine vergleichsweise große Gruppe handelt, die – zumindest in Deutschland – lange auch eine unbeachtete, weil unauffällige Gruppe war. Während die besondere Situation älterer Familien im angelsächsischen Sprachbereich schon länger untersucht und diskutiert wird (vgl. für Australien exemplarisch Bigby 2000; 2004; für Großbritannien Mencap 2002; Wertheimer 2003; Walker 2005; Magrill 2005; Hubert & Hollins 2000; 2002; Hogg & Lambe 1998; für die USA Heller & Factor 1991), ist sie im deutschsprachigen Bereich erst im letzten Jahrzehnt verstärkt in den Fokus regional begrenzter Untersuchungen gerückt (vgl. Gasteiger-Klicpera & Klicpera 1997; Stamm 2009; Hellmann/Borchers & Olejnczak 2007; Lindmeier et al. 2012; Burtscher/Heyberger & Schmidt 2015; Lindmeier et al. 2018).

Der Grund für die lange Vernachlässigung dieses Personenkreises ist auch in der Geschichte der Behindertenhilfe seit 1945 begründet (vgl. auch 3.3.1). Die Normalisierungsbewegung (vgl. exemplarisch Nirje 1993; Thimm 1994) bewirkte im Kontext ,Wohnen‘ einen massiven Deinstitutionalisierungs- und Enthospitalisierungsschub in den 1970er Jahren, der in Deutschland allerdings erst mit einiger Verspätung einsetzte: Hier wurde selbst nach dem 1984 gesetzlich eingeführten Prinzip „ambulant vor stationär“ (vgl. Niediek 2010, 112) noch lange an der Tradition der Großeinrichtungen festgehalten (vgl. Rohrman 2005). Der dann später einsetzende Ausbau ambulanter Angebote sowie Initiativen zur Verbesserung der bereits bestehenden Wohnversorgung richtete sich zunächst an die Menschen, die bereits in Systemen des institutionellen Wohnens lebten, oder aber an junge Menschen, die nach Beendigung der Schulzeit im Sinne einer normativen Lebenslaufstation (vgl. Meuth 2018, 37) aus dem Elternhaus auszogen. Durch die regen Aktivitäten in diesem Bereich blieben die älteren Menschen, die unauffällig und gut versorgt im Elternhaus wohnten und bereits seit einiger Zeit in einer WfbM beschäftigt waren, unbemerkt (vgl. Lindmeier 2011, 7). Laut Walker (2005, 4f) gilt dies übrigens auch für die Situation älterer Familien in England. Erst im Zuge des demografischen Wandels, der zunehmend auch beeinträchtigte Menschen erreicht (vgl. exemplarisch Haveman & Stöppler 2004; Schäper & Dieckmann 2015), geraten ältere Familien in den Fokus, denn die Zeit im gemeinsamen Haushalt dehnt sich aus und mit ihr nimmt die Zahl älterer Familien und die Herausforderungen, die damit für professionelle Dienste der Behindertenhilfe und der Altenhilfe einhergehen, zu (vgl. exemplarisch Bigby 2004; Lindmeier et al. 2018).

Als Reaktion darauf entwickelt sich von institutioneller Seite aus eher einseitig die Erwartung an alte Eltern, die bestehenden Angebote für ihre erwachsenen beeinträchtigten Kinder umgehend zu nutzen. In diesem Zusammenhang wird die Bedeutung des Zusammenlebens kaum beachtet.

3.3 ,Alte Eltern beeinträchtigtter Kinder‘ als Gegenstand der Forschung.

Eine Übersicht in Thesen

Der folgende Abschnitt gibt einen umfassenden Einblick in den Forschungsstand zur untersuchten Personengruppe alter Eltern beeinträchtigter Kinder. Gemeint sind alte Eltern erwachsener kognitiv beeinträchtigter Kinder, die 40 Jahre oder länger mit diesen in einem gemeinsamen Haushalt zusammengelebt haben oder noch zusammenleben. Aus Gründen der besseren

²⁹ Prozentangaben werden von den Autor*innen in diesem Zusammenhang nicht gemacht, weshalb diese Zahl mit den vorangehenden Zahlen nur bedingt vergleichbar ist.

Lesbarkeit wird diese Beschreibung für diese Arbeit auf ‚alte Eltern‘ oder ‚alte Eltern beeinträchtigter Kinder‘ verkürzt.

Der Abschnitt gliedert sich zugunsten einer besseren Übersicht in die Schwerpunkte ‚Hochaltrige Eltern als non-normative Gruppe im Kontext familialer Sorgearbeit‘ und ‚Biografische Erfahrungen – aktuelle Lebenssituation – Zukunftsperspektiven‘, mit denen die wichtigsten Inhaltlinien des Forschungsstandes repräsentiert werden. Die differenzierten Ausführungen sind Thesen zugeordnet, die den jeweiligen Forschungsstand in stark komprimierter Form wiedergeben³⁰.

Vorab sei auf zwei Aspekte hingewiesen:

- Die Inhalte unter den Überschriften können im Kontext eines biografietheoretischen Verständnisses nicht vollständig trennscharf sein. Bei der Einteilung in die jeweiligen Themenbereiche und Thesen handelt es sich um eine analytische Trennung, die jedoch nicht über die zum Teil sehr enge Verwobenheit der einzelnen Aspekte hinwegtäuschen soll.
- Mitunter ist nicht von hochaltrigen Eltern als der untersuchten Zielgruppe die Rede, sondern von ‚älteren Familien‘, womit im Sinne der Familiendefinition aus Kapitel 3.1 das gesamte relevante Netzwerk, das sich um die familiäre Sorgearbeit zentriert, gemeint ist. Die beiden Bezeichnungen sind nicht synonym zu verstehen. Der systemische Blick auf Familien macht es jedoch in Zusammenhang mit der Rezeption des Forschungsstandes notwendig, nicht ausschließlich die Elternperspektive zu beleuchten, sondern alle beteiligten Personen in den Blick zu nehmen, die – in je unterschiedlicher Weise und entsprechend ihrer jeweiligen Rolle in der Familie – von den jeweiligen Umständen beeinflusst werden bzw. selbst Einfluss auf diese nehmen.

3.3.1 Hochaltrige Eltern als non-normative Gruppe im Kontext familiärer Sorgearbeit³¹

Die Situation hochaltriger Eltern unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht von anderen pflegenden Angehörigen, wie beispielsweise Ehepartner*innen oder erwachsenen Kindern, die ihre hochaltrigen und pflegebedürftig gewordenen Partner*innen bzw. Elternteile pflegen.

Die Dauer der aktiven Begleitung³², ggf. auch (im engeren Sinne) Pflege ihrer Kinder umfasst einen Zeitraum von mitunter fünf Dekaden (vgl. Todd et al. 1993, 137; zit. n. Bigby 2004, 195), von Geburt der Kinder an bis zur eigenen Pflegebedürftigkeit, dem eigenen Tod oder dem Tod der Kinder (vgl. Bigby 2004, 196). Die psychischen Prozesse, die mit der Auseinandersetzung dieser lebensbegleitenden Verantwortung verbunden sind, lassen sich nicht mit denen vergleichen, die mit Pflegesituationen einhergehen, in denen ein hochaltriges Elternteil über einen gewissen Zeitraum unterstützt wird. Hinzu kommt die besondere Beziehung zwischen Eltern und Kind, die normalerweise von einer Begleitung hin zur Selbstständigkeit, hin zu einem selbstverantworteten, selbstfinanzierten Leben geprägt ist und die in diesem Fall mit der Dauerhaftigkeit

30 Für eine stark zusammengefasste Übersicht des Forschungsstandes siehe Lindmeier 2011, Lindmeier et al. 2018; Bigby 2004 oder Oermann 2015.

31 Der Begriff der ‚Sorgearbeit‘ ist hier gemeint als eine mögliche Übersetzung von ‚Care‘, wie ihn beispielsweise Schües (2016) verwendet (vgl. auch Gärtner/Lange & Stahlmann 2020; Zerle & Keddi 2011). Für eine weitergehende Auseinandersetzung vgl. 3.5.3.

32 Mit ‚aktiver Begleitung‘ ist hier die Zeit in einem gemeinsamen Haushalt beschrieben. Die Formulierung dient zur Konkretisierung der beschriebenen Lebenssituation in einem gemeinsamen Haushalt und bewertet nicht die tatsächliche Aktivität der Begleitung. Natürlich begleiten (nicht nur alte) Eltern ihre Kinder in aller Regel auch nach deren Auszug in andere Wohnformen, und möglicherweise gestaltet sich diese Begleitung – zumindest in der ersten Zeit bzw. in Krisensituationen – sogar aktiver und zeitlich aufwendiger als während des Zusammenlebens.

des Bedarfs an Unterstützung konfrontiert ist (vgl. Bigby 2004, 196). Dies impliziert jedoch nicht, wie noch zu zeigen sein wird, eine „Chronifizierung“ der Beziehungsstrukturen:

„Parents living with adult children with intellectual disability have been referred to as perpetual parents or experiencing a constant burden of care. While these notions may accurately reflect parental commitment, they should not be interpreted to imply constancy in the relationship between parents and offspring through the life course.“ (Bigby 2004, 201)

Auch im Vergleich mit Eltern minderjähriger beeinträchtigter Kinder unterscheidet sich die Situation alter Eltern, denn für alte bzw. hochaltrige Elternteile nimmt auch die Wahrscheinlichkeit eigener körperlicher, psychischer und sozialer Begleiterscheinungen des Älterwerdens zu und damit das Risiko einer Kumulation von Belastungen, die sich auch in der Bewertung der Herausforderungen niederschlägt, die mit der Unterstützung ihres beeinträchtigten erwachsenen Kindes einhergehen (vgl. Bigby 2004, 197f) (s. u.).

In älteren Familien treffen mitunter komplexe Bedarfe aufeinander, die auf eine gute Kommunikation und Koordination verschiedener Hilfesysteme angewiesen sind.

Verschiedene Systeme sind Ansprechpartner für die unterschiedlichen Belange älterer Familien. Allerdings besteht für sie die Gefahr, von Hilfen gar nicht oder nur unzureichend erreicht zu werden, „as the diversity of household composition means they do not fit neatly into either ageing or disability systems“ (Bigby 2004, 196).

„The needs of an older person with intellectual disabilities and an elderly parent may conflict. Co-operation between specialist intellectual disability and generic elderly services is required.“ (Hubert & Hollins 2002, 1f)

Daneben gehen von Seiten des Systems der Behindertenhilfe mitunter falsche Signale aus, wenn im Kontext einer möglichen Inanspruchnahme von Hilfen mit dem Hinweis auf eine damit verbundene Entlastung argumentiert wird: Eltern geht es, wie verschiedene Studien belegen, in erster Linie häufig weniger um Entlastung von der Unterstützung ihres beeinträchtigten Kindes als vielmehr um eine „Stabilisierung der Lebenssituation“ (Lindmeier et al. 2018, 30), um konkrete Hilfen vor Ort, um die Chance, ihren Lebensstil stärker an den ihrer gleichaltrigen Peers mit nicht beeinträchtigten Kindern anzupassen, mehr freie Zeit zu haben und spontan zu sein, was ein attraktives Merkmal der nacherlterlichen Phase darstellt (vgl. Shearn & Todd 1997, 298):

„We manage to get out with our friends maybe once every three weeks or so. We can be out there having a great laugh, maybe having a meal, and then someone will say ‚Let’s go on somewhere else!‘ My hubby [husband; L. O.] and I just look at each other and sigh, ‚Sorry but we’ve got to get back for Tom!‘“ (Todd & Shearn 1996, 389)

Die Argumentation mit dem Verweis auf elterliche *Entlastung* von Unterstützungsaufgaben kann schnell in eine *Belastung* umschlagen, da auf diese Weise Gefühle aktiviert werden können, „versagt zu haben oder dem Kind nicht gerecht zu werden“ (Lindmeier 2011, 15).

Die Inanspruchnahme externer, nicht familiär organisierter Hilfen ist nicht vereinbar mit dem familiären Selbstbild und wird daher so lange wie möglich vermieden.

Häufig zu beobachten ist die Tendenz alter Eltern, das institutionelle Hilfesystem „solange es irgendwie möglich ist“ (Stamm 2009, 258) zu vermeiden (s. u.), da sie mit der Inanspruchnahme externer Hilfen das Gefühl der „Abgabe von Verantwortung“ (Stamm 2009, 258) verbinden.

Mehr noch: Das Zusammenleben der alten Eltern mit ihren beeinträchtigten Kindern gilt mitunter als *das* Symbol eines lebenslangen Familienzusammenhaltes. „Viele Eltern ziehen Stolz und Selbstachtung aus der Tatsache, keine Hilfe annehmen zu müssen, alleine zurechtzukommen, ihr Kind gut zu versorgen“ (Feurer & Lindmeier 2011, 124). Damit unterscheiden sich ältere Familien von Familien, in denen ein Unterstützungsbedarf erst mit zunehmendem Alter oder gar im hohen Alter auftritt. Entsprechend den biografisch gewachsenen Strukturen, in denen die gleichzeitige Versorgung von Kindern und unterstützungsbedürftigen Elternteilen durch die Angehörigen der „Sandwich-Generation“ (Burkart 2008, 211) mit der Erwerbstätigkeit beider Elternteile koordiniert werden muss, werden Hilfen von außen zwangsläufig eher in Anspruch genommen. Entsprechend einfacher und umfassender gestaltet sich hier die Bereitstellung von Hilfen im Vergleich zu älteren Familien, für die die Inanspruchnahme von professioneller Unterstützung auch eine Infragestellung ihres familiären Selbstbildes bedeutet. Die Vermeidung der Inanspruchnahme von Hilfen in Kombination mit den komplexen Bedarfslagen unterschiedlicher Akteure familiärer Sorgearbeit forciert das Entstehen unerkannter Versorgungslücken und unbeantworteter Bedarfslagen.

In der vier oder fünf Dekaden überdauernden Karriere als unterstützende Eltern hat die Zielgruppe unterschiedlichste gesellschaftspolitische Bedingungen der Sorgearbeit erlebt.

„Older parents began their careers in another era when values and ideologies were quite different from those currently prevailing. Pierce suggests: ‚it should not be surprising if ageing carers are protective and cautious, and reluctant to choose new service options. Their life experience has involved successive exclusions from generic community services and facilities‘ (1993, p.22).“ (Bigby 2004, 196)

Die besondere Situation alter Eltern als Unterstützer*innen ist charakterisiert durch ihre jahrzehntelangen Erfahrungen mit den sich verändernden Haltungen und Werten gegenüber beeinträchtigten Menschen und entsprechend auch den Angeboten für beeinträchtigte Menschen (vgl. u. a. Jokinen 2006, 147; Bigby 2004, 195).

Die gesellschaftliche Stellung (kognitiv) beeinträchtigter Menschen in der Zeit nach 1945 in Deutschland war geprägt von den menschenverachtenden Gräueltaten der NS-Diktatur: Im Zuge des 1933 erlassenen Gesetzes „zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ wurden tausende Menschen zwangssterilisiert (vgl. Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung 2008, 12). 1939 erfolgte die offizielle Aufnahme der Aktion T4, bei der ca. 260.000 beeinträchtigte Menschen ermordet wurden (vgl. Wendt 2008, 62). Zwar knüpfte die Versorgung beeinträchtigter Menschen nach dem Krieg „an das vor der nationalsozialistischen Herrschaft bestehende Hilfesystem [an, L. O.]“ (Aselmeyer 2008, 163), allerdings fand eine Aufarbeitung der Ereignisse während der NS-Zeit zunächst nicht statt, sodass

„die meisten der Beteiligten nach dem Untergang des ‚Dritten Reiches‘ ihre Karrieren ungehindert fortsetzen [konnten, L. O.], nicht wenige taten sich nach 1945 sogar als engagierte Bewahrer und Förderer derjenigen Menschen hervor, für deren Tötung sie sich nur kurz vorher als Euthanasieaktivisten vehement eingesetzt hatten“ (Mattner 2000: 75).“ (Aselmeyer 2008, 165)

Eltern, die in den Jahren nach dem Krieg ein beeinträchtigtes Kind bekommen hatten, wurden mit entsprechend verinnerlichten Haltungen nicht nur in ihrem näheren und weiteren sozialen Umfeld konfrontiert, sondern mussten möglicherweise auch mit eigenen entsprechenden Überzeugungen ringen (vgl. Lindmeier et al. 2018, 24f).

Die damit zusammenhängenden Erlebnisse und Erfahrungen mit den Bedingungen von Sorgearbeit sowie die der nächsten Dekaden hatten Einfluss auf die elterliche bzw. familiale Haltung

zur Behindertenhilfe sowie auf die Bereitschaft und Bedingungen der Inanspruchnahme von Hilfen. Dieser ist zwar individuell unterschiedlich und selbstverständlich gab es auch immer Eltern, die die Angebote nutzten. Gleichzeitig bleibt jedoch auch die Diskrepanz zwischen den sich verändernden Leitprinzipien einerseits und der erfahrenen Wirklichkeit andererseits spürbar. Denn während Familien in der Regel ein wohnortnahes und, mit Blick auf die Strukturen, ein überschaubares Wohnen ihrer Kinder wichtig ist, wird diesem Bedarf über die Jahrzehnte kaum entsprochen. Die wenigen Großeinrichtungen, die es zunächst gab, mussten mit Blick auf die pädagogische Qualität häufig als nicht ausreichend bewertet werden (vgl. Rohrmann 2005), da ein medizinisch-psychiatrisches Behinderungsmodell dominierte, nach dem kognitiv beeinträchtigte Menschen „aus psychiatrischer Sicht als ‚unheilbar‘ galten“ (Aselmeyer 2008, 165), weshalb diese

„in den Anstalten der Nachkriegsjahre ... unter widrigen Verhältnissen verwahrt [wurden, L. O.], ohne dass die Auffassung bestand, ihnen eine lebenswerte Umgebung und bedarfsgerechte Unterstützung zu bieten.“ (Aselmeyer 2008, 165)

Daraus leitete sich dann für viele Familien die Entscheidung ab, weiter zusammenzuwohnen und die notwendige Pflege und Unterstützung selbst zu gewährleisten.

Die Entwicklung und Propagierung behindertenpädagogischer Leitprinzipien (nicht selten als ‚Paradigmenwechsel‘ angekündigt) und die institutionelle Entwicklung klaffen in Deutschland seit 1962 bis heute zum Teil deutlich auseinander, wie die folgende schlaglichtartige Skizzierung von Bewegungen, Leitprinzipien, rechtlichen sowie institutionellen Entwicklungen zeigt.

Nach dem Krieg war die Unterstützung beeinträchtigter Menschen und ihrer Familien kaum Thema in einem Deutschland, das zunächst einmal stark auf den ‚physischen‘, politischen und gesellschaftlichen Wiederaufbau bzw. Neuanfang konzentriert war. Eltern beeinträchtigter Kinder konnten nach dem Krieg keine Ansprüche auf Hilfen geltend machen. Sie waren alleine für ihre Kinder verantwortlich, die, sofern sie ‚unauffällig mitlaufen‘ (vgl. Lindmeier 2011, 12), im Kindergarten und in der Schule geduldet wurden. Eine Integration entsprechend ihren Bedürfnissen gab es zu dieser Zeit nicht, ebenso wenig wie ein flächendeckendes Angebot von Sondereinrichtungen (vgl. Lindmeier 2011, 12). Wenn Familien die Unterstützung ihrer beeinträchtigten Kinder nicht gewährleisten konnten, gab es in der Regel nur den Ausweg einer Unterbringung in Psychiatrien oder (kirchlichen) Komplexeinrichtungen.

In der Gründung der Lebenshilfe 1958 als einer Elterninitiative drückte sich die Unzufriedenheit mit dieser Situation aus, allerdings war ihr Einfluss zunächst lokal noch sehr begrenzt, so dass Familien noch lange nicht in größerem Maße selbstverständlich auf diese Hilfen zugreifen konnten, von einer Bedarfsdeckung war man noch „weit entfernt“ (Deutscher Bundestag 1975, 14). Zudem lag der Schwerpunkt der Lebenshilfe in der ersten Zeit noch nicht auf dem Wohnen, sondern zunächst vor allem auf dem Aufbau von „heilpädagogische[n] Kindergärten, Sonderklassen der Hilfsschule, Anlernwerkstätten und Beschützte[n] Werkstätten“ (vgl. Bundesvereinigung Lebenshilfe 2008, 16). „Erwachsene wurden erst mit Beginn der 1960er Jahre zur Zielgruppe dieser Vereinigung“ (Aselmeyer 2008, 165), ein flächendeckendes Angebot bestand noch nicht.

Rechtlich betrachtet wurde in Deutschland 1962 – und damit quasi parallel zu den Entwicklungen, die in einigen anderen Ländern mit dem Normalisierungsprinzip angestoßen wurden, s. u. – das Bundessozialhilfegesetz (BSHG) verabschiedet, mit dem sich die Position behinderter Menschen (und damit auch ihrer Familien) erheblich verbesserte: Behinderte Menschen erhielten einen Rechtsanspruch auf Rehabilitation. Die Schaffung und die Ausweitung von Son-

derinstitutionen bekamen damit einen massiven Schub, was im Detail wenig gemeinsam hat mit der weiter unten zitierten Forderung des Normalisierungsprinzips. Dennoch: Erstmals konnten Familien eine echte Perspektive für die Beschulung und die Teilhabe am Arbeitsleben ihrer beeinträchtigten Kinder entwickeln, auch wenn sie dafür noch lange Fahrzeiten in Kauf nehmen mussten und der pädagogische Standard noch von der zu dieser Zeit handlungsleitenden Prämisse des „Beschützens“ geprägt war³³. Das BSHG kann als Meilenstein gewertet werden, der ‚Behinderung‘ in den Kontext gesellschaftlicher Verantwortung stellte (vgl. Niediek 2010, 109). Zwar zählten auch in den 1960er Jahren schon ambulante Dienste als Maßnahmen der Eingliederungshilfe, aber durch § 100 BSHG, der die Zuständigkeit für ambulante und stationäre Dienste festlegte, wurde die Entwicklung eines kommunalen Angebots erschwert: Für

„ambulante Hilfen [sind, L. O.] die örtlichen Träger der Sozialhilfe, also die kommunale Ebene zuständig, für stationäre Hilfen, also Wohnheime und Anstalten hingegen zeichnen [sich, L. O.] die überörtlichen Träger der Sozialhilfe auf regionaler Ebene verantwortlich. Durch diese geteilte Zuständigkeit wurden die Kommunen finanziell entlastet, wenn Menschen mit geistiger Behinderung in Wohnheimen oder Anstalten betreut wurden.“ (Aselmeyer 2008, 167)

Parallel dazu führte in den 1960er Jahren der Gedanke des dänischen Juristen Niels Erik Bank Michelsen „Letting the mentally retarded obtain an existence as close to normal as possible“ (Beck 2006, 105) zu einer umfassenden Bewegung, die mit Bengt Nirje, Wolf Wolfensberger und Walter Thimm einflussreiche Unterstützer in Schweden, den USA und (etwa 20 Jahre später) auch im damaligen Westdeutschland fand. Hiermit tat sich eine ganz neue Blickrichtung auf, die sich auf die Werte Gleichheit, Solidarität und Menschenwürde gründet (ebd.). Anders als in Ländern wie Schweden, „wo seit 1968 kontinuierlich gemeindenahe ambulante Infrastrukturen entwickelt worden sind und wo es seit Ende 2000 gesetzlich verboten ist, Behinderte in einem Heim unterzubringen“ (Rohrmann 2005, 8), wurde in Deutschland bis heute die Tradition der (teil)stationären Wohneinrichtungen fortgesetzt (vgl. ebd.), das Normalisierungsprinzip wurde in der Bundesrepublik „von den Fachverbänden der Behindertenhilfe als fachliches Konzept zur Weiterentwicklung ihres teilstationären Ansatzes rezipiert“ (Rohrmann 2009, 20).

Einen veritablen Beleg für die unzureichende wohnliche Versorgung beeinträchtigter Menschen in Deutschland lieferte 1975 die Psychiatrie-Enquete, die im Auftrag der westdeutschen Bundesregierung die katastrophalen Zustände in westdeutschen Psychiatrien aufdeckte: Zwischen 18.000 und 25.000 kognitiv beeinträchtigte Menschen wurden in den Langzeitbereichen verwahrt (vgl. Deutscher Bundestag 1975)³⁴.

1984 wurde mit § 3a BSHG eine vielversprechende gesetzliche Änderung vorgenommen, die häufig unter der Formel „ambulant vor stationär“ (Niediek 2010, 112) zusammengefasst wird. Sie ermöglichte zum Beispiel den Ausbau Familienentlastender/Familienunterstützender Dienste (vgl. Niediek 2010, 112ff) und ermöglichte damit eine wichtige Unterstützung von Familien. Die Idee der Schaffung eines Sondersystems entsprechend den Bedarfen beeinträchtigter Menschen im Sinne des BSHG von 1962 wurde mehr und mehr abgelöst von den durch

33 Dies drückt sich beispielsweise in der Bezeichnung „Beschützende Werkstätten“ aus, die erst 1974 im neuen Schwerbehindertengesetz in §52 einheitlich definiert und erst seitdem offiziell als Werkstatt für Behinderte (WfB) bezeichnet wurde. Mit dem SGB IX im Jahr 2001 ändert sich die Bezeichnung erneut in Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) (vgl. Cramer 2006).

34 Auch fast 20 Jahre nach der Psychiatrie-Enquete zeigte eine Untersuchung zur Wohnsituation von kognitiv beeinträchtigten Menschen in Berlin von 1994, dass auch zu diesem Zeitpunkt noch über 1000 Menschen in Psychiatrien, Alten- und Pflegeheimen fehlplatziert waren. Über die Hälfte der insgesamt 8054 erhobenen Fälle, zu denen auch Kinder und Jugendliche zählten, lebten in der Familie (vgl. Seifert 1994).

das Normalisierungsprinzip (vgl. exemplarisch Thimm 1994) befeuerten Leitprinzipien ‚Integration‘ bzw. ‚Inklusion‘ (exemplarisch vgl. Lindmeier & Lindmeier 2012). Dennoch wurde die Chance, die mit dem „Vorrang Offener Hilfen“ (BSHG § 3a) mit Blick auf die Entwicklung ambulanter Strukturen im Bereich Wohnen einhergeht, kaum genutzt, wie die Berichte von Seifert (1994) oder Rohrmann (2005) belegen. Die Vorbehaltsregelung in § 3a BSHG, nach der bei unverhältnismäßigen Mehrkosten der Vorrang ambulanter Hilfen entfällt, führte dazu, dass in der Praxis viele beeinträchtigte Menschen keinen Zugang zu ambulanten Hilfen bekamen (vgl. Aselmeyer 2008, 171). Dies zeichnet sich u. a. in den folgenden Diskrepanzen ab:

- „Die augenscheinliche Widersprüchlichkeit zwischen den langjährigen Reformdiskussionen und der wirklichen Ausgestaltung der Institutionenlandschaft und damit auch der Beschaffenheit der Unterstützungsleistungen (vgl. Schädlér 2002; Wansing 2006; Cloerkes/Kastl 2007; Wacker 2009). Menschen mit Behinderung geraten noch vielfach in von der Gesellschaft weitgehend abgekoppelte Subsysteme, wodurch auch ihre Chancen auf Übergänge und Teilhabe geprägt sind.
- Die Diskrepanz zwischen dem „eigentlich Machbaren“, das vor allem durch bundesgesetzliche Regelungen ja durchaus erweitert wird (z. B. durch die Neuausrichtungen mit Einführung des Sozialgesetzbuch IX im Jahr 2001, vgl. Lachwitz/Schellhorn/Welti 2001) und dem in den einzelnen Regionen dann ‚tatsächlich Ankommenden‘. Offensichtlich kann man hier von einer mangelnden Implementierung gerade der inklusiven, an den allgemeinen gesellschaftlichen Strukturen ausgerichteten Hilfen sprechen.“ (Muche 2013, 159)

Diese Differenz zwischen rechtlicher Grundlegung und erlebter Wirklichkeit verdeutlicht eindringlich die unklare (rechtliche) Lage, in der sich beeinträchtigte Menschen zu diesem Zeitpunkt befanden, und die damit einhergehende Verunsicherung.

In den Jahren seit 1994 folgten weitere wesentliche rechtliche Änderungen, mit denen die Position beeinträchtigter Menschen gestärkt wurde:

- das Diskriminierungsverbot von 1994 (Art. 3, Abs. 3 Satz 2 GG),
- das SGB IX aus dem Jahr 2001, das den behinderten Menschen vom Hilfeempfänger zum Leistungsberechtigten erhebt und das Selbstbestimmung und gleichberechtigte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft damit weiter fördert (vgl. Wendt 2008, 71ff),
- das Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderung (Behindertenrechtskonvention – BRK), das 2006 in New York verabschiedet wurde und mit dem bestehende Menschenrechte „bezogen auf die Lebenssituationen und -erfahrungen von Menschen mit Behinderungen konkretisiert [werden, L. O.]“ (von Boetticher 2018, 29), welches
- seit Ende 2016 in Form des Bundesteilhabegesetzes (BTHG) seine Umsetzung in deutsches Recht findet.

Zweifellos ist gerade die letzte Gesetzesänderung mit einigen Verbesserungen für beeinträchtigte Menschen verbunden: So wurde 2020 beispielsweise die „Eingliederungshilfe aus dem Fürsorgesystem herausgeführt und zu einem modernen Teilhaberecht weiterentwickelt“ (von Boetticher 2018, 32), was erhebliche Veränderungen vor allem im Bereich Wohnen nach sich zog (vgl. Axmann 2018a; Axmann 2018b; Seligmann 2018):

„Die Leistungen der Eingliederungshilfe werden von den existenzsichernden Leistungen getrennt. Dies hat sowohl Auswirkungen auf das Leistungsgefüge in stationären Wohneinrichtungen der Behindertenhilfe als auch auf die Zuordnung des Mittagessens in Werkstätten.“ (Axmann 2018c, 310)

In der Folge werden ‚(teil)stationäre Wohnformen‘ zukünftig als ‚besondere Wohnformen‘ bezeichnet. Aber auch der Vermögensfreibetrag für Empfänger*innen von Eingliederungshilfe

hat sich damit verändert („Behinderung darf nicht arm machen“) (vgl. Axmann 2018a; Kruse & Tenbergen 2019). Mit dem Angehörigen-Entlastungsgesetz werden Eltern bzw. Angehörige von Zuzahlungen bei der Hilfe zur Pflege und der Hilfe zum Lebensunterhalt befreit, sofern ihr jeweiliges Jahreseinkommen unter 100.000 Euro liegt. Auch die Chancen auf dem ersten Arbeitsmarkt sollen mit Hilfe des BTHG verbessert werden, indem sogenannte ‚andere Leistungsanbieter‘ neben den klassischen Werkstätten für behinderte Menschen Leistungen zur Teilhabe am Arbeitsleben anbieten dürfen. Aber auch der Ausbau des Budgets für Arbeit bzw. die Schaffung eines Budgets für Ausbildung sollen den Übergang auf den allgemeinen Arbeitsmarkt erleichtern.

Dennoch sind auch in Bezug auf das BTHG noch einige Fragen offen, so verweist etwa Falkenstörfer (2020) auf § 103 Abs. 2 SGB IX und kritisiert:

„Teilhabeleistungen werden nur noch erbracht (auch in der Pflege), wenn diese zu Teilhabeerfolgen führen. Das ist für Menschen mit komplexen Behinderungen insbesondere auch deshalb besonders bedrohlich, weil ab 2020 keine stationären Wohnformen mehr unterstützt werden, da diese dem Ziel der Teilhabe an der Gesellschaft entgegenstehen.“ (8)

Zwei Dinge sind in diesem Zusammenhang von Bedeutung:

Erstens belegen die skizzierten historischen Entwicklungen von Leitprinzipien, Gesetzen und Institutionen seit 1945, dass das zum Zeitpunkt der Geburt ihrer beeinträchtigten Kinder noch wenig ausgebaute System der Behindertenhilfe es für Familien notwendig machte, Hilfen weitestgehend selbst zu organisieren, sofern sie nicht auf die (qualitativ) unzureichenden und nicht flächendeckend vorhandenen Angebote zugreifen wollten oder konnten. Mit der Herausforderung, Familienleben, Beruf, Freizeit etc. im Rahmen noch nicht etablierter institutioneller Unterstützungsstrukturen zu organisieren, entwickelten viele ältere Familien Ressourcen, die sie weitestgehend unabhängig machten von diesen Diensten (vgl. Stamm 2009; Lindmeier 2011). Damit ging mitunter gleichzeitig die bereits beschriebene Entwicklung einer familiären Identität einher, für die der familiäre Zusammenhalt zentral ist (vgl. Lindmeier 2011).

Zweitens macht gerade das Zitat von Falkenstörfer (2020) die Diskrepanz zwischen den angestrebten Verbesserungen für beeinträchtigte Menschen und ihre Familien und der jeweiligen Wirklichkeit deutlich: Trotz der genannten Verbesserungen der rechtlichen und gesellschaftlichen Anerkennung beeinträchtigter Menschen durch das BTHG werden immer noch beeinträchtigte Menschen vom Zugang zu Hilfen ausgeschlossen. Für sie (und ihre Familien bzw. Unterstützer*innen) werden tendenziell eher die *Grenzen* der politischen und gesellschaftlichen Inklusionsbestrebungen erfahrbar, und viele Eltern können sich in ihren Befürchtungen bestätigt sehen, das Kind werde in Einrichtungen des Wohnens bzw. der Pflege „nur versorgt“ (Lindmeier et al. 2012, 32).

3.3.2 Biografische Erfahrungen, aktuelle Lebenssituation und Zukunftsperspektiven älterer Familien

Biografisch hat sich in älteren Familien in der Regel ein besonderes Verständnis von und Verhältnis zur Unterstützung bzw. ggf. Pflege der beeinträchtigten Angehörigen entwickelt.

„Caregivers [do, L. O.] not only ‚care for‘ but ‚care about‘ their family member“ (Hogg & Lambe 1998, 43). Diese Unterscheidung zwischen der ‚Sorge um‘ und der ‚Sorge für‘ verweist darauf, dass die Hilfen, die alte Eltern für ihre beeinträchtigten Kinder im Alltag leisten, nicht automatisch mit Pflegeleistungen aus dem krankpflegerischen Bereich identisch sind. Sie umfassen

gerade im Kontext einer kognitiven Beeinträchtigung in erster Linie Unterstützung, Begleitung, Fürsorge³⁵ und mitunter durchaus auch ganz konkrete körperliche Pflege.

Dieses Verständnis deckt sich mit dem Care-Begriff, der für die Definition von ‚Familie‘ (vgl. Jurczyk 2014, 50) in dieser Arbeit wegweisend ist (vgl. auch 3.1 und 3.5.3): Es geht um ein Verantwortungsgefühl aus Zuneigung heraus, um eine emotionsgeleitete und persönliche Begleitung, die nicht durch Institutionen garantiert werden kann. Diese Sorge – oder Care, wie sie eben auch übersetzt werden kann – ist es, die den Zusammenhalt zwischen Menschen schafft, die sich dann als Familie definieren³⁶. Dieser Begriff verweist auch auf die grundsätzlich mögliche und wahrscheinliche Interdependenz der Sorge umeinander und füreinander, die in vielen Fällen charakteristisch ist für die Beziehungen in älteren Familien (vgl. exemplarisch Williams & Robinson 2001) (s. u.).

Die besondere Bedeutung der Unterstützungsleistungen wird noch dadurch verstärkt, dass zum Zeitpunkt der Diagnosemitteilung der heute beeinträchtigten Menschen über 40 Jahre Eltern von Ärzt*innen falsche Prognosen bezüglich der Lebenserwartung und dementsprechend auch über das gemeinsame Leben mit ihrem Kind erhalten haben, als sie sich dann tatsächlich abzeichneten. Die Kinder haben die Prognosen der Ärzt*innen quasi ‚überlebt‘. Die Eltern, die ihre Kinder dann nicht, wie in den 1970er Jahren noch häufig empfohlen, in die Obhut von Pflegeeinrichtungen gaben, stellten sich familienbiografisch auf diese relativ kurzen Zeiträume eines gemeinsamen Lebens mit ihrem Kind ein (vgl. Lindmeier 2011, 12f). Mit den Jahren mussten sie diese Pläne immer wieder anpassen. Neben der potenziellen Belastung durch die Aussicht auf ein Leben als Elternteil mit Verantwortung für Begleitung und ggf. auch Pflege steht dann die Freude über die gewonnenen Jahre mit dem älter werdenden Kind. Auch dies unterstreicht, warum das Verständnis und die Bedeutung von der zu leistenden lebenslangen Unterstützung in Familien so komplex sind.

Die familiäre Sorgearbeit ist geprägt von interdependenten Beziehungen zwischen den hochaltrigen Eltern und den erwachsenen beeinträchtigten Kindern.

Verschiedene Studien kritisieren die ‚dichotomisierende Sichtweise‘ (vgl. Williams & Robinson 2001, 56) auf ‚Unterstützer*innen‘ und ‚zu unterstützende Personen‘ und verweisen stattdessen auf reziproke oder interdependente familiäre Unterstützungsstrukturen.

Williams & Robinson (2001) belegen physische, emotionale, soziale und haushälterische Aktivitäten, mit denen kognitiv beeinträchtigte erwachsene Kinder ihre hochaltrigen Eltern unterstützen (vgl. ebd., 59). Grant weist darauf hin, dass die Unterstützung mitunter so weit geht, dass das eigene Überleben der Eltern und das Leben in den ihnen vertrauten Strukturen abhängig von der jeweiligen Unterstützung des beeinträchtigten Kindes sind (vgl. Grant 1986, 337). Diese Gegenseitigkeiten werden mitunter von Eltern als „reward for the life-long commitment“ (Grant 1986, 338) gewertet. Hatten die Eltern jedoch andererseits das Gefühl, von ihren Kindern ignoriert oder manipuliert zu werden, führte dies in der Unterstützung zu einem erhöhten Belastungsempfinden (vgl. Grant et al. 1998, 65).

Professionelle Dienste wie in Deutschland die Werkstätten für behinderte Menschen wissen zwar in der Regel, wenn kognitiv beeinträchtigte Menschen zu Hause auch eine versorgende

35 Der Fürsorgebegriff wird u. a. in der Behindertenpädagogik bzw. von beeinträchtigten Menschen kontrovers diskutiert (vgl. Barnes 2016). Gemeint ist er hier im Sinne der Care Ethik (vgl. exemplarisch Conradi 2001; Schües 2016) und wird als *eine* mögliche Übersetzung von Care verwendet (vgl. Schües 2016), das hier auch als ‚familiäre Sorgearbeit‘ übersetzt wird.

36 Für eine umfassendere Auseinandersetzung mit dem Care-Begriff und dem Care-Konzept siehe 3.5.3.

Rolle einnehmen, reagieren darauf aber nur selten entsprechend den Bedarfen der Familien (erste entsprechende Assessments sind etabliert, vgl. für England Magrill o. J.). Hier offenbart sich die wider besseres Wissen noch immer zu häufig als einseitig wahrgenommene und bewertete Situation familiärer Unterstützung. Sie führt in diesem Zusammenhang dazu, dass kognitiv beeinträchtigten Erwachsenen, die ihre Eltern unterstützen, zum einen die Identifikation mit einer sozial anerkannten sozialen Rolle vorenthalten wird und ihnen gleichzeitig die Möglichkeit genommen wird, selbstbestimmt über die Akzeptanz dieser Rolle zu entscheiden:

„Being a carer carries with it a certain status, together with rights and responsibilities. People cannot recognize nor value their own role as a carer unless they are given appropriate recognition and support from professional service providers.“ (Williams & Robinson 2001, 61)

Darüber hinaus verweisen die interdependenten Beziehungen auch ganz deutlich auf die Notwendigkeit auf Seiten der Anbieter professioneller Hilfen, Familien als Systemen zu begegnen und die Auswirkungen zu beachten und zu begleiten, die eine potenzielle oder tatsächliche Veränderung für alle Beteiligten haben kann:

„Little, if any, research or practice has been reported on a planning process that considers the older family as a whole, taking into account and addressing the needs and concerns of all family members affected by ageing circumstances.“ (Jokinen 2006, 248)

Trotz der betonten gegenseitigen Unterstützung darf jedoch nicht außer Acht gelassen werden, dass bei aller Abhängigkeit von ihren erwachsenen beeinträchtigten Kindern die hochaltrigen Eltern in der Regel diejenigen bleiben, die Verantwortung und Kontrolle über das Leben ihrer Kinder behalten (vgl. Williams & Robinson 2001, 61; auch Stamm 2009, 257) und mit Blick auf die notwendige Entwicklung von Zukunftsperspektiven die „key decision-makers“ (Grant 1989, 338; zit. n. Bigby 2004, 202) bleiben.

Es lassen sich gleichzeitig sowohl eine Reihe von Anforderungen identifizieren, mit denen ältere Familien bzw. hochaltrige Eltern konfrontiert sind, als auch bedeutsame positive Aspekte³⁷ der (gegenseitigen) Unterstützungssituation.

Belastungsrisiken familiärer Sorgearbeit

Zu den allgemeinen Belastungsrisiken zählen eine schlechte physische Gesundheit der beeinträchtigten Kinder sowie auf Seiten der Mütter ein geringes Einkommen, kurze Ausbildungszeiten und der Status als Alleinerzieherin. Diese Aspekte gehen statistisch betrachtet häufiger mit schlechterer physischer Gesundheit der Mütter, weniger Lebenszufriedenheit und erhöhter Belastung und Stress einher (vgl. Seltzer & Krauss 1989). Gleichwohl fassen die Autoren zusammen:

„Thus, on an absolute level, our sample should be characterized as having above average health for their age, with a relatively favorable life satisfaction and about average levels of perceived burden and stress.“ (Seltzer & Krauss 1989, 307)

Zu ähnlichen Ergebnissen kommen auch Maggs & Laugharne (1996), die besonders auf eine eher kleine, aber bedeutsame Gruppe älterer Familien verweisen, in denen geringe psychische,

³⁷ Die im englischen als „gratifications“, „rewards“ oder „benefits“ bezeichneten positiven Aspekte von Care muten in der deutschen Übersetzung als „Befriedigung“, „Belohnungen“ oder „Vorteile familiärer Sorgearbeit“ nach Meinung der Autorin unpassend an. Eine ‚Belohnung‘ oder ein ‚Vorteil‘, den man aus der Unterstützungsarbeit zieht, suggeriert ein berechnendes Element, das in der Regel nicht damit verbunden ist. Die Übersetzung als ‚positive Aspekte‘ oder ‚positive Seiten‘ von Care bleibt sehr oberflächlich. Mit der detaillierten Beschreibung ebendieser wird die notwendige inhaltliche Genauigkeit erreicht.

soziale und ökonomische Ressourcen auf Seiten der Unterstützer*innen zu massiven Beeinträchtigungen der eigenen Lebensqualität als auch der der kognitiv beeinträchtigten Kinder führen können. Sie betonen die Gefahr, dass der familiäre Haushalt für alle Beteiligten – für die hochaltrigen Unterstützer*innen und erwachsenen kognitiv beeinträchtigten Kinder – zu einer Insel „of isolated, institutional care-in-the-community“ (Maggs & Laugharne 1996, 249) wird. Differenzierter betrachtet lässt sich feststellen, dass Belastungsrisiken durch ständigen Zeitdruck sowie die Asymmetrie von Zeitpraxen und Zeitstrukturen forciert werden, dass sie häufig altersbedingt sind, mit einem erhöhten Exklusionsrisiko älterer Eltern zusammenhängen und/oder von den ungeklärten Zukunftsperspektiven herrühren.

- Ständiger Zeitdruck

Um die zeitlichen Herausforderungen in Zusammenhang mit der familiären Sorgearbeit zu verstehen, müssen zunächst die konkret anfallenden Aufgaben beleuchtet werden. Unter dem Begriff des „parenting“ (Shearn & Todd 1997, 286) werden die verschiedenen Dimensionen der Unterstützung zusammengefasst. ‚Parenting‘ wird dabei definiert als eine Aktivität, die ein Bündel ungleichartiger Aufgaben umfasst, die sich im Laufe der Zeit in Bezug auf ihre Zusammensetzung und ihre (subjektive) Bedeutung verändern können (vgl. Shearn & Todd 1997, 286; siehe ergänzend Nolan/Keady & Grant 1995). Besonders hervorzuheben ist dabei die koordinierende und priorisierende Sorgearbeit („Articulation Work“, Shearn & Todd 1997, 297), eine Schlüsseldimension für die Integration der unterschiedlichen Aspekte familiärer Sorgearbeit. Diese umfasst die Koordination einer größeren Spanne ungleichartiger Aufgaben, ihre Priorisierung sowie die Einschätzung, Bereitstellung und Kontrolle der Verfügbarkeit der dafür notwendigen Mittel und Ressourcen. Dieses Bündel an Aufgaben umfasst mehr als die hier aufgezählten Dimensionen familiärer Sorgearbeit, es beinhaltet beispielsweise auch die Erwerbsarbeit, die Hausarbeit, die Beziehungsarbeit etc.

Die Gleichzeitigkeit der beschriebenen Anforderungen kann bereits eine enorme Herausforderung darstellen, die sich aber durch verschiedene Aspekte noch zuspitzen kann:

- Asymmetrie von Zeitpraxen und Zeitstrukturen (vgl. Gerding 2009), von „clock time“ (Shearn & Todd 1997, 297) und „process time“ (Shearn & Todd 1997, 297):

Die Inanspruchnahme professioneller Dienste verpflichtet zur Einhaltung bestimmter Zeiten, während sich die familiäre Sorgearbeit nach der für die einzelnen Unterstützungsprozesse benötigten Zeit richtet. Auf diese Weise kann es täglich zu belastenden Stresssituationen im Kontext der Inanspruchnahme von Hilfen kommen (vgl. Shearn & Todd 1997, 297f).

- Altersbedingte Herausforderungen:

Viele Herausforderungen der familiären Unterstützungssituation korrelieren mit dem Älterwerden älterer Eltern und damit einhergehend dem Älterwerden der Kinder, die zu Erwachsenen werden (vgl. Bigby 2004, 197):

- Nachlassende körperliche Kräfte und Fähigkeiten machen ggf. notwendige körperliche Pflege anstrengend. Sie erschweren das Reagieren auf herausforderndes Verhalten (an sich auch ein eher belastender Faktor elterlicher Sorgearbeit, vgl. Grant et al. 1998, 66³⁸). Daneben entwickeln ältere Eltern möglicherweise auch selbst Unterstützungsbedarfe, sodass es mitunter zu einer „faktische[n] Unterstützungsabhängigkeit“ (Wacker 2014; zit. n. Falkenstörfer 2020, 6) kommt.

38 Die Autoren weisen jedoch darauf hin, dass herausforderndes Verhalten nicht zwingend die Ursache, sondern auch die Folge von Belastungen sein kann (vgl. Grant/Ramcharan/McGrath/Nolan & Keady 1998, 66).

- Mit zunehmendem Alter kommt es auch eher zu Einschränkungen der Mobilität, die vermehrt von der Unterstützung Dritter abhängig wird, da, je nach Art der Einschränkung, weder das eigene Auto noch der öffentliche Personennahverkehr ein adäquates Mobilitätsangebot mehr darstellt (vgl. Shearn & Todd 1997).
- Mit zunehmendem Alter mehren sich die Erfahrungen von Verlusten: Die eigenen Eltern, Freund*innen oder auch die (Ehe-)Partner*innen selbst sind in älteren Familien nicht selten bereits verstorben oder selbst pflegebedürftig. Kleiner werdende Netzwerke erhöhen somit das Risiko der Vereinsamung im höheren Alter, auch in älteren Familien.
- Neben den eigenen Unterstützungsbedarfen und denen der beeinträchtigten Kinder sind noch weitergehende Unterstützungsbedarfe denkbar, beispielsweise die von weiteren (nicht beeinträchtigten) Kindern, etwa in Bezug auf die Betreuung der Enkel*innen.
- Erhöhtes Exklusionsrisiko auf Seiten älterer Eltern durch höhere Anforderungen bei der Übernahme weiterer sozialer Rollen:

Die Ergebnisse hierzu sind zum Teil gegensätzlich: Repetti/Matthews & Waldron (1989; zit. n. Hogg & Lambe 1998, 46) kommen zu dem Ergebnis, dass die Beschäftigung mit verschiedenen Rollen das psychologische Wohlbefinden von Eltern senkt, und formulieren analog der Disengagement-Theorie des erfolgreichen Alterns (vgl. Theunissen 2002, 29f) eine „Scarcity hypothesis“ (Hogg & Lambe 1998, 46). Konträr dazu ist die „accumulation hypothesis“ (Hogg & Lambe 1998, 46), nach der die Übernahme verschiedener sozialer Rollen das psychologische Wohlbefinden steigert (vgl. dazu auch die Aktivitätstheorie erfolgreichen Alterns, exemplarisch Theunissen 2002, 30f). Zu einem vergleichbaren Ergebnis kommen auch Hong & Seltzer (1995), die einen positiven Zusammenhang zwischen mehr sozialen Rollen und weniger Anzeichen von Depression nachweisen konnten. Shearn & Todd (1997) analysieren differenzierter, mit welchen Facetten das Eingebundensein in mehrere soziale Rollen verbunden ist. Die Inanspruchnahme professioneller Dienste verschafft Eltern den Freiraum, andere Rollen als die der Unterstützer*innen wahrzunehmen. Gleichzeitig sind sie an die zeitlichen Vorgaben der Dienste gebunden, die aber nicht automatisch den Zeiten entsprechen, in denen gleichaltrige Eltern von nicht kognitiv beeinträchtigten Kindern, mögliche Peers, ihre Freizeit gestalten und andere soziale Rollen ausfüllen. Es kommt so zu zeitlichen Asymmetrien, die mitunter als „form of segregation“ (Todd & Shearn 1996, 390) wirken. Ergebnisse von Seltzer et al. (2011, 488ff) bestätigen, dass Eltern, die mit ihren erwachsenen Kindern zusammenleben, seltener ausgehen. Dies begünstigt eine unterschiedliche Entwicklung von Biografien:

„The successes and failures in the lives of parents such as these often have no counterpart in the daily lives of others, whose children live their own lives, have friends, go to work and get married.“ (Hubert & Hollins 2002, 4)

Die Herausforderungen, die sich auf diese Weise entwickeln und womöglich zu elterlichen Belastungen führen, können folglich nicht auf die Eltern-Kind-Beziehung zurückgeführt werden, sondern sind in den gesellschaftlichen Bedingungen verankert, unter denen sich Familien mit beeinträchtigten Kindern entwickeln. Durch sie wird die Übernahme weiterer sozialer Rollen erschwert, Räume biografischer Erfahrung und Emergenz (vgl. Kapitel 2) werden damit reduziert.

„For many parents, the stresses they encountered did not stem from their relationship with their offspring, but from the difficulties which they faced in trying to enrich their lives with extra-parental involvements.“ (Shearn & Todd 1997, 300)

- Belastungen durch Zukunftssorgen:
Die am weitesten verbreitete Belastung unter älteren Eltern scheint jedoch die Sorge um die Begleitung der beeinträchtigten Kinder nach dem Ende ihrer Zeit als Unterstützer*innen zu

sein (vgl. Bigby 2004, 197), Bigby beschreibt es als „[t]he worry of their life“ (Bigby 2000, 69): „concrete planning and preparing for the future is associated with increased anxiety“ (Heller & Factor 1991, 173). Diese Belastungen lassen sich auf die mannigfaltigen Aspekte der Sorgebeziehung zurückführen: Betrachtet man die verschiedenen Dimensionen der Sorgebeziehung, in denen Eltern aktiv werden (vgl. Shearn & Todd 1997; Nolan/Keady & Grant 1995), ist es fraglich, welcher Dienst in der Lage und bereit ist, sich so umfassend und bedingungslos an den Bedürfnissen der beeinträchtigten Menschen zu orientieren (vgl. Bowey/McGlaughlin & Saul 2005, 144). Professionelle Dienste betonen in der Regel andere Werte, als Eltern dies tun (vgl. Bigby 2004, 206), argumentieren zum Beispiel mit Selbstständigkeit und Selbstbestimmung (vgl. u. a. Emmelmann & Greving 2019; Bowey/McGlaughlin & Saul 2005, 141f). Für Eltern konkurrieren diese Prinzipien aber, wie bereits gezeigt wurde, häufig mit anderen, in ihren Augen gleichwertigen Aspekten der Lebensqualität.

Die Herausforderungen elterlicher Sorgearbeit dürfen nicht als alleinige oder dominierende Aspekte der Lebenswirklichkeit hochaltriger Eltern bewertet werden, während sie gleichzeitig auch nicht außer Acht gelassen werden dürfen. „Although the experience of stress is an undeniable part of caregiving for almost everyone, it only represents one of the relevant dimensions“ (Grant et al. 1998, 59). Nur in Kombination mit den positiven Aspekten der Sorgebeziehung ist es möglich, sich den Lebenswirklichkeiten älterer Familien anzunähern.

Positive Aspekte familiärer Sorgearbeit

Grant et al. (1998) betonen die hohe Wertigkeit der familiären Sorgebeziehung *trotz* der parallel damit einhergehenden Herausforderungen: „Indeed, rewarding experiences, at least in the case of this sample, appear to be very much the norm“ (63). Als positive Aspekte von Care benennen Eltern u. a.:

- das Ermöglichen eines Lebens abseits von Institutionen,
- die gute Entwicklung der zu unterstützenden Person in der Familie,
- das Erkennen und Wertschätzen auch kleiner Entwicklungsschritte,
- die Gewissheit der Achtung der Würde der zu unterstützenden Person,
- die Gewissheit, dass die familiäre Sorge die bestmögliche Unterstützung ermöglicht (vgl. ebd., 62f).

Jokinen hebt die herausragende Bedeutung der Familie aus Sicht der beeinträchtigten Kinder hervor und bestätigt damit einige der von Grant et al. (1998) benannten positiven Aspekte:

„Family plays a pivotal role in the lives of adults with an ID (Bigby & Balandin 2004; Seltzer et al. 2004) regardless of living circumstances or service provision. Family fosters a sense of belonging. Regular contact, sharing family dinners, and celebrating special occasions together are some of the ways in which practical and emotional supports are provided by parents, siblings, and other relatives. This reduces the likelihood of social isolation for middle-aged and older adults with an ID.“ (Jokinen 2006, 247)

Auch die finanziellen Zugewinne stellen einen positiven Aspekt der familiären Sorgearbeit dar: „Kindergeld, Pflegegeld, Grundsicherung bei Erwerbsminderung und andere Geldleistungen“³⁹ (Burtscher 2012, 321) stellen mitunter einen wesentlichen Beitrag zum Familieneinkommen dar, ohne den der bisherige Lebensstil in einigen Familien vermutlich nicht aufrechterhalten

39 Nach 20 Jahren Beschäftigung in einer Werkstatt für behinderte Menschen erhalten beeinträchtigte Menschen eine Erwerbsminderungsrente, „deren Höhe sich nicht an ihrem realen Verdienst orientiert, sondern an der durchschnittlichen Rentenhöhe in der Bundesrepublik Deutschland“ (Lindmeier 2011, 16). Sofern sie sozialhilferechtlich selbstständig wohnen und keine Sozialleistungen in Anspruch nehmen, steht ihnen diese Rente im vollen Umfang zu Verfügung.

werden könnte (vgl. Lindmeier 2011, 10). Dieser Aspekt ist gleichzeitig Teil der interdependenten Beziehungsstruktur innerhalb der Familien (s. o.).

Bezogen auf die *Familie als System* kann das Sorgeverhältnis eine wichtige positive Funktion haben und verbindend und identitätsstiftend wirken (vgl. Lindmeier 2011, 10; Lindmeier et al. 2018, 26f), möglicherweise dient es sogar als deutlich sichtbares Signal nach außen: ‚Wir sind eine Familie, wir gehören zusammen und wir halten zusammen‘.

Die Gleichzeitigkeit von Belastungsrisiken und positiven Aspekten familiärer Sorgearbeit

Ältere Forschungsansätze über Sorgebeziehungen im weitesten Sinne gehen einseitig von Belastungen aus, die mit der Unterstützungssituation verbunden sind. Die Modelle zur Veranschaulichung familiärer Belastungen verwenden einfache „de facto stimulus-response“ (Grant et al. 1998, 58)-Modelle, Belastungen werden also als verlässliche Reaktionen auf bestimmte Reize gewertet.

Durch das spätere Modell der ‚life events‘ (ebd.) werden Belastungen stärker als Beiprodukt bzw. Ergebnis kumulierender Effekte im Rahmen bedeutsamer Lebensereignisse charakterisiert (zum Beispiel der Geburt eines Kindes oder des Todes eines geliebten Menschen).

Das transaktionale Stressmodell nach Lazarus (vgl. exemplarisch Lazarus 1995) hebt die Bedeutung der Bewertungen eines Ereignisses durch die Subjekte selbst hervor. Ein bestimmtes Ereignis ist damit nicht an sich stressauslösend oder belastend, sondern erst die Bewertung des Ereignisses durch das Subjekt – in Abwägung mit vorhandenen Ressourcen, dieses Ereignis zu bewältigen – entscheidet darüber, ob es die Person als Belastung und Stress empfindet oder nicht.

„There is also a strong empirical support to suggest that stress in caregiving cannot be adequately explained either by reference to the tasks they undertake or to the ‚dependency‘ characteristics of the care recipient. Caregiver appraisal processes, external contingencies and outcome considerations are also involved.“ (Grant et al. 1998, 59)

Heller/Miller & Factor (1997, 345; zit. n. Hogg & Lambe 1998, 44) gehen noch einen Schritt weiter und fordern, Belastungen und positive Aspekte nicht länger als zwei Enden eines Unterstützungskontinuums zu betrachten, sondern als zwei voneinander unabhängige Merkmale ihrer Situation. Die Aufgabe der Begleitung des eigenen Kindes wird von Eltern in der Regel nicht in Frage gestellt, sondern selbstverständlich und bejahend angenommen. Untersuchungen, die diese Trennung nicht vornehmen, sondern weiterhin von der Idee des Überwiegens von *entweder* Belastungen *oder* Gewinnen ausgehen, bilden die Situation älterer Familien nicht angemessen ab: Selbst wenn Eltern außerordentlich viele und hohe Belastungen in der Unterstützungssituation wahrnehmen, können die möglicherweise zahlenmäßig deutlich geringeren Vorteile dennoch signifikant höher bewertet werden. Eine einfache Rechnung nach dem Prinzip des Vergleichens von Faktoren der Belastung und der positiven Aspekte durch Außenstehende ist nicht zulässig. In diesem Zusammenhang ist auch ein Teil der häufig scheiternden Versuche zu erklären, hochaltrige Eltern mit dem Verweis auf ihre eigene Entlastung von den Pflegeverpflichtungen von der Richtigkeit eines Umzugs ihres Kindes in institutionelle Wohnformen zu überzeugen. Es sind die subjektiven Bewertungen, die darüber entscheiden, ob ein Umstand oder ein Ereignis als beanspruchend oder positiv eingeschätzt wird (Grant et al. 1998, 62).

Die Herausforderungen und positiven Seiten, die mit der familiären Sorgebeziehung verbunden sind, können als ‚pull- und push-Faktoren‘ im familiären Alltag gewertet werden (vgl. Grant et al. 1998, 59), in dem Bedingungen, die zu Herausforderungen führen, wiederum auch Erfolge zur Folge haben können (vgl. ebd.): So können beispielsweise belastende Situationen bei einem gleichzeitig grundsätzlich guten Familienzusammenhalt das Zusammengehörigkeitsgefühl noch zusätzlich stärken (vgl. ebd., 67).

Unterschiedliche Erwartungen und Wünsche verschiedener Akteur*innen im Leben älterer Familien hemmen die Entwicklung von Zukunftsperspektiven.

Ältere Familien sind unterschiedlichen Erwartungen von außen ausgesetzt. Professionelle Dienste treten immer noch eher mit der Erwartung an alte Eltern heran, einen Auszug ihrer beeinträchtigten Kinder aus dem Elternhaus anzustreben, um zum einen ihrer Verantwortung nachzukommen, die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit ihrer Kinder zu fördern, und zum anderen als Eltern selbst entlastet zu sein und die letzte Lebensphase für sich genießen zu können (vgl. Lindmeier 2011, 9f). Von gleichaltrigen Nachbar*innen und Bekannten dagegen sind sie tendenziell häufiger mit konträren Haltungen konfrontiert, „dass eine ‚gute Mutter‘ sich um ein solches ‚Sorgenkind‘ besonders intensiv und dauerhaft zu kümmern habe“ (Lindmeier et al. 2018, 12). Auch die Elternteile selbst sind mitunter unterschiedlicher Meinung in Bezug auf die zukünftige Organisation der Unterstützung ihrer Kinder. Und Grant (1990) weist noch dazu auf die *intrapersonellen* Ambivalenzen hin, mit denen Elternteile konfrontiert sind: Einerseits fühlen sie sich mitunter verpflichtet, die Sorgebeziehung so lange wie möglich aufrechtzuerhalten, gleichzeitig werden sie möglicherweise immer wieder eingeholt von der Überzeugung, dass ein Auszug eher im Interesse ihrer Kinder wäre (vgl. ebd., 361).

In diesem Zusammenhang fällt auf, wie selten die Wünsche der beeinträchtigten Menschen selbst erhoben werden. So wäre es denkbar, dass eine von Seiten der beeinträchtigten Kinder formulierte Zukunftsperspektive in der Lage wäre, Eltern Entscheidungen zu erleichtern. Kognitiv beeinträchtigte Menschen selbst spielen aber im gesamten Geflecht der Entwicklung von Zukunftsperspektiven eine noch deutlich zu geringe Rolle. Driller et al. (2010) belegen, dass bei der Entscheidung über einen Auszug vom Elternhaus in ein Wohnangebot der Behindertenhilfe nur in sehr wenigen Fällen (12 %) beeinträchtigte Menschen in die Entscheidung einbezogen werden (vgl. 166). Für das Leben beeinträchtigter Menschen im Alter bestätigen das auch die Ergebnisse von Thimm et al. (2018, 86; 101). Ein Grund dafür liegt in dem Versuch von Eltern, ihren beeinträchtigten Kindern dieses für sie als belastend eingeschätzte Thema zu ersparen, da es gleichzeitig das Älterwerden und den Tod der Eltern impliziert (vgl. Bowey & McGlaughlin 2005, 1379). Ein weiteres Problem stellte bis 2018 auch das Fehlen unabhängiger Beratungsstellen dar, die dabei unterstützen können, gemeinsam mit den beeinträchtigten Angehörigen über wohnbezogene Zukunftsoptionen ins Gespräch zu kommen⁴⁰:

„Für Angehörige scheint es schwer, eine unabhängige Entscheidung gemeinsam mit dem Betroffenen zu treffen, da es keine neutrale Beratung dazu gibt und sie den Betroffenen selbst teilweise nicht die Entscheidungskompetenz zutrauen und ihre Rolle eher als ‚fürsorgliche Angehörige‘ sehen.“ (Thimm et al. 2018, 105)

Durch diese Zurückhaltung wird die Teilhabe kognitiv beeinträchtigter Menschen jedoch weiter eingeschränkt: „A lack of involvement in the process will further disempower an already disempowered group. This lack of power is yet again often deemed to be justified in a culture of protectiveness“ (Bowey & McGlaughlin 2005, 1391).

Verschiedene Studien illustrieren die Wünsche und Zukunftsperspektiven beeinträchtigter Menschen (vgl. Walmsley 1996, 12; Metzler & Rauscher 2004; McGlaughlin/Gorfin & Saul 2004;

40 Mit der Schaffung Ergänzender Unabhängiger Teilhabeberatungsstellen (EUTB) durch das Bundesteilhabegesetz (vgl. SGB IX §32) sind in diesem Punkt mittlerweile entsprechende Anlaufstellen vorhanden, deren Kompetenz zur Beratung kognitiv beeinträchtigter Menschen jedoch je nach EUTB unterschiedlich ausgeprägt ist. Informationen zu den jeweils vorliegenden Erfahrungen mit besonderen Teilhabebeeinträchtigungen sind für jede einzelne EUTB in Deutschland in einem gemeinsamen Internetauftritt unter www.teilhabeberatung.de hinterlegt.

Bowey & McGlaughlin 2005), belegen also, dass sie in der Lage sind, sich mit diesem anspruchsvollen Thema auseinanderzusetzen. Die Ergebnisse zeigen auch, dass sie mitunter ihre Wünsche verschweigen, um Konflikte mit ihren Familien zu vermeiden (vgl. Bowey/McGlaughlin & Saul 2005, 143f), und verweisen damit auf den bereits erwähnten notwendigen systemischen Blick auf Familien.

Für viele ältere Eltern ist die Entwicklung von Zukunftsperspektiven mit großen emotionalen Belastungen verbunden.

Ausgehend von der Überzeugung, „that their home is the most suitable environment and that they provide the best care“ (Bowey/McGlaughlin & Saul 2005, 144), sind Eltern mit der Aufgabe konfrontiert, eine tragfähige und Lebensqualität gewährleistende Zukunftsperspektive für ihr Kind zu entwickeln, das ein Leben lang auf individuelle Unterstützung angewiesen sein wird⁴¹. Diese Perspektiven müssen sich gegenseitig ausschließende Anforderungen erfüllen:

- Zum einen müssen sie möglichst konkret sein und Stabilität und Sicherheit für das erwachsene beeinträchtigte Kind gewährleisten. Wenn die Wohnsituation des erwachsenen beeinträchtigten Kindes in dieser Weise gesichert ist, können alle Beteiligten die Veränderung angemessen antizipieren und beruhigt einer bewegten Zukunft entgegenblicken. So kommt es mitunter dazu, dass Angehörige sich für einen Umzug in eine allgemeine Pflegeeinrichtung aussprechen, wenn diese in der Nähe des Wohnortes der Familie liegt und ein spezielles Wohnangebot der Behindertenhilfe deutlich weiter entfernt wäre⁴². Dahinter steht der Gedanke, das Umfeld, soziale Bezüge und Beziehungen des beeinträchtigten Menschen möglichst zu erhalten. Bekräftigt wird eine solche Entscheidung durch die Erwartung, dass eine Pflegeeinrichtung eine Versorgung in einem Rahmen garantieren kann, die im familiären Rahmen nicht (mehr) möglich wäre (vgl. Thimm 2018, 85ff).
- Zum anderen muss der Entwurf möglichst flexibel sein, denn auch nach einer Veränderung der Unterstützungssituation und einem potenziellen Auszug aus dem Elternhaus liegen in der Regel noch mehrere Jahrzehnte Lebenszeit vor dem beeinträchtigten Menschen und es ist nicht vorhersehbar, was sich in dieser Zeitspanne ereignen wird (Gründe für Umzüge innerhalb einer Einrichtung bzw. aus ihr heraus wurden durch Driller et al. 2010 erhoben):
 - Das Älterwerden des beeinträchtigten Menschen selbst kann zu notwendigen Veränderungen seiner Lebenssituation führen, z. B. kann sich der Hilfebedarf verändern oder die Tagesstruktur kann vom Träger mit dem Eintritt in den Ruhestand nicht mehr gewährleistet werden.
 - Familiäre Netzwerke, die auch nach einer veränderten Unterstützungssituation noch aktiv sind, können sich alters- oder krankheitsbedingt verändern.
 - Einrichtungen entwickeln sich weiter und können – im Falle der Nutzung entsprechend professionell begleiteter Wohnangebote – Umzüge erforderlich machen (z. B. „Umstrukturierungsmaßnahmen der Einrichtung“, Driller et al. 2010, 168).
 - Politische bzw. gesetzliche Veränderungen können die Lebenssituation beeinträchtigter Menschen beeinflussen, wie beispielsweise die aus Sicht pflegebedürftiger Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung unzureichende Vernetzung von Eingliederungshilfe und Pflege (vgl. exemplarisch Frewer-Graumann & Schäper 2015).

41 Natürlich im besten Fall ausgehend von den Wünschen ihrer beeinträchtigten Kinder.

42 Die Autoren verweisen hier auf einen möglichen Zusammenhang mit den ländlichen Strukturen, in denen sie ihre Daten erhoben haben (Kreis Warendorf) (vgl. Thimm et al. 2018, 85).

Gekoppelt mit weiteren Faktoren, die die Entwicklung von Zukunftsperspektiven erschweren und eine Veränderung behindern (von der Belastung durch die Aufgabe selbst bis hin zu den überfüllten Wartelisten), unterstreicht dies noch einmal mehr, warum die Fähigkeiten alter Eltern, sich mit Zukunftsfragen auseinanderzusetzen, in vielen Fällen ‚paralysiert‘ sind (vgl. Grant 1990, 364): Im Sinne ihrer Kinder ist für sie nur die beste aller Lösungen akzeptabel, und gerade diese Lösung kann es aufgrund der Komplexität der Aufgabe nicht geben.

Dieses Dilemma begünstigt ein vermeidendes Verhalten in Bezug auf Zukunftsplanung (vgl. Richardson & Ritchie 1989; zit. n. Bigby 2004, 204) und erhöht damit das Risiko eines realen „transfer trauma“ (Heller & Factor 1991, 164) im Falle einer akuten Krisensituation. Eine Studie von Heller & Factor belegt, dass etwas weniger als ein Drittel der Befragten (n=100) konkrete Zukunftsperspektiven benennen können, während ein weiteres knappes Drittel dieses Thema diskutiert, die größte Gruppe dieses Thema aber noch vermeidet (vgl. Heller & Factor 1991).

Dabei können unterschiedliche Beweggründe für die Auseinandersetzung mit Zukunftsperspektiven identifiziert werden (vgl. Essex/Seltzer & Krauss 1997):

- Auszug aus normativen Überzeugungen: Eltern dieser Gruppe bewerten den Auszug ihres beeinträchtigten Kindes als normativ begründet: Kinder ziehen aus dem Elternhaus aus, wenn sie erwachsen sind.
- Auszug aufgrund von Belastungen und Stress: In diesen Fällen kommt es zu Veränderungen, weil beispielsweise Konflikte sich häufen oder Krankheiten oder das Älterwerden der Eltern einen Umzug notwendig machen.
- Auszug zur selbstbestimmten Gestaltung der Zukunft: Hier findet eine Zukunftsplanung im expliziten Interesse des beeinträchtigten Angehörigen statt. Es geht darum, die Zukunft des erwachsenen beeinträchtigten Kindes bestmöglich zu sichern. Dahinter steht die Anerkennung der Wahrscheinlichkeit, dass das beeinträchtigte Kind die Eltern überleben wird und die Familie die Lebenssituation des beeinträchtigten Kindes aktiv in dessen Sinne gestalten möchte.

Die Phase, in der Eltern Zukunftsperspektiven entwickeln, wird auch als „launching stage“ (Freedman/Krauss & Seltzer 1997, 114) bezeichnet, eine Zeit, die in der Regel von großen Sorgen und Belastungen geprägt ist. Sie wird begleitet von „interpersonal turmoil, fluctuations in parental well-being, and disequilibrium in the family“ (ebd.).

Betrachtet man die konkreten zeitlichen Perspektiven, in denen Familien eine Veränderung planen, werden ebenfalls Unterschiede deutlich: Freedman/Krauss & Seltzer (1997) unterscheiden diesbezüglich vier Gruppen:

- die ‚short-term Planners‘, die die Umsetzung konkreter Zukunftsplanungen innerhalb der nächsten zwei Jahre verfolgen
Die Mütter dieser Gruppe weisen die im Durchschnitt schlechteste Zufriedenheit („maternal psychological well-being“, Freedman/Krauss & Seltzer 1997, 119) auf, haben die meisten Zukunftssorgen, sehen kaum Sinn im Leben und verweisen auf eine abnehmende Gesundheit des beeinträchtigten erwachsenen Kindes.
- die ‚long-term Planners‘, die ihre konkreten Zukunftsperspektiven nicht innerhalb der nächsten zwei Jahre umsetzen möchten
In dieser Gruppe ist die gemessene Zufriedenheit am höchsten.
- die ‚wishful-thinkers‘, die keine konkreten Zukunftsperspektiven benennen können, dennoch aber einen Umzug innerhalb der nächsten zwei Jahre erhoffen
- die Gruppe ‚status quo‘, die über keine Zukunftsperspektiven verfügen und auch keine Veränderungen in den nächsten zwei Jahren anstreben.

Auch diese Gruppe weist vergleichsweise hohe Zufriedenheitswerte auf.

Die Haltungen gegenüber den zu entwickelnden Perspektiven variieren von zugewandt („affirmative“) über ambivalent bis vermeidend („avoidance“) (vgl. Richardson & Ritchie 1989; zit. n. Bigby 2004, 204). Dies bestätigen auch andere Ergebnisse: Nach zwei Jahren hatten über die Hälfte der Eltern ihre Vorstellungen bezüglich der Zukunft ihrer beeinträchtigten Söhne und Töchter geändert (vgl. Grant 1989; zit. n. Bigby 2004, 205):

„[P]lacement‘ is an ongoing process rather than a single discrete behavior, with predictable and ordered stages of decision-making and deliberation occurring prior to the actual placement.“ (Freedman/Krauss & Seltzer 1997, 115)

Ergebnisse wie die von Heller & Factor (1991, 167) belegen eine deutliche Präferenz der Eltern für eine Fortsetzung der familiären Sorgebeziehung, in der Regel ausgeführt durch eines ihrer nicht beeinträchtigten Kinder. Riskant ist es jedoch, wenn Eltern ihre Pläne über die Fortsetzung einer familiären Sorgebeziehung im gemeinsamen Haushalt mit einem Geschwister des beeinträchtigten Kindes nicht mit ihren nicht beeinträchtigten Kindern besprechen (vgl. Bigby 2004; Freedman/Krauss & Seltzer 1997, 114), um diese so lange wie möglich von der Verantwortungsübernahme zu befreien (vgl. Todd & Shearn 1996, 385). Die Herausforderungen, die dann in einer Krisensituation auf das Familiensystem zukommen, sind massiv und nicht nur mit konkreten Fragestellungen bezüglich der akuten Unterbringung und der weiteren familialen Sorgebeziehung⁴³ für den beeinträchtigten Menschen verbunden. Sie beinhalten zudem ein großes Risiko für traumatische Erlebnisse und den Verlust von Lebensqualität für die beeinträchtigten Menschen und für Schuldgefühle der nicht beeinträchtigten Geschwister gegenüber ihren Eltern und beeinträchtigten Geschwistern (falls sie sich gegen den Wunsch der Eltern entscheiden) bzw. gegenüber ihrer eigenen Kernfamilie, die ebenso massiv und unvorbereitet von den Veränderungen betroffen ist, wenn beeinträchtigte Angehörige in den Haushalt aufgenommen werden. Diese Prozesse erschwerend kommen die Trauer um den verstorbenen Elternteil hinzu bzw. die zusätzliche Herausforderung, Unterstützung bzw. Pflege für die Eltern/den Elternteil zu organisieren, der aus Alters- oder Krankheitsgründen die Unterstützung des beeinträchtigten Kindes nicht länger gewährleisten kann. Noch dazu verändert sich das Verhältnis der Geschwister untereinander, denn „the sibling-carer becomes a decision-maker and, in some instances, also a direct hands-on carer“ (Dew/Llewelly & Balandin 2004, 178) (vgl. auch Lindmeier et al. 2018, 20).

3.4 Das Postulat der Ablösung: kritische Auseinandersetzung

Charakteristisch für die Auseinandersetzung mit der Thematik älterer Familien im deutschsprachigen Raum ist die normative Verwendung des Begriffs ‚Ablösung‘ zur Beschreibung der unvermeidbaren, beabsichtigten oder bereits vollzogenen Veränderungen in Bezug auf die Sorgearbeit (vgl. Hennies & Kuhn 2004; Fischer 2008; kritisch dazu: Schultz 2014; Burtscher/Heyberger & Schmidt 2015, Emmelmann & Greving 2019).

Exemplarisch für den normativen Gebrauch des Begriffs ‚Ablösung‘ in verschiedenen Veröffentlichungen wird hier Fischer (2008) zitiert. Sie leitet ihre Arbeit über „Ablöseprozesse in Fami-

43 Denkbar ist hier alles von ‚keinerlei Kontakt‘ über die gesetzliche Betreuung in einzelnen Bereichen bis hin zur Entscheidung für ein Zusammenleben im gemeinsamen Haushalt.

lien mit erwachsenen Angehörigen, die als schwer geistig behindert gelten“ (Fischer 2008) mit Hilfe von Beispielen ‚gelungener Ablösung‘ und ‚nicht gelungener Ablösung‘ ein. Diese stellt sie gegenüber, um „auf das breite Spektrum der Ablöseproblematik in der Lebenswirklichkeit betroffener Familien aufmerksam [zu, L. O.] machen“ (Fischer 2008, 1):

„Keine Ablösung

Der Betreuer einer Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) berichtet mir von einem Vorfall, der sich kürzlich bei ihm ereignet hat: Ein ca. 50-jähriger Mann mit geistiger Behinderung (Mitarbeiter dieser Werkstatt) kam nach dem Wochenende nicht wie sonst zur Arbeit. Man fand ihn völlig verstört und hilflos zu Hause bei seiner toten Mutter, die am Wochenende in der gemeinsamen Wohnung – am Küchentisch sitzend – verstorben war.

Gelungene Ablösung

Bericht einer Mutter: Auf Grund von Befürchtungen und Berichten anderer Eltern hatte diese Mutter einer Tochter mit schwerer geistiger Behinderung (ca. 25 J.) trotz rationaler Einsicht große Bedenken, ihre Tochter ausziehen zu lassen. Nachdem sie mehrere Einrichtungen besichtigt hatte, war sie überrascht über das vielfältige Angebot an Wohnmöglichkeiten. Bis dahin wusste sie nicht, dass Menschen auch mit schwerer geistiger Behinderung in der heutigen Zeit unter relativ guten Bedingungen außerhalb der Familie und außerhalb von Großeinrichtungen leben können. Diese Feststellung habe ihr den Entschluss zur Ablösung erleichtert. Mit der stadtteilintegrierten Wohneinrichtung, für die sie sich dann entschieden hat, ist sie heute sehr zufrieden. Sie freut sich über die Entwicklungsfortschritte ihrer Tochter in deren neuer Lebenssituation und ist stolz auf sie.“ (ebd., 1f)

Mit dieser plakativen Kontrastierung, noch dazu aus zwei unterschiedlichen ‚Quellen‘ (Mitarbeiter einer WfbM und eine Mutter), expliziert sie ihre Vorstellungen vom verantwortungsvollen elterlichen Umgang mit der Zukunft beeinträchtigter heranwachsender Kinder.

Vergleichbar sprechen Guski & Langlotz-Brunner (1991) von ‚unbewältigter Ablösung‘ bzw. ‚gelungener Ablösung‘ (vgl. Hennies & Kuhn 2004, 141), die erst dann als solche gelten könne, „wenn auch die ‚innere‘ Ablösung, d. h. die emotionale Loslösung aus dem Schonraum der Familie stattgefunden hat“ (Guski & Langlotz Brunner 1991, 38). In diesen von außen als ‚erfolgreich‘ oder ‚nicht erfolgreich‘ bewerteten Prozessen drückt sich eine in diesem Kontext mitunter immer noch wirksame Orientierung am „Ablösepostulat“ (Weiß 2002) aus. Analog zur These eines ‚Annahme-Postulats‘⁴⁴, das in den 1990er Jahren in der Frühförderung diskutiert wurde (vgl. Weiß 1993; Jonas 1990, 22ff), wird mit dem Ablöse-Postulat alten Eltern, die mit ihren beeinträchtigten Kindern zusammenleben, der Vorwurf gemacht, die Behinderung ihrer Kinder nicht angenommen und „die Ablösung verpasst“ (Lindmeier 2011, 11) zu haben. Mit Hinweisen auf das verbesserte, differenziertere und attraktivere Wohnangebot wird Eltern die Rechtmäßigkeit auch einer sachlichen Kritik entzogen, die sich beispielsweise u. a. gegen „Unterstützungsgestaltung in größeren Gruppen und die eingeschränkten Möglichkeiten der Individualisierung, die weniger emotionalen und weniger exklusiven Beziehungen sowie die Vielzahl an Regeln“ (Lindmeier et al. 2018, 14) richtet. Stamm verweist auf den Vorwurf der „Überbehütung“ (2009, 256), mit dem Eltern nicht nur aus Fachkreisen der Behindertenhilfe

44 Unter der Bezeichnung ‚Annahme-Postulat‘ wurde in den 1990er Jahren die Erwartungshaltung von Fachkräften diskutiert, Eltern müssten die Behinderung ihres Kindes ‚annehmen‘. Neben dem ungeheuren Druck, der damit auf die Eltern ausübt wurde, machten sich Fachkräfte und Einrichtungen mit dieser Haltung auch unempfindlich und unangreifbar gegenüber sachlicher Kritik von Eltern am fachlichen Handeln bzw. an den vorhandenen Strukturen (vgl. Lindmeier 2011, 11).

mitunter konfrontiert werden⁴⁵. Eine kritische Selbstreflexion mit entsprechendem Entwicklungspotenzial auf Seiten der Gesellschaft und der Behindertenhilfe wird damit aktiv vermieden. Auch die von Hennies & Kuhn (2004) aufgeführten „drei Phasen der Ablösung“ (Hennies & Kuhn 2014, 142) müssen in diesem Zusammenhang kritisch beurteilt werden.

Daran gekoppelt ist eine Sichtweise auf den Auszug aus dem Elternhaus, die an einem normierten Lebens- bzw. Familienzyklus orientiert ist, in dem Kinder in einem bestimmten Alter das Elternhaus verlassen. Diese Norm ist jedoch in einer sich immer weiter ausdifferenzierenden Gesellschaft, wie sie am Beispiel der reflexiven Modernisierung dargestellt wurde, immer weniger vorhanden.

Mit der zitierten Verwendung des Begriffs der ‚Ablösung‘ wird außerdem eine durch den Auszug automatisch bewirkte Veränderung suggeriert, die als einmaliger und abzuschließender Prozess definiert ist. Der durch einen Auszug markierte Übergang verkörpert jedoch eine Transformation, die nicht mit einem definierten oder erkennbaren Ende verbunden ist, sondern die „innerhalb eines Kontinuums die Transformation von Bestehendem in Neues bedeutet“ (Dreher & Dreher 2002, 190; zit. n. Schultz 2014, 158). Familiäre Beziehungen entwickeln sich also dynamisch mit den einzelnen Mitgliedern weiter.

Zudem impliziert der Begriff die Auflösung des Familiensystems (vgl. Schultz 2014, 157ff) und evoziert das Bild vom Ende einer Verbundenheit, während jedoch Studien übergreifend die Kontinuität von Beziehungen zwischen Eltern und Kindern – auch nach einem Auszug – belegen, wenn auch in sich verändernder Art und Weise (vgl. u. a. Alich 2011; Bigby 2000; Fischer 2008; Schultz 2014)⁴⁶. Dies gilt nicht nur für Familien, in denen beeinträchtigte erwachsene Kinder ausziehen, sondern für Familiensysteme generell: Bertram spricht von der „zunehmenden Dominanz der Generationsbeziehungen als Definitionsmerkmal von Familie“ (Bertram 2000, 118) und verweist dabei auf den demografischen Wandel seit den 1960er Jahren, der es einer größeren Zahl von Menschen überhaupt erst ermöglicht hat, generationsübergreifende Beziehungen bis in das höhere Erwachsenenalter hinein zu leben (vgl. ebd.).

Ideen von (gelungenen oder nicht gelungenen) abzuschließenden ‚Ablöseprozessen‘, wie sie hier exemplarisch mit Fischer (2008) für viele andere Ausführungen zur Situation bzw. zur (normativen) Zukunft (älterer) Familien mit beeinträchtigten Angehörigen illustriert werden (vgl. Klauß 2007; Hennies & Kuhn 2004; Schatz 1998; Guski & Langlotz-Brunner 1991; Klauß 1988), stehen konträr zu dem dieser Arbeit zugrundeliegenden systemischen Verständnis von

45 Wie zynisch der Vorwurf der ‚Überbehütung‘ ist, verdeutlicht beispielsweise der Artikel von Frewer-Graumann & Schäper (2015), die darin auf die Ausgrenzung alter Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung (wie auch kognitiv beeinträchtigten Menschen mit sehr hohen Pflegebedarfen) aus der Gesellschaft am Beispiel der mangelhaften Schnittstelle zwischen Eingliederungshilfe und Pflege verweisen: „Unter Bedingungen der weiter zunehmenden Ökonomisierung im Sozial- und Gesundheitswesen treibt die Entwicklung den »Drift nach unten« weiter an, der Menschen mit hohen Unterstützungsbedarfen »in Richtung des letzten sozialen »Auffangnetzes« [weiterdelegiert, L. O.]: Von der Arbeitslosenhilfe zur Sozialhilfe, von der Krankenversicherung und Eingliederungshilfe in Richtung Pflegeversicherung [...] Am Ende des sozialadministrativen Verschiebebahnhofes finden sich dann die Pflegeanstalten und Pflegeabteilungen in Alten- und Behindertenheimen als institutionelle »Endstationen« und Sackgassen der sozialen Integration« (Gröschke 2002, S. 183)“ (Frewer-Graumann & Schäper 2015, o.S.). Damit wird suggeriert, dass mit zunehmendem Alter bzw. zunehmendem Unterstützungsbedarf der Bedarf an Teilhabe abnimmt. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall (vgl. Frewer-Graumann & Schäper 2015, o.S.).

46 Auffallend ist, dass viele Forschungsergebnisse der genannten Autor*innen zwar durchaus auf eine Fortsetzung von Beziehungen nach einer die Unterstützung betreffenden und/oder räumlichen Veränderung illustrieren, die Autor*innen den Begriff der ‚Ablösung‘ aber dennoch weiterhin verwenden. Dies weist nach Meinung der Autorin auf die noch nicht geschlossene Forschungslücke in Bezug auf familiäre Beziehungsgestaltungen in älteren Familien hin, und zwar vor, während und nach einer die Unterstützung betreffenden und/oder räumlichen Veränderung.

Familie und einer kontinuierlichen und potenziell interdependenten Beziehungsgestaltung – unabhängig von einer räumlichen Veränderung. Der Begriff der Ablösung, unter dem sich der deutsche Fachdiskurs – trotz gleichzeitiger kritischer Diskussion (vgl. Schultz 2014, 157ff⁴⁷) – immer noch hauptsächlich abspielt, scheint wenig geeignet, um den Blick auf die biografische Bedeutung des Zusammenlebens als Familie zu untersuchen. Diese Arbeit verwendet stattdessen Begriffe wie ‚Transition‘, ‚Übergang‘ oder ‚Veränderung‘. Gemeint ist der „Wechsel von Individuen aus eingelebten Lebensabschnitten und -zusammenhängen in andere“ (Welzer 1993, 8; zit. n. Schultz 2009, 197). Eine derartige Veränderung wirkt sich auf „individueller, familialer und kontextueller Ebene“ (Wölz 2004, 26; zit. n. Schultz 2009, 197) aus, schließt also mehrere Subjekte mit ein. Mit einem so definierten Übergang ist also die *Fortsetzung* der Beziehung oder ein *Umbau* von Beziehungen konnotiert, keinesfalls aber ein *Ende* von Beziehungen.

3.5 Der Beitrag familiensoziologischer Forschung zum Verständnis älterer Familien

Nach der Definition von Familie und der Zusammenfassung des Forschungsstands zu älteren Familien werden im Folgenden familiensoziologische Beiträge diskutiert, die später im Forschungsprozess für die Bedeutung des Familienleitbildes (und damit auch familialer Rollen) sowie die individuellen Taktiken, Anstrengungen und Aktivitäten zur jeweiligen Konstruktion von Familie sensibilisieren.

Vor diesem Hintergrund ist zum einen eine Auseinandersetzung mit kollektiven Bildern gelungener Familiengestaltung notwendig: Das, was gemeinhin als Familienleitbild gilt, bietet eine Orientierung, zu der sich die einzelnen Subjekte verhalten müssen (3.5.1). Für die Analyse und Beschreibung dieses Verhaltens, mit dem individuell ‚Familie‘ hergestellt wird, eignet sich der Doing-Family-Ansatz (3.5.2), auf den bereits für die vorliegende Definition von Familie zurückgegriffen wurde: Doing Family erscheint überdies geeignet, familiäre Strukturen in älteren Familien auch im Kontext einer veränderten Sorgestruktur (zum Beispiel durch einen Auszug oder einen Wechsel der Bezugspersonen) zu analysieren. Im Kontext der Annahme, dass sich Beziehungen nach einer räumlichen oder personellen Veränderung nicht ‚lösen‘, sondern weiterentwickeln (vgl. 3.4), bietet der Blick auf Familie als Herstellungsleistung einen geeigneten Forschungsansatz für Studien, die die Gestaltung familiärer Beziehungen nach einem Übergang untersuchen. Die Betrachtung von ‚Fürsorge‘ (Care) als einem zentralen Bestandteil für die Familiendefinition, für Vorstellungen von gelungener Familiengestaltung und für Herstellungsleistungen von Familie markiert eine wichtige Perspektive, die auch in älteren Familien eine zentrale Rolle spielt (3.5.3).

3.5.1 Familienleitbilder

Leitbild wird definiert als „ein Bündel aus kollektiv geteilten bildhaften Vorstellungen des ‚Normalen‘, das heißt von etwas Erstrebenswertem, sozial Erwünschtem und/oder mutmaßlich weit Verbreitetem, also Selbstverständlichem“ (Lück & Diabaté 2015, 19). Ein Leitbild vermittelt folglich eine gewisse verbindliche Norm. Als solche verkörpert es aber keine objektive Wirklichkeit im Sinne eines physikalischen Gesetzes, sondern visualisiert eine soziale Konstruktion (vgl. ebd., 24), die „in der Wissenssoziologie unter anderem als ... ‚Alltagswissen‘ bezeichnet [wird, L. O.] (vgl. Berger/Luckmann 2001: 21f)“ (Lück & Diabaté 2015, 22).

47 Trotz einer sehr überzeugenden Argumentation für den Begriff der „Transition“ (Schultz 2014, 162) verwendet Schultz in ihrer Arbeit irritierenderweise dennoch weiterhin den Begriff der ‚Ablösung‘.

Als soziale Konstruktion sind Leitbilder gleichzeitig ein kollektives und individuelles Phänomen: Sie können nur von Individuen gedacht und damit geschaffen werden, wirken aber gleichzeitig auch auf „Meso- und Makroebene, da sie intersubjektiv geteilt werden“ (Lück & Diabaté 2015, 19). Hier entfalten sie also eine Kraft, die – ursprünglich von Subjekten ausgehend – auf diese zurückwirkt. Dies wird verstärkt durch Deutungsgeber wie „Parteien, Kirchen oder auch herausragende Personen des öffentlichen Lebens. Die Medien und der öffentliche Raum (z. B. Begegnungsorte wie Vereine) spielen in diesem Prozess eine wesentliche Rolle“ (Diabaté/Ruckdeschel & Schneider 2015, 13).

Als soziale Konstrukte unterscheiden sich Leitbilder bei näherer Betrachtung nach Generation, Region, sozialem Milieu und sozialer Lage (vgl. Lück & Diabaté 2015, 24).

„Dennoch sind kulturelle Leitbilder nicht durch die Summe der individuellen Leitbilder innerhalb einer Gesellschaft bestimmt, sondern gewinnen durch Institutionalisierung⁴⁸ eine eigene, unabhängige, sozial reproduzierte Realität.“ (ebd., 19)

Trotz allem bleiben sie veränderbar – ausgehend von der intrasubjektiven Auseinandersetzung über den intersubjektiven bzw. gesellschaftlichen Diskurs: So hat sich die Norm des nichtehelichen Zusammenlebens innerhalb der letzten 50 bis 60 Jahre erheblich verändert: „Nichteheliches Zusammenleben wird nicht nur geduldet, sondern im Sinne einer vorehelichen Probe-phase für eine Beziehung zu einer neuen Norm“ (Lück & Ruckdeschel 2015, 63).

Das ‚Alltagswissen‘, das durch ein Leitbild verkörpert wird, vermittelt Orientierung in verschiedensten Lebensbereichen. Besonders deutlich wird dies im Kontext Familie,

„denn gerade das Zusammenleben in Partnerschaften, die Familienplanung und der Umgang mit Kindern sind Situationen, die sehr viele Menschen seit Generationen immer wieder auf ähnliche Weise erleben“ (Lück & Diabaté 2015, 27).

An einem (Familien-)Leitbild können sich Subjekte aus Überzeugung orientieren, sie können ihm entsprechen, um negativen Sanktionen aus dem Weg zu gehen, oder sie können „in der hochkomplexen Vielfalt der Handlungsoptionen im Alltag vielfach auf unreflektierte, internalisierte Handlungsroutinen zurückgreifen“ (Lück & Diabaté 2015, 21).

Leitbilder enthalten strukturelle und prozessuale Aspekte und im Kontext Familie betrachtet geht es dabei einerseits um Fragen ‚normaler‘ *Zustände* (u. a.: Wer gehört zur Familie? Wie groß ist die Familie? Wie lebt die Familie?) und um Fragen ‚normaler‘ *Abläufe* (u. a.: Zu welchem Zeitpunkt wird eine Familie gegründet? Wie entwickelt sich die Familie bzw. die Familienbiografie?).

„Insgesamt betrachtet hängen *strukturelle* und *prozessuale* Leitbilder zusammen und sind sehr komplex. Sie adressieren Vorstellungen von der (‚richtigen‘) Ausgestaltung des Familienlebens im Hinblick auf Partnerschaft, Ehe, Familiengründung, Elternschaft und Generationenbeziehungen.“ (Diabaté/Ruckdeschel & Schneider 2015, 13, Herv. i. O.)

Obwohl es seit der Wohlstandsgesellschaft der 1960er Jahre zu einer voranschreitenden Pluralisierung der Lebensformen von Familien kam (vgl. u. a. Peuckert 2007), zeigen aktuelle Untersuchungen, dass die „klassische‘ bürgerliche Kernfamilie im Parson’schen Sinne ... – mit Vater, Mutter und ungefähr zwei Kindern“ (Lück & Ruckdeschel 2015, 62) weiterhin als Maßstab für

48 „Institutionalisiert ist ein Leitbild immer, und zwar bereits dadurch, dass es ‚Allgemeingut‘... ist. Ein Gesetz ist jedoch ein Beispiel für eine vergleichsweise starre Form, die eine solche Institutionalisierung annehmen kann.“ (Lück & Diabaté 2015, 24). Ein Beispiel dafür ist das Elterngeld, das die ‚Normalität‘ ausdrückt, ein Jahr nach der Geburt eines Kindes wieder in den Beruf zurückkehren.

die Einstufung von Lebensformen als Familie gilt: „die ‚klassische‘ Familienkonstellation eines zusammenlebenden heterosexuellen Ehepaares mit Kind(ern) [repräsentiert, L. O.] das Ideal einer Familie“ (Lück & Ruckdeschel 2015, 68) und kann damit als Leitbild für Familie gelten. Sie

„wird quasi von jedem als Familie wahrgenommen. Sie ist das Musterbeispiel einer Familie, und je mehr eine andere Lebensform ihr in ihrer Zusammensetzung gleicht, desto eher wird auch in dieser eine Familie gesehen.“ (Lück & Ruckdeschel 2015, 74)

Gleichwohl bleibt ein Leitbild, auch ein Familienleitbild,

„im Sinne eines kollektiven kulturellen Phänomens immer sozial *unscharf* (Schulze 1993: 213f): Es kann nur in dem Sinne *graduell* existieren, dass es von sehr vielen Individuen in sehr ähnlicher Weise geteilt wird. Von allen Individuen in identischer Weise wird es nie geteilt werden.“ (Diabaté & Lück 2014, 59; Herv. i. O.)

Vor diesem Hintergrund wird im weiteren Verlauf der Arbeit analog zum ‚Familienleitbild‘ auch von ‚*kollektiven Bildern gelungener Familiengestaltung*‘ die Rede sein. In dieser Beschreibung drückt sich die soziale Unschärfe des Leitbildgedankens besser aus. Dass gleichbedeutend damit auch der Begriff ‚Familienleitbild‘ weiter verwendet wird, ist in der weiteren Verbreitung des Begriffs und der hier vorgenommenen definitorischen Einordnung begründet.

3.5.2 Doing Family

Familien können unter verschiedenen Perspektiven in den Blick genommen werden. Im Mittelpunkt stehen beispielsweise ihre unterschiedlichen Strukturen, wobei die Größe der Familie oder ihre Zusammensetzung eine Rolle spielen. Daneben können die gelebten Interaktionsbeziehungen fokussiert werden, mit Fragen nach der Organisation des Alltags oder der Beziehungen zwischen den Partnern oder den Generationen. Als Drittes ist die Analyse ihrer dynamischen Entwicklung möglich, also die Betrachtung der Entstehung von Familien, ihr Erleben von und ihr Umgang mit Übergängen oder die Beschreibung verschiedener Lebensphasen⁴⁹ (vgl. Stegmann & Röß 2013, 19). Die beiden letztgenannten Aspekte, die Analyse der Interaktionsbeziehungen und das (biografische) Erleben und Verarbeiten familiärer Übergänge aus dem Blick einzelner Familienmitglieder, stehen im Interesse der vorliegenden Arbeit.

Doing Family postuliert einen praxeologischen Blick auf Familien, der die Praxis der Herstellung und Gestaltung der persönlichen Beziehungen untereinander zur Konstruktion von Familie in den Fokus der Betrachtung nimmt:

„Doing Family fokussiert nicht auf Werte und Einstellungen und vor allem nicht auf bestimmte Formen des Zusammenlebens, die als Charakteristika zur konsistenten Beschreibung von Familie dienen könnten, sondern vielmehr auf die Praktiken der Herstellung und Gestaltung persönlicher Beziehungen zwischen Generationen und gegebenenfalls auch Geschlechtern. Diese Beziehungen kreisen in unserer Gegenwartsgesellschaft mehr oder weniger direkt, vor allem aber mehr oder weniger gelingend, um Fürsorge bzw. Care zwischen Familienmitgliedern. Care ist die Klammer und gleichzeitig der Prozess, der persönliche Beziehungen in Familien zusammenhält und Bindungen stiftet, sei es als Erwartung aneinander oder als praktisches Tun.“ (Jurczyk/Lange & Thiessen 2014, 9)⁵⁰

49 Während in diesem Zusammenhang lange vom Familienzyklus die Rede war, mit dem die normierten Übergänge im Leben von Familien beschrieben wurden, wird heute eher der Begriff der Familienbiografie verwendet. Dieser wird den zunehmend häufigeren und vor allem immer weniger erwartbaren (also non-normativen) Veränderungen, mit denen Familien konfrontiert werden, besser gerecht (vgl. Lange 2011, 437).

50 Dieses Zitat enthält einen Widerspruch: Während behauptet wird, Herstellungsleistungen und Gestaltung familialer Beziehungen würden im Sinne des Doing Family unabhängig von Werten und Einstellungen betrachtet, konstatieren

Damit wendet sich Doing Family ab von den bisher verbreiteten Ansätzen in den Familienwissenschaften und der Familienforschung, in denen es vor allem um die Beschreibung konstanter Merkmale sozialer Geflechte geht, die dann als Familie bezeichnet werden, in denen aber die aktiven Herstellungsleistungen und ihr enormer sozialpolitischer und sozialphilosophischer Gehalt wenig beachtet werden. Der Ansatz ist im Kontext der Familiensoziologie noch relativ jung und dem ‚Doing Gender‘ der Feminismusdebatte entlehnt (vgl. Lange 2011, 440): Im Doing Gender wird getrennt zwischen dem biologischen Geschlecht „Sex“ (Geburtsklassifikation), der sozialen Zuordnung des Geschlechts („Sex Category“) und der intersubjektiven Validierung der Geschlechtskategorie, die sich in der Interaktion mit anderen vollzieht („Gender“). Es gibt folglich kein ‚natürlich‘ weibliches oder männliches Handeln oder Verhalten, sondern es wird sozial strukturiert und ausgehandelt. Dabei ist es nicht möglich, einem „Doing Gender“ auszuweichen (vgl. West & Zimmerman 1987).

Übertragen auf Doing Family bedeutet dies nun, dass es auch kein natürliches Familienhandeln gibt (vgl. Jurczyk/Lange & Thiessen 2014, 11) und dass u. a. kulturelle Vorstellungen ausschlaggebend dafür sind, wie Familie gelebt wird (vgl. Lange 2011, 440). Aus dieser Perspektive heraus werden Familien mit Blick auf ihre lebensweltlichen Praktiken und mit Blick auf die strukturell unterschiedlichen Bedingungen analysiert, unter denen sie Herstellungsleistungen erbringen müssen (vgl. Westphal/Motzek-Öz & Otyakmaz 2017, 146).

Dabei geht es zunächst um Fragen der Beziehungs- und Interaktionsarbeit sowie weiterer Aktivitäten zur Vernetzung im privaten Bereich, aber auch – eng damit verbunden – um das aktive Ausschließen von Personen aus dem Bereich der Familie. Mit Hilfe des Doing-Family-Ansatzes kann nachgezeichnet werden, wie Privilegien und Verantwortlichkeiten innerhalb von Familien verteilt werden oder welche Anstrengungen die Familie unternimmt, um sich nach außen als solche zu präsentieren („Displaying Family“). Doch auch Analysen der praktischen Tätigkeiten im Familienalltag, die breit gefächert sind, gehören zum Spektrum der Herstellungsleistungen von Familie.

Um eine konkretere Vorstellung von den Herstellungsleistungen zu bekommen, werden im Folgenden die drei Grundformen der Herstellung von Familie erläutert (vgl. Jurczyk 2014, 61ff). Sie veranschaulichen die soziale Praxis des Doing Family, vereinfachen im Rahmen von Forschung die Beschreibung der erbrachten Herstellungsleistungen von Familie und verfeinern diese.

1. **Balancemanagement zur Organisation von familialer Ko-Präsenz bei gleichzeitiger Sicherung individueller Interessen**

Familie erfordert die Ko-Präsenz ihrer Mitglieder, die mit der Gewährleistung der individuellen Bedürfnisse koordiniert werden muss. Hier geht es um mentale, emotionale, räumliche und zeitliche Steuerung. Eine entscheidende Rolle spielen dabei die jeweiligen Rahmenbedingungen, zum Beispiel die Arbeitszeiten, die Schulzeiten, aber auch die räumlichen Entfernungen zwischen den Arbeits-/Schul- und Wohnorten.

Auch mit Blick auf die zunehmende Multilokalität von Familien ist dieser Punkt von Bedeutung. Gerade im Kontext der vorliegenden Zielgruppe, die sich über viele Jahrzehnte (auch) als eine räumliche/haushälterische Einheit verstanden hat, ist es wichtig zu erkunden, wie auch über weitere räumliche Distanzen ‚Familie‘ konstruiert werden kann. Dabei ist zu beachten, dass gerade in Familien mit hochaltrigen Elternteilen und kognitiv beeinträchtigten erwachsenen Kindern erschwerend hinzukommen kann, für die Herstellung räumlicher Ko-

die Autoren gleichzeitig, dass es der Sorge-Aspekt (Care) ist, der beziehungsstiftend wirke – und zwar bereits dadurch, dass diese Sorge ‚erwartet‘ wird (vgl. Jurczyk/Lange & Thiessen 2014, 9). Care entspricht aber genau einem solchen Wert, was sich u. a. gerade in der zitierten Erwartung von Sorge ausdrückt. Hier scheint es notwendig, den Gedanken des Doing Family auf theoretischer Ebene noch zu vertiefen, um diese Widersprüchlichkeit zu beheben.

präsenz auf Fahrdienste angewiesen zu sein oder während der gemeinsam verbrachten Qualitätszeit auf die Privatsphäre eines eigenen Hauses bzw. einer eigenen Wohnung zugunsten besonderer Wohnformen oder Pflegeheime verzichten zu müssen.

2. Konstruktion von Gemeinsamkeit

Dieser Punkt entspricht am ehesten einer einfachen Übersetzung von ‚Doing Family‘ und meint die alltägliche und biografische Konstruktion von Familie als sinnhaftes Ganzes. Hier ist der Blick zum einen auf Strategien der Inklusion und Exklusion zu lenken, also die Frage, wer als der Familie zugehörig definiert wird und wer nicht. Zum anderen geht es um die Frage der Intimität durch die Herstellung eines Wir-Gefühls innerhalb des zur Familie zugehörigen Kreises. Mit Blick auf die nachelterliche Phase stehen dabei zum Beispiel Fragen im Raum, wer noch zur Familie gehört und wie Familie konstruiert wird. Gerade mit dem Fokus auf das lange Zusammenleben in einem gemeinsamen Haushalt, aus dem möglicherweise bereits Geschwister ausgezogen sind, verspricht dieser Blickwinkel interessante Einsichten.

In diesem Kontext spielen auch das von Groppe (2007) beschriebene Familiengedächtnis und dessen Bedeutung für den Aufbau von Familienstrategien eine Rolle. Das im Zusammenleben und mit Hilfe von Erzählungen entwickelte Familiengedächtnis ergänzt das individuelle und das gesamtgesellschaftlich-kulturelle Gedächtnis. Es dient der Entwicklung von „Handlungsfigurationen, Werte[n] und Normen“ (Groppe 2007, 406). In Familien wiederholt erzählte Geschichten haben also einen Einfluss auf die Familienidentität. Dabei ist das Gedächtnis kein statisches, sondern es verändert sich mit den lebensgeschichtlich gesammelten Erfahrungen.

3. Displaying Family als Inszenierung von Familie

Dieser Aspekt beschreibt das nach außen gerichtete ‚sich als Familie darstellen‘. Jurczyk (2014) oder Westphal/Motzek-Öz & Otyakmaz (2017) betonen diesen Aspekt als besonders bedeutsam und gut abbildbar in Familien, die nicht dem klassischen biologisch strukturierten Familienbild entsprechen (Patchworkfamilien, Pflegefamilien, gleichgeschlechtliche Familien etc.). Für sie ist die Inszenierung nach außen, das „ostentative Bekräftigen des Status der Familienhaftigkeit der Beziehungen und Tätigkeiten“ (Lange 2011, 440) von großer Bedeutung, um ihren gesellschaftlichen Sonderstatus als Familie fraglos werden zu lassen⁵¹. Dass dies umgekehrt mitunter sogar erwartet wird, zeigt beispielsweise eine Studie im Kontext der Familienhilfe von Thiessen & Sander (2012), nach der von Familien, die auffallend von der Norm der ‚traditionellen‘ Familie abweichen, ein Displaying Family stärker eingefordert wird als von Familien, die eher der ‚Norm‘ entsprechen.

In der vorliegenden Arbeit sind es die Familien mit kognitiv beeinträchtigten erwachsenen Kindern, in denen mit Hilfe biografischer Interviews Strategien der Selbstinszenierung rekonstruiert werden sollen. Doch auch in äußerlich scheinbar ‚klassischen‘ Vater-Mutter-Kind-Familien kann das Displaying Family von Bedeutung sein und ist es vor dem Hintergrund der rasant zunehmenden medialen Präsentation und Selbstdarstellung möglicherweise wert, einer intensiveren Analyse unterzogen zu werden⁵².

51 In diesem Zusammenhang weist Displaying Family große Übereinstimmungen mit der von Schütze (2006) beschriebenen Strategie der Renormalisierung auf, bei der es ebenfalls darum geht, Abweichungen in den Zustand der Fraglosigkeit zu überführen.

52 Möglicherweise verweist ein vehementes Doing Family auf ein labiles, gefährdetes Selbstverständnis als Familie. Dabei ist jedoch anzunehmen, dass ein gesteigertes ‚Displaying Family‘ nicht zu einem stabileren Familiengefühl führt: Kein Handeln im Sinne eines Displaying Family kann das individuelle Gefühl ausgleichen, dem eigenen Verständnis von Familie nicht zu entsprechen. Stattdessen dürfte eine verstärkte Selbstdarstellung mit einer besonderen Aufmerksamkeit für soziale Reaktionen darauf das Gefühl des Andersseins noch bestätigen. Stattdessen wäre es – auch mit Blick auf pädagogische Tätigkeiten in der Familienhilfe – hilfreich, das eigene Verständnis von Familie zu reflektieren und gegebenenfalls anzupassen oder zu korrigieren.

Eine derartige Analyse von Herstellungsleistungen leistet einen Beitrag zur handlungstheoretisch-grundlagenwissenschaftlichen Basis von Familie (vgl. Lange 2011, 439ff).

Doing Family betont darüber hinaus aber auch die sozialpolitischen und sozialphilosophischen Aspekte familialer Leistungen, indem das Konzept die oben beschriebenen Grundformen der Herstellungsleistungen zurückführt auf Care: Care ist das Element, das über die notwendige Bindungskraft verfügt, einer sozialen Gruppe das Gefühl des Aufeinander-bezogen-Seins zu vermitteln und damit das Selbstverständnis als Familie zu begründen (vgl. Jurczyk/Lange & Thiessen 2014, 9).

3.5.3 Doing Family und Care

Das Verständnis von Familie als Herstellungsleistung befruchtet das Care-Konzept, indem es die (inhaltlichen und zeitlichen) Herstellungsleistungen und die Verteilung dieser Aufgaben unter den Geschlechtern in den Blick nimmt. Es ist also in doppelter Hinsicht geeignet, einen Analyserahmen für die Daten der vorliegenden Arbeit bereitzustellen: Zum einen schärft es den Blick für Aspekte von Care in den Herstellungsleistungen, zum anderen erleichtern die beschriebenen Grundformen zur Herstellung von Familie die Analyse familialer Praxis.

Grundlegendes zum Care-Begriff

Für den Familienbegriff im Kontext des Doing Family spielt der Begriff ‚Care‘, der in dieser Arbeit auch mit Sorge oder Fürsorge übersetzt wird, eine besondere Rolle. Care beschreibt die „verantwortliche, emotionsgeleitete persönliche Sorge zwischen Generationen und Geschlechtern“ (Jurczyk 2014, 66), meint also eine Kohäsionskraft, die Menschen zueinander hinzieht, die ‚Familien‘ konstituiert. Care ist damit imstande, das Selbstverständnis als Familie zu *begründen*. Fürsorge kann dann – bildlich gesprochen – als die Klammer verstanden werden, mit der Menschen sich als Familie verbinden. Sie definieren sich damit als eine Gemeinschaft, die bereit ist, sich umeinander zu kümmern, füreinander zu sorgen. Es geht folglich um eine Beziehung des Gebens und Nehmens von Care.

Dem zugrunde liegt ein Menschenbild, das die Abhängigkeit als zentral zum Menschsein dazugehörig versteht: „Disability is part of the human condition“ (World Health Organization 2011, 3): Bedürftigkeit und Abhängigkeit sind dem Menschen prinzipiell inhärent, und dies nicht nur als Säugling und als hochaltriger, pflegebedürftiger Mensch, sondern prinzipiell in jedem Moment unseres Lebens. Und es ist ebenso dem Menschsein inhärent, ‚Care‘ bzw. Fürsorge für eben diese Menschen zu leisten, die augenblicklich von anderen abhängig sind (vgl. Brückner 2011, 106):

„Als Kinder, eventuell als Invalide und als Menschen in hohem Alter brauchen wir alle die nicht reziproke Zuwendung unserer Mitmenschen. Erst wenn wir Abhängigkeit (dependency) und die entsprechende Leistung für Abhängige (dependency work) als fundamental für unser menschliches Dasein und für unsere menschlichen Beziehungen betrachten, gewinnen wir ein realistisches Bild von der Gesellschaft.“ (Meier-Seethaler 1997, 215)

„Der Archetyp einer ‚sorgenden Beziehung‘ ist die zwischen einer Mutter und ihrem Kind“ (Barnes 2016, 338)⁵³. Diese Beziehung erleben die meisten Menschen, noch dazu häufig in beiden Rollen: als Sorgeempfänger*in und Sorgeleistende*r. Dies kann als *eine* Begründung dafür herangezogen werden, warum die familiäre Sorgebeziehung im Gegensatz zu anderen, ebenfalls

53 Die sich mit dieser zitierten Aussage aufdrängende Diskussion um Geschlechterrollen in der Sorgebeziehung soll an dieser Stelle nicht geführt werden (vgl. dazu u. a. Kittay 2002).

typischen Sorgebeziehungen wie der zu beeinträchtigten oder hochaltrigen pflegebedürftigen Menschen so ‚natürlich‘ erscheint (s. u.). Darin steckt jedoch auch ein gewisses Risiko: Eine Vorstellung von Care, die mit dieser ursprünglichen Sorgebeziehung assoziiert und begründet wird, zeichnet leicht ein einseitig und ausschließlich abhängiges Bild der Sorgeempfänger*innen, rechtfertigt so „paternalistische Praktiken, die Menschen ihre Handlungsfähigkeit absprechen und [fördert; L. O.] ... Identitätskonstruktionen, die Menschen abwertend als abhängig von und belastend für andere darstellen“ (Barnes 2016, 338). Stattdessen muss die Sorgebeziehung als eine dynamische, sich mit der Zeit verändernde Beziehung zwischen zwei Personen definiert werden (vgl. ebd., 339). Diese setzt keine Reziprozität voraus (vgl. Schües 2016, 258; Barnes 2016, 342), eher eine Responsivität des Gebens und Nehmens. Unwichtig ist das Gefühl von Gegenseitigkeit jedoch nicht: „Für viele ältere Menschen kann die Fähigkeit, auch Sorge (care) zu leisten, das Annehmen von Sorge (care) erleichtern, obgleich es ihnen eigentlich widerstrebt, ein solches Bedürfnis einzugestehen“ (Barnes 2016, 342).

Eine umfassende Diskussion des Care-Begriffs und der damit verbundenen Care-Ethik würde an dieser Stelle zu weit führen (für einen Überblick vgl. Conradi 2001; Conradi & Vosman 2016). Hier wird stattdessen gezielt auf Aspekte eingegangen, die im Kontext der vorliegenden Forschungsarbeit über ältere Familien von Belang sind.

Care und ältere Familien

Die oben erwähnten verschiedenen Sorgebeziehungen können unterschiedlich organisiert sein, nämlich familiär bzw. verwandtschaftlich, freundschaftlich oder professionell⁵⁴:

„Ein zentraler Unterschied zwischen privaten und professionellen Sorgebeziehungen besteht darin, dass erstere sich aus bestehenden Beziehungen entwickeln und in diese eingebettet sind. Professionelle Sorgebeziehungen beginnen dagegen an einem Punkt, an dem bereits ein bestimmtes Bedürfnis identifiziert worden ist.“ (Barnes 2016, 344)

Bezogen auf ältere Familien bedeutet dies: Während die Entwicklung einer professionellen Sorgebeziehung einen Unterstützungsbedarf voraussetzt und diesen identifizieren und kommunizieren muss, ist der Unterstützungsbedarf in familiären Beziehungen nicht ausschlaggebend für die Beziehung. Der Umgang mit dem Unterstützungsbedarf entwickelt sich *in* der Beziehung – unabhängig davon, ob etwa ein Kind beeinträchtigt zur Welt kommt oder ob die Beeinträchtigung im Laufe des Lebens erworben wird.

Kittay, Jennings und Wassuna (2005) werfen einen anderen Blick auf den Charakter von Sorgebeziehungen. Sie zitieren die Swedish cooperative of cognitively impaired persons (JAG), die bei der Sorgearbeit zwischen „personal assistants‘ who provide the hands-on care“ (444) und „service guarantors“ (ebd.), die die Qualität der Care-Arbeit überprüfen und die Bedürfnisse der Menschen, die es zu unterstützen gilt, vermitteln, unterscheiden.

„I believe that employed mothers, and less often fathers, play an analogous role for their children, just as a son or daughter with an ailing parent will do for his or her parent even when they hire paid workers to do daily hands-on care, and even though they receive no remuneration for this work. I would maintain that both services are forms of dependency work/care.“ (Kittay/Jennings & Wassuna 2005, 444)

54 Einige Autor*innen stellen eine professionelle bzw. „institutionelle Einbettung einer Fürsorgebeziehung“ in Frage (vgl. u. a. Noddings 1984; zit. n. Schües 2016, 254f). Dies wiederum wird vor dem Hintergrund des Risikos einer Überforderung der sorgetragenden Person kritisch diskutiert (vgl. Nelson 1992 und Tong 1997, beides zit. n. Barnes 2016, 255) (s. u.).

Dabei stellt diese Unterscheidung eher eine analytische dar, denn die Autor*innen verweisen auch darauf, dass ‚service guarantors‘ im Bedarfsfall als ‚personal assistants‘ agieren können und umgekehrt, insbesondere im Falle einer familiären Sorgebeziehung (vgl. ebd.). Elternteile, die ihre einzige Verpflichtung der Familie gegenüber in der Rolle des finanziellen Versorgers sehen und die im Zweifelsfall nicht als fürsorgende Person – sei es als ‚personal assistant‘ oder als ‚service guarantor‘ aktiv werden bzw. aktiv werden können, zählen die Autor*innen ausdrücklich *nicht* zur Gruppe der Caregiver (vgl. Kittay/Jennings & Wassuna 2005, 444).

Ein weiterer Aspekt spielt bei der Betrachtung von Sorgebeziehungen eine Rolle: Während professionelle Sorgebeziehungen – nicht immer, aber in der Regel – zeitlich begrenzt sind, passiert es in persönlichen Beziehungen

„selten, dass Menschen plötzlich, aufhören, sich zu sorgen⁵⁵ (stop caring). Weder die Aufnahme in ein Altersheim noch der Tod [der Empfänger*innen von Care, L. O.] (McCarthy 2013) markieren ein Ende von Sorge (care).“ (Barnes 2016, 345)

Dies unterstreicht die Skepsis vieler alter Eltern beeinträchtigter Kinder gegenüber institutionellen Einrichtungen, denen sie eine vorwiegend versorgungsorientierte Haltung unterstellen (vgl. etwa Burtscher/Heyberger & Schmidt 2015, 91). Dies sind wesentliche Aspekte, die anhand des Materials später aufgegriffen und in Bezug auf seine Bedeutung und seine Auswirkungen konkretisiert werden.

In jedem Fall wird deutlich, dass Familie ein typischer Ort für die – gesellschaftlich hoch bedeutsame – Erbringung von Care-Leistungen ist, nicht zuletzt der Vergleich zur professionellen Sorgebeziehung unterstreicht aber auch: „Care is a labor; it is work even when it goes unrewarded“ (Kittay/Jennings & Wassuna 2005, 444). Als diese wichtige Quelle gesellschaftlich bedeutsamer Care-Leistungen wird Familie jedoch „systematisch unterschätzt, ja geradezu bagatellisiert“ (Lange 2011, 442).

Ohne sich an dieser Stelle kritisch näher mit dem Aspekt der ‚weiblich‘ konnotierten Abhängigkeit und der ‚männlich‘ konnotierten Autonomie zu befassen (vgl. Brückner 2012, 120), sei betont, dass eine Vernachlässigung der gesellschaftlichen Verantwortung für Sorgearbeit zu einer Benachteiligung der aktiv Sorgeleistenden führt (vgl. Barnes 2016, 342f; Kittay 1999; Kittay/Jennings & Wasunna 2005). Hiermit ist das Risiko einer Selbstschädigung in der Fürsorgebeziehung und damit die Forderung nach einer Care-Ethik angesprochen, nach der

„weder die Personen, die der Pflege bedürfen, noch diejenigen, die sie leisten, ignoriert werden dürfen. [...] Personen, die für Andere sorgen, befinden sich in einer ‚zweiten Abhängigkeit‘, da in der Situation der Sorge und der Rolle der pflegenden Person nicht immer klar zwischen den eigenen Interessen und Bedürfnissen und denen der zu pflegenden Personen zu unterscheiden ist (Kittay 1999: 46–48).

Selbstsorge und Fürsorge können in einen Konflikt geraten“ (Schües 2016, 256)

Mit Blick auf Familien, in denen hochaltrige Eltern, die mit ihren erwachsenen beeinträchtigten Kindern zusammenleben, selbst Unterstützungsbedarfe entwickeln, erlangt dieser Aspekt eine besondere Aktualität und Brisanz.

55 Damit ist hier gemeint aufzuhören, Sorge zu tragen.

4 Wohnen und Zusammenleben

Das Zusammenleben von Eltern mit ihren erwachsenen Kindern – unabhängig vom Vorliegen einer Beeinträchtigung – ist ein real gelebtes und immer häufigeres Phänomen (vgl. Papastefanou 2000), das jedoch gesamtgesellschaftlich als „begründungspflichtig“ (Meuth 2018, 32) gilt. Papastefanou (2000) spricht in diesem Sinne auch von „*Risikofaktoren* für einen verspäteten Auszug“ (56; Herv. L. O.), womit sie die normative Bedeutung des Auszugs junger Erwachsener aus dem Elternhaus unterstreicht. Ganz entgegen dieser normativen Sichtweise nähert sich diese Arbeit dem Phänomen des Zusammenwohnens aus einer biografiethoretischen Perspektive, um die lebensgeschichtliche Bedeutung des gemeinsamen Wohnens mit dem erwachsenen beeinträchtigten Kind zu rekonstruieren. Dieses Kapitel dient der Annäherung an eben dieses Phänomen, das jedoch nur im Zuge seiner biografischen Rekonstruktion gedeutet werden kann. An dieser Stelle muss sich die theoretische Annäherung auf den Begriff des ‚Wohnens‘ beschränken, der als *ein wesentlicher Bestandteil* des – nur in Bezug auf das jeweilige Subjekt zu definierenden – ‚Zusammenlebens‘ gefasst wird.

„Wohnen ist etwas Alltägliches, nichts Außergewöhnliches, Spektakuläres, das die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde“ (Flade 2020, 20). Wohnen gerät aber dann ins Bewusstsein, wenn es sich nicht mehr problemlos realisieren lässt: Für einen obdachlosen Menschen gilt dies ebenso wie beispielsweise für fremdplatzierte Kinder in Heimen oder in Pflegefamilien (vgl. Corleis & Keller 2017) oder für Inhaftierte in Gefängnissen (vgl. Hasse 2017). Und auch im Kontext älterer Familien, für die sich ein Ende der bisher gelebten Variante des Zusammenwohnens immer deutlicher abzeichnet, gerät das Wohnen in den Fokus: Die Frage, wie das erwachsene Kind zukünftig wohnen soll, erfordert eine Betrachtung der aktuellen Wohnsituation und eine Reflexion der Wünsche des Kindes. In der Regel scheinen es jedoch zuvorderst die elterlichen Vorstellungen vom ‚guten Wohnen‘ zu sein, die wesentlich für die angestrebten Perspektiven sind (vgl. Wicki et al. 2016).

Um rekonstruieren zu können, welche biografische Bedeutung das Zusammenleben, das Wohnen im gemeinsamen Haushalt mit den erwachsenen beeinträchtigten Kindern – kurz: das Zusammenleben für die alten Eltern hat, wird hier eine theoretische Annäherung an den Begriff ‚Wohnen‘ vorgenommen. Dabei geht es neben einer geeigneten Definition (4.1) auch um die Funktionen des Wohnens (4.2), den Sozialraum (4.3) sowie um Fragen der Aneignung von Wohnraum (4.4), mit denen sich das Verständnis vom Wohnen als aktive Herstellungsleistung konkretisieren lässt.

4.1 Wohnen – eine theoretische Annäherung

‚Wohnen‘ ist ein vielschichtiger und uneindeutiger Begriff:

„In alltagsweltlicher Hinsicht scheint uns allen klar zu sein, was mit *Wohnen* gemeint ist. Wir haben eigene Assoziationen und Erfahrungen. Wie für viele erziehungswissenschaftlich relevante Begriffe stellt sich allerdings auch für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit *Wohnen* die Herausforderung, das Alltagsverständnis in ein allgemeineres, theoretisch informiertes Begriffsgebilde zu transformieren...“ (Meuth 2018, 9; Herv. i. O.)

Dabei stellt das Wohnen keine „keine eindeutig definierbare Tätigkeit“ (Corleis & Keller 2017, 152) dar und die Ansichten darüber, was sich hinter diesem Begriff verbirgt, variieren zum Teil stark. Während die Autor*innen Wohnen beispielsweise konstruieren „als ein Kontinuum,

das sich zwischen dem bloßen Sein an einem Ort – also der bloßen Unterbringung – bis hin zum Wohnen verstanden als ein ‚Drinnein-sein‘ (vgl. Bollnow 2011, S. 286) – erstrecken kann“ (ebd.), betont Bollnow davon abweichend: „Wohnen aber heißt, an einem bestimmten Ort zu Hause zu sein, in ihm verwurzelt sein und an ihn hingehören“ (Bollnow 1963, 303; zit. n. Hasse 2009, 25), bzw. „[d]ie Weise, wie der Mensch in seinem Haus lebt, bezeichnen wir als Wohnen“ (Bollnow 1963, 125; zit. n. Hasse 2017, 43). Hasse (2009, 33) formuliert wiederum in Abgrenzung dazu, Wohnen sei „vielmehr durch Vertrautheit und ein Gefühl des Hingehörens an einen Ort und dessen Gegend gekennzeichnet“. Er reduziert Wohnen damit nicht auf den reinen Aufenthalt an einem Ort, sondern macht es von einer sozialen und emotionalen Bindung abhängig (vgl. Trescher 2017a, 247). In diesem Sinne verweist Hasse (2017) auf Heidegger, der das Wohnen existenzphilosophisch als „selbstreferentielles Redigieren eines Lebens an Orten vorübergehender oder dauernder Einwurzelung“ (ebd., 39) beschreibt. Der Raumbezug ist zwar durch den Verweis auf ‚Orte‘ vorhanden, spielt aber eher eine untergeordnete Rolle: „Relativ bleibend im Sinne von Beständigkeit sind also weniger die Orte des Lebens als dessen zuständige Situationen, die man hier wie dort leben kann.“ (ebd., 40)

Zudem stellt das Wohnen eine Leistung im Sinne einer (wechselseitigen) Aktivität zwischen „Aneignungssubjekt und Aneignungsobjekt“ (Hüllemann/Reutlinger & Deinet 2019, 385, Herv. i. O.) dar: „Durch den Aneignungsprozess wird ein Mensch Teil der Welt, gleichzeitig wird aber auch die Welt Teil des Menschen“ (ebd.), wobei die Welt hier stellvertretend für den Raum (Wohnraum und Sozialraum, s. u.) verstanden werden muss. Wohnen ist offenbar also auch ein aktiver Prozess und nicht ein passiv verstandenes ‚sich in einem Raum Befinden‘.

Ein offenes Verständnis des Wohnens scheint geeignet zu sein, die biografische Bedeutung des Zusammenlebens zu rekonstruieren, und wird daher hier zugrundegelegt:

„Im Wohnen kommt ein anthropologischer Zug menschlichen Lebens zur Geltung, Wohnen unterscheidet sich grundlegend von anderen Formen der Raumnahme, die in einem profanen Sinne zweckgerichtet sind. Der Raum des Wohnens steht in manifolden Beziehungen zur Welt des Wohnenden. Der Raum des Wohnenden ist ein Raum des Menschen, der seine Welt aus der Situation seines Lebens erlebt, entfaltet und gestaltet. Die Lebenswelt bildet den Resonanzrahmen, in dem das eine oder andere Wohnen möglich ist oder unausweichlich wird. Ein Mensch wohnt in verschiedenen Maßstabsdimensionen: Wohnung, Haus, Umgebung, Land und Erde. Die Art der Wohnung, ihre Größe, die in ihr befindlichen Dinge, die sich ‚über‘ ihnen entfaltenden Atmosphären spiegeln den Geschehenscharakter des Wohnens wider. Im Wohnen drückt sich aber vor allem die Situation eigenen Lebens aus. [...] Wenn Menschen in einer Wohnung, einem Haus, einer Umgebung, einem Land und auf der Erde wohnen, dann gestalten sie in diesen verschiedenen Räumen das Wohnen auf je spezifische Weise.“ (Hasse 2009, 21)

Die verschiedenen in diesem Zitat enthaltenen Aspekte des Wohnens (Funktionen, Sozialraum, Aneignung) werden in den folgenden Abschnitten näher ausgeführt.

4.2 Funktionen des Wohnens

Wohnen ist ein Grundbedürfnis des Menschen (vgl. Weiwurm-Krause 1995, 9), in diesem Sinne beschreibt Fischer (1991) das „Zuhause als existentielle Voraussetzung psychischen Wohlbefindens“ (254).

Physische Dimension des Wohnens

„Ein primäres Motiv des Menschen ist das Streben nach Sicherheit und Geschützt sein. Behausungen, Hütten und Häuser bieten den Menschen Schutz und das Gefühl von Sicherheit“

(Flade 2020, 7). Mit Bezug auf die Maslow'sche Bedürfnispyramide (vgl. Maslow 1954; zit. n. Flade 2020, 23f), die als Basisbedürfnisse zum Beispiel Nahrung, Schutz und Schlaf definiert, während auf den höheren Ebenen soziale und Ich-Bedürfnisse eine Rolle spielen, wird die weitreichende Bedeutung einer Wohnung deutlich: Sie ist nicht nur der Ort, „an dem die existentiellen Bedürfnisse erfüllt werden können“ (Flade 2020, 24), sie ist auch der Ort, der die Sicherheit und den Raum für die Zuwendung zu den weiteren Bedürfnissen bietet. Das Wohnen ist also nicht nur für die physischen Grundbedürfnisse, sondern auch für die psychosozialen Bedürfnisse von Bedeutung:

„Dementsprechend beeinflusst die Art und Weise des Wohnens nicht nur die Verwirklichungsmöglichkeiten in diesem, sondern auch in anderen Bereichen wie Freizeit, Arbeit etc. Der Wohnraum und das Wohnumfeld beeinflussen mittels Zuschreibungs-, Verwirklichungs- und Symbolisierungsprozessen die Interaktion und Kommunikation mit der Umwelt. Die Daseinsgestaltung des Menschen wird also wesentlich von den Wohnbedingungen beeinflusst.“ (Weinwurm-Krause 1995, 9)

Was bedeutet das konkret? Wohnen in seiner physischen Dimension meint neben Sicherheit, Schutz und Wärme eben auch die Möglichkeit der Nahrungszubereitung, der Körperpflege oder der Säuberung von Kleidung (vgl. Weinwurm-Krause 1995, 10). Am Beispiel der letzten drei Punkte lässt sich die Koppelung zur psychischen und sozialen Dimension des Wohnens bereits skizzieren: Jemand, der keinen Ort hat, an dem er sich und seine Kleidung waschen und pflegen kann, wird vermutlich häufiger entsprechende Kategorisierungsprozesse erleben.

Psychische Dimension des Wohnens

In psychischer Hinsicht erfüllt das Wohnen die Funktion als ‚zentraler Ort‘ (vgl. Fischer 1991, 254), eine Art Anker, von dem aus es dem Subjekt möglich wird, seine Umgebung zu erkunden in dem sicheren Wissen, dass es sich in seinem Zuhause erholen kann: „Die Außenwelt mag bedrohlich und voller Gefahren sein, das Haus bietet Schutz“ (Flade 2020, 24).

Ein Zuhause zu haben bedeutet auch, einen Raum für sich zu haben, ein „primäres Territorium“ (Fischer 1991, 254): „Die Wohnung ist das typische primäre Territorium, über das ein Mensch oder eine Gruppe relativ dauerhaft verfügt“ (Flade 2020, 15). Hiermit wird ein elementares Kontrollstreben befriedigt.

Die Raumeignung, die mit diesem Territorium verbunden ist, führt zu einer Personalisierung des Raumes, erkennbar an individueller Gestaltung und Ausstattung (vgl. Fischer 1991, 254). Die Wohnung bietet also den räumlichen Rahmen für die Möglichkeiten der Selbstverwirklichung (vgl. Weinwurm-Krause 1995, 11). Corleis & Keller (2017) weisen darüber hinaus auf die Wechselwirkungen zwischen dem, was die Wohnung bzw. der Wohnort einerseits anbietet, und dem, wie sich das Individuum den Wohnraum aneignet, hin: Um die Qualität von Wohnraum beurteilen zu können, müssen bestehende Orte „kritisch auf ermöglichende und verunmöglichende Rahmenbedingungen für Subjektivität“ (ebd., 153) überprüft werden.

Daneben befriedigt das Wohnen auch das Streben nach Beständigkeit und Vertrautheit (vgl. ebd.): Ein längerfristiges, verlässliches Zuhause „vermittelt *personale Kontinuität*“ (Fischer 1991, 254, Herv. i. O.): Die Möglichkeit, die eigene Biografie zu rekonstruieren, erfordert zum einen das Erleben von Veränderung, gleichzeitig ist aber auch ein relativ beständiger Horizont notwendig, der es dem Subjekt ermöglicht, Veränderung – auch an sich selbst – zu erfassen. Das eigene Zuhause (das ‚home‘, in deutlicher Abgrenzung zum Begriff der Unterkunft, ‚house‘, vgl. Flade 2020, 19, bzw. ‚place‘) bietet dafür den idealen Raum:

„Easthope (2004) und Graham et al. (2015) haben ‚home‘ definiert als Ort, der mehr ist als ein place, nämlich ‚a particularly significant type of place‘ (Easthope 2004; S. 136) bzw. ‚a unique place where a person’s past, present and future selves are reflected and come to life‘ (Graham et al. 2015, S. 346).“ (Flade 2020, 22f)

In diesem biografischen Zusammenhang ist eine Veränderung im Wohnen, genauer: der Auszug aus dem Herkunftshaushalt, als ein gesellschaftlich bedeutsamer Übergang zu bewerten. Höblich und Meuth (2013) beschreiben das Wohnen sogar als einen „institutionalisierte[n] Lebensbereich mit entsprechenden normativen gesellschaftlichen Erwartungen“ (291). Der Wechsel des Wohnortes wird hier als ein Lern- und Bildungsprozess der biografischen Entwicklung verstanden, als ein kritisches Lebensereignis, das die „aktive Auseinandersetzung der Subjekte mit den veränderten Umweltbedingungen erforderlich [macht; L. O.]“ (ebd., 293).

Soziale Dimension des Wohnens

Die soziale Dimension des Wohnens geht zum einen von der Außendarstellung des Wohnraumes aus, wozu auch die Innengestaltung zählt: Hier spielen die Wünsche nach Selbstdarstellung und Demonstration des sozialen Status eine Rolle, obgleich diese Bedürfnisse nicht jederzeit erfüllt sind: Das Stadtviertel, ob Haus, Wohnung oder Wohngemeinschaft, hat Auswirkungen auf die Zuordnungsprozesse und den Umgang miteinander, so kann das Wohnviertel beispielsweise als sozial schwach oder gehoben kategorisiert werden (vgl. Weinwurm-Krause 1995, 10). Darüber hinaus ist das eigene Zuhause der Ort für „soziale Interaktionen besonderer Intensität und Intimität“ (Fischer 1991, 255), was im Umkehrschluss aber auch heißt: Der Wohnraum ist

„der einzige Raum, bei dem man die Tür zwischen Gesellschaft und sich schließen kann. Der einzige Raum, der in der Innengestaltung – selbst wenn man Hausordnungen berücksichtigt – eigenständig gestaltbar ist. Der einzige Raum, in dem Selbstverwirklichung, Intimität, Selbstgestaltung weitestgehend umgesetzt werden kann. Es ist auch der Raum, in dem man, im wahrsten Sinne des Wortes, Leute vor der Tür stehen lassen kann. Durch diese Schleuse ist es möglich zu selektieren, mit welchen Menschen Kontakt gewünscht wird.“ (Weinwurm-Krause 1995, 10, Herv.i. O.)

Auf diese Weise sind über das Wohnen auch die Privatsphäre (Intimität auf räumlich-sozialer Ebene), die Privatheit (Intimität auf technischer Ebene, sprich: keine Datenerhebung, -speicherung oder -verbreitung) gewährleistet und selbstbestimmte Entscheidungen über persönliche Handlungen im Sinne von Privatangelegenheiten besser geschützt (vgl. Trescher 2015, 138ff). „Letztlich kann gesagt werden, dass die Würde des Menschen verletzt wird, wenn ihm nicht alle drei Formen des Privaten zugebilligt werden“ (ebd., 144).

Zusammengenommen lässt sich festhalten: Wohnen kann „nicht auf ein bloßes regelmäßiges Aufhalten an einem bestimmten Ort reduziert werden“ (Trescher 2017a, 247). Wohnen stellt zudem eine außerordentlich aktive Tätigkeit dar, die deutlich mehr als die reine Haushaltsführung umfasst, nämlich auch die „Rekreation und Reproduktion oder auch die Interaktionen innerhalb des Haushalts und des Nahraums, die Aneignung dieses Ortes und die Gestaltung des Wohnraums“ (Meuth 2018, 68). Damit gehen mit dem Wohnen wichtige Funktionen einher, die für das menschliche Wohlbefinden erhebliche Bedeutung haben (vgl. Fischer 1991).

4.3 Wohnen und Sozialraum

Im Kontext verschiedener Maßstabsdimensionen des Wohnens gewinnt der Begriff des Sozialraums an Bedeutung. Nach Weinwurm-Krause ist „[d]er Wohnraum ... natürlich nicht unabhängig vom Wohnumfeld. Dieses hat einen hohen Einfluss auf die Lebensqualität“ (Wein-

wurm-Krause 1995, 12). Ein begrenzter Blick auf die Häuslichkeit greift also zu kurz, die rein physisch verstandene, räumliche Dimension des Wohnens erstreckt sich deutlich darüber hinaus. Die Maßstabsdimensionen können dabei unterschiedlich gewählt werden: „[Zimmer, L. O.] Wohnung, Haus, Umgebung, Land und Erde“ (Hasse 2009, 21). Gemeint sind also nicht nur die Wohnräume im engeren Sinne, die mit Dach und Wänden das ‚primäre Territorium‘ eines Menschen beschreiben, über das dieser die „Verfügbarmacht“ (Flade 2020, 14) besitzt, sondern auch der „wohnungsnahe Außenraum“ (Fischer 1991, 255), der „vertraute Bewegungsmöglichkeiten“ (Hasse 2017, 41) bietet. Wie bedeutsam dies im Sinne der Lebensqualität und des Wohlbefindens ist, beschreibt Fischer (1991) (vgl. dazu auch 4.2):

„An einem Ort zu wohnen, der einem bis in den letzten Winkel vertraut ist, dessen Wahrnehmung Erinnerungen weckt, an dem man auf den ersten Blick den Nachbarn vom Fremden unterscheiden kann, auf dem man die Nachbarskinder mit Namen kennt, dürfte in allen Lebensphasen erheblich dazu beitragen, daß sich ein Mensch wohl fühlt.“ (256)

Dieses erweiterte Verständnis vom Wohnen ermöglicht eine genauere Beschreibung der Räume, in denen Wohnen stattfindet, sowie der Beziehungen dieser Räume zueinander. Flade (2020, 10ff) verweist hier auf den Unterschied zwischen ‚Home Base‘ und ‚Home Range‘:

„Der Home Range ist das Insgesamt aus Wohnung, der Home Base, den Zielorten und den Wegen dorthin. [...] Gelebt wird nicht nur in den ‚eigenen vier Wänden‘, der gesamte Home Range ist Wohnumwelt.“ (ebd.)

Die Home Base dagegen ist abschließbar und dient dem Führen des eigenen Haushalts im engeren Sinne (vgl. ebd.). Sie verkörpert das ‚primäre Territorium‘, von dem oben bereits die Rede war und das über einen längeren Zeitraum maßgeblich vom ‚wohnenden‘ Subjekt (ggf. der wohnenden Gruppe) kontrolliert und gestaltet wird. Davon unterscheiden sich das ‚sekundäre‘ und ‚öffentliche Territorium‘: Sekundäre Territorien sind Räume, die für bestimmte Zwecke bereitstehen und von (unterschiedlich eng) definierten ‚Mitgliedern‘ genutzt werden, wie beispielsweise Bibliotheken, Spielplätze oder Sportstätten. Einzelne Subjekte nutzen diese Orte nur vorübergehend und teilen diese gegebenenfalls, sofern andere Mitglieder ebenfalls anwesend sind. Diese Räume können nur begrenzt personalisiert werden. Das öffentliche (oder tertiäre) Territorium beschreibt Umwelten wie beispielsweise öffentliche Plätze oder Geschäfte – also Orte, zu denen prinzipiell (fast) jeder Zutritt hat (vgl. Flade 2020, 14ff).

Ein wesentlicher Aspekt, der bei einer so gefärbten räumlichen Betrachtung des Wohnens eine Rolle spielt, ist der Sozialraum: Dieser umfasst

„zunächst einmal die bestehenden sozialen Kontakte, z. B. die Familie, Freunde und Nachbarn, die ein Interesse aneinander haben, einander zugewandt sind. Der Sozialraum ist somit nicht auf seine geografische Dimension zu reduzieren“ (Seifert & Steffens 2009, 14),

auch nicht auf

„territoriale, infrastrukturelle und administrative Aspekte...Vielmehr umfasst er auch die sozialen Beziehungen der Menschen in diesem Raum sowie die subjektive Bedeutung, die die Menschen ihm geben, die Weise, wie sie ihn aneignen und für sich nutzen.“ (Dederich 2019, 505)

Wechselwirkungen im Sozialraum: Lebenswelt, Lebenslage und System

Mit Blick auf die vorliegende Arbeit sind diese Wechselwirkungen im Sozialraum von besonderem Interesse, denn sie prägen das soziale Umfeld der älteren Familien und ihrer einzelnen

Mitglieder. Sie werden möglicherweise als sehr positiv, stützend und hilfreich erfahren, unter Umständen aber auch als ausgrenzend und diskriminierend. Mit Blick auf die spätere Analyse im Rahmen der Auswertung werden sie deshalb hier eingehender betrachtet:

Eine genauere Analyse dieser Wechselwirkung bzw. der Voraussetzungen, unter denen sie geschieht, ist mit Hilfe der Begriffe Lebenswelt, Lebenslage und System möglich (vgl. Dederich 2019, 505ff).

- „Die *Lebenswelt* wird als ‚eine soziale, eine intersubjektive Welt‘ (Beck und Greving 2012, S. 21) beschrieben, die der individuellen Erfahrung vorgängig und zugleich der ‚Boden‘ der unhinterfragten Erfahrung‘ (ebd.) ist“ (Dederich 2019, 505f; Herv. L. O.). Konkret werden darunter die alltäglichen zwischenmenschlichen Beziehungen subsumiert: Partnerschaften, Freundschaften, Kolleg*innen – kurz: das alltägliche Netzwerk, in das Individuen involviert sind. Diese Lebenswelt ist es, die im Falle einer unerwarteten Notlage unbürokratisch und kurzfristig Unterstützung leisten kann. „Nähe, Betroffenheit und Hilfenormen“ (Früchtel & Budde 2010, o. S.) sind ausschlaggebend dafür, ob bzw. in welchem Umfang und mit welcher Hingabe Sorge geleistet wird. „Die lebensweltliche Hilfe ist mit Reziprozitätserwartungen verbunden, die langfristig zu Stabilität und Kohäsion der Gruppe beitragen, weil die Geltung der zugrunde liegenden Hilfenormen gestärkt wird“ (ebd.)⁵⁶. Obwohl es im Kontext der Lebenswelt keinen Rechtsanspruch auf Unterstützung und Hilfe gibt, gilt diese als sehr verlässlich, mehr noch, hier sind Hilfebeziehungen zu finden, in denen bedürftige Menschen sich „aufgehoben, geborgen, oder fachlich ausgedrückt ‚integriert‘ fühlen“ (ebd.).

„This social interaction creates ... a ‚feeling‘ of support and belonging that members of a community share. This emotional and practical support, built upon trust and engagement with neighbors, promotes a sense of empowerment and acts as a catalyst for the building of social capital.“ (Ross und Searle 2018, S. 2; zit. n. Flade 2020, 61)

- Die Lebenswelt beschreibt zwar die soziale Welt, in der unbürokratische Hilfe verankert sein kann, allerdings ist es erst mit Einbezug der objektiven *Lebenslage* möglich, die Chancen auf Unterstützung tatsächlich einzuschätzen. Die Lebenslage ist

„der Inbegriff für die Möglichkeiten zur Gestaltung des eigenen Lebens, die dem Individuum durch seine Lebenssituation gegeben sind (vgl. Beck und Greving 2012). Die Lebenslage hat Einfluss auf ökonomische, soziale, kulturelle und gesundheitsbezogene Handlungsspielräume und Chancen des Einzelnen. Das verfügbare Einkommen, die Wohnverhältnisse, der Bildungsstatus, verfügbare soziale Netzwerke und anderes mehr sowie die zwischen ihnen bestehenden Wechselwirkungen haben maßgeblichen Einfluss auf die individuelle Lebenslage.“ (Dederich 2019, 506)

Das Vorhandensein und die Nutzung der in der Lebenswelt potenziell vorhandenen (sozialen) Ressourcen sind also abhängig von der Lebenslage, die die „sozialen Chancen“ bestimmt (Beck 2009, 336; zit. n. Dederich 2019, 506). Das komplexe Wechselspiel zwischen Lebenswelt und Lebenslage gibt Auskunft über ‚Lebenschancen‘ (vgl. Wacker 2013). Wacker (ebd.) verdeutlicht dies am Beispiel beeinträchtigter Menschen:

„Aus der Perspektive des Lebenschancenansatzes lässt sich Behinderung in der Gesellschaft folglich sichtbar machen, indem

⁵⁶ Etwas anders wird dies im Kontext der Care-Ethik diskutiert: Hier stellt Reziprozität ausdrücklich keine Voraussetzung dar (vgl. Schües 2016, 258; Barnes 2016, 342), wenngleich eine solche dennoch oftmals angestrebt wird. Statt von Reziprozität ist hier die Rede von Responsivität (vgl. 3.5.3).

- *die generelle Rolle und Position beeinträchtigter Menschen in der jeweiligen Gesellschaft thematisiert wird,*
 - *Differenzen deutlich werden zur allgemeinen Lebenslage und*
 - *soziale Leistungen für diesen Personenkreis und ihre Wirkungen und Nebenwirkungen auf den Prüfstand gestellt werden können.“ (29)*
- Mit dem Blick auf das *System* wird der analytische Blick auf den Sozialraum vervollständigt. Als System werden verschiedene gesellschaftliche Gebilde bezeichnet, die einem bestimmten Zweck dienen, beispielsweise das „Wirtschaftssystem, das Rechts- und Verwaltungssystem, und auch das medizinische oder soziale Hilffssystem“ (Früchtel & Budde 2010, o.S.). Ausdrücklich ist das System nicht als „Gegenspieler“ (ebd.) der Lebenswelt, sondern – deutlich neutraler – als „Gegenpart“ definiert (ebd.). Hilfe und Unterstützung wird, anders als in der Lebenswelt, nicht aus beispielsweise solidarischen oder emotionalen Überzeugungen geleistet, sondern aufgrund eines Rechtsanspruchs des Individuums auf Hilfe. Dieser ist im System abgesichert und kann daher – nach Beantragung und Prüfung des Anspruchs – finanziert und über entsprechende Leistungsanbieter erbracht werden (vgl. ebd.) (vgl. auch Dederich 2019, 507).

Blickt man vor dem Hintergrund dieser Zusammenhänge zurück auf das Wohnen und den Sozialraum, wird auch ohne einen Fokus auf Beeinträchtigung (die in der gewählten Literatur immer im Fokus der Diskussion des Sozialraumes steht⁵⁷) deutlich, dass gutes Wohnen nicht einfach bedeutet, über eine (primär territorial gedachte) Wohnmöglichkeit innerhalb einer Gemeinde zu verfügen. Die Lebenswelt ist wesentlicher Bestandteil des Wohnens und erst durch das aktive Knüpfen und Nutzen von Beziehungsnetzen wird ein gutes Wohnen möglich (bezogen auf das Wohnen beeinträchtigter Menschen, vgl. dazu auch Seifert & Steffens 2009, 12).

4.4 Die Aneignung von Wohnraum und Wohnumgebung

Trescher (2017b) stellt fest, dass die „Annäherung an die Thematik ‚Wohnen‘ ... zwangsläufig über den Raumbegriff erfolgen [muss, L. O.]“ (17), Wohnen und Raum bzw. Räumlichkeit müssen zusammen gedacht werden. Eine Beschreibung der Räumlichkeiten hat bereits stattgefunden, wesentlich ist in diesem Zusammenhang aber auch die Frage nach der Aneignung des Raums, mit der auch das Wohnen als aktive Tätigkeit (vgl. 4.1) genauer differenziert werden kann.

Aneignung wird dabei grundsätzlich verstanden als der „Sachverhalt, dass Individuen sich zu den materiellen und sozialen Kontexten ihrer Lebenspraxis als selbstständig handelnde Akteure in Beziehung setzen“ (Dewe et al. 2001, 175; zit. n. Hüllemann/Reutlinger & Deinet 2019, 384).

Darüber hinaus sind aber zwei Vorstellungen des Verhältnisses dieses Sachverhalts zu unterscheiden: Die „Aneignung als einseitiger Einschreibungsprozess oder als wechselseitiger Vermittlungsprozess zwischen Mensch und Welt“ (Hüllemann/Reutlinger & Deinet 2019, 381).

Aneignung als einseitiger Prozess

Der einseitige Aneignungsprozess wiederum kann ebenfalls in zweifacher Hinsicht verstanden werden: zum einen als unreflektierte Aneignung eines bestehenden Raums, zum anderen als Aneignung im Sinne einer selbstbestimmten ‚Inbesitznahme‘ des Raums im Prozess der Aneignung.

57 „Leuchte und Thomas (2012) zufolge ist eine Anbindung der Sozialraumorientierung an die Lebensweltperspektive unerlässlich, um die zukunftsweisenden Aspekte des Konzepts für die Behindertenerbeit fruchtbar machen zu können und problematische Verengungen zu vermeiden“ (Dederich 2019, 506).

In ersterem Sinne kann die Aneignung mit einem „Einschreibungsprozess“ (Hüllemann/Reutlinger & Deinet 2019, 384) verglichen werden, der Raum unterliegt dann einer statischen Definition: Er verkörpert ein festes Gefüge, in dem der Mensch – durch einseitiges ‚Einverleiben‘ (vgl. ebd.) – seinen Platz einnehmen kann: „Aneignung meint dann, vorgefundene Vergegenständlichungen und Ordnungen, die eindeutig bzw. nicht interpretationsbedürftig sind, in sich abzubilden und damit zu etwas eigenem zu machen“ (ebd., 385). Der Raum, in dem dies geschieht, kann als ein ‚absoluter Raum‘ verstanden werden, der als „vom sozialen Geschehen entkoppelt und ... dementsprechend ‚nicht als Folge menschlichen Handelns gefaßt‘ (Löw 2001, S. 63) [wird, L. O.]“ (Trescher 2017b, 18).

Einseitige Aneignung kann aber auch verstanden werden als ein autonomes Handeln von Menschen, die sich einen Raum zu eigen machen, indem sie den Raum „entsprechend ihren Vorstellungen und Bedürfnissen gestalten und neu formen“ (Hüllemann/Reutlinger & Deinet 2019, 385). Anders als oben unterwerfen sie sich der bestehenden Ordnung nicht, sondern gestalten diese in ihrem Sinne neu. Der Raum konstituiert sich hier als ‚relativer Raum‘, der erst durch die Beziehung hergestellt wird, die die Akteur*innen in ihm herstellen (vgl. Trescher 2017b, 18f).

Aneignung als wechselseitiger Vermittlungsprozess

Anders stellt sich die Idee der Aneignung dar, wenn diese als ein wechselseitiger Prozess verstanden wird. Unter dieser Prämisse gehen das Subjekt und das Objekt (der Raum) der Aneignung eine Beziehung ein, durch die der „Mensch ein Teil der Welt [des Raumes, L. O.], gleichzeitig ... aber auch die Welt ein Teil des Menschen [wird, L. O.]“ (Hüllemann/Reutlinger & Deinet 2019, 385). Die Prozesse des Aneignens beruhen dabei auf Erfahrungen des Subjekts gleichermaßen wie auf den Strukturen, die das Aneignungsobjekt aufweist.

„Damit zeigt sich, was Aneignung eigentlich bedeutet: Sie vollzieht sich als eine lebendige Praxis (oder auch als: Praxis des Lebens), indem ein sich verändernder Organismus mit dem sich verändernden ‚Organismus‘ der Kultur so vermittelt, dass hier wie dort neue Strukturen entstehen.“ (Winkler 2004, 81; zit. n. Hüllemann/Reutlinger & Deinet 2019, 386)

Mit der Aneignung ist – bei dieser auf Wechselseitigkeit beruhenden Sichtweise – also immer die Möglichkeit der beiderseitigen Transformation gegeben⁵⁸.

Diese Form der wechselseitigen Aneignung kann als Grundlage für ein subjektives Gefühl von ‚Zuhause‘ gewertet werden, an dem die bis hierher genannten Aspekte rund um das Phänomen Wohnen Anteil haben.

Ob die hier interviewten Biografieträger*innen ihr Wohnen als ein ‚Zuhause-Sein‘ werten bzw. ob sie das Wohnen ihrer beeinträchtigten Kinder als ein solches werten, kann an dieser Stelle nicht beurteilt werden und erfordert eine umfassende Auswertung. Vor diesem Hintergrund ist es adäquat, hier vom ‚Wohnen‘ als dem zu beobachtenden Zusammenhang zu sprechen und dies nicht vorschnell zu einem ‚Zuhausesein‘ zu stilisieren.

⁵⁸ Hier sind deutliche Parallelen zur Dialektik der biografischen Prozessstruktur erkennbar, denn der Aneignungsgedanke speist sich (auch) aus der Strukturierungstheorie von Anthony Giddens (vgl. Hüllemann/Reutlinger & Deinet 2019, 386; vgl. auch Kapitel 2.).

5 Alter und Altern

Die interviewten Elternteile befinden sich in ihrem achten oder neunten Lebensjahrzehnt und zählen damit zur Gruppe der alten bzw. hochaltrigen Bevölkerung. Eine biografietheoretische Studie wie die vorliegende muss den Aspekt des Lebensalters der Biografieträger*innen beachten (vgl. Rosenthal 1995, 134ff): Das Alter als Lebensphase (5.1) bzw. das Altern als Prozess (5.2) geht mit vielschichtigen Veränderungen (5.3) und Entwicklungsaufgaben (5.4) einher, die biografisch beantwortet werden (müssen). Hinzu kommen die Auswirkungen der bereits in Zusammenhang mit der Biografietheorie erläuterten reflexiven Modernisierung. Die Chancen und Herausforderungen, die für alte Menschen von diesem Vergesellschaftungsmodell ausgehen, werden ebenfalls illustriert (5.5).

Dabei ist festzuhalten, dass die Elternteile bezogen auf ihr Alter zu einer demografisch großen und weiter wachsenden Gruppe gehören: Die „Modernisierung der Landwirtschaft, Verbesserung der Hygiene, die Eindämmung von Seuchen und Infektionskrankheiten und die verbesserte Gesundheitsversorgung haben zu einem Rückgang der Sterblichkeit in der ganzen Welt geführt“ (Giddens/Fleck & Egger de Campo 2009, 163). Die Säuglings- und Kindersterblichkeitsrate ist zurückgegangen, die Lebenserwartung im Alter nimmt zu. In den modernen Industriegesellschaften kommt es zusätzlich durch die sinkenden Geburtenzahlen zu einem „Ergrauen“ (ebd.) der Bevölkerung. Das Alter wird zu einer eigenen Lebensphase, die als ein „soziales Konstrukt der Moderne“ (Schweppe 2006, 342) verstanden werden kann und die an verschiedene „Dimensionen der Gesellschaftsstruktur“ (ebd.) gebunden ist, also nicht umstandslos wieder de-konstruiert werden könnte. Interessant ist die Frage, wie die Lebensphase ‚Alter‘ von den Biografieträger*innen ‚hergestellt‘ wird, welche Bedeutung sie ihr im Kontext ihrer Lebenssituation zuschreiben.

5.1 Lebensphase ‚Alter‘

Als ‚Alter‘ wird eine *Lebensphase* definiert, die jedoch nicht an das Erreichen bestimmter chronologischer Altersmarken gekoppelt ist, sondern die von (verschiedenen) gesellschaftlichen Vereinbarungen beeinflusst ist. Das Rentenalter wird häufig als Indiz für das Erreichen dieser Lebensphase angeführt (soziales Altern), jedoch ist das Rentenalter von Land zu Land unterschiedlich. Auch wird häufig auf verringerte körperliche oder geistige Leistungsfähigkeit verwiesen, um zu verdeutlichen, wann ein Mensch alt ist (biologisches und psychologisches Altern). Doch auch diese Aspekte sind nicht fix, sondern äußerst individuell, während zudem Menschen heute in höheren Lebensaltern eine im Durchschnitt bessere und körperliche Gesundheit vorweisen. Nicht zuletzt fühlen sich viele Menschen, die aufgrund dieser Indizien als ‚alt‘ bezeichnet werden könnten, selbst nicht alt. Altersgrenzen sind also äußerst relativ (vgl. Kruse 2017, 19f) und die Lebensphase ‚Alter‘ ist damit nur eingeschränkt eingrenzbar, womit sehr deutlich auf das ‚Altern‘ als Prozess, aber auch bereits auf die Folgen der Individualisierung der Altersphase hingewiesen ist (vgl. 5.5):

„Der Lebenslauf ist institutionalisiert und gleichzeitig deinstitutionalisiert. Dies gilt auch für das Alter: Es gibt nach wie vor institutionell geregelte Phasen und Übergänge, diese können aber von verschiedenen Gruppen in sehr unterschiedlicher Weise und zu unterschiedlichen Zeiten gelebt werden.“ (Backes 2004, 87)

Der demografische Wandel bringt es mit sich, dass Menschen heute eine deutlich höhere Lebenserwartung haben als noch vor beispielsweise 25 Jahren⁵⁹ (vgl. Destatis 2019): Immer mehr Menschen erreichen ein hohes Alter, immer mehr Menschen bleiben bis in ihr siebtes oder achttes, mitunter sogar bis weit in ihr neuntes Lebensjahrzehnt hinein gesund. 2017 waren 21,4 % der deutschen Bevölkerung 65 Jahre alt oder älter, der Anteil ist innerhalb von zwanzig Jahren seit 1997 um 36,6 % gestiegen. Etwa jede fünfte Person in Deutschland ist damit 65 Jahre oder älter (vgl. Destatis 2018). Die Altersphase wird vorverlegt und gleichzeitig in ein immer weiter steigendes Lebensalter erweitert, sie umfasst „mittlerweile die Gruppe der 45/50– bis 100–jährigen“ (Schweppe 2006, 343). Die Alters- und Alternsphase verlängert sich deutlich und differenziert sich aus. Die Vielfalt der Altersbezeichnungen ist Ausdruck der unterschiedlichen Interessen der wachsenden und heterogenen Gruppe der Älteren, an Gesellschaft und Kultur teilzuhaben.

„[D]ie Älteren, die Alten, Pensionäre, RentnerInnen, SeniorInnen, Ruheständler und Ruheständlerinnen, die jungen Alten, die alten Alten, die Betagten bzw. Hochbetagten, die Langlebigen oder die in der US-amerikanischen Gesellschaft salopp benutzte Unterteilung zwischen den ‚go-goes‘, ‚slow-goes‘ und ‚no-goes‘“ (Schweppe 2000, 28f)

sind nur einige Bezeichnungen, die auf die großen Unterschiede innerhalb der Gruppe der Menschen in der Lebensphase Alter hinweisen.

Die Berliner Altersstudie (vgl. Meyer & Baltes 1999) schließt sich auf der Grundlage ihrer Ergebnisse den Einteilungen der Gerontologie in ein ‚drittes‘ und ‚viertes Lebensalter‘ an, um die Lebensphase (und damit auch die Bedarfe) zu differenzieren: Das dritte Lebensalter umfasst etwa die Zeitspanne des 60. bis 85. Lebensjahres, in dem körperliche und seelisch-geistige Fähigkeiten häufig noch voll erhalten sind. Im vierten Lebensalter steigt die Vulnerabilität auffällig, sein Beginn wird in die Zeitspanne des 80. bis 85. Lebensjahres datiert. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes steigt der Pflegebedarf erst bei den Hochbetagten merklich an: Nur jeder Zehnte ist zwischen dem 75. und 79. Lebensjahr pflegebedürftig, zwischen den 80. und 85. Lebensjahr ist es jeder Fünfte. Ab dem 90. Lebensjahr nimmt der Anteil pflegebedürftiger Personen dann auf zwei Drittel zu, etwa die Hälfte von ihnen wird stationär versorgt (vgl. Destatis 2016, 8). Auch Kruse (2017) verwendet diese Einteilung und beschreibt das hohe Alter bzw. das vierte Lebensalter als charakterisiert durch einen besonderen, sich „allmählich, fließend, mithin kontinuierlich“ (3) vollziehenden Gestaltwandel,

„in dem eine graduell zunehmende Anfälligkeit des Menschen für neue Erkrankungen und funktionelle Einbußen ebenso erkennbar ist wie die graduelle Zunahme in der Schwere bereits bestehender Erkrankungen und bereits bestehender funktioneller Einbußen. Damit ist ein wichtiges Merkmal des hohen Alters beschrieben, das auch *im Erleben* der Menschen dominiert: Die allmählich spürbare Zunahme an Krankheitssymptomen, die allmählich spürbaren Einbußen in der körperlichen, zum Teil auch in der kognitiven Leistungsfähigkeit, schließlich die allmählich spürbaren Einschränkungen in den alltagsbezogenen Fertigkeiten werden vom Individuum (nicht selten auch von seinen Angehörigen) *im Sinne der erhöhten Verletzlichkeit* erlebt und gedeutet. Verletzlichkeit heißt dabei nicht Gebrechlichkeit; letztere ist vielmehr Folge ersterer. Verletzlichkeit lässt sich auch nicht mit dem medizinischen Begriff der Multimorbidität angemessen umschreiben. Vielmehr meint Verletzlichkeit eine erhöhte Anfälligkeit und Verwundbarkeit, mithin das deutlichere Hervortreten von Schwächen, meint verringerte Potenziale zur Abwehr, Kompensation und Überwindung körperlicher und kognitiver Schwächen.“ (Kruse 2017, 3f, Herv. i. O.)

59 Laut Statistischem Bundesamt betrug die durchschnittliche Lebenserwartung neugeborener Mädchen 1991/1993 79 Jahre, die neugeborener Jungen 72,5 Jahre. 2016/2018 ist sie gestiegen auf 83,3 Jahre bei den neugeborenen Mädchen und 78,5 Jahre bei neugeborenen Jungen (vgl. Destatis 2019).

Dabei betont Kruse, dass die Verletzlichkeit an sich kein besonderes Merkmal ist, das sich erst im Alter abzeichnet. Im Gegenteil, die Verletzlichkeit des Menschen beschreibt er als Charakteristikum menschlichen Lebens per se, als „Merkmal der *Conditio humana*“ (ebd., 4). Diese Verletzlichkeit nimmt im hohen Alter, wie zitiert, auffällig zu, schließt allerdings Entwicklungspotenziale ausdrücklich nicht aus, im Gegenteil, diese werden ermöglicht durch die Auseinandersetzung mit der zunehmenden Vulnerabilität. Damit charakterisiert Kruse den Menschen als ein soziales, von der (Für-)Sorge anderer abhängiges Wesen, das gleichzeitig auch in der Lage ist, eben diese Sorge für andere zu übernehmen.

5.2 Der lebenslange Prozess des Alterns

Dagegen beschreibt der Begriff ‚Altern‘ einen lebenslangen Prozess, der mit der „Konzeption“ (Kruse 2017, 19) (also nicht erst mit der Geburt, sondern bereits mit der Befruchtung) beginnt und der mit dem Tod endet. „Unter Altern ist danach jede natürliche, irreversible Veränderung der lebenden Substanz als Funktion der Zeit zu verstehen“ (ebd., 20)⁶⁰. Es handelt sich um einen unumkehrbaren und unaufhaltsamen Prozess der Wandlung, auch als „Biomorphose“ beschrieben (Bürger 1960, zit. n. Kruse 2017, 20). *Natürliche* altersbedingte körperliche, geistige und soziale Veränderungen vollziehen sich also allmählich und schleichend, weshalb auch eine „Abgrenzung eines eigenen Lebensabschnitts ‚Alter‘ im Grunde nicht möglich“ (Kruse 2017, 20) ist.

Daneben ist zu betonen, dass es auch ‚unnatürliche‘ Veränderungen gibt, gemeint sind schwere Erkrankungen, die den Organismus so schwer beeinträchtigen, dass von sprunghaften, „diskontinuierlichen Veränderungen“ (ebd.) auszugehen ist. Demenzen oder traumatische Erlebnisse können zu schweren und vergleichsweise plötzlich auftretenden körperlichen und seelisch-geistigen Veränderungen führen (vgl. ebd., 20f).

Auch Gesellschaft und Kultur haben einen Einfluss auf Alternsprozesse: Wenn in einer Gesellschaft das Jugendalter als das Lebensalter geachtet wird, dem es nachzueifern und dem es sich anzugleichen gilt, und die Phase des Alters entsprechend negativ konnotiert ist, wird es den älter werdenden Menschen nur schwer gelingen, positive Selbstbilder zu entwickeln und Formen der Teilhabe an der Gesellschaft zu verwirklichen, die ihren Ansprüchen und Bedürfnissen gerecht werden (vgl. Kruse 2017, 23). Dies beträfe auch den unaufhaltsam alternden, wenn auch im engeren Sinne noch nicht alten Teil der Bevölkerung: Statt der statistisch gesehen längsten Lebensphase als einer Zeit entgegenzusehen, in der die eigenen Bedürfnisse und Wünsche stärker handlungsleitend werden dürfen, nähme sie stärker den Charakter einer Phase ein, die weitere Gestaltungs- und Selbstoptimierungsanforderungen an den Einzelnen stellt. Schweppe verweist auf Featherstone und Hepworth (1991), die beschreiben, „wie das Negieren altersspezifischer Merkmale und Problemlagen zum Verstecken und Maskieren von Alterserscheinungen führt und mit erheblichen Belastungen verbunden sein kann“ (Schweppe 2000, 29).

5.3 Alter(n)sbedingte Veränderungen

Altern ist als ein Prozess intraindividuelle Veränderungen zu verstehen, der

- multidimensional (unterschiedliche Verhaltens- und Persönlichkeitsbereiche betreffend),
- multidirektional (gleichzeitig verlaufende Prozesse können sich unterschiedlich entwickeln: regredierend, stagnierend oder expandierend) und

⁶⁰ Andere Autor*innen definieren das Altern stärker in Betrachtung der mit höherem Alter zunehmenden Verlusten. Gerade in Abgrenzung zur Lebensphase ‚Alter‘ und in dem Bestreben, negativen Zuschreibungen des Alter(n)s zu vermeiden, erscheint die hier gewählte weite Definition aber sinnvoll.

- multikausal („Bedingungskonstellationen aus biologischen, sozialen, ökologischen, ökonomischen, historischen und psychologischen Faktoren“ (Faltermajer et al. 2014, 231)) bedingt ist (vgl. ebd., 230f).

Dieser Prozess vollzieht sich in der physiologisch-biologischen, der psychologischen und der sozialen Dimension.

Durch die subjektive Wahrnehmung und Deutung bzw. Bedeutung der altersbedingten Veränderungen in den genannten Dimensionen kann die Rekonstruktion von Lebensgeschichten beeinflusst werden. Auch wenn hierbei nicht von einer zwingenden Einflussgröße auszugehen ist, erscheint es wichtig, diese altersbedingten Veränderungen im Sinne der Offenlegung theoretischer Vorannahmen zu thematisieren.

Physiologisch-biologische Dimension des Alterns

Altern ist in diesem Kontext im Wesentlichen geprägt von einem Abbau der Anpassungsfähigkeit, der Restitutionsfähigkeit und auch der Leistungskapazität des Organismus, was sich konkret in der erhöhten Anfälligkeit für Erkrankungen alternder Menschen abzeichnet (vgl. Kruse 2017, 21). Zu nennen sind hier vor allem die abnehmende Schkraft, der eingeschränkte Gehörsinn, Faltenbildung (als sehr sichtbares Merkmal des Alterns und des Alters), Veränderung des Verhältnisses von Muskelmasse und Fetteinlagerungen und Veränderungen im kardiovaskulären Bereich. Dabei variiert die Ausprägung der Veränderungen sehr stark in Abhängigkeit vom Lebensstil und der genetischen Ausstattung (vgl. Giddens/Fleck & Egger de Campo 2009, 165). Kruse weist zudem auf „die engen Zusammenhänge zwischen sozialer Schicht auf der einen Seite sowie Krankheitsanfälligkeit (Morbidität) und Sterblichkeit (Mortalität) auf der anderen Seite“ (Kruse 2017, 5) hin: „Angehörige sozialer Grundschichten, um ein Beispiel zu wählen, weisen eine bis zu zehn Jahre geringere Lebenserwartung auf als Angehörige mittlerer oder oberer Sozialschichten“ (Kruse 2017, 5) (vgl. dazu auch Schmidt 1994)⁶¹. Das unterstreichen auch die Untersuchungen des Statistischen Bundesamtes:

„Europaweit zeigt sich ein starker Zusammenhang zwischen Bildung und Einkommen und dem Gesundheitszustand. Das einkommensstärkste Fünftel der Befragten zwischen 65 und 74 Jahren schätzt die eigene Gesundheit doppelt so häufig als gut oder sehr gut ein wie das einkommensschwächste Fünftel“ (Destatis 2016, 7).

Lange Zeit wurden die verhältnismäßig einfach zu messenden biologischen Veränderungen des Alterns nicht in Bezug gesetzt zu den zwei weiteren Dimensionen des Alterns, wodurch ein rein biologischer Blick auf die Lebensphase Alter begünstigt wurde. Haltungen und Sichtweisen, die vor allem Abbauprozesse und Funktionsverluste betonen, konnten sich auf diese Weise nachhaltig etablieren. Entstanden ist auf diese Weise ein sehr pessimistisches Bild der Lebensphase Alter, die häufig und fälschlicherweise mit Krankheit gleichgesetzt wird (vgl. dazu Kruse 2017, 38ff).

Psychologische Dimension des Alterns

Das Altern in psychologischer Hinsicht ist noch nicht so umfassend erforscht wie das biologische Altern. Dennoch gibt es in diesem Zusammenhang bereits eindeutige Forschungsergebnis-

61 Der Begriff der sozialen Schicht muss hier mit einer gewissen Zurückhaltung verwendet werden. Stattdessen sei auf die Ergebnisse der Sinus-Milieustudien verwiesen, die die Bezeichnung des sozialen Milieus der der sozialen Schicht vorziehen. Der Milieubegriff verbindet die soziale Lage, die klassisch als Unter-, Mittel- und Oberschicht definiert ist, mit der sozialen Orientierung, die sich zwischen dem Wert des Bewahrens und dem der Veränderung und Überwindung von Grenzen bewegt. Mit Hilfe dieser Koordinaten lassen sich verschiedene soziale Milieus konstruieren, die die Vielfalt der postmodernen Gesellschaft differenzierter abbildet (vgl. Sinus 2018).

se, die auf ein Nebeneinander von Verlusten und Gewinnen im Alternsprozess hinweisen und die sich auf die Bereiche Gedächtnis, Intelligenz, Lernfähigkeit und Lernmotivation beziehen (vgl. Giddens/Fleck & Egger di Campo 2009, 166).

Genauer zu unterscheiden sind hier die kristalline und die fluide Intelligenz: Als kristalline Intelligenz wird das Bewältigen stark übungs- und bildungsabhängiger Leistungen beschrieben, beispielsweise „logisches Denkvermögen, Rechenfähigkeit, allgemeines Wissen, Gedichte“ (Oswald 2000, 112). Inhaltsübergreifende kognitive Grundfunktionen, mit denen Informationen flexibel verarbeitet werden, sind im Gegensatz dazu auf ein hohes Verarbeitungstempo angewiesen, sie zählen zu den fluiden Leistungen (vgl. Oswald 2000, 112f). Im Kontext der kristallinen Intelligenz sind Gewinne in Bereichen erkennbar, die auf Erfahrungen und Wissen fußen, zudem profitieren die seelisch-geistigen Prozesse alternder Menschen von gelungenen Entwicklungsprozessen der Vergangenheit: Erfolgreich bewältigte Entwicklungsaufgaben wirken hier als Ressource (siehe unten). Gleichzeitig sind Verluste im Bereich der fluiden Intelligenz zu verzeichnen, beispielsweise wenn neue, bislang unbekannte Aufgaben und unbekannte Strukturen erarbeitet und bearbeitet werden sollen. Außerdem nehmen die Geschwindigkeit des Denkens und die Fähigkeit des Kurzzeitgedächtnisses ab (vgl. Kruse 2017, 21). Dennoch sind fluide Fähigkeiten auch im Alter (die Probanden waren zwischen 60 und 80 Jahre alt) noch trainierbar (vgl. Baltes 1990, 12).

Die angesprochenen Verluste und Gewinne konkretisieren sich individuell sehr unterschiedlich, abhängig von der jeweiligen lebenslaufbezogenen Ausprägung der Fähigkeiten (vgl. Kruse 2017, 23). Während bei der Unterscheidung von fluider und kristalliner Intelligenz vor allem ihre unterschiedliche Trainierbarkeit im hohen Alter erforscht wird, beschreibt Kruse für das hohe Alter konkrete psychologische Potenziale:

- Introversion mit Introspektion (die Auseinandersetzung mit sich selbst, die Distanzierung von gesellschaftlichen Alter(n)sbildern)
- Offenheit (im Sinne einer Empfänglichkeit für neue Einsichten, vor allem für die durch die Introspektion gewonnenen Erkenntnisse, aber auch für die, die sich räumlich und sozial beispielsweise durch die neue Altersphase darbieten)
- Sorge (für und um andere, um die Welt)
- Wissensweitergabe (an die folgenden Generationen, das Bedürfnis, Kontinuität zu ermöglichen und Verantwortung zu übernehmen) (vgl. Kruse 2017).

Für die Nutzung individueller Potenziale im hohen Lebensalter sind entsprechende Gelegenheitsstrukturen notwendig: Es bedarf also einer Umgebung, die nicht von passiven Altersbildern geprägt ist oder für alternde Menschen nur bestimmte Räume vorsieht, in denen sie nur in engen Begrenzungen teilhaben dürfen. Kultur und Gesellschaft müssen offen sein für eine Vielfalt selbstbestimmter Einflussnahme auf Selbst- und Weltgestaltung⁶² (vgl. Kruse 2017, 68ff).

Soziale Dimension des Alterns

Das soziale Altern wird beeinflusst von den gegebenen gesellschaftlichen Normen, Werten und Rollen, die mit den jeweiligen Altersphasen verbunden sind. Auch in dieser Dimension ist eine Gleichzeitigkeit von Gewinnen und Verlusten zu verzeichnen.

Die soziale Dimension des Alterns ist einerseits geprägt von verschiedenen Rollenverlusten, die mit dem zunehmenden Alter einhergehen. Allen voran ist hier der Eintritt in den beruflichen Ruhestand zu nennen, der zwar in verschiedenen Ländern und auch historisch betrachtet

62 Offene Gelegenheitsstrukturen erlangen vor dem Hintergrund der Institutionalisierung als einem Aspekt der reflexiven Moderne eine hohe Bedeutung.

zeitlich stark variiert, der aber dennoch aus sozialer Sicht mit einschneidenden Veränderungen verbunden ist (Verlust der sozial anerkannten Rollen als Berufstätige, Verringerung der zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel, veränderte Zeitstrukturierung etc.). Doch auch andere Rollenverluste weisen auf den voranschreitenden Alternsprozess hin, beispielsweise der Auszug der Kinder aus dem Elternhaus und die Phase des ‚empty nest‘ (für eine kurze Übersicht vgl. Faltermaier et al. 2014, 210ff) oder der Beginn der Pflegebedürftigkeit der eigenen Eltern. Dabei wird deutlich, dass die Bezeichnung dieser Ereignisse als ‚Rollenverluste‘ irreführend ist, denn häufig sind damit neue Rollen verbunden: Als „späte Freiheit“ (Kruse 2017, 21) wird die Lebensphase auch bezeichnet, in der der Mensch in den modernen Industriegesellschaften in die historisch bislang einmalige Situation geraten kann, über sich und sein weiteres Leben bestimmen zu können. Der lange Zeit sehr negative Blick auf die alte Generation als

„unproduktive und abhängige Menschen, die nicht mit der Zeit gehen, weil sie mit den Hightechfähigkeiten der Jungen nicht mithalten können und weil in diesen Gesellschaften ein Jugendkult gepflegt wird“ (Giddens/Fleck & Egger di Campo 2009, 167),

verändert sich hin zur Erwartung einer Lebensphase, in der man von den Zwängen und Belastungen aus Erwerbstätigkeit, Karriere und Familienphase mit noch nicht volljährigen Kindern losgelöst wieder verstärkt eigenen Lebenszielen nachgehen kann. Dabei ist festzuhalten, dass diese Freiheiten bei Weitem nicht jedem alternden Menschen zugänglich sind: Zwar geht die Lebensphase häufiger denn je einher mit einer guten Gesundheit und mit den zur Verfolgung persönlicher Ziele notwendigen materiellen und finanziellen Ressourcen, diese sind jedoch sozial sehr ungleich verteilt (vgl. Kruse 2017, 21f). Diese zunächst als Gewinne des Alterns verstandenen Freiheiten können sich schnell zu Risiken bzw. Verletzlichkeiten auswirken⁶³.

Modelle des Alterns

Mit Blick auf das Altern als Veränderungsprozess wurden im Laufe der thematischen Auseinandersetzung verschiedene Theorien des Alterns formuliert. Es existiert keine allgemeingültige Theorie des Alterns, wenngleich mittlerweile deutlich wird, dass Altern nicht nur ein natürlicher Prozess ist, sondern auch das Ergebnis einer sozialen Aushandlung (vgl. Kade 2009, 37). Aus den verschiedenen Modellen des Alterns lassen sich Konsequenzen für ein erfolgreiches Altern ziehen. Diese fließen ein in die Leitbilder und Angebote verschiedener Akteur*innen auf den Feldern der Altenbildung, Altenhilfe und Altenpflege⁶⁴, die sich wiederum an die Zielgruppe wenden, die sich so bestimmten Altersbildern zuordnen muss.

Beispiele für Theorien des Alter(n)s sind:

- Defizit-Theorie: In diesem Modell wird Alter mit dem Abbau körperlicher, geistiger und seelischer Kräfte gleichgesetzt. Der alte Mensch wird als hilfsbedürftig verstanden und Angebote entsprechend gestaltet (vgl. Theunissen 2002, 27f).
- Disengagement-Theorie: Ausgehend von der Beobachtung, dass ältere Menschen sich (scheinbar aufgrund nachlassender Fähigkeiten und Fertigkeiten) zunehmend aus der Gesellschaft zu-

63 Ausgehend von Kohlis These der sozialen Institutionalisierung dieses neuen Verlaufsmusters (vgl. Kohli 1988, 43) besteht das Risiko, dass sich die *späte Freiheit* zu einem weiteren *Zwang* im Alter entwickelt. Zudem verschärft sich die Situation zwischen den privilegierten und weniger privilegierten alten Menschen: Die letztgenannten werden zwar mit der Herausforderung einer Gestaltung der Altersphase im Sinne von Lebenszielen konfrontiert, gleichzeitig waren sie vermutlich nicht selten bei der Entwicklung der biografischen Ressourcen zur Antizipation eines solchen Lebensziels benachteiligt.

64 Im Sinne der reflexiven Modernisierung sind sie Teil der ‚Institutionen‘, die im Zuge von Enttraditionalisierung und Individualisierung die gesellschaftliche Ordnung gewährleisten sollen (‚Institutionalisierung‘, vgl. Kapitel 2.4.1).

rückziehen, entwickelten Cumming & Henry (1961) dieses Modell des Alterns, das davon ausgeht, dass das Zurückziehen aus sozialen Rollen und Verpflichtungen dem zunehmenden Wunsch nach Ruhe entspricht und auf das Lebensende vorbereitet. Der Rückzug ermöglicht aus dieser Perspektive folglich ein erfolgreiches Altern, wobei der Rückzug eine Prioritätensetzung verlangt und nicht per se mit Passivität gleichzusetzen ist (vgl. Kade 2009, 38ff). Diese These ist mittlerweile, ebenso wie die Defizit-Theorie, widerlegt worden (vgl. Theunissen 2002, 29), wenngleich beide Ansätze weiterhin als gesellschaftlich verankerte Vorstellungen von Altern wirksam sind.

- Aktivitäts-Theorie: Der Disengagement-Theorie deutlich widersprechend hat sich die Aktivitäts-Theorie entwickelt, die vom Gegenteil ausgeht, nämlich dass ein erfolgreiches Altern durch ein hohes Aktivitätsniveau garantiert ist.
- Kompetenz-Modell des Alterns: Das Kompetenz-Modell betont die Ressourcen der alten Menschen und kritisiert damit die in den anderen Theorien weiterhin vorhandene defizit-orientierte Sichtweise. Kompetenz wird dabei definiert als die Fähigkeit, „individuelle und soziale Ressourcen so zu nutzen, dass eine gegebene Situation möglichst effektiv und autonom bewältigt werden und ein soziales und sinnerfülltes Leben aufrechterhalten und weiterentwickelt werden kann“ (Theunissen 2002, 38). Die Entwicklung von Kompetenzen ist damit gekoppelt an die aktive Auseinandersetzung mit der Umwelt. Ähnlich wie in der Biografiethorie ist also auch hier die das Subjekt umgebende Struktur wesentlich für seine Entwicklung. Das Alter wird damit nicht einseitig zur Herausforderung, sondern auch zur Chance (vgl. Spät & Lehr 1997; zit. n. Lindmeier & Oermann 2017, 20).

Defizit-, Disengagement- und Aktivitätstheorie verstehen den Prozess des Alterns überwiegend als ausgelöst durch die biologische Alterung. Altern wird hier alleine auf den Abbau von beispielsweise somatischen, psychischen und sozialen Fähigkeiten reduziert. Ein erfolgreiches Altern muss entsprechend auf diese Verluste reagieren, entweder in Form eines sozialen Rückzugs, oder, wie im Falle der Aktivitätstheorie, mit Hilfe von Training, das den Alterungsprozess aufhalten soll. Das Leben wird hier als ein „Mechanismus“ (Kade 2009, 39) gedeutet, Altern und Sterben müssen damit als ein Scheitern interpretiert werden (vgl. ebd.).

Der biografische Anteil am Alterungsprozess bzw. am erfolgreichen Altern wird in diesen Modellen jedoch übersehen. Olbrich (1992) gelingt mit seinem Kompetenz-Modell des Alterns „eine Verschiebung des Blicks auf das Verhältnis zwischen den persönlichen Ressourcen eines Menschen und den Merkmalen seiner Lebenssituation“ (Lindmeier & Oermann 2017, 22), ohne dabei den Einfluss des physiologisch-biologischen, psychologischen und sozialen Alterns zu leugnen.

Vor dem Hintergrund der zeitlichen Ausdehnung der Altersphase in Zeiten der reflexiven Modernisierung, in denen Individualisierung und Enttraditionalisierung traditionelle Altersbilder in Frage stellen, ist eine Auseinandersetzung mit Modellen des Alterns, die immer auch eine Theorie des erfolgreichen Alterns implizieren, von Bedeutung. Sie bieten Orientierung und liefern Handlungsoptionen, denen sich sowohl alte Menschen selbst als auch Institutionen, die sich an diese wenden, anschließen *können*. Unweigerlich ist damit aber gleichzeitig auch die Einschränkung von Handlungsmöglichkeiten verbunden und es liegt in der Verantwortung der alten Menschen, sich zu informieren und aus den Angeboten zu wählen (vgl. dazu 5.5).

5.4 Altersspezifische Entwicklungsaufgaben

Erzählte Lebensgeschichten weisen eine bestimmte Gestalthaftigkeit auf, sie sind in einer biografisch bestimmten Weise geordnet (vgl. auch Kapitel 2). Häufig stellen biografische Wende-

punkte in diesem Zusammenhang eine zentrale Ordnungsstruktur dar. Diese Wendepunkte können nach Rosenthal

- krisenhafte Erlebnisse, die markante Veränderungen in der Lebensgeschichte nach sich ziehen,
- Statusübergänge, die sozial bedingt sind,
- oder entwicklungspsychologisch relevante Wendepunkte (vgl. Rosenthal 1995, 134) sein.

Letztere können „tiefgreifende[.] Transformationen des Individuums“ (ebd.) nach sich ziehen, auch wenn sie vom Subjekt nicht zwingend als ebenso umwälzend erlebt und erinnert werden. Das heißt: Die psychosoziale Krise verfügt über das Potenzial, Handlungsoptionen in der Altersphase zu beeinflussen, sie kann Handlungsoptionen ermöglichen und andere einschränken. Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, die psychosozialen Krisen zu beschreiben, die im Alter wirksam werden können. Dazu wird die Theorie der psychosozialen Entwicklung nach Erikson in aller Kürze zusammengefasst und die letzten Entwicklungsstufen, die des Alters und des hohen Alters (vgl. dazu Kruse 2017), näher erläutert. Es handelt sich hier um eine psychologische Theorie, die mit der dieser Arbeit zugrundeliegenden Biografietheorie nicht direkt kompatibel ist. Dies wird am Ende des Abschnitts kritisch diskutiert und eine Bewertung des Nutzens und der Risiken vorgenommen, die mit dem Rückgriff auf Erikson einhergehen.

Eriksons Theorie der psychosozialen Krisen

Erikson erweitert mit seiner Theorie das Freud'sche Modell der psychosexuellen Entwicklung über die Kindheit hinaus: Er geht von einer lebenslangen Persönlichkeitsentwicklung aus, die sich im Kontext von acht aufeinanderfolgenden Phasen psychosozialer Krisen vollzieht. Ziel der Persönlichkeitsentwicklung ist die Konstruktion von Ich-Identität. Diese wird in jeder Phase neu konstruiert bzw. integriert, und zwar jeweils erweitert um die Kompetenzen und Verwundbarkeiten, die mit der individuell gefundenen Lösung des psychosozialen Konflikts verbunden sind. Erikson definiert Ich-Identität als die „unmittelbare[.] Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, daß auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen“ (Erikson 1973, 18). Aus dieser Definition lässt sich der Einfluss der sozialen Umwelt ableiten, die bei Erikson ebenfalls eine prominente Rolle spielt: Die Ich-Identität ist „wesentlich von den angenommenen oder tatsächlichen Sichtweisen und Bewertungen anderer Menschen“ (Kruse 2017, 46) abhängig, sie hat „gemeinschaftsbezogenen Charakter“ (Kruse 2017, 46).

Das Acht-Stufen-Modell der Persönlichkeitsentwicklung beschreibt, wie Menschen in verschiedenen Lebensaltern bzw. -phasen mit Entwicklungsaufgaben konfrontiert werden. Erikson geht davon aus, dass die Herausforderungen auf einer „Polarität“ (Faltermayer et al. 2014, 56) von positiv oder negativ (bzw. gesund oder pathologisch) gelöst werden können und zu unterschiedlichen Haltungen und Fähigkeiten führen, die wiederum Einfluss nehmen auf die Bearbeitung der in der nächsten Entwicklungsstufe folgenden Entwicklungsaufgabe. Jede Stufe baut auf der vorhergehenden auf. Je mehr ein Konflikt im Sinne des positiven Pols hin gelöst werden kann, desto besser sind die Voraussetzungen für den Umgang mit den Konflikten auf den noch folgenden Stufen. Ebenso ist ein Konflikt niemals vollständig bearbeitet, die einzelnen Konflikte wirken ein Leben lang.

Die Stufen mit ihren jeweiligen zu durchlebenden Krisen sind (abgeleitet aus Erikson 1998, 72f):

Tab. 1: Psychosoziale Krisen nach Erikson

Stufe	Grundkonflikt zwischen systolischem und dystolischem Pol	Synthese
Stufe 1 (Säuglingsalter)	Grundvertrauen vs. Grundmisstrauen	Hoffnung
Stufe 2 (Frühe Kindheit)	Autonomie vs. Scham	Wille
Stufe 3 (Spielalter)	Initiative vs. Schuldgefühl	Entschlusskraft
Stufe 4 (Schulalter)	Fleiß vs. Inferiorität	Kompetenz
Stufe 5 (Adoleszenz)	Identität vs. Identitätskonfusion	Treue
Stufe 6 (Frühes Erwachsenenalter)	Intimität vs. Isolation	Liebe
Stufe 7 (Erwachsenenalter)	Generativität vs. Stagnation	Fürsorge
Stufe 8 (Alter)	Integrität und Verzweiflung ⁶⁵	Weisheit

Die Dauer der Phasen ist sehr unterschiedlich, sie wird eingegrenzt durch den ersten Moment, in dem es zur jeweiligen Krise kommen kann, und dem Moment, in dem die Phase der nächsten weichen muss, die sich aufbaut. „Diese Aufeinanderfolge läßt ziemlich große Spielräume zu, die *Reihenfolge* der Phasen aber bleibt festgelegt“ (Erikson 1998, 86; Herv. i. O.).

Vor dem Hintergrund der vorliegenden Studie werden nun die psychosozialen Krisen des Alters im Sinne Eriksons (1998, 78) sowie die des hohen Alters in Form der Weiterentwicklung durch Tornstam (2005; zit. n. Kruse 2017, 48) näher ausgeführt. Eriksons Theorie folgend waren bzw. sind die interviewten Personen in ihrem Leben mit den Anforderungen dieser Phasen der psychosozialen Entwicklung konfrontiert. In diesem Sinne haben die so beeinflussten Themen das Potenzial, die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte und deren Strukturierung in diesem Lebensalter zu ko-modellieren.

In der achten und letzten Phase des Lebenszyklus nach Eriksons Modell geht es ihm um die Krise im Kontext von Integrität und Verzweiflung: Ist es dem alten Menschen möglich, sein gelebtes Leben rückblickend wohlwollend und positiv zu bewerten, sich mit verpassten Chancen auszusöhnen, den roten Faden im Leben zu erkennen und den eigenen Umgang damit? Oder verliert sich der Mensch in dieser Phase in der Verzweiflung, das eigene Leben sei ohne größere Bedeutung gewesen, Wichtiges sei noch unerledigt, drängende Fragen ungelöst? Drängt sich ihm das Gefühl auf, andere Entscheidungen hätten ein besseres, glücklicheres Leben und vor allem ein glücklicheres Alter ermöglicht (vgl. Erikson 1998)? Dabei geht es in dieser – wie in den anderen Phasen auch – nicht um eine einseitige Lösung des Konflikts in Richtung Integrität. Auch die negativen Erfahrungen des Lebens müssen akzeptiert werden, auch, um falsche Erwartungen an die Zukunft zu vermeiden. „Die Lösung des Konfliktes besteht nach Erikson in der Integration beider Pole und führt zur Weisheit“ (Freund 2004, 307).

Eriksons Modell sieht eine Altersphase vor, die nicht zwischen dem jüngeren und dem höheren Alter unterscheidet. Vor dem Hintergrund der Expansion der Altersphase ist es nicht überraschend, dass weitere Auseinandersetzungen mit Eriksons Ansatz eine Differenzierung der letzten Phase nach sich ziehen würden. An dieser Stelle ist besonders die Leistung von Joan Erikson, Ehefrau und Kollegin von Erikson, hervorzuheben, die sein Modell

65 In seinem Werk „Involvement in Old Age“ (Erikson/Erikson & Kivnick 1986; zit. n. Noack Napoles 2015, o.S.) verbindet Erikson die Pole der Stufe 8 nicht mehr mit einem ‚vs‘, sondern mit der Konjunktion ‚und‘. Damit verdeutlicht er, dass sich die Elemente der Verzweiflung, die den dystolen Pol verkörpern, nicht mehr „wegsynthetisieren“ lassen“ (Noack Napoles 2015, o.S.), sondern den syntonen Pol der ‚Integrität‘ geradezu konstituieren.

„im Zuge der Erfahrung ihres eigenen Alterns, des Erlebens der letzten Jahre von Erik H. Erikson und der Durchsicht seiner Anmerkungen und Erläuterungen zu dieser Neuauflage [gemeint ist Erikson/ Erikson & Kivnivi 1986, L. O.]“ (Kruse 2017, 48)

um eine neunte Stufe ergänzt hat, die die psychosoziale Entwicklung im hohen Alter reflektiert. Auf der neunten Stufe der Entwicklungsaufgaben treten die gelösten Krisen der vorangehenden Entwicklungsaufgaben erneut in den Vordergrund. Erfahrungen der Verletzlichkeit und der Verluste im hohen Alter machen eine Überprüfung und ggf. Neubewertung der vormals erlebten Krisen notwendig. Aufgrund der erhöhten Verletzlichkeiten im hohen Alter sind die erneuten Auseinandersetzungen mit ‚alten‘ Entwicklungsaufgaben häufig davon geprägt, dass sie tendenziell in Richtung des dystonen Pols⁶⁶ des jeweiligen Kontinuums hin gelöst werden. Es müssen also negative Erfahrungen integriert werden, was jedoch im Sinne der neunten Entwicklungsaufgabe im hohen Alter „ausdrücklich als mögliche Quelle weiteren Wachstums der Persönlichkeit“ (Kruse 2017, 48) bewertet wird – Entwicklungspotenziale des hohen Alters werden auf diese Weise mit dem erweiterten Modell deutlich betont und sichtbar gemacht. Joan Erikson bezeichnet das Lösen der neunten Stufe der psychosozialen Entwicklung als *Gerotranszendenz* und bezieht sich dabei auf die Theorie von Lars Tornstam (2005; zit. n. Kruse 2017, 48). Mit der Gerotranszendenz wird die von Erikson definierte Ich-Identität erweitert bzw. differenziert (vgl. Kruse 2017, 49).

Diese Entwicklung der Persönlichkeit befreit den Menschen im besten Fall von der Angst vor dem Ende seiner Existenz und ermöglicht es ihm so, über sein eigenes Leben, über seine eigene Person hinauszudenken (vgl. Kruse 2017, 49). In Abgrenzung zu Erikson formulieren Brown und Lewis (2003; zit. n. Jewell 2014, 115), dass

„whereas Erikson believed that the individual on the path to gerotranscendence looked back on his or her life finding meaning and satisfaction from it, Tornstam believed that the person looked forward and outward beyond self, manifesting a marked decline in self-centredness. [...] The process of gerotranscendence implies more of a forward or outward direction, including a redefinition of reality“ ([Tornstam, L. O.] 2005, P.200)“ (Jewell 2014, 115)

Dieser Aspekt ist von besonderer Bedeutung, weil angenommen werden kann, dass die interviewten Eltern sich aufgrund der (lebenslangen) Beeinträchtigung ihrer Kinder von jeher dazu aufgefordert sahen, ‚über sich hinauszudenken‘, diese Forderung aber mit dem eigenen hohen Alter immens an Dringlichkeit gewinnt.

Die Reichweite von Eriksons Modell muss – biografiethoretisch betrachtet – zurückhaltend eingeschätzt werden, es dient laut Rosenthal (1995) vor allem der Offenlegung wissenschaftlicher Vorannahmen und der Sensibilisierung: „Zwar können wir von gewissen, lebensphasen-typischen Tendenzen ausgehen, doch lassen sich einzelne Lebensgeschichten nicht einfach unter diese Annahmen subsumieren“ (140). Mit den biografiethoretischen Grundlagen ist sein Modell in einzelnen Aspekten nicht vereinbar: Erikson geht beispielsweise von der Universalität seiner Theorie aus und suggeriert damit einen ‚Automatismus‘, übersieht dabei aber „große interindividuelle, kulturelle und historische Unterschiede in den Lebensläufen“ (Faltermaier et al. 2014, 59). Der potenziellen Individualität von Lebensgeschichten (und damit verbunden: Lebensthemen), die sich in der biografischen Prozessstruktur ausdrückt, wird dies nicht gerecht.

66 Erikson beschreibt für jede Lösung seiner Entwicklungsaufgaben ein Kontinuum, auf dem sich jede Lösung der jeweiligen Herausforderungen einordnen lässt. Als dystoner Pol wird der äußerste Pol in der ‚negativen‘ Richtung beschrieben, also beispielsweise Ur-Misstrauen (Stufe 1), Isolation (Stufe 6) oder Verzweigung (Stufe 8)

Des Weiteren teilt Erikson Entwicklungsverläufe in erfolgreich und nicht erfolgreich ein, was nur unter der Prämisse eines Ideals der Persönlichkeit möglich ist (vgl. ebd., 60). Damit verbunden ist eine normative Vorstellung der Bewältigung der Entwicklungsstufen, die mit dem biografiethoretischen Ansatz nicht vereinbar ist. Dieser beschreibt die sich subjektiv bewährenden Bewältigungsstrategien, die in der jeweiligen Biografie durchaus erfolgreich sein können, normativen Vorstellungen von Bewältigung jedoch unter Umständen widerstreben. Auch der von Erikson zugrundegelegte Identitätsbegriff (s. o.) ist biografiethoretisch anders definiert und betont weniger die Stabilität von Identität als vielmehr die Fähigkeit und Notwendigkeit, diese immer wieder neu herzustellen (vgl. Alheit 2020, 231).

Weitere kritische Aspekte abseits des Vergleichs mit der Biografiethorie beziehen sich beispielsweise auf Tornstams Weiterentwicklung, genauer: auf die Altersgebundenheit oder die (kulturelle) Universalität (vgl. Jewell 2014, 115ff). Nicht zuletzt hat Erikson weder die einzelnen Elemente der achten Entwicklungsstufe genauer definiert noch entsprechende Erhebungsinstrumente dafür entwickelt (vgl. Jewell 2014, 115).

Dennoch kann Eriksons Ansatz aus biografiethoretischer Perspektive hilfreich sein, wenn es darum geht, für Themen zu sensibilisieren, die zu bestimmten Lebensphasen virulenter sind als andere. Und auch sein Verweis auf die soziale Dimension innerhalb der Persönlichkeitsentwicklung (vgl. Faltermaier et al. 2014, 60) weist Parallelen zur Biografiethorie auf. Insofern wird Erikson in der späteren Auswertung als eine *mögliche* Interpretationshilfe verwendet, jedoch stets begleitet von einer (auch methodisch durch das gedankenexperimentelle Vorgehen) fest verankerten Offenheit für die Emergenz von Biografien (vgl. Kapitel 2).

5.5 Altern in der reflexiven Modernisierung

Altern geschieht heute unter dem Einfluss „von Prozessen der Freisetzung, Pluralisierung und Detraditionalisierung“ (Schweppe 1998, 326). Diese Tendenzen sind Ausdruck des Zeitalters der „reflexiven Modernisierung“ (Beck 1986), die erst nach dem Zweiten Weltkrieg ihre volle Dynamik entfaltet hat (vgl. Beck 1986, 116) (vgl. 2.4). Die heute alte Generation, die in dieser Zeit geboren wurde und aufgewachsen ist, ist also in besonderer Weise von den sich verändernden gesellschaftlichen Strukturen betroffen. Aus diesem Grund ist es notwendig, die Auswirkungen der reflexiven Moderne explizit im Kontext des Alterns zu diskutieren.

Die Anerkennung des Alters als eigenständige Lebensphase ist gekoppelt an die Kombination der Expansion der Altersphase und die von Kohli beschriebene Dreiteilung des Lebenslaufs als Folge der Moderne. Vor diesem Hintergrund ist Altern als ein „soziales Konstrukt der Moderne“ (Schweppe 2000, 20) zu bezeichnen, das als solches „gestaltbar und gestaltungsnotwendig geworden“ (Schweppe 2006, 352) ist. Die Auswirkungen der reflexiven Modernisierung auf die heute alte Generation lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Freisetzungprozesse aus sozialen Bindungen, Verpflichtungen, sozialen Rollen

Mit dem Alter sind kaum mehr verbindliche gesellschaftliche oder kulturelle Aufgaben verbunden (vgl. Schweppe 2000, 351). Dies ist zunächst auf die rapide Ausweitung der Altersphase in den letzten Jahrzehnten zurückzuführen (vgl. 5.1). Die Freisetzungprozesse der reflexiven Moderne ermöglichen darüber hinaus einen großen Spielraum für die Gestaltung dieser Lebensphase, verlangen dafür jedoch auch die *Fähigkeit* und die *Bereitschaft*, diese zu gestalten. Diese Freisetzung aus normierten Lebens- und Sozialformen (wie beispielsweise der Erwerbstätigkeit) kann sich herausfordernd gestalten, denn sie wird in einer Zeit wirksam, die tendenziell immer mehr von einer Abnahme sozialer Kontakte (durch Krankheit oder Tod, aber auch durch veränderte Bedingungen wie Einschränkungen der Mo-

bilität und die Angewiesenheit auf öffentliche Verkehrsmittel oder Fahrdienste) geprägt ist. Heute alte Menschen sind also mit dem Bedürfnis, in einer neuen, unbekannteren Lebensphase Orientierung zu finden, konfrontiert, während diese Lebensphase ihrerseits wiederum auf die Individualisierung und eine unübersichtliche Fülle von Möglichkeiten verweist (und damit auf die Fähigkeit der Biografisierung, s. o.). „Lebenssinn ist nicht mehr eindeutig [...] Normalität vervielfältigt sich“ (Schweppe 2000, 28). Durch die Freisetzung aus gesellschaftlichen Bindungen ist das Subjekt der Gesellschaft sehr viel direkter ausgesetzt und wird damit vulnerabler, wie der nächste Punkt ausführt:

2. Institutionenabhängigkeit von Lebensformen im Alter

Die heute alten Generationen sind mit den Ansprüchen einer reflexiven Moderne konfrontiert, während sie gleichzeitig in einer Zeit aufgewachsen und sozialisiert sind, in der die „Spielräume zur aktiven Gestaltung von Biographien und Lebensräumen durch materielle, finanzielle, geschlechtsspezifische, bildungsbezogene und schichtspezifische Zwänge für eine Mehrheit eher begrenzt waren“ (Schweppe 2006, 353). Diese Generation kennt also noch beide ‚Welten‘ und wird damit vor besondere Herausforderungen gestellt: Die institutionellen Bindungen, die noch während der Berufsphase galten, fallen weg, doch die sich anschließende Freiheit muss mit vergleichsweise wenig institutioneller Unterstützung bewältigt werden. Schweppe spricht beispielsweise in Bezug auf die Sozialpädagogik vom „Eindruck einer systematischen Exklusion der Altersphase“ (Schweppe 2006, 344) und sieht lediglich die Erwachsenenbildung mit ihrer Orientierung am ‚lebenslangen Lernen‘ an der Altenbildung interessiert. Den wenigen institutionellen Angeboten stehen kaum differenzierte und zum Teil stark normativ geprägte Institutionen gegenüber, im Wesentlichen zählen dazu die Angebote der Altenhilfe und Altenpflege, in deren Leitbildern sich die verschiedenen Alter(n)sbilder unweigerlich manifestieren. Problematisch wird dies, sobald diese von stigmatisierenden Ansätzen ausgehen, die die Vielfalt im Alter ausblenden. Besonders zu betonen sind hier das noch weit verbreitete Disengagement-Modell oder das Aktivitäts-Modell des Alterns (vgl. Schweppe 2000, 29) (vgl. 5.3).

3. Biografisierung der Altersphase

Im Kontext der Bewältigung altersbedingter Veränderungen der Lebensführung ist die Biografie als Ressource bereits angedeutet worden. Doch die Bedeutung der Biografisierung geht noch weiter: Sie ist notwendig, um in einer Gesellschaft, in der traditionelle Rahmungen und Regelungen brüchig geworden sind und Entscheidungen individuell verantwortet werden müssen, Entscheidungen reflektiert zu treffen (vgl. 2.4.2). „Kohärenz und Kontinuität sind entscheidende Bedingungen für die psychische und körperliche Gesundheit“ (Schweppe 2000, 46). Besonders herausfordernd im Kontext des Alters ist dann aber das Fehlen einer anerkannten Alterskultur bzw. verschiedener, heterogener Alterskulturen, sodass Menschen in besonderer Weise von ihrer Biografie und den lebensgeschichtlich erworbenen Ressourcen abhängig werden:

„Biographie und Individualität sind so zu einer Not und Notwendigkeit des Lebens in einer ‚pluralisierten Klassengesellschaft‘ geworden, und alte Menschen sind diesem Druck mehr als andere Altersgruppen ausgeliefert, da sie (bisher) weniger eigenständige soziale Milieus ausbilden können als Menschen in anderen Lebensphasen mit anderen Lebensbedingungen.“ (Mader 1994, 97)

Auch Kruse (2017) weist auf die Biografisierung der Altersphase hin, wenn er die Chancen für das Entwicklungspotenzial im hohen Alter beschreibt:

„Der Erwerb von Wissen, die Ausbildung von Fähigkeiten, Fertigkeiten, Interessen, Zielen und Werten, die Entwicklung von Widerstandsfähigkeit (Resilienz) und damit verbundener Bewältigungs- und Verarbeitungskompetenz, die Ausbildung von Einstellungen, Haltungen und Sinnhorizonten sind *biografische Fundamente*, auf denen Kräfte und Stärken wie auch weitere Entwicklungspotenziale im hohen Alter gründen.“ (7; Herv. i. O.)

Gleichzeitig verweist er auf die ungleiche Verteilung der Chancen, dieses biografische Fundament zu errichten (vgl. ebd., 5), sowie auf die notwendigen Gelegenheitsstrukturen, dieses auch zu nutzen und die Potenziale des hohen Alters zu entwickeln (vgl. ebd., 9f).

Beeinflusst von diesen Erfahrungen vollzieht sich das Altern der heute alten Generation. Sie ist nicht nur mit dem Anspruch der Gestaltung ihrer Lebensphase konfrontiert, wofür sie bislang noch kaum über (reflexiv modernisierte) Vorbilder verfügt.

Die beschriebenen Anforderungen des Alterns in der reflexiven Moderne schlagen sich selbstverständlich auch nieder in den Chancen und Grenzen des Umgangs mit den in 5.4 beschriebenen Entwicklungsaufgaben, ebenso wie in den altersbedingten Veränderungen (vgl. 5.3), vor allem in sozialer Hinsicht, aber auch, vermittelt, in physiologisch-biologischer und psychologischer Hinsicht. Die reflexive Modernisierung wirkt insofern vermittelt auf verschiedensten Ebenen auf das Alter und das Altern ein.

6 Die Entwicklung der forschungsleitenden Fragestellung

Die bisherigen Ausführungen verdeutlichen, dass das Zusammenleben alter Eltern mit ihren erwachsenen (kognitiv) beeinträchtigten Kindern bislang noch nicht aus einer originär biografie-theoretischen Perspektive mit all ihren Facetten heraus betrachtet und beschrieben wurde. Zur Darlegung der Forschungsfrage werden die bis hierher rezipierten Themen, zugeschnitten auf die am Ende extrahierte Fragestellung, noch einmal in aller Kürze zusammengefasst.

Zum Forschungsstand ‚Ältere Familien‘

(Inter)nationale Forschungsergebnisse zur Lebenssituation älterer Familien ermöglichen eine Annäherung an die Zielgruppe alter Eltern beeinträchtigter Kinder bzw. älterer Familien und vermitteln die schwierigen Bedingungen, unter denen sie ihr Familienleben kontinuierlich gestalten: Die Geburt eines kognitiv beeinträchtigten Kindes bzw. die Diagnosestellung kann als ein unerwartetes Ereignis gewertet werden, als ein „Phasenmarkierer“, für den es mittlerweile zwar institutionelle Anlaufstellen gibt, der aber weiterhin den Fokus der Verantwortung auf die Elternteile bzw. in die Familien selbst legt (vgl. Hellermann 2018) und der an sich ein krisenhaftes Ereignis markiert, das von der Norm abweicht (vgl. Retzlaff 2019). Mehr noch: Mit Blick auf die untersuchte Zielgruppe muss man feststellen, dass die Frühförderung zum Zeitpunkt der Geburt ihrer Kinder noch kaum bis gar nicht etabliert war und in diesem Zusammenhang von einer ‚traditionslosen Elternschaft‘ gesprochen werden kann (vgl. Balzer & Rolli 1979). Diese Bezeichnung deutet an, dass die befragten Elternteile wenig bis gar nicht auf unterstützende Strukturen im Umgang mit der neuen Situation zurückgreifen konnten, sondern auf sich selbst gestellt waren, wenn es darum ging, Hilfen für ihre Kinder bzw. für die Familien zu generieren und die Veränderungen, die damit einhergingen, biografisch zu verarbeiten. Die komplexen Herausforderungen, die, wie illustriert wurde, in einem großen Umfang von gesellschaftlichen Strukturen beeinflusst sind, haben die Tendenz, Väter und Mütter auf ihre Elternrollen zu reduzieren, sodass selbst die Forschung sich vorwiegend beschäftigt mit „the ‚parent‘ rather than the ‚person‘ behind the parental mask“ (Todd & Shearn 1996, 381).

Das Zusammenleben bis ins hohe Alter der Eltern bzw. bis ins mittlere Alter der beeinträchtigten Kinder als Abweichen vom normierten Lebenslauf

Im Kontext ‚Wohnen/Zusammenleben‘ wiederum wird der Auszug aus dem Elternhaus übereinstimmend als ein normatives Lebensereignis gewertet, als das es jedoch enorm aufgeladen ist mit Erwartungen an damit einhergehende Lern- und Bildungsschritte (vgl. Höblich & Meuth 2013). Diese scheinen geradezu in einen kausalen Zusammenhang mit dem Auszug gestellt zu werden, während die Forschung, die sich dem Fortgang der Beziehungsgestaltungen zwischen den – nun getrennt lebenden – Familienmitgliedern beschäftigt, nur wenig Eingang in die Diskussion um das Lebensereignis Auszug findet:

„Mit zunehmendem Lebensalter gewinnen Kinder und Enkel eine Bedeutung, die keine andere Gruppe, weder Freunde, Arbeitskollegen, Nachbarn oder andere Verwandte, auch nur annähernd erreicht. [...] Die hier vorgelegten Daten entsprechen nicht dem Bild von Familie und Generationsbeziehungen, wie es Politik, Öffentlichkeit und Wissenschaft häufig zeichnen.“ (Bertram 2000, 116)

Der soziale Druck, der von dem in diesem Sinne ‚einseitig‘ betrachteten Lebensereignis ausgeht, ist groß und lässt den Verbleib im Elternhaus begründungsbedürftig werden (vgl. Meuth 2018, 32). Paradoxaerweise stellt also der Auszug ein normatives Lebensereignis dar, *obwohl*

gleichzeitig in Zusammenhang mit der reflexiven Modernisierung (vgl. Beck 1986) von einer zunehmenden Freisetzungstendenz die Rede ist (vgl. 2.6). Offenbar geht von der von Kohli (1985) beschriebenen „Institutionalisierung des Lebenslaufs“ durchaus noch eine ordnende gesellschaftliche Funktion aus, „Lebenslaufregimes bleiben als Normalitätskontexte relevant“ (Walther & Stauber 2019, 35), sodass das (längere) Zusammenleben biografisch gerechtfertigt werden muss. Das Subjekt ist also aufgefordert, eine stimmige Rekonstruktion der Ereignisse zu produzieren, die seine Entscheidung erklären. Dies betrifft die alten Eltern in (mindestens) ‚doppelter‘ Weise, denn nicht nur das lange Zusammenleben erfordert eine Begründung, auch das damit einhergehende Abweichen von einem noch nicht differenzierten ‚Skript‘ einer Altersphase (vgl. 5.5) muss biografisch beantwortet werden. Mit anderen Worten: Die Fähigkeit zur Biografisierung ist gefordert, mit der eine schlüssige Rekonstruktion im entsprechenden gesellschaftlichen Kontext, ein selbstständiges Herstellen der Passung „zwischen ihren Bedürfnissen und Interessen auf der einen und gesellschaftlichen Anforderungen und Möglichkeiten auf der anderen Seite“ (Walther & Stauber 2019, 35) gewährleistet werden muss⁶⁷.

Die Rolle der Biografiethorie

Die Rolle der Biografiethorie ist aus erkenntnistheoretischer Perspektive im Vergleich zu den zwei anderen Schwerpunkten (Kapitel 3 und 4) von übergeordneter Natur: Die Biografie verkörpert zum einen eine ‚Werkstatt zur Kontinuierung diskontinuierlicher Lebenspraxis‘ (vgl. Breckner 2009, 121). Sie ermöglicht das Gefühl eines selbstbestimmten und zusammenhängenden Lebens und sichert auf diese Weise subjektive Handlungsfähigkeit. In diesem Sinne kann sie auch neu entworfen bzw. re-konstruiert werden (vgl. 2.2).

Zum anderen wird Biografie auch als ‚narrativ gestalteter Erlebnis- und Erzählzusammenhang‘ gefasst (vgl. ebd., 127) und meint damit das konkrete Herstellen einer bestimmten biografischen Sequenz, dessen besondere Prinzipien in 2.3 genauer erläutert wurden.

Die vorliegende Arbeit bezieht diese biografiethoretischen Grundlagen im Sinne einer erkenntnistheoretischen Basis auf den Gegenstand des Zusammenlebens in älteren Familien, verbindet damit also die vorher noch isoliert voneinander betrachteten Bereiche und stellt die folgende Forschungsfrage:

Welche biografische Bedeutung hat das familiäre Zusammenleben für ältere Eltern erwachsener kognitiv beeinträchtigter Kinder?

Sowie ergänzend dazu:

Welche Krisen, welche Bewältigungsstrategien, welche Vorstellungen von familiärem Zusammenleben lassen sich rekonstruieren?

Die biografiethoretische Herangehensweise ermöglicht es, die Biografieträger*innen nicht allein auf ihre Rolle als Eltern beeinträchtigter Kinder zu reduzieren. Das Zusammenleben kann so, wie von Meuth (2018) gefordert, individualisiert und gesellschaftlich kontextualisiert rekonstruiert werden – und zwar, durch die Dialektik der biografischen Prozessstruktur, nicht im Sinne eines einseitig ausgerichteten Prozesses, sondern mit Fokus auf die wechselseitigen Beeinflussungs- und Veränderungsprozesse, die sich zwischen Struktur und Handlung vollziehen.

⁶⁷ Der Fokus auf die antizipierten Entwicklungsschritte, die häufig als Versprechen und nicht als Chancen dargestellt werden, führt auch zu einer noch zu wenig beleuchteten Analyse der „Situation und Erfahrungen der jungen [und älteren; L. O.] Erwachsenen nach [dem, L. O.] Auszug und ... [den; L. O.] sich hieraus ergebenden Bewältigungsanforderungen an die Alltagsgestaltung“ (Höblich & Meuth 2013, 294f).

Die Fragestellung verweist auf die Notwendigkeit einer Erhebungsmethode, die es Biografie-träger*innen ermöglicht, die Komplexität der Dialektik von Erfahrung und Struktur in ihren Lebensgeschichten wiederzugeben, bzw. einer Auswertungsmethode, der es gelingt, einzelne Faktoren zu identifizieren und gleichzeitig ihren Einfluss auf das Gesamtsystem zu bewerten:

„Das gemeinsame Schicksal, ein behindertes Kind zu haben, macht uns noch lange nicht zu einer homogenen Gruppe; im Gegenteil, Familien mit behinderten Kindern repräsentieren die gesamte Gesellschaft mit ihren Strömungen und Problemen.“ (Müller-Zurek 2002, 30)

7 Methodische und methodologische Fragen

Ziel dieses Kapitels ist die Begründung der gewählten Methode auf der Grundlage des verfolgten Forschungsinteresses und – damit eng verwoben – des erkenntnistheoretischen Hintergrunds sowie die Darstellung der gewählten Erhebungs- und Auswertungsmethode. Folgende Aspekte und Fragen sind dabei handlungsleitend:

- Fragestellung: Formulierung des Erkenntnisinteresses bzw. der Fragestellung (vgl. Kapitel 6).
- Methodologische Positionierung: Welches methodologische Paradigma entspricht dem Erkenntnisinteresse bzw. der Fragestellung (vgl. 7.1)?
- Bestimmung des Forschungsfeldes: Welche Personen bzw. Gruppen sind mit Blick auf die Forschungsfrage relevant (vgl. 7.2)?
- Wahl der konkreten Erhebungsverfahren: Welches konkrete Verfahren ist geeignet, Daten zu erheben, die eine Beantwortung der Forschungsfrage ermöglichen (vgl. 7.3)?
- Wahl des Auswertungsverfahrens: Welche Auswertungsverfahren sind mit Blick auf die Qualität der erhobenen Daten möglich und der Beantwortung der Forschungsfrage angemessen (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, 1) (7.4)?

Das gewählte Auswertungsverfahren erfordert eine intensive Textanalyse, deren Instrumente in 7.5 näher dargelegt werden. Das Kapitel schließt mit einem kritischen Blick auf die Herausforderungen, die mit der Methode verbunden sind. Insbesondere die Beziehungen zwischen Interviewer*innen und Biografieträger*innen sind es, die dazu diskutiert werden (vgl. 7.6).

7.1 Die methodologische Positionierung

Zentral für die weitere Entwicklung von Forschungsrichtung und, in Abstimmung damit, der konkreten Erhebungs- und Auswertungsmethode ist die Passung zwischen dem Erkenntnisinteresse einerseits und der Erhebungs- und Auswertungsmethode andererseits.

Vor diesem Hintergrund wurde in Kapitel 2 bereits ausführlich die komplexe Genese von Biografien erläutert und Hinweise auf die Besonderheiten ihrer Generierung durch biografische Narrationen gegeben. Diese sind für die weiteren Überlegungen wegweisend, und ihre zentralen Inhalte werden an dieser Stelle daher noch einmal zusammengefasst, um im Folgenden zur methodologischen Begründung herangezogen werden zu können:

Hinter dem Zusammenwirken von Ereignis, Erleben, Erinnern und Erzählen, die für die (narrative) Konstruktion von Biografie notwendig sind, steckt die komplexe Dialektik aus Struktur und Handlung bzw. das anspruchsvolle Verhältnis zwischen Noema und Noesis, wie Rosenthal (1995) es unter Verweis auf Gurwitsch (1959) bezeichnet. Das Zusammenspiel der verschiedenen Ebenen von Ereignis, Erlebnis, Erinnern und Erzählen, das in Kapitel 2 dieser Arbeit umfassend erläutert wird, bringt Rosenthal bezogen auf die jeweiligen Handlungsebenen folgendermaßen auf den Punkt:

„Auf der Ebene von *Ereignissen und Erlebnissen* ...:

Ereignisse sind nicht wahrnehmbar, wie sie sind, sondern nur im Wie ihrer Darbietung.

Nicht nur der Wahrnehmungsakt produziert die Organisation des sich Darbietenden, sondern auch das sich der Wahrnehmung Darbietende gibt eine Strukturiertheit vor.

Das sich Ereignis und das Erleben konstituieren sich wechselseitig.

Auf der Ebene von *Erinnerungen und Erzählung*...

1. Die Erlebnisse können sich dem Biographen in der Gegenwart der Erzählung nicht darbieten, wie sie erlebt wurden, sondern nur im Wie ihrer Darbietung, d. h. nur im Wechselverhältnis zwischen dem sich in der Gegenwart der Erzählung Darbietenden und dem Intendierten.
2. Nicht nur die Erzählung produziert das Geordnetsein der Geschichte, sondern auch das aus dem Gedächtnis vorstellig werdende Erinnerungsnoema gibt bereits eine Strukturiertheit vor.

Auf der Ebene von *erlebter und erzählter Lebensgeschichte*...

1. Nicht nur die Präsentation der Lebensgeschichte produziert das Geordnetsein, sondern auch die erlebte Lebensgeschichte gibt eine Strukturiertheit vor.
2. Der Zusammenhang der Sequenzen – ob nun Erzählungen, Argumentationen oder Beschreibungen – einer biographischen Selbstpräsentation ist ein gestalthafter.“ (Rosenthal 1995, 21, Herv. i. O.)

Es sind besonders die Punkte sechs und sieben in Rosenthals Aufzählung, die hier von weitergehender methodologischer Relevanz sind: Methoden zur Erhebung und Auswertung müssen sich konsequent am anspruchsvollen gleichzeitigen Wechselverhältnis der verschiedenen Zeit- und Erlebensebenen orientieren. Sie müssen es den Biografieträger*innen also sowohl erlauben, diese verschiedenen Ebenen erzählerisch zu rekonstruieren (also eine Konstruktion zweiten Grades vorzunehmen), gleichzeitig müssen Auswertungsmethoden in der Lage sein, diese Rekonstruktionen ein weiteres Mal, nämlich durch die Forscher*innen, zu re-konstruieren, womit man sich auf der Ebene einer Rekonstruktion dritten Grades befindet⁶⁸. Schütz (1971) pointiert dies durch den Vergleich mit den Naturwissenschaften:

„Die Tatsachen, Daten und Ereignisse, mit denen sich der Naturwissenschaftler umgeben muß, sind lediglich Tatsachen, Daten und Ereignisse innerhalb seines Beobachtungsfeldes; jedoch ‚bedeutet‘ dieses Feld den darin befindlichen Molekülen, Atomen und Elektronen gar nichts. Dem Sozialwissenschaftler liegen aber Tatsachen, Ereignisse und Daten einer völlig verschiedenen Struktur vor. Sein Beobachtungsfeld, die Sozialwelt, ist nicht ihrem Wesen nach ungegliedert. Sie hat eine besondere Sinn- und Relevanzstruktur für die in ihr lebenden, denkenden und handelnden Menschen. In verschiedenen Konstruktionen der alltäglichen Wirklichkeit haben sie diese Welt im voraus gegliedert und interpretiert, und es sind gedankliche Gegenstände dieser Art, die ihr Verhalten bestimmen, ihre Handlungsziele definieren und die Mittel zur Realisierung solcher Ziele vorschreiben – kurz: sie verhelfen den Menschen in ihrer natürlichen und soziokulturellen Umwelt ihr Auskommen zu finden und mit ihr ins Reine zu kommen. Die gedanklichen Gegenstände, die von Sozialwissenschaftlern gebildet werden, beziehen und gründen sich auf gedankliche Gegenstände, die im Verständnis des im Alltag unter seinen Mitmenschen lebenden Menschen gebildet werden. Die Konstruktionen, die der Sozialwissenschaftler benützt, sind daher sozusagen Konstruktionen zweiten Grades: Es sind Konstruktionen jener Konstruktionen, die im Sozialfeld von Handelnden gebildet werden.“ (Schütz 1971, 6; zit. n. Bohnsack 2014, 24)

Die Bedeutungen, die es zu erheben gilt, stellen keine Daten dar, die einer festgelegten, theoretischen, für alle Fälle geltenden Logik entsprechen. Im Gegenteil: Es geht um Daten, deren ‚Logik‘ sich ausschließlich im Kontext des Relevanzsystems der einzelnen Biografieträger*innen erschließt (vgl. Bohnsack 2014, 15). Hinzu kommt, dass die erhobenen Daten subjektive Bedeutungen darstellen. Sie sind also bereits von den jeweiligen Biografieträger*innen interpretiert, was entsprechende Konsequenzen für die Methoden der Auswertung nach sich zieht. Aus diesem Grund ist die Wahl *rekonstruktiver* (vgl. Bohnsack 2014) bzw. *interpreta-*

⁶⁸ Beachtet man außerdem den Einfluss der Interviewer*innen auf die Produktion des Interviews (vgl. Breuer 2003) ist in Bezug auf die Auswertung sogar von einer Rekonstruktion vierten Grades auszugehen.

tiver Methoden (vgl. Rosenthal 2014) der Sozialforschung geboten. Interpretative Sozialforschung leistet:

- „Untersuchung von Unbekanntem und Neuem
- Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinns
- Rekonstruktion des latenten Sinns
- Rekonstruktion der Komplexität von Handlungsstrukturen am Einzelfall
- Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus
- empirisch begründete Hypothesen- und Theoriebildung
- Hypothesen- und Theorieüberprüfung am Einzelfall“ (Rosenthal 2014, 26)

Innerhalb der Interpretativen Sozialforschung ist es naheliegend, sich für den Zweig der Biografieforschung zu entscheiden: Die alltäglichen Wirklichkeitskonstruktionen, die Schütz im oben angeführten Zitat beschreibt, werden im Kontext der Biografiethorie sehr detailliert in Bezug auf die komplexe dialektische Struktur konkretisiert (vgl. Kapitel 2). Hier liegt also eine außerordentliche Passung vor:

- „1. Um soziale oder psychische Phänomene verstehen oder erklären zu können, müssen wir ihre *Genese* – den Prozess ihrer Entstehung, Aufrechterhaltung und Veränderung – rekonstruieren.
2. Um das Handeln von Menschen verstehen und erklären zu können, ist es notwendig, sowohl die Perspektiven der Handelnden als auch die *Handlungsabläufe* selbst kennen zu lernen. Wir wollen erfahren, was sie konkret erlebt haben, welche Bedeutung sie ihren Handlungen damals gaben und heute zuweisen und in welchen biographisch konstituierten Sinnzusammenhang sie ihre Erlebnisse und Handlungen stellen.
3. Um die Aussagen eines Interviewten/Biographien über bestimmte Themenbereiche und Erlebnisse seiner Vergangenheit verstehen und erklären zu können, ist es notwendig, sie eingebettet in den *Gesamtzusammenhang seines gegenwärtigen Lebens* und in seine daraus resultierende Gegenwarts- und Zukunftsperspektive zu interpretieren.“ (Rosenthal 2014, 178; Herv. i. O.)

7.2 Die Bestimmung des Forschungsfeldes

Die Rekonstruktion der lebensgeschichtlichen Bedeutung des langen Zusammenlebens mit einem kognitiv beeinträchtigten Kind erfordert die Erhebung der Sichtweisen der alten bzw. hochaltrigen Eltern.

Vor dem Hintergrund des noch lückenhaften Wissens über die Lebenswirklichkeiten älterer Familien wurden biografische Interviews mit den Elternteilen sogenannter älterer Familien geplant und durchgeführt. Diese stellen die Datenbasis der vorliegenden Studie dar, die auf insgesamt *fünf biografischen Interviews* basiert. Die Datenbasis wird ergänzt durch zahlreiche (protokollierte, aber nicht mitgeschnittene) biografische Gespräche mit Elternteilen bzw. Elternpaaren, die noch im hochbetagten Alter mit ihren Kindern zusammenleben. Diese Gespräche fanden im Wesentlichen im Rahmen des Projekts „Mein Leben. Biographiarbeit mit einem Lebensbuch“ statt (vgl. Lindmeier et al. 2018). Dabei handelt es sich nicht um eine Erweiterung der Datenbasis, dennoch sind die Erkenntnisse durchaus geeignet, die Vertrautheit der Autorin mit der Zielgruppe und ihren Lebenswirklichkeiten zu vergrößern (oder anders ausgedrückt: die Fremdheit der Forscherin im Feld zu reduzieren). Gleichzeitig dient der intensive und mehrjährige Kontakt zum Feld der Überprüfung der theoretischen Sättigung. Bei der Auswahl der Interviewpartner*innen war die Orientierung am Theoretischen Sampling nach Strauss (1991; zit. n. Rosenthal 2014, 85) ausschlaggebend. Die Trennung der Phasen zwischen Erhebung und

Auswertung ist aufgehoben, um zu gewährleisten, dass Fälle gewählt werden können, die möglichst alle für die Fragestellung relevanten Typen repräsentieren:

„Die grundlegende Frage beim Theoretical Sampling lautet: Welchen Gruppen oder Untergruppen von Populationen, Ereignissen, Handlungen (um voneinander abweichende Dimensionen, Strategien usw. zu finden) wendet man sich bei der Datenerhebung als nächstes zu. Und welche theoretische Absicht steckt dahinter?“ (Strauss 1991, 70; zit. n. Rosenthal 2014, 85)

Entsprechend fand das jeweils nächste Interview erst nach einer ersten Auswertung mit einem zeitlichen Abstand von drei bis sechs Monaten statt.

Trotz dieses Vorgehens ist eine theoretische Sättigung jedoch nicht in jedem Fall zu gewährleisten, denn sie orientiert sich an einem ‚idealtypischen Forschungsverlauf‘ (vgl. Rosenthal 2014, 85), der keinen zeitlichen oder finanziellen Bedingungen unterliegt. Ebenso ist das Vorhandensein sogenannter ‚blinder Flecke‘ (vgl. Rosenthal 2014, 85) ausgeblendet, deren Erhellung nach einiger Zeit des Abstands weitere Ergebnisse bzw. die Auswahl weiterer bzw. anderer Fälle befördern würde.

Die folgenden Kurzporträts liefern einen stark zusammengefassten Überblick über die jeweilige Kontaktaufnahme, die Lebenssituationen und die Zeitpunkte der Vorgespräche bzw. Interviews mit den Biografieträger*innen und dienen der Generierung von Hintergrundwissen, das für die Interpretation der Ergebnisse von Bedeutung ist.

Herr Wellmann (im Transkript abgekürzt: HW)^{69 70}

Herr Wellmann (75) ist zum Zeitpunkt des Interviews seit wenigen Wochen Witwer, seine Frau ist nach langjähriger Krankheit im Alter von 67 Jahren verstorben. Er hat zwei Kinder, sein Sohn arbeitet als Akademiker in einer Stadt, die etwa anderthalb Autostunden weit entfernt liegt. Seine Tochter Nadja (45) ist nach dem Tod der Mutter auf eigenen Wunsch und mit Unterstützung ihres Vaters in eine besondere Wohnform gezogen, die fußläufig zu ihrem Elternhaus und damit zu ihrem Vater liegt. Herr Wellmann lebt in einem Einfamilienhaus in der Stadt. Der Kontakt wurde mit Hilfe eines Projektmitglieds hergestellt. Herr Wellmann und die Interviewerin waren sich vor dem Erstgespräch nicht bekannt. Das Interview fand im Juni 2010 statt.

Herr Köhne (im Transkript abgekürzt HK)

Herr Köhne (73) lebt mit seinem jüngsten Kind Christian (46) zusammen in einem Einfamilienhaus in der Siedlung einer kleinen Ortschaft. Seine Ehefrau lebt zum Zeitpunkt des Interviews aufgrund der Folgen einer demenziellen Veränderung seit knapp einem Jahr in einem Pflegeheim. Herr Köhnes erstgeborene Tochter lebt in einer Stadt, die etwa eine Autostunde weit entfernt liegt. Das mittlere Kind der Eheleute Köhne verstarb einen Tag nach seiner Geburt. Der Kontakt wurde durch die Interviewerin hergestellt, die Herr Köhne und seinen Sohn bereits im Rahmen ihrer Arbeit in der WfbM einige Jahre zuvor kennengelernt hatte. Das Interview fand im November 2010 statt.

Frau Dammann (im Transkript abgekürzt FD)

Frau Dammann (85) lebt zum Zeitpunkt des Interviews seit knapp zwei Jahren in einem Alten- und Pflegeheim. Frau Dammanns Ehemann ist etwa vier Jahre vor dem Interview verstorben.

⁶⁹ Alle Namen und Orte wurden anonymisiert.

⁷⁰ Bei der Anonymisierung fiel die Entscheidung gegen die Verwendung von Kürzeln und für die Vergabe von Pseudonymen. Ausschlaggebend dafür ist die Nähe zur erzählten bzw. erlebten Geschichte, die mit der Verwendung eines Pseudonyms – im Unterschied zu einem Kürzel – beim Lesen nicht irritiert wird.

Ihr einziges Kind, ein Sohn (50), lebt etwa eine halbe Autostunde weit entfernt in einer besonderen Wohnform. Die veränderte Lebenssituation von Mutter und Sohn ist durch einen Herzinfarkt von Frau Dammann und dessen Folgen ausgelöst geworden. Der Kontakt zu Frau Dammann wurde mit Hilfe eines Projektmitglieds hergestellt. Die Interviewerinnen und Frau Dammann kannten sich vor dem Erstgespräch nicht. Das Interview fand im März 2011 statt.

Frau Worthmann (im Transkript abgekürzt FW)

Frau Worthmann (70) lebt mit ihrem Mann in einem Mehrfamilienhaus in einer Kleinstadt. Ihre körperlich und kognitiv beeinträchtigte Tochter (50), die sich nicht lautsprachlich, sondern durch Gestik und Mimik mitteilt, ist etwa ein halbes Jahr vor dem Interview in eine besondere Wohnform gezogen. Zwei weitere Söhne (47 und 40) leben in der näheren Umgebung. Frau Worthmann, ihr Mann und ihre Tochter waren der Interviewerin durch ihre Arbeit in der WfbM bekannt. Das Interview fand im Juni 2011 statt.

Frau Fischer (im Transkript abgekürzt FF)

Frau Fischer (81) ist zum Zeitpunkt des Interviews seit 12 Jahren verwitwet. Sie lebt seit etwa einem halben Jahr in einer einem Altenheim angeschlossenen Seniorenwohnung. Ihr kognitiv beeinträchtigter Sohn (47) lebt im gleichen Ort in einer besonderen Wohnform. Ihre Tochter (54) lebt etwa eine halbe Autostunde entfernt. Vor ihrem Umzug hat Frau Fischer mit ihrem Sohn in einem Einfamilienhaus in einer Nachbargemeinde gelebt. Der Kontakt zu Frau Fischer wurde von der Interviewerin initiiert, die Frau Fischers Sohn bereits über ihre Arbeit in der WfbM kannte. Das Interview fand im Dezember 2011 statt.

Diese Fallporträts verweisen bereits auf die große Heterogenität alter Eltern: Es handelt sich um Väter und Mütter, mal als Elternpaar, mal als verwitwete Elternteile oder, auch wenn sie hier nicht vorkommen, als getrennt lebende oder geschiedene Elternteile. Sie leben im hohen Alter zusammen mit ihren Kindern oder seit nicht zu langer Zeit voneinander getrennt, und dies aus unterschiedlichen Gründen, freiwillig oder aus einer Notsituation heraus bedingt. Zwar begründet das theoretische Sampling eine derartig vielseitige Auswahl von Interviewpartner*innen, dennoch irritieren möglicherweise die sich zum Teil sehr voneinander unterscheidenden Lebenslagen und – mit Blick auf den erfolgten Auszug des Kindes – ‚Lebensphasen‘: Ist es methodisch korrekt, diese unterschiedlichen Lebenslagen zu rekonstruieren und miteinander zu vergleichen?

Es lohnt sich ein Blick auf die unterstellten verbindenden Elemente: Sie alle haben Erfahrungen bis ins hohe Alter damit gesammelt, Elternteil eines beeinträchtigten Kindes zu sein und für dieses ebenfalls bis ins hohe Alter im häuslichen Rahmen (in unterschiedlicher Form) Sorgearbeit zu leisten. Es gilt, die lebensgeschichtliche Bedeutung dessen zu rekonstruieren, es geht um die Frage, in welcher Weise die Lebensgeschichte und das lange Zusammenleben miteinander verschränkt sind. Der biografische Zugang ermöglicht dabei eine Rekonstruktion der subjektiven Bedeutung dessen. Hierbei spielt die Lebenslage zum Zeitpunkt der Befragung nur insofern eine Rolle, dass Veränderungen theoretisch eine neue Form der Auseinandersetzung mit der Lebensgeschichte ermöglichen. Spuren des gelebten Lebens und ihre biografische Bedeutung lassen sich dennoch rekonstruieren und vergleichen. Eine Fallauswahl, die in Bezug auf die aktuelle Lebenslage enger beieinanderläge, liefe möglicherweise Gefahr, Bedeutungsstrukturen zu übersehen.

Für die vorliegende Arbeit wurde mit Blick auf den zu erwartenden Umfang die Entscheidung getroffen, nur drei der insgesamt fünf geführten Interviews in die Ergebnispräsentation einzu-beziehen.

7.3 Das narrative Interview

Das narrative Interview (vgl. exemplarisch Rosenthal 2014) gewährt Biografieträger*innen aufgrund seiner Offenheit eine größtmögliche Freiheit in Bezug auf die Darstellung und Rekonstruktion ihrer Lebensgeschichten und ermöglicht so die erzählerische Ausbreitung einer Geschichte, einer „Genese“ (Rosenthal 2014, 178). Das Erzählen konkreter Erlebnisse („Handlungsabläufe“) ist dabei ebenso möglich wie die Darlegung einer Zuschreibung von Sinn sowie die (explizite oder implizite) Kommunikation der jeweiligen Auswirkungen auf die jeweilige Gegenwarts- und Zukunftsperspektive. Aus diesen Gründen ist das narrative Interview in besonderer Weise geeignet, die für die vorliegende Untersuchung benötigten Daten zu erheben. Schütze entwickelte dieses Erhebungsverfahren mit dem Ziel, die Betrachtung einzelner Lebensbereiche bzw. Lebensphasen im Kontext der gesamten Lebensgeschichte zu gewährleisten (1983b). Das mittlerweile in der Soziologie und hier besonders im Kontext der Biografiefor schung etablierte Verfahren wurde von Rosenthal durch Nachfragetechniken ergänzt (vgl. Loch & Rosenthal 2002; Rosenthal 2002a).

Bevor näher auf die Interviewstruktur eingegangen wird, werden zunächst die sprachtheoretischen Grundlagen dargelegt. Diese sind erforderlich, um den Wert einer Erzählung begreifen und den Aufbau des Interviews nachvollziehen zu können.

7.3.1 Sprachtheoretische Grundlagen

Mit narrativen Interviews sollen lebensgeschichtliche Groß Erzählungen der Biografieträger*innen, sogenannte „autobiografische Stegreiferzählungen“ (vgl. Schütze 1983b, 285), hervorge lockt werden. Neben *Erzählungen* tauchen in narrativen Interviews auch *Beschreibungen* (zusammenfassende Darstellungen wiederkehrender Sachverhalte) und *Argumentationen* (Begründungen bestimmter Einstellungen oder Handlungsweisen) auf (vgl. ausführlich Abschnitt 7.5; für eine kurze tabellarische Übersicht vgl. Kleemann/Krähne & Matuschek 2009, 66). Auch wenn man diese analytisch klar voneinander unterscheiden kann (s. u.), „kommen sie in Gesprächen selten in Reinform vor“ (ebd., 65). Für die Verständlichkeit einer Geschichte sind auch Elemente von Beschreibungen und Argumentationen notwendig (vgl. Fuchs-Heinritz 2009, 201). Dennoch sind insbesondere Erzählungen von außerordentlichem Wert für die Analyse autobiografischer Daten, denn sie sind, anders als Argumentationen und Beschreibungen,

„diejenigen vom thematisch interessierenden faktischen Handeln abgehobenen Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren.“ (Schütze 1977, 1; zit. n. Rosenthal 2014, 153)

Anders als Argumentationen und Beschreibungen sind Erzählungen an eine bestimmte Situation gebunden und an einen bestimmten Kontext. Daher gibt eine Erzählung unweigerlich Auskunft über diesen Kontext, die Zeit, den Ort und die Personen, die beteiligt waren. Die Genauigkeit der Wiedergabe dieses Kontextes wird als „Indexikalitäts- und Detaillierungsgrad“ (Rosenthal 2014, 153) beschrieben. Eine Erzählung muss die Ausgangssituation beschreiben, die Entwicklung der ‚Geschichte‘, zu der der Einfluss der agierenden Personen inklusive der eigenen Handlungen gehört, und muss über das Ende der Situation informieren (vgl. Küsters 2009, 24f). Erzählungen enthalten somit aus sich selbst heraus das größte Potenzial für Daten, in denen sich Biografieträger*innen als handelnde Personen darstellen, und weisen noch dazu mit ihrem Inhalt häufig weit über den von den Erzähler*innen intendierten Gehalt hinaus. Diese

Tendenz wird auch als ‚Erzählzwang‘ (Loch & Rosenthal 2002, 3) oder ‚Zugzwang des Erzählers‘ (vgl. Schütze 1976) bezeichnet, der sich wie folgt differenzieren lässt:

- Der Gestaltschließungszwang:
Auch Teilerzählungen erfordern eine Information für die Zuhörer*innen darüber, ob die Erzählung abgeschlossen ist, wie sie ausgegangen ist.
- Der Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang:
Die große Menge an potenziellem Material, also das, was theoretisch erzählt werden *kann*, muss für Interviewer*innen/Zuhörer*innen von den Biografieträger*innen organisiert werden: Sie müssen bewerten, was wichtig ist und welche Details nicht erzählwürdig sind. Dies führt zu einer Auswahl dessen, was erzählt wird, also zu einer Bewertung und einer Zusammenfassung.
- Der Detaillierungszwang:
Bestimmte biografische Ereignisse erfordern eine differenzierte Beschreibung, damit Zuhörer*innen die Situation, Entscheidungen und Folgen verstehen können. Nicht selten werden Biografieträger*innen während ihrer Erzählungen von der Notwendigkeit, Details zu beschreiben, überrascht und gehen mit ihren Erläuterungen über die ursprünglich intendierten Details hinaus (vgl. Schütze 1976, 224f).

Aus diesen Bedingungen für eine zusammenhängende, für Zuhörer*innen verständliche Erzählung können sich Biografieträger*innen nur auf Kosten von Inkonsistenzen und fehlender Plausibilität lösen. Entscheiden sie sich zugunsten solcher Brüche in ihren Geschichten, so ist dies ein mindestens ebenso starkes Indiz für den subjektiven Bedeutungsgehalt einer Erfahrung, wie es eine detaillierte Erzählung an dieser Stelle wäre. „Das Stegreiferzählen ist ein schöpferischer Akt, es gestaltet den Strom der gemachten Erfahrungen weit über die anfänglichen Erwartungen und Vorabbilder des Erzählers hinaus“ (Schütze 1987, 184; zitiert nach Bohnsack 2014, 94). Aus diesem Grund ist es das Bestreben, über möglichst weite Teile des Interviews Erzählungen zu generieren. Dies gelingt mit Hilfe der besonderen Interviewstruktur und der von Rosenthal entwickelten erzählgenerierenden Fragen (vgl. u. a. Rosenthal & Loch 2002, 10f).

7.3.2 Interviewstruktur

Das narrative Interview gliedert sich in drei Phasen:

1. die Aufforderung zur biografischen Großerzählung,
2. den Nachfrageteil und
3. den Interviewabschluss.

Darüber hinaus ist es eingebettet in eine Phase der vorangehenden Kommunikation (Kontaktaufnahme und persönliches Vorgespräch) und einer Nachlese. Mit dem Ende des Interviews sollte also nicht auch das Ende des Kontakts impliziert sein. Dies ist zum einen der Qualität und der Intimität der Daten geschuldet, mit denen die Biografieträger*innen den Interviewer*innen tiefe Einblicke in ihre Lebensgeschichte und ihre inneren Konflikte erlauben. Zum anderen lassen sich aus Vorgesprächen und Gesprächen nach dem Interview weitere wichtige Hinweise zur Interpretation der Daten ableiten (vgl. Rosenthal 2014, 157ff; Küsters 20009, 54ff).

Die hohe Komplexität der Inhalte des Interviews legt es nahe, das Interview zu zweit zu führen (vgl. Rosenthal 1987, 131). Eine Person kann sich auf diese Weise vollkommen auf das Erzählte konzentrieren, während die andere für die technischen Details der Audioaufnahme verantwortlich ist. Gleichzeitig ist es der für die Technik verantwortlichen Person möglich, das Gespräch

aus einer Metaperspektive heraus zu betrachten und so empfänglicher zu sein für Auslassungen oder Brüche, die dann im Nachfrageteil (s. u.) thematisiert werden können.

Das Vorgespräch

Dem Interview sollte ein Vorgespräch vorausgehen, das nicht nur zum Aufbau einer für das Interview tragfähigen Vertrauensbasis dient, sondern auch dazu, das Forschungsvorhaben zu präsentieren und darüber zu informieren. Erst auf der Basis dieser Grundlagen, sowohl der thematisch-inhaltlichen als auch der persönlichen, für die auch die ‚Verbindung‘, der ‚Draht‘, die Sympathie zu den Interviewer*innen von größter Bedeutung ist, ist forschungsethisch⁷¹ von einer wirklich informierten und selbstbestimmten Entscheidung der Biografieträger*innen auszugehen, für ein Interview bereitzustehen. Im Vorgespräch wird dann ein Termin für ein längeres, üblicherweise zwei bis vier Stunden umfassendes Interview verabredet (vgl. Küsters 2009, 54f). Forschungsethisch zwiespältig gestaltet sich der Umgang mit der Forschungsfrage bzw. dem Erkenntnisinteresse: Einerseits ist es von großer Bedeutung, Biografieträger*innen am Ende des Vorgesprächs nicht mit dem Gefühl zurückzulassen, über ein wesentliches Detail des bevorstehenden Interviews nicht informiert worden zu sein.

„Dennoch sollte das Vorgespräch die Thematik und insbesondere die Eingangsfrage des Interviews nicht vorwegnehmen, um den Stegreifcharakter der Befragung zu erhalten. Vorherige themenbezogene Äußerungen des Interviewers wirken sich oft auch als Filter für den Befragten aus, unter dem dieser seine spätere Erzählung gestaltet.“ (Küsters 2009, 54)

Im hier vorliegenden Forschungsvorhaben wurde der Hintergrund der Erhebung, also das Ziel, Lebenswirklichkeiten sogenannter älterer Familien zu erheben, schon in der Anbahnung des Vorgesprächs offen mit den Biografieträger*innen kommuniziert. Das Dokument zur Einwilligung in die anonymisierte Weiterverarbeitung der erhobenen Daten wurde gemeinsam mit einer Information über das gesamte Forschungsprojekt herausgegeben, in dessen Rahmen die Daten erhoben wurden (vgl. Lindmeier et al. 2012) und auch über diesen Forschungsschwerpunkt im Speziellen.

Ein Beispiel aus der eigenen Erhebung verdeutlicht die Herausforderungen, die sich im Detail im Kontext des Vorgesprächs und der Kommunikation der Forschungsabsicht ergeben können:



Telefonisch ist ein Vorgespräch mit Frau Dammann vereinbart worden. Frau Dammann lebt zu diesem Zeitpunkt seit etwa zwei Jahren in einem Senioren- und Pflegeheim. Am Vorgespräch nimmt außerdem der Teamleiter des Wohnheims teil, in dem ihr Sohn lebt. Er ist als eine wichtige Vertrauensperson von Frau Dammann ausschlaggebend gewesen für das Zustandekommen des Erstkontaktes. Das Gespräch mit Frau Dammann umfasst knapp zwei Stunden und enthält bereits wesentliche Erzählungen ihrer Lebensgeschichte, die später in ganz ähnlicher Weise im Interview erzählt werden. Vor allem wiederholt sie mehrfach ihre Enttäuschung und Frustration darüber, dass ihr Sohn nun in einem Wohnheim leben müsse, ganz anders, als das ihr Leben lang von ihrem Mann und ihr beabsichtigt gewesen sei. Auch ihre eigene körperliche Abhängigkeit und ihr Leben in einem institutionalisierten Umfeld markieren einen herben Einschnitt ihrer Lebensqualität und waren von ihr biografisch vor ihrer Erkrankung schlicht nicht vorgesehen.

Ich habe den Eindruck, dass Frau Dammann trotz der schwierigen und belastenden Themen, über die wir (auch) sprechen, das Treffen und die Gelegenheit genießt, aus ihrem Leben zu erzählen und dass sich zwischen uns eine gegenseitige Sympathie entwickelt hat. Insofern kommt es für mich überraschend, dass sie

71 Für umfassendere Details zur Forschungsethik in der Biografieforschung vgl. Siouti 2018.

zum Abschluss des Vorgesprächs nicht gleich einen Termin für ein Interview mit mir vereinbart, sondern sich noch zwei Tage Bedenkzeit bezüglich eines Interviews nimmt.

Nach zwei Tagen argumentiert Frau Dammann am Telefon, dass sie nicht die richtige Interviewpartnerin für mich sei, da sie ja nicht mehr mit ihrem Sohn zusammenlebe. Stattdessen empfiehlt sie mir eine Bekannte, die Schwester eines Freundes ihres Sohnes, die seit dem Tod der Eltern die Begleitung ihres Bruders im Elternhaus übernommen hat. Ich argumentiere ihr gegenüber mit meinem Verständnis von Familie, dass Familie nicht an einen gemeinsamen Haushalt gebunden sein muss, sondern dass man auch in ihrer Lebenssituation eine Familie darstellt und ein Familienleben pflegen kann. Dazu verweise ich auf die vielen täglichen Anrufe, die ihr Sohn bei ihr macht, um mit ihr zu plaudern, wie es sonst im gemeinsamen Haushalt ‚nebenbei‘ möglich war. Frau Dammann willigt schließlich in das Interview ein.

Mit meiner Argumentation in Bezug auf mein Verständnis von Familien habe ich viel von meiner Sichtweise, meinem Relevanzsystem preisgegeben und bewirke damit möglicherweise, dass sie sich – bewusst oder unbewusst – an diesem zumindest versucht zu orientieren⁷². ◀

Es besteht also das Risiko der Beeinflussung der Erzählungen durch ein intensives Vorgespräch, in dem das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse der Arbeit diskutiert wird. Dennoch ist davon auszugehen, dass diese Tendenz nicht lange aufrechterhalten werden kann: Die oben aufgeführten Zugzwänge des Erzählens führen dazu, dass trotz anderer Absichten doch die für die Biografieträger*innen relevanten Inhalte der Lebensgeschichte in den Mittelpunkt der Erzählung geraten.

Interviewphase 1: die autobiografische Stegreiferzählung

Mit Hilfe eines entsprechend gewählten Impulses ermutigen Interviewer*innen die Biografieträger*innen dazu, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Es ist dabei auch möglich, Erzählungen beispielsweise im Kontext eines bestimmten Zeitabschnitts, in Zusammenhang mit Erfahrungen in einem bestimmten institutionellen Kontext oder mit einer bestimmten Thematik anzuregen, indem die Frage sich konkret darauf bezieht (vgl. Rosenthal 2014, 157). Einerseits wird damit die Herausforderung auf Seiten der Biografieträger*innen reduziert, aus der Fülle der Ereignisse und Erlebnisse auszuwählen. Andererseits muss kritisch angemerkt werden, dass die Offenheit für die subjektiv relevanten Erlebnisse auf diese Weise eingeschränkt wird und es von der Souveränität der Interviewpartner*innen in der Situation abhängig ist, sich von dieser Frage zu entfernen, wenn Erlebnisse in anderen (beispielsweise) zeitlichen oder strukturellen Kontexten biografisch prägend waren. Die vorliegende Studie hat den Impuls auf die Geschichte der Familie der Biografieträger*innen gesetzt, dabei jedoch bewusst die potenzielle Doppelbedeutung des Begriffs genutzt, um auch Erzählungen aus der Zeit mit der eigenen Herkunftsfamilie zu evozieren.

Erzählgenerierender Impuls:

„Wir bitten Sie, uns die Geschichte Ihrer Familie und Ihres Zusammenlebens miteinander zu erzählen, all die Erlebnisse, die Ihnen einfallen.“

Dieser Impuls lag in ausgedruckter Form gut sichtbar für die Biografieträger*innen während des Interviews vor.

72 Zur Verdeutlichung bzw. Exemplifizierung werden in diesem Kapitel Beispiele aus dem eigenen Forschungsprozess eingeführt. Diese sind durch die kursive Schreibweise und einen einfachen Zeilenabstand markiert. Zudem schreibt die Autorin hier von sich in der Ich-Form. Damit soll die Subjektgebundenheit der Erhebung bzw. Auswertung hervorgehoben werden. Die Beispiele unterscheiden sich von längeren Zitaten dadurch, dass sie nicht eingerückt sind.

Ergänzt wird dieser Einstiegsimpuls um Regieanweisungen:

„Sie können all die Erlebnisse erzählen, die Ihnen dazu einfallen. Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werde Sie erst einmal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen machen und später noch darauf zurückkommen.“ (Rosenthal 2014, 158)

Hiermit wird den Biografieträger*innen verdeutlicht, dass es tatsächlich um Großerzählungen geht und sie den Raum selbstständig füllen dürfen und sollen.

Nachfragen von Seiten der Interviewer*innen sind in dieser Phase des Interviews nicht zulässig, um den Redefluss der Biografieträger*innen nicht zu unterbrechen. Die Notizen ermöglichen es, bei Unklarheiten später nachzufragen. Sie sollten möglichst im Wortlaut der Erzähler*innen formuliert sein und so weit wie möglich keine Interpretationen der Interviewer*innen enthalten⁷³ (vgl. Rosenthal 2014, 161).

Um dennoch eine Atmosphäre zu kreieren, die so weit wie möglich an eine ‚normale‘ Erzählsituation erinnert, werden von Seiten der Interviewer*innen parasprachliche Elemente eingesetzt, die die Erzählung im Fluss halten: zustimmende Laute, jeweils entsprechend der Stimmung der Erzählung konnotiert, lachen, wenn die Erzähler*innen lachen, sich verständnisvoll und teilnehmend äußern, Blickkontakt halten (vgl. Rosenthal 1995, 200ff). Wenn die Erzähler*innen ins Stocken geraten, ist die Frage „Wie ging es dann weiter?“ zulässig. Zu beachten ist dabei, möglichst keine Bewertungen einfließen zu lassen, die zu einer „Tendenzausrichtung“ (Küsters 2009, 58) der Erzähler*innen führen.

Dass diese Aspekte im konkreten Fall durchaus anspruchsvoll umzusetzen sind, zeigt u. a. die folgende Erfahrung aus dem Interview mit Herrn Köhne:



Nach knapp drei Minuten Interviewzeit und nach einer Pause von elf Sekunden zeigt Herr Köhne auf das Aufnahmegerät und sagt: „Einmal aus- (zeigt auf das Diktiergerät) (ich kann nich-?) muss ich mal überlegen (2) wie es ...“ (Köhne 32f). Die zweite, für die Technik verantwortliche Interviewerin folgt seiner Anweisung und stellt das Gerät aus, bis er sich gesammelt hat und seine Erzählung ‚fortsetzt‘. Nach weiteren fünf Minuten bittet er erneut um das Stoppen der Aufnahme:

HK: „Ja, dann stell'n Sie erstmal ab, ich muss (.) @ers überlegen@ @(.)@ was'se noch so wissen wollen ...“

I1: (...) Ist überhaupt nicht schlimm, wenn's weiterläuft, ähm, wenn Sie das nicht stört?

HK: Äh (2) Was woll'n se noch so wissen? (3) Ja: (pustet aus) (2)

I1: Wenn Ihnen noch was einfällt (.) was wichtig-

HK: Ja: was fällt mir ein? Joa: (9)“ (Köhne 137ff).

Mir als Interviewerin war es wichtig, das Aufnahmegerät nicht auszuschalten. Zum einen, um die Länge der Pausen zwischen den erzählten Segmenten dokumentieren zu können. Zum anderen, weil sich Herr Köhne mit seiner Aufforderung immer wieder aus der Interviewsituation heraus auf eine Metaebene begeben muss und so verhindert, sich auf seine Erinnerungen einzulassen⁷⁴. Mit meiner Formulierung, „Ist überhaupt nicht schlimm, wenn's weiterläuft, ähm, wenn Sie das nicht stört?“ versuche ich einerseits, ihm die bestimmende Position im Interview zuzusichern (ich überlasse ihm die Entscheidung, es doch auszuschalten), und verdeutliche gleichzeitig, dass es kein Problem darstellt, es laufen zu lassen. Herr Köhne lässt sich schließlich darauf ein, das Gerät eingeschaltet zu lassen. ◀

⁷³ Wobei natürlich darauf hingewiesen werden muss, dass bereits die Notiz selbst eine Interpretation dessen bedeutet, was von Seiten der Interviewer*innen als „nachfragewürdig“ bewertet wird.

⁷⁴ Dies kann natürlich auch unbewusst genau die Absicht seiner Aufforderung gewesen sein, beispielsweise kann es sein, dass ihn ein solches Interview emotional belastet. Diese Möglichkeit wird in der Auswertung kritisch diskutiert.

Die erste Phase der selbststrukturierten Eingangserzählung ist beendet, wenn die Erzählung zu einem Ende kommt. Mitunter wird dies sehr explizit formuliert, wie im Interview mit Herrn Wellmann:

„Ja, vielleicht so ein erster Rundumschlag, äh (2) ich weiß nicht, welche (.) Schwerpunkte Sie (.) in Ihrem Projekt noch setzen, (.) das war ja nur von meiner Seite erst mal so n erster Einblick *für Sie*, damit Sie wissen, wie die Familie Wellmann @(.).@ sich entwickelt hat.“ (Wellmann 169ff)

In anderen Interviews wird das Ende der Haupterzählung dadurch deutlich, dass Erzähler*innen einfach nicht mehr wissen, was sie noch erzählen können, wie im Beispiel von Herrn Köhne: „Ja. (5) Ja, **im Moment ist Schluss, weiß ich nicht's @mehr@ @(.).@**“ (Köhne 192f). In jedem Fall geschieht auf Seiten der Biografieträger*innen ein deutliches ‚Aussteigen‘ aus dem Erinnerungsprozess, bei dem „die Rederolle (oft ausdrücklich, bisweilen unausgesprochen) dem Interviewer [zurückgegeben wird; L. O.]“ (Küsters 2009, 60).

Diese erste, durch den offenen Erzählstimulus hervorgerufene Erzählung wird auch als Haupterzählung oder „autonom strukturierte Selbstpräsentation“ (Rosenthal 2014, 160) bezeichnet.

Interviewphase 2: Erzählgenerierendes Nachfragen

Die Phase des erzählgenerierenden Nachfragens gliedert sich in zwei Teile: das erzählimmanente und erzählexmanente Nachfragen (vgl. Rosenthal 2014, 157ff).

Erzählimmanentes Nachfragen: Um zu bestätigen, dass die erste Phase des Interviews beendet ist und die Interviewer*innen nun direktere Fragen stellen werden als zu Beginn, ist es hilfreich, sich zunächst für die Erzählungen bis hierher zu bedanken und dann auf die Notizen zu verweisen, zu denen man nun noch weitere Fragen stellen möchte. Diese Nachfragen sollten sowohl der Reihenfolge der Notizen nach gestellt werden, sich also an der Chronologie der Erzählung orientieren, und zudem erneut zu Erzählungen anregen, ohne einen Hinweis darauf zu geben, was genau in diesem Kontext für die Interviewer*innen von Interesse ist. Dies gelingt durch möglichst offene Formulierungen, bei denen der notierte Wortlaut der Erzähler*innen zitiert wird. Mitunter reicht ein sehr offener Hinweis zum Beispiel auf eine bestimmte Zeit, aus der etwas erzählt wurde, und die Erzähler*innen beginnen, selbstständig eine entsprechende Erzählung zu konstruieren. Mitunter sind weiterführende Nachfragen notwendig.

Erzählexmanentes Nachfragen: Erst wenn die eigenen Notizen abgearbeitet sind, führen die Interviewer*innen in den Nachfrageteil ein, in dem die forschungsbezogenen Themen angesprochen werden, sofern diese noch nicht Eingang in die Erzählung gefunden haben.

In jedem Fall geht es darum, zu Erzählungen anzuregen und Meinungs- und Begründungsfragen zu vermeiden. Rosenthal hat sich intensiv damit beschäftigt, entsprechende erzählgenerierende Fragekonstrukte zu entwickeln, die dazu beitragen können, Erzählungen auch in sonst eher argumentativ oder beschreibend dargestellten Zusammenhängen zu generieren (vgl. u. a. Loch & Rosenthal 2002, 10f). Es ist sehr hilfreich, diese vorformulierten Fragegerüste mit ins Interview zu nehmen, um bei Bedarf darauf zurückgreifen zu können.

Interviewphase 3: Interviewabschluss

Lebensgeschichtliche Interviews enthalten in der Regel Erzählungen über schwierige Erfahrungen und Krisen, in die sich Erzähler*innen in unterschiedlicher Tiefe während des Interviews erneut hineinbegeben. Interviewer*innen haben am Ende des Interviews die Aufgabe, Erzähler*innen zurück in die Gegenwart zu helfen bzw. sie nicht mit einem belastenden Gefühl aus der Vergangenheit zurückzulassen (vgl. Loch & Rosenthal 2002, 11f). Die vorliegende Arbeit hat dazu die abschließende Frage nach ‚der schönsten Zeit im Leben‘ gewählt. Um eine Kontrastierung zu evozieren, wurde dieser Frage noch die nach den ‚schwierigsten Zeiten‘ vorangestellt.

Abschließend ist es wichtig, das letzte Wort den Erzähler*innen zu überlassen und zu fragen, ob es noch etwas gibt, was diese dem Erzählten noch hinzufügen müssen, ob es noch etwas gibt, das ‚unbedingt gesagt werden muss‘ (vgl. ebd.). Dies ‚befreit‘ die Biografieträger*innen aus ihrer Rolle der ‚untersuchten Person‘ und ermöglicht ihnen nachträglich eine eigene Priorisierung des Themas, das für sie nach dem Interview möglicherweise noch stärker als nach dem Vorgespräch an Kontur gewonnen hat. Zusätzlich liefert es möglicherweise wichtige Hinweise für die Interpretation der erhobenen Daten.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch ein gutes Zeitmanagement. Denn auch wenn die Biografieträger*innen mitunter mehrere Stunden am Stück erzählen, ohne den Eindruck zu erwecken, müde zu werden, sollte nach mindestens vier Stunden das Interview beendet werden und ein Termin für eine Fortsetzung vereinbart werden, um alle Beteiligten nicht zu überfordern. Dem Gesprächsabschluss muss in diesem Zusammenhang genügend Zeit zukommen, um ein abruptes Ende des Interviews zu vermeiden: Biografieträger*innen müssen dabei begleitet werden, ihre Geschichte abschließend zu sortieren und so zu schließen, dass sie wieder gut in der Gegenwart ankommen (vgl. Rosenthal 2014, 165).

Die Nachlese:

Noch einmal soll abschließend auf die Intimität der Daten verwiesen werden: Biografieträger*innen vertrauen sich während des Zeitpunkts des Interviews mit Elementen ihrer gesamten Lebensgeschichte den Interviewer*innen an. Um ihnen den Respekt und die Achtung vor ihrer Geschichte zuzusichern, ist es geboten, sich einige Tage nach dem Interview noch einmal telefonisch bei den Interviewpartner*innen zu melden und sich über die nachträglichen Gefühle zum Interview auszutauschen (Loch & Rosenthal 2002, 12). Mit Blick auf die vorliegende Studie ist dies in Einzelfällen von ganz besonderer Bedeutung, da das Interview hier möglicherweise auch noch offene Fragen der Lebensgestaltung und Lücken in der Zukunftsplanung für das beeinträchtigte Kind verdeutlicht hat. Die bewusste Auseinandersetzung mit der Lebensgeschichte, wie sie sich im Interview vollzieht, stellt ihrerseits selbst eine Rekonstruktion dar, die eine Wirkung entfaltet, die mit dem vorhandenen biografischen Wissen abgestimmt werden muss und die das Potenzial besitzt, auf notwendige Anpassungen im Kontext von Erfahrung, Handlung und Struktur hinzuweisen. Die Folgen eines narrativen Interviews sind daher im Vorfeld nicht einzuschätzen (vgl. Rosenthal 2002a; Loch & Rosenthal 2002, 12; Siouti 2018).

Gleiches gilt für die Kommunikation der Ergebnisse: Eine einfache, schriftliche ‚Rückgabe‘ des ausgewerteten Materials an die Biografieträger*innen würde nicht nur die Chance einer kommunikativen Validierung vergeben, sondern möglicherweise auch zu Belastungen oder gar Krisen auf Seiten der Erzähler*innen führen, gerade dann, wenn die Interpretationen stark von den Selbstdeutungen abweichen (vgl. Siouti 2018). Auf der anderen Seite reproduziert jedoch eine

„Haltung der De-Thematisierung...die privilegierte Forschungs- und Methodenposition der Forschenden gegenüber den beforschten Subjekten. Vieles spricht dafür, das Dialogische stärker in den Mittelpunkt zu rücken und jeweils projektbezogen abzuwägen, welches Vorgehen methodisch sinnvoll und ethisch angemessen erscheint.“ (Siouti 2018)

Diesem Ansatz folgend hat die vorliegende Studie von den Möglichkeiten einer dialogischen Rückmeldung Gebrauch gemacht und neben Veröffentlichungen in der einrichtungsinternen und kostenlosen Zeitschrift „Neue Hilfe“ auch zu Fachtagungen und (deutlich niedrigschwelligeren) Informationsveranstaltungen in den einzelnen Werkstattstandorten eingeladen, bei denen die Ergebnisse präsentiert wurden und zu Diskussionen eingeladen wurde.

7.4 Die biografische Fallrekonstruktion nach Gabriele Rosenthal

In Abstimmung mit der Erhebungsmethode wird die biografische Fallrekonstruktion nach Rosenthal als Auswertungsmethode gewählt, die der Interpretativen Sozialforschung zuzuordnen ist. Die biografische Fallrekonstruktion ermöglicht:

- ein sequenzielles Erschließen der verschiedenen erzählerischen und präsentatorischen Stränge der Erzählungen einerseits und der erlebten Stränge andererseits,
- die gleichberechtigte Betrachtung verschiedener Textformen (Erzählung, Beschreibung, Argumentation) der Erzählung, die in die Auswertung gleichgewichtig einbezogen werden; hiermit unterscheidet sich Rosenthals Verfahren deutlich vom Vorgehen Schützes, der argumentierende und beschreibende Textpassagen erst im Schritt der Wissensanalyse zur Auswertung hinzuzieht (vgl. Schütze 1983b),
- das Erkennen von Auslassungen in der Lebensgeschichte und die Entwicklung von Hypothesen über die Begründung dieser Auslassungen (vgl. Radenbach & Rosenthal 2012; Rosenthal 2002a),
- das vorläufige Zurückstellen der Forschungsfrage, um eine größtmögliche Offenheit für die Relevanzen der interviewten Personen zu gewährleisten (vgl. Rosenthal 2014, 186f).

Ziel der biografischen Fallrekonstruktion ist es, sowohl die Gegenwartsperspektive der Biografieträger*innen als auch die Handlungsperspektiven in der Vergangenheit zu rekonstruieren und Aussagen in Bezug auf zukünftige Handlungsoptionen ableiten zu können.

Die biografische Fallrekonstruktion stellt eine Weiterentwicklung des narrativen Verfahrens nach Fritz Schütze (1983b) dar, das den Ansatz der Biografieforschung im Kontext der Interpretativen Sozialforschung erheblich geprägt und vorangebracht hat. Vorgeworfen wird ihm jedoch unter anderem zum einen die „Verabsolutierung der [sic; L. O.] Erzählens allgemein und der narrativen Teile in einem Interview im Besonderen“ (Fuchs-Heinritz 2009, 201): Schütze generiert seine Auswertungsergebnisse vorrangig aus den narrativen Textbestandteilen des Interviews. Argumentative und beschreibende Passagen werden zunächst ausgelassen und erst im vierten Schritt der Auswertung, der Wissensanalyse, zur Überprüfung der Ergebnisse einbezogen. Rosenthal gewichtet stattdessen Textstellen unabhängig von der jeweiligen Textsorte gleichwertig und bezieht diese gleichermaßen und zu jedem Auswertungsschritt in die Auswertung ein. Sie geht also, anders als Schütze, davon aus, dass

„selbst bei Belegerzählungen ... die Rekonstruktion handlungsleitender Interpretationen aus vergangenen Zeiten, die den heutigen zuwiderlaufen oder mit den Rechtfertigungen ehemaliger Handlungen nicht kompatibel sind, möglich [ist, L. O.]. Jede Erzählung beinhaltet Bedeutungen, die dem Erzähler selbst nicht zugänglich sind, d. h. sie birgt ‚latente Bedeutungsgehalte‘ im Sinne Oevermanns“ (Rosenthal 1987, 121).

Rosenthal sieht die Herausforderung darin, im Einzelfall zu rekonstruieren, warum Erzähler*innen an eben dieser Stelle argumentieren, beschreiben oder erzählen.

Weitere methodische Kritik äußern zum anderen Kleemann/Krähne & Matuschek (2009, 106), die auf fehlende ‚elaborierte Ausarbeitungen‘ zur Wissensanalyse bei Schütze hinweisen und eine Ergänzung durch andere Methoden empfehlen.

Mit der biografischen Fallrekonstruktion hat Rosenthal einen methodenpluralen Bezugsrahmen entwickelt, indem sie die sequenziell angelegte Auswertungsmethode um Ansätze der strukturalen Hermeneutik nach Oevermann (vgl. Oevermann et al. 1979) und der thematischen Feldanalyse nach Fischer (1982) ergänzt. Fischer wiederum baut mit seinem Ansatz auf

Aron Gurwitschs Überlegungen zur Gestalttheorie (vgl. Gurwitsch 1974) auf (vgl. dazu auch Rosenthal 1995).

Nach dieser Beschreibung der Abgrenzung ihres Verfahrens von ihren (bereits sehr etablierten) Vorläufern (vgl. u. a. Riemann 1987; Hoffmann-Riem 1984) folgt jetzt ein Überblick über die einzelnen Bestandteile des Verfahrens.

Die Analyse der erhobenen Daten umfasst insgesamt sechs Auswertungsschritte, die flankiert werden von weiteren Arbeitseinheiten, die der Auswertung dienen (vgl. 7.4.1). Für ein besseres Verständnis wird die Darstellung der Auswertungsschritte am Beispiel von Ausschnitten aus dem Interview mit Herrn Wellmann konkretisiert.

7.4.1 Flankierende Arbeitseinheiten im Auswertungsprozess

Feldnotizen/Memos

Rosenthal rät zur Anfertigung eines Interviewprotokolls unmittelbar nach der Datenerhebung, in dem Einzelheiten, Besonderheiten und Eindrücke der Gesprächssituation dokumentiert werden: Inhalte der Erzählung nach Einschätzung der Interviewer*innen, auffällige Versprecher, Haltung, Gestik, Mimik und die Atmosphäre während des Interviews sowie Details, die noch nach dem Abschalten des Diktiergerätes besprochen wurden. Sie liefern unter Umständen wertvolle Hinweise für spätere Interpretationsansätze. Gleiches gilt für das Vorgespräch, das ebenfalls protokolliert werden sollte und zur Unterstützung der Interpretation der Ergebnisse herangezogen werden kann (vgl. Fuchs-Heinritz 2009, 275ff). Rosenthal legt nahe, auch Eindrücke von der Wohnsituation der Biografieträger*innen, der Kooperation mit den Interviewer*innen in die Protokolle einfließen zu lassen, da diese Eindrücke mit großer Wahrscheinlichkeit die Auswertung beeinflussen (vgl. Rosenthal 1987, 131). Diese Protokolle gehen zusammen mit weiteren Gedanken in die sogenannten Feldnotizen oder „Memos“ (Rosenthal 2014, 90) ein, die auch weitere Daten, den Fall betreffend, enthalten (zum Beispiel Archivmaterial, Akten etc.).

Globalanalysen

Rosenthal rät dazu, die oben beschriebenen Protokolle, die während der Interviews entstehen,

„entsprechend der sequenziellen Gestalt der ...Eingangs- bzw. Haupterzählung [zu notieren, L. O.]... So weit es rekonstruierbar ist, wird angegeben, in welcher Reihenfolge, in welcher Ausführlichkeit und in welcher Textsorte über bestimmte Bereiche oder Phasen des Lebens gesprochen wurde.“ (Rosenthal 2014, 91)

Rosenthal bezeichnet dies als „Globalanalysen“ (Rosenthal 2014, 91), die einer ersten vorläufigen Auswertung entsprechen und die für die Auswahl weiterer Fälle verwendet werden (vgl. Rosenthal 2014, 90f). Es erscheint jedoch vor dem Hintergrund der Länge und der Komplexität narrativer Interviews fraglich, inwieweit einerseits eine gute Interviewführung und ein empathisches Zuhören zu leisten sind, wenn gleichzeitig bereits ein Protokoll angefertigt wird, das diesen Ansprüchen genügt. Darüber hinaus sind nach Meinung der Autorin Aussagen über die Fälle, die über ihre manifesten Inhalte hinausgehen, ohne eine differenzierte und aufwendige Analyse kaum möglich. Jene ermöglicht erst die Rekonstruktion der Daten auf einer abstrakteren Ebene, die auf die latenten Sinnstrukturen hinweist.

Aus diesem Grund wurde in der vorliegenden Arbeit vom Gebrauch von Globalanalysen, wie Rosenthal sie als Mittel zum theoretischen Sampling empfiehlt, abgesehen. Die Auswahl weiterer Fälle wurde auf der Grundlage der nach der Methode der biografischen Fallrekonstruktion ausgewerteten Interviews vorgenommen.

Transkription

Der Auswertung ebenfalls vorgeschaltet ist die aufwendige Transkription des mitgeschnittenen Interviews. Diese Aufgabe wird auch als der erste Schritt der Interpretation bezeichnet (vgl. Rosenthal 1987, 149), denn mit der Transkription wird bereits eine erste Bewertung des verbalen Ursprungsmaterials vorgenommen: „[M]indestens alle hörbaren Äußerungen und Signale einschließlich Pausen, Betonungen, Versprechern und Abbrüchen“ (Rosenthal 2014, 92) werden wiedergegeben, Wörter oder Passagen werden markiert als beispielsweise ‚laut gesprochen‘ oder ‚betont‘. Gefühlsregungen werden festgehalten und dabei bereits gewertet, ob eine Äußerung als „Räuspern“ gedeutet wird, oder ob Biografieträger*innen ‚mit den Tränen kämpfen‘.

Das vorliegende Forschungsinteresse sowie die angewendete Methode zur Auswertung der Daten erfordert eine sehr detaillierte Transkription, die so weit wie möglich auch die nonverbalen Daten im Transkript dokumentiert. Das folgende Transkriptionssystem wurde in Anlehnung an Rosenthal (2014, 93) für die Transkriptionen dieser Arbeit verwendet:

(.)	= kurze Pause bis zu einer Sekunde
(4)	= Dauer der Pause in Sekunden
Ja:	= Dehnung eines Vokals
[weinend gesprochen]	= Kommentar des Transkribierenden, wie etwas gesprochen wurde
‚das war schlimm‘	= leise gesprochen
Das war schlimm.	= betont gesprochen
DAS WARSCHLIMM	= laut gesprochen
Viel-	= Abbruch eines Wortes oder einer Äußerung
@was haben wir gelacht@	= lachend gesprochen
@(3)@	= Dauer des Lachens in Sekunden
@(.)@	= kurzes Auflachen
()	= unverständliche Äußerung. Die Länge der Klammer entspricht in etwa der Dauer der Äußerung
(vielleicht sollte es)	= unverständliche Äußerung, vermuteter Inhalt
Nein=nein=nein	= schneller Anschluss der Worte
Und wir haben damals	= gleichzeitiges Sprechen zweier Personen ab „damals“
	Wir waren ja

Sobald das Interview in transkribierter Form vorliegt, kann mit der eigentlichen biografischen Fallrekonstruktion begonnen werden.

7.4.2 Die Auswertungsschritte der biografischen Fallrekonstruktion

Rosenthal unterscheidet die folgenden sechs Auswertungsschritte.

1. Sequenzielle Analyse der biografischen Daten
(Ereignisdaten)
2. Text- und thematische Feldanalyse
(Analyse der Textsegmente – Selbstpräsentation/erzähltes Leben)
Was wird warum an dieser Stelle wie erzählt?
3. Rekonstruktion der Fallgeschichte
(Erlebtes Leben: Vergleich mit Ereignisdaten)
4. Feinanalyse einzelner Textstellen
5. Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte
6. Typenbildung

7.4.2.1 Sequenzielle Analyse biografischer Daten

Die biografische Analyse dient der Annäherung der Forscher*innen an die Erlebenswelt der Biografieträger*innen.

Hier werden zunächst die „objektiven“ Daten der Erzählung notiert, beispielsweise das Jahr oder genaue Datum der Geburt der jeweiligen Biografieträger*innen, das Jahr der Hochzeit oder der Geburt eines Kindes. Aber auch ein Umzug oder der Einstieg in das Berufsleben sowie das Versterben eines Elternteils oder wichtiger Bezugspersonen gehören dazu, ebenso wie historische oder gesellschaftspolitische Daten, die für den Fall relevant sein könnten bzw. die nachgewiesenermaßen einen großen Einfluss auf die zu untersuchende Generation gehabt haben könnten. Auch nachträglich kann es notwendig sein, Ereignisse interpretativ auszulegen, die zuvor unwesentlich erschienen:

„Die Interpretation eines ersten Ereignisses führt zu ersten Hypothesen, die dann wiederum Einfluss darauf haben, welche weiteren Ereignisse einer Bedeutungsrekonstruktion unterzogen werden müssen. So kann es durchaus vorkommen, daß bei späteren Interpretationsschritten deutlich wird, daß ein Ereignis, das zuerst als unwesentlich erachtet wurde, doch von Bedeutung ist und im Nachhinein noch auszulegen ist.“ (Rosenthal 1987, 158)

Es ist nun die Aufgabe der Forscher*innen, Überlegungen anzustellen, welchen Einfluss die jeweiligen Geschehnisse in Abhängigkeit vom damaligen Entwicklungsstand der Biografieträger*innen („Analyse der Ereignisse in der Perspektive der Phasen der Persönlichkeitsentwicklung“, Rosenthal 1987, 155) und mit Blick auf den jeweils aktuellen Zeitgeist („Lokalisierung der Ereignisse in der historischen Zeit“, ebd., 152) gehabt haben könnten (vgl. ebd., 150ff). Auf dieser Grundlage geht es darum, verschiedene Szenarien zu skizzieren, wie sich die Lebensgeschichte der erzählenden Person zu jedem Zeitpunkt hätte weiterentwickeln können:

„Der Kontext für ein Ereignis, mit dem der Biograph oder die Biographin konfrontiert war, wird rekonstruiert, die Handlungsprobleme, die daraus resultierten, sowie die Alternativen, die ihnen in der Situation zur Verfügung standen, werden gedankenexperimentell entworfen. Es wird danach gefragt, welche Handlungsmöglichkeiten der Biograph oder die Biographin in einer bestimmten Situation hatte.“ (Rosenthal 2014, 188)

Dieser Forschungsschritt erfordert das Ausblenden des Wissens um den Fortgang der erzählten Lebensgeschichte. Da dieses Wissen in der Regel nie vollkommen ignoriert werden kann, rät Rosenthal hier zu einer Kooperation mit einem möglicherweise sogar interdisziplinär ausgerichteten Forschungsteam, durch das auch eine möglicherweise verfrühte Fokussierung auf das Forschungsinteresse verhindert werden kann (vgl. Rosenthal 2014, 189f). Auf diese Weise kann die von Rosenthal geforderte Annäherung an ‚latente Sinnstrukturen‘ (Rosenthal 2014, 190) gelingen.

Je weiter ein biografisches Datum in der Vergangenheit liegt (mit anderen Worten: am Anfang der Biografie verortet ist), desto größer ist das Potenzial gedankenexperimentell zu entwickelnder Zukunftsszenarien. Je mehr Daten aber im Laufe der Lebensgeschichte das Bild erweitern, desto unrealistischer werden bestimmte Handlungsoptionen. Die von Forscher*innenseite gedankenexperimentell und mit Hilfe unterschiedlicher Wissensquellen entworfenen Handlungsalternativen reduzieren sich also mit Annäherung an die Gegenwart, obgleich festzuhalten ist, dass, wie in Kapitel 2 dargelegt, das Subjekt auch unter diesen Umständen über beträchtliche Handlungsmöglichkeiten verfügt (vgl. Alheit 1993, 400f).

In dieser Arbeit wurde die biografische Analyse mit Unterstützung des Teams der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen des Projekts „Anders alt?!“ vorgenommen.

Das Vorgehen in diesem aufgrund der Ferne zum Material sehr abstrakten Arbeitsschritt wird nun am Beispiel eines Ausschnittes aus der biografischen Analyse des Interviews mit Herrn Wellmann illustriert. Die fett gedruckten Jahreszahlen sind dabei die Daten, die Herr Wellmann selbst im Interview benennt, die normal gedruckten Jahreszahlen wurden entweder aus dem Interview heraus rekonstruiert oder dienen der allgemeinen Einordnung der Ereignisse in das Weltgeschehen bzw. die Situation in Deutschland.

Tab. 2: Auszug aus der sequenziellen Analyse biografischer Daten von Herrn Wellmann

Jahr	Ereignis
1935	Geburt Herr Wellmann; Hat er ältere Geschwister? Wie ist die Lebenslage der Familie? Wie ist die Wohnsituation der Familie? Wie stehen sie zum herrschenden NS-Regime? ...
1939–1945	Zweiter Weltkrieg Der Vater von Herrn Wellmann wird eingezogen und fällt während des Krieges. Wie steht die Familie zum Krieg? Welche Rolle spielt der verstorbene Vater für Herrn Wellmann bzw. für seine Familie? Wie kommt die Mutter von Herrn Wellmann ohne ihren Mann zurecht? Bekommt sie Unterstützung von (Schwieger-)Eltern? Wie finanziert sie die Familie? Gibt es weitere (jüngere) Geschwister von Herrn Wellmann? Wie erlebt die Familie die letzten Kriegsjahre und das Kriegsende? Heiratet die Mutter von Herrn Wellmann erneut? ...
Ca. 1941	Einschulung Welchen Stellenwert hat die Schule im Leben von Herrn Wellmann und seiner Familie? Welche schulischen Erfahrungen sammelt er? Mit welcher Perspektive geht er zur Schule: Sieht er für sich nach der Volksschule die Chance einer Ausbildung oder ist es gar familiäre Tradition, das Gymnasium zu besuchen und zu studieren? ...
Um 1955	Aufnahme eines Studiums der Ingenieurwissenschaften Wie finanziert er sich das Studium (Arbeit, staatliche Förderung, Stipendium, Vermögen ...)? Wie beurteilt die Familie das Studium? Wie gelingt ihm das Studium? ...
1961	Hochzeit mit einer drei Jahre jüngeren Frau, im Finanzwesen ausgebildet Hat er sein Studium beendet und damit für finanzielle Sicherheit in der Ehe gesorgt? Hat er eine Festanstellung gefunden (es sind die wirtschaftsstarke Jahre mit wenig Arbeitslosigkeit)? Wie lange kannte er seine Frau vor der Hochzeit? Welche Ziele verfolgen die beiden? ...
...	...

Die Tabelle verdeutlicht, dass die Hochzeit in seiner biografischen Chronologie das erste Datum ist, das er konkret benennt, sein Geburtsjahr, seine Einschulung und sein Studium wurden nachträglich konstruiert und können in engen Grenzen variieren. Durch diesen Mangel an Daten aus diesen Lebensphasen bis zur Hochzeit sind die Möglichkeiten beschränkt, ein ‚Gespür‘ für Herrn Wellmann, seine Lebenswelt und seine Lebenslage in dieser Zeit zu entwickeln. Kongruente Fragen an die Daten können kaum entwickelt werden. Erst die Aufnahme des Studiums ermöglicht eine erste Idee von einer Richtung, in die sich seine Geschichte orientieren könnte. Die Chancen für eine Annäherung an die latenten Sinnstrukturen bzw. an die erlebte Geschichte sind in diesem Auswertungsschritt also je nach Interview sehr unterschiedlich und abhängig von der Differenziertheit des jeweiligen Interviewmaterials in Bezug auf biografische Daten.

7.4.2.2 Text- und thematische Feldanalyse

„Bei diesem Analyseschritt habe ich versucht, die theoretischen Ausführungen von Aron Gurwitsch (1964) zur thematischen Feldanalyse und deren methodische Umsetzung durch Wolfram Fischer (1982) sowie die von Fritz Schütze (1983 [b; L. O.]) ausgearbeitete Methode der Textanalyse in die Logik eines sequenziellen und abduktiven Vorgehens zu übersetzen (siehe ausführlich Rosenthal 1995). Das Ziel dieses Analyseschrittes ist es, die Regeln für die Genese der in der Gegenwart des Interviews präsentierten biographischen Erzählung bzw. allgemeiner der Selbstpräsentation herauszufinden.“ (Rosenthal 2014, 196)

Mit der Text- und thematischen Feldanalyse findet erstmalig eine inhaltliche Zuwendung zum Transkript statt.

Anders als in der Analyse der biografischen Daten steht jetzt die Präsentation der Erzählung im Mittelpunkt, es geht also um die Frage, warum die Biografieträger*innen ihre Geschichte in diesem Moment so und nicht anders darstellen. Die einzelnen Arbeitsschritte und Leitfragen dieses Auswertungsschrittes ermöglichen eine Distanz zum Text und eine Wiederannäherung mit Hilfe intersubjektiv nachvollziehbarer Leitfragen. Auf diese Weise wird das Risiko eines vorschnellen Interpretierens auf der Grundlage impliziter Annahmen minimiert.

In einem ersten Schritt erfolgen dafür die Bestimmung der Textsorten (vgl. 7.5.2) und die Segmentierung des Textes (vgl. 7.5.3). Für beides gilt: Nicht immer sind Abschnitte eindeutig einer Textsorte zuzuordnen, nicht immer ist eindeutig zu bestimmen, wo ein Segment aufhört und das nächste beginnt. Die Analyse der Textsorten und ihrer Funktion kann sich so zu einem sehr komplexen Prozess entwickeln, beispielsweise wenn deutlich wird, dass Segmente ihrer Struktur nach zwar szenisch-episodische Erzählungen sind, sie aber argumentative Elemente enthalten oder gar innerhalb des Interviews argumentative Funktionen einnehmen. Ziel der Text- und thematischen Feldanalyse ist daher auch nicht eine einwandfreie Segmentierung des Textes oder eine hieb- und stichfeste Textsortenbestimmung, sondern die intensive Auseinandersetzung mit dem vorliegenden Text.

Dieser Analyse des Textes und der jeweiligen thematischen Felder dienen auch die folgenden, die Interpretation leitenden Fragen:

1. „Weshalb wird dieser Inhalt an dieser Stelle eingeführt?
2. Weshalb wird dieser Inhalt in dieser Textsorte präsentiert?
3. Weshalb wird dieser Inhalt in dieser Ausführlichkeit oder Kürze dargestellt?
4. Was könnte das Thema dieses Inhalts sein bzw. was sind die möglichen thematischen Felder, in die sich dieses Thema einfügt?
5. Welche Lebensbereiche und welche Lebensphasen werden angesprochen und welche nicht?
6. Über welche Lebensbereiche und Lebensphasen erfahren wir erst im Nachfrageteil und weshalb wurden diese nicht während der Haupterzählung eingeführt?“ (Rosenthal 2014, 200)

Dazu gehört ebenfalls, auch wenn dies von Rosenthal nicht entsprechend deutlich formuliert wird, das In-Beziehung-Setzen der Aussagen der Biografieträger*innen zu den Fragen bzw. (nonverbalen, parasprachlichen und verbalen) Äußerungen der Interviewer*innen, denn häufig müssen die dann folgenden Äußerungen auch „als Auseinandersetzung mit vermuteten, impliziten Zuschreibungen, als Kommentar, Kritik, Vermeidung, Herstellung von KomplizInnenenschaft etc. begriffen werden“ (Deppermann 2013)⁷⁵.

Dieser Analyseschritt bedeutet eine intensive und aufwendige Auseinandersetzung mit dem Transkript. Es geht dabei nicht nur um die Betrachtung isolierter Segmente und des gewählten Erzählstils, sondern auch um eine Analyse auf einer übergeordneten Ebene, bei der die Beziehungen der Segmente in ihren unterschiedlichen Textsorten im Mittelpunkt stehen: Welche Textsorte dominiert? Worauf könnte das hindeuten? Aus welchen Textsorten setzen sich Segmente und Suprasegmente zusammen? Welche Inhalte können erzählerisch transportiert werden und welche beispielsweise als Argumentationen mit der damit verbundenen Distanz (vgl. Rosenthal 2014, 196ff)?

Jedoch dürfen keine einfachen Schlüsse gezogen werden in dem Sinne, dass eine bestimmte Textsorte stets eine bestimmte Intention der Biografieträger*innen impliziert: Auch lange Erzählpasagen können der Distanzierung dienen, etwa wenn Akteur*innen damit von einem kopräsenten, emotional aber schwierigen Thema ablenken möchten und daher unterhaltsame Erzählungen aus der Vergangenheit vorbringen. Beispiele dafür finden sich im Interview mit Herrn Köhne, der sich auf ganz eigene Weise eine Distanzierung vom Interview verschafft (für Details vgl. 8.2.5).

Die Text- und thematische Feldanalyse ist dazu geeignet, diese Stellen im Interview zu erkennen und entsprechend zu interpretieren.

In der vorliegenden Arbeit wurde dieser Arbeitsschritt zunächst mit Hilfe von Tabellen vorgenommen, um sich im weiteren Verlauf der Analyse besser im Text zurechtzufinden. Anhand der Tabelle wird die Verschachtelung des Textes in Suprasegmente, Segmente und Subsegmente deutlich. Mit Blick auf die Zeilennummern wird auf einen Blick der Umfang der Segmente ersichtlich. In einem weiteren Schritt werden dann die einzelnen Passagen interpretiert.

Zur Verdeutlichung der Vorgehensweise wird hier das erste Suprasegment der Eingangserzählung von Herrn Wellmann dargestellt. Diese umfasst etwa vier Minuten und besteht aus fünf Segmenten. Inhaltlich beschreibt Herr Wellmann im Wesentlichen in chronologisch korrekten, zum Teil sehr großen Zeitsprüngen die Entwicklung der Tochter Nadja, ausgehend von seiner Eheschließung.

Tab. 3: Auszug aus der tabellarischen Übersicht der Sequenzierung des Interviews mit Herrn Wellmann

Zeile Segment	Segmentform	Inhalt/Titel	Markierer für (Sub-)Segment	Auffälligkeiten	Textsorte
Z. 1–13		Eingangsimpuls durch die Interviewerin			
Z. 1–44	Suprasegment	Die Entwicklung von Nadja in der Familie Wellmann			

⁷⁵ Deppermann (2013) fordert deswegen auch, Interviews nur noch mit Hilfe von Videos aufzuzeichnen, die sowohl die Interviewer*innen und die Interviewten aufzeichnen, um die Interaktion während der Interviewsituation nachzeichnen zu können.

Zeile Segment	Segment- form	Inhalt/Titel	Markierer für (Sub-)Seg- ment	Auffälligkeiten	Textsorte
Z. 14–28	Segment	Zu den Umständen der Diagnosemitteilung	„Fangen wir an in...“	Ort als Orientierungsmarker verwendet. Ist evtl. wichtig, weil erst am neuen Wohnort die Diagnose ‚Down-Syndrom‘ gestellt wurde	
Z. 14–18	Subsegment	Familienbildung: Hochzeit und Geburtsjahre der Kinder in chronologischer Reihenfolge		Der Sohn wird namentlich nicht benannt, die Tochter schon – inklusive Diagnose.	Beschreibung
Z. 18–27	Subsegment	Prozess der Diagnosestellung: Wegen Anfälligkeit der Tochter für Krankheiten erfolgt nach dem Umzug ein Besuch bei einem neuen Kinderarzt, der konfrontiert die Eltern (die Mutter?) umgehend mit der Diagnose Down-Syndrom.	Wechsel der Textsorte: von Beschreibung hin zur Erzählung	Wörtliche Rede, Herr Wellmann erinnert sich noch genau an den Wortlaut	Erzählung
Z. 27–28	Subsegment	Die verspätete und unerwartete Diagnosemitteilung war in den 1960er Jahren kein Einzelfall	Metanarratives Element: Bewertet das Erlebte aus der heutigen Perspektive heraus	Nach der sehr kurzen erzählerischen Passage, die sogar wörtliche Rede enthielt und die eine scheinbar sehr emotionale Erinnerung berührt, die möglicherweise nicht nur mit Schmerz und Trauer, sondern vermutlich auch mit Wut erfüllt war, relativiert er diese Erfahrung, indem er sich aus heutiger Perspektive heraus als ‚einer von vielen‘ präsentiert, die diese Erfahrung haben sammeln müssen.	Argumentation
Z. 28–30	Segment	Erklärung auf Metaebene: Seine Ergriffenheit rührt vom kürzlichen Tod seiner Ehefrau her	Metanarratives Element: Direkte Ansprache der Interviewerinnen		Argumentation

Zeile Segment	Segment- form	Inhalt/Titel	Markierer für (Sub-)Seg- ment	Auffälligkeiten	Textsorte
Z. 30–34	Segment	Förderung und Förder- erfolge			
Z. 30–31	Subseg- ment	Seine Frau hat jede Gelegenheit zur Förde- rung genutzt			Beschrei- bung
Z. 31–34	Subseg- ment	Er selbst hatte Schwie- rigkeiten, aktiv zu werden		Zwischen den Sätzen zum Teil lange Pausen (5 sek), scheinbar sehr emotionales Thema	Beschrei- bung
Z. 34–36	Subseg- ment	Seine Frau hat jede Gelegenheit zur Förde- rung genutzt,			Beschrei- bung
Z. 34–39	Segment	„Förderung“ und „Thera- pien“, Frischzellentherapie, chirurgische Eingriffe im Gesicht	Neue räumli- che Orientie- rung, Hin- weise auf die Orte, an denen die Therapien/ Eingriffe statt- fanden	Ein chirurgischer Ein- griff wird als ‚Förder- maßnahme‘ beschrieben Diese Textstelle ist der Textsorte nach eine Beschreibung. Dem Sinn nach wirkt sie eher wie eine Argumentation.	Beschrei- bung (der Textsorte nach)
Z. 40–44	Segment	Gute Entwicklung der Tochter	Resümee	Sie hat „Selbstständig- keit gewonnen im Laufe der Jahrzehnte“	Argumen- tation

An den nach diesem Muster sequenzierten und weiter ‚geordneten‘ Text wurden dann die von Rosenthal (2014, 200; s. o.) formulierten Fragen gestellt:

Element 1: Suprasegment „Die Entwicklung von Nadja in der Familie Wellmann“

Auf die Formulierung und Erläuterung der Eingangsfrage in den Zeilen 5–13 schließt sich das erste Suprasegment „*Die Entwicklung von Nadja in der Familie Wellmann*“ an. In diesem wird einerseits die Kernfamilie in aller Kürze skizziert und der Fokus dann auf die Diagnose bzw. die Diagnosemitteilung „Down-Syndrom“ gelegt (Segment 1, Z. 14–28). Für den Einstieg wählt Herr Wellmann eine örtliche Markierung „Fangen wir an in, in A-Stadt“ (14) und begründet dies dann mit der Bedeutung des Ortes: Hier wurde die Familie gegründet und hier wurden beide Kinder geboren. Auf der Textebene handelt es sich hier um eine *Beschreibung*, die Funktion dieser Beschreibung ist aber als eine *Orientierung* für die folgenden Ausführungen zu bewerten.

Lesarten zur Ortsmarkierung:

1. Die örtliche Markierung ist eine Reaktion auf das von der Interviewerin in Zeile 11 vorgenommene Verdeutlichen der Eingangsfrage: „Sie können anfangen, wo Sie möchten“. Herr Wellmann versteht dies als Aufforderung, seine Erzählungen an einen Ort zu binden.
2. Dieser Ort spielt eine wichtige Rolle für Herrn Wellmann, dies verdeutlicht er in seiner örtlichen Orientierung.
3. Orte übernehmen in Herrn Wellmanns Lebensgeschichte generell eine strukturierende Funktion, in dieser Lesart müssten im Folgenden weitere örtliche Hinweise folgen.

Lesarten zur Auswahl des Themas:

Herr Wellmann nimmt den Begriff ‚Familie‘ auf, der im Eingangsimpuls verwendet wurde. Er signalisiert damit, dass er die Erzählaufforderung verstanden hat und ihr nachkommt. Wie aber ist die folgende Schwerpunktsetzung zu verstehen?

4. Herr Wellmann fokussiert das Familienthema auf die Beeinträchtigung der Tochter, weil er das Interesse der Interviewerin dort verortet.
5. Der Fokus auf die Beeinträchtigung der Tochter ist im Familienthema von Herrn Wellmann relevant: Die Familienentwicklung ist dominiert von der Beeinträchtigung der Tochter. Auffallend ist in diesem Zusammenhang, dass er seine Tochter namentlich nennt, sein Sohn aber namenlos bleibt.
6. Er priorisiert das Familienthema, weil er damit in der Vergangenheit von Fachkräften wiederholt konfrontiert wurde.

Seine Darstellungen zur Diagnosemitteilung sind insofern auffällig, als dass er aus einer Gegenwartsperspektive heraus eine Bewertung der damaligen Umstände der Diagnosemitteilung vornimmt: Die Diagnose wurde erst drei Monate nach Geburt der Tochter gestellt, ein erster Verdacht direkt nach der Geburt wurde den Eltern gegenüber nicht thematisiert, obgleich er im Entlassungsbericht festgehalten wurde. Durch einen Umzug bedingt wechselt die Familie den Kinderarzt, der erstaunt ist darüber, dass die Eltern nicht informiert sind. Dies kann als ein Hinweis auf die Plausibilität von Lesart 3 gewertet werden. Herr Wellmann argumentiert aus der heutigen Perspektive heraus, dass Ärzte Mitte der 1960er Jahre noch nicht auf eine solche Beeinträchtigung vorbereitet waren. Er wechselt hier sowohl mehrfach zwischen den Zeitebenen der Vergangenheit und der Gegenwart als auch die Erzählform, bei der er von einer Argumentation in eine kurze erzählerische Passage wechselt, die wiederum mit einer inhaltlich vergleichbaren Argumentation endet.

Lesarten zur Passage „Diagnosemitteilung“

7. Die Erfahrung der Diagnosemitteilung war von hoher Bedeutung für Herrn Wellmann bzw. für die weitere Familienentwicklung. Aus diesem Grund wird sie an dieser prominenten Stelle vergleichsweise ausführlich dargelegt. Dafür spricht auch das Zitieren aus dem Entlassungsbericht: Herr Wellmann kann den Wortlaut wiederholen.

Lesarten zum Wechsel der Zeitebene und der Erzählform im Kontext der Diagnosemitteilung:

8. Die Umstände der Diagnosemitteilung, bei der die Familie über einen ersten Verdacht nicht informiert wurde, während der diagnostizierende Kinderarzt drei Monate später scheinbar erstaunt war, dass diese offensichtliche Diagnose nicht sofort gestellt wurde, waren zutiefst verunsichernd und verletzend und wirken bis heute fort. Durch die Relativierung auf der Grundlage heutiger rückblickend vorgenommenen Bewertungen, dass Mitte der 1960er Jahre das Thema ‚kognitive Beeinträchtigung‘, ihre Diagnostizierung und die Kommunikation mit Eltern weniger im ärztlichen Kanon verankert war, versucht sich Herr Wellmann von den Gefühlen abzugrenzen, die die Erinnerung immer noch bei ihm hervorruft. Das Lachen in Zeile 27 muss in dieser Lesart als Teil der Aussage des diagnostizierenden Kinderarztes gewertet werden, dessen Erstaunen Herr Wellmann möglicherweise auch eine Konnotation der Amüsiertheit darüber unterstellt, eine sichtbare Beeinträchtigung – auch als Eltern – übersehen zu haben.
9. Herr Wellmann verfolgt ein gewisses Präsentationsinteresse gegenüber der Interviewerin: Er stellt sich als aufgeklärter Mann dar, der den Ärzt*innen die Fehler der Vergangenheit nicht nachträgt, sondern sie in den geschichtlichen Kontext einordnen kann, sowie als Teil einer

Familie, die ihre beeinträchtigte Tochter erfolgreich fördert. Das Lachen in Zeile 27 demonstriert in dieser Lesart eine Distanzierung vom damaligen Geschehen.

Lesarten zur Kürze und Prägnanz des ersten Teils der Einstiegserzählung „Nadjas Entwicklung in der Familie Wellmann“

10. Mit seiner kurzen Übersicht über Orte und Zeiten, zu denen bedeutsame Details der Familiengeschichte verankert sind, versucht Herr Wellmann, die emotional schwierigen Erinnerungen auf Distanz zu halten, die durch den Tod seiner Ehefrau in besonderer Weise aktualisiert werden.
11. Mit seiner kurzen Übersicht möchte sich Herr Wellmann als objektiv berichtender Interviewpartner präsentieren.
12. Seine kurze Übersicht ist Ausdruck einer geringen Bedeutung der Familie oder einer geringen Involviertheit. Abseits von Orten und Zeiten fällt es ihm schwer, in einen Erzählfluss zu geraten.

7.4.2.3 Rekonstruktion der Fallgeschichte

Anders als im vorherigen Schritt, bei dem die Aufschichtung der Erzählung im Mittelpunkt steht, werden die definierten Segmente nun in die chronologische Reihenfolge ihres Geschehens gebracht. Auf diese Weise gelingt eine Annäherung an die Aufschichtung der Erlebnisse und Erfahrungen aus Sicht der Biografieträger*innen, während sich Forscher*innen gleichzeitig dem bereits vertrauten Textmaterial aus einer neuen (zeitlichen) Perspektive nähern und so erneut eine gewisse Distanz zum Transkript einnehmen können, sich ihm also aus einer Fremdperspektive erneut zuwenden können.

Zur Rekonstruktion der Daten und Deutungsansätze dient auch der Rückgriff auf die Ergebnisse der biografischen Analyse, die mit den Aussagen der Biografieträger*innen verglichen werden. Unter anderem kann dabei aufgezeigt werden, welche Ereignisse/Erlebnisse nicht erwähnt werden, obwohl sie im Skript einer ‚Normalbiografie‘⁷⁶ verankert sind. Die Arbeitsschritte des ersten Auswertungsschrittes kommen erneut zum Einsatz, die entworfenen Zukunftsszenarien können aber jetzt mit den Selbstaussagen der Erzähler*innen verglichen werden. Die Hypothesen aus dem ersten Auswertungsschritt können falsifiziert, bestätigt oder erweitert werden (vgl. Rosenthal 2014, 202).

Die Ergebnisse der Text- und thematischen Feldanalyse fließen selbstverständlich auch mit in die Auswertung ein: So kann beispielsweise die erzählerische Hervorhebung einzelner Erlebnisse oder der Umgang mit bestimmten Erfahrungen, wie sie in Schritt zwei interpretiert wurden, wichtige Hinweise für die Analyse in Schritt drei liefern (in diesem Zusammenhang ist auch der Arbeitsschritt der Feinanalyse (s. u.) hervorzuheben).

Auf die Rekonstruktion der Fallgeschichte von Herrn Wellmann wird an dieser Stelle verzichtet. Sie findet sich in 8.1 und dient dort dem Einblick in die erlebte Geschichte von Herrn Wellmann.

7.4.2.4 Feinanalyse

In der Feinanalyse, die zu jedem Zeitpunkt der Auswertung vorgenommen werden kann, können einzelne Textstellen einer intensiven sequenziellen Analyse (*Feinanalyse*) unterzogen werden. Im Sinne Oevermanns geht es darum, die „latenten Sinnstrukturen des Textes zu entschlüsseln“ (Rosenthal 2014, 206). Dazu eignen sich Segmente, die sich beispielsweise den Forscher*innen nicht erschließen, die inhaltlich interessant erscheinen, Passagen, in denen Biografieträger*innen

⁷⁶ Zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Konstrukt einer Normalbiografie vgl. auch Kapitel 2.

auffallend emotional reagieren – oder in denen sie, trotz eines sehr emotionalen Themas, sehr gefasst wirkten. Den Gründen für die Auswahl bestimmter Passagen zur Feinanalyse sind keine Grenzen gesetzt (vgl. Rosenthal 2014, 206f).

Zu betonen ist, dass die jeweils analysierte Textstelle unabhängig von Interpretationen gelesen wird, die im Kontext anderer Textstellen gewonnen wurden. Im Mittelpunkt steht ausschließlich die Auslegung einer einzelnen Textstelle (vgl. Rosenthal 1987, 205).

Ähnlich der sequenziellen Text- und formalen Feldanalyse wird dann die zur Feinanalyse gewählte Textstelle nach kleinsten Sinneinheiten unterteilt und in der zeitlichen Abfolge des Textes interpretiert. Es geht darum, die objektive Bedeutungsstruktur einer Äußerung zu rekonstruieren, indem „zunächst Geschichten über möglichst vielfältige, kontrastierende Situationen“ kreiert werden, „die konsistent zu einer Äußerung passen, ihre Geltungsbedingungen pragmatisch erfüllen“ (Oevermann 1983, 236; zit. n. Rosenthal 1987, 206).

„Die Sequenzanalyse expliziert also die dem Subjekt bzw. dem Fall offenstehenden Möglichkeiten in einer gegebenen Situation, welche er auswählt und, im Fortgang der Analyse, welche systematischen Selektionen er vornimmt. Dadurch wird im Verlauf des Interpretationsprozesses die sie produzierende Struktur des Falles rekonstruiert.“ (Rosenthal 1987, 206)

Dazu wird zunächst die Auswahl der Textstelle begründet und diese dann anschließend inhaltlich in den Kontext der erlebten und den der erzählten Geschichte eingeordnet (vgl. Rosenthal 1987, 207f). Darauf folgt die eigentliche Feinanalyse der einzelnen Sinneinheiten: In einem ersten Schritt werden für diese verschiedene denkbare Kontexte entworfen, in denen sie Sinn machen. Diese Gedankenexperimente werden in einem nächsten Schritt mit dem tatsächlichen Kontext verglichen. In einem dritten Schritt werden die Implikationen der Sinneinheit für den nächsten Kontext entworfen, es geht also darum, die nächsten Handlungsmöglichkeiten der Erzähler*innen aufzuzeigen (vgl. Rosenthal 1987, 206ff).

Auf eine beispielhafte Feinanalyse einer Textstelle wird an dieser Stelle a) mit Blick auf den Umfang dieser Arbeit verzichtet und b) auch aufgrund der in 8.1 zu erwartenden Redundanzen Abstand genommen.

7.4.2.5 Kontrastierung von erzählter und erlebter Lebensgeschichte

Nachdem sowohl die Aufschichtung der Erzählung in der Interviewsituation als auch die Aufschichtung von Erfahrungen in der Lebensgeschichte der Biografieträger*innen rekonstruiert wurden, werden die beiden Darstellungs- und Erlebenaufschichtungen miteinander verglichen. Auf der Grundlage der bisherigen Ergebnisse werden Überlegungen angestellt, wie es zu den unterschiedlichen Darstellungsweisen kommen könnte. Dazu werden auch gezielt Textstellen aus dem Interview herangezogen, in denen auffallende Diskrepanzen zwischen Erzähltem und Erlebtem sichtbar werden. Ziel der Kontrastierung ist die Beantwortung der Frage, „welche biographischen Erfahrungen zu einer bestimmten Präsentation in der Gegenwart geführt haben“ (Rosenthal 2014, 207), und die Regeln für diese Präsentation zu dokumentieren.

Aus dieser Analyse lassen sich die jeweiligen Präsentationsinteressen der Biografieträger*innen ableiten. Diese stehen in einem engen, jedoch im Einzelfall unterschiedlich gerichteten Zusammenhang mit der Rekonstruktion der Lebensgeschichten, das heißt: Erlebte Geschichte und Präsentationsinteresse sind nicht zwingend kongruent, was sich in der Regel auch in der Textstruktur und in den sprachlichen Besonderheiten dokumentiert. Auch hier wurde auf ein Fallbeispiel verzichtet, da dieser Aspekt explizit für jedes Interview analysiert und dargestellt wird (vgl. 8.1.4; 8.2.4; 8.3.4).

7.4.2.6 Typenbildung

In den bisherigen Auswertungsschritten standen ausschließlich die Inhalte und Relevanzsysteme der Biografieträger*innen im Fokus. Das Forschungsinteresse der jeweiligen Erhebung wird erst im letzten Schritt der Auswertung an das Material herangetragen. Dazu werden die im Interview vorgefundenen Strukturen in Bezug auf das Erkenntnisinteresse rekonstruiert. Ausschlaggebend dafür, welchem Typus ein Fall zuzuordnen ist, sind nicht die äußerlichen Gegebenheiten (in dem vorliegenden Fall etwa die Lebensform) und auch nicht die einzelnen Bestandteile der Lebensgeschichte, sondern die *Regeln*, die einen Fall/eine bestimmte Lebensgeschichte erzeugen und die vielfältigen Bestandteile organisieren. Da jeder Einzelfall über seine manifesten, individuellen Inhalte hinaus auf latente Strukturen hinweist, ist eine Typenbildung am Einzelfall zulässig und möglich (vgl. Rosenthal 2014, 26).

Konkret erfolgt eine Typenbildung durch die „Rekonstruktion der konstituierenden Momente des einzelnen Phänomens in Absonderung von den situationsspezifischen, d. h. fallspezifischen Besonderheiten“ (Rosenthal 2014, 73f). Die Regeln der Genese des Falles, die mit Hilfe der fünf Auswertungsschritte rekonstruiert wurden, müssen nun auf die Fragestellung bezogen und angewendet werden. Dazu werden Aussagen identifiziert, die die Fragestellung betreffen, und im gesamten Lebenszusammenhang interpretiert. Auf diese Weise ist es möglich,

„einen Typus [zu, L. O.] konstruieren, der nicht nur die Oberflächenphänomene ... beschreibt, sondern auch den biographischen Verlauf erklärt, der zu dieser Präsentation führt, bzw. die Regeln angibt, die diese Darstellung hervorbringen.“ (Rosenthal 2014, 208)

Zur weiteren (theoretischen) Modellbildung werden dann kontrastive Vergleiche mit weiteren Fällen vorgenommen. Bei der Auswahl dieser Fälle ist jedoch im Vorfeld noch nicht klar, ob es sich tatsächlich um – bezogen auf den ‚Typus‘ – kontrastive Fälle handelt. Das theoretische Sampling, bei dem weitere Interviewpartner*innen mit Hilfe minimaler und maximaler kontrastiver Vergleiche gesucht werden, ist damit auf die Bewertung äußerer Ähnlichkeiten (Phänomene) beschränkt. Erst nach abgeschlossener biografischer Fallrekonstruktion werden Aussagen über den vorliegenden genetisch-strukturalen Typus möglich⁷⁷. Die Bestimmung eines Typus wird damit nicht aufgrund einer Häufigkeit oder aufgrund äußerer Elemente vorgenommen, sondern anhand der Grundstruktur, für die bereits ein Fall ausreicht (vgl. Schiek 2011, 82).

Unterschieden werden können sogenannte Idealtypen, die ein rein gedankliches Konstrukt auf der Grundlage der Typenbildung darstellen, und Realtypen, die sich im Gegensatz dazu an realen Fällen gleichsam konkreter aufzeigen lassen. Schiek (2011) betont, der Anspruch, „sich vollständig von den analysierten Fällen zu entfernen (Idealtypus)“ (82), sei sehr hoch, und plädiert daher für die Bildung von Realtypen. So kann es dank des Fallvergleichs und der Typenbildung gelingen, „über die reine Beschreibung gefundener Ausformungen, wofür Einzelfallbeschreibungen stehen können, zu einer theoretisch möglichen Erklärung zu gelangen“ (ebd., 83).

In der Auswertung der vorliegenden Erhebung wird in diesem Sinne auch nicht von einer ‚Typenbildung‘ gesprochen, da eine solche nicht das vorrangige Ziel dieser Arbeit ist. Vielmehr geht es gerade darum, *keine* ‚neuen‘ Typisierungen von Eltern beeinträchtigter Kinder vorzunehmen, sondern auf der rein rekonstruktiven Ebene die biografische Bedeutung des langen Zusammenlebens zu dokumentieren. Insofern kann die zusammenfassende Darstellung in Kapitel 10 am ehesten als die Präsentation der von Schiek (2011) beschriebenen ‚Realtypen‘ gewertet werden, nicht jedoch als eine Typenbildung im engeren Sinne Rosenthals (exemplarisch 2014).

⁷⁷ Dies begründet noch einmal die Abkehr vom von Rosenthal vorgeschlagenen Verfahren einer Globalanalyse zum theoretischen Sampling (vgl. Rosenthal 2014, 90f).

7.5 Grundlagen der Textanalyse

Rosenthal liefert mit ihrer biografischen Fallrekonstruktion eine gut strukturierte und den Ansprüchen interpretativer Sozialforschung bzw. der Biografieforschung gerecht werdende Auswertungsmethode. Die folgenden Grundlagen zur Textanalyse liefern weiteres wertvolles Handwerkszeug, um Rosenthals Ansatz umzusetzen, sie verweisen auf die notwendige „*Liebe zum Detail*“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, 97, Herv. i. O.):

„Facetten von narrativer Identität werden gerade auch in mikroskopisch anmutenden und allzu leicht übersehenen Merkmalen des sprachlichen Handelns im Interview hergestellt: in einer bestimmten Wortwahl, durch eine Konjunktion, die einen besonderen Zusammenhang herstellt, oder durch die Art und Weise, in der die Rede eines Geschichtenauteurs zitiert wird.“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, 97)

Darüber hinaus tragen sie zur intersubjektiven Nachvollziehbarkeit der Analysen und Interpretationen bei.

Die Einzelfallanalyse mit ihren einzelnen Arbeitsschritten, allen voran die Segmentierung und die Fallrekonstruktion, ist von wesentlicher Bedeutung

„für die späteren Arbeitsschritte der Ablösung vom Einzelfall und der Generierung von verallgemeinerbaren theoretischen Aussagen ... – Aussagen, die eben dann nicht mehr nur für die konkret betrachteten Fälle sondern für eine Vielzahl von Fällen Aussagekraft besitzen. In der differenzierten Analyse der fallinneren Ablaufdynamik werden Prozessverläufe, soziale Prozessmechanismen, Zusammenhänge, Bedingungsgefüge usw. sichtbar, die dann in den späteren Arbeitsschritten der Abstrahierung vom Einzelfall die Grundlage für die Erarbeitung von Kategorien und deren Überprüfung und Ausdifferenzierung in kontrastiven Vergleichen sind.“ (Detka 2005, 352)

7.5.1 Umgang mit Wissen

Für den ersten Auswertungsschritt nach Rosenthal, die biografische Analyse, sind Forscher*innen aufgefordert, sich gegenstandsbezogenes theoretisches und empirisches Wissen anzueignen, a) um sich ein Bild über die Ereignisse und Themen der Zeit zu machen und b) um einschätzen zu können, welche Auswirkungen diese entwicklungspsychologisch betrachtet auf die Biografieträger*innen haben könnten (vgl. Rosenthal 2014, 188). Lucius-Hoene & Deppermann (2004, 104ff) unterscheiden die folgenden Quellen, aus denen das für die Interpretation der Daten notwendige Wissen stammen kann – Wissen, das auch bei späteren Auswertungsschritten für die Analyse sehr hilfreich werden kann (vgl. dazu auch Rosenthal 1987, 150ff):

- **Alltagswissen**
Alltagswissen wird von Forscher*innen nicht eigens für die Analyse der Daten erworben, sondern liegt als „Weltwissen“ und „Interaktionswissen über Gesprächspraktiken“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, 104) vor. Es ermöglicht eine Verständigung über Sachverhalte (Weltwissen) und die Kommunikation an sich (Interaktionswissen).
- **Ethnografisch-historisches Wissen**
Diese Wissensquelle betrifft die jeweilige Umwelt, das Milieu, aber auch den geschichtlichen Kontext, aus dem und über den Biografieträger*innen erzählen. Als konkrete Wissensquellen bieten sich historische oder kulturelle Dokumente und Berichte an (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, 104f).
- **Wissen über sprachlich-kommunikative Phänomene und Verfahren der Herstellung narrativer Identität**
Kenntnisse über sprachlich-kommunikative Phänomene sowie damit verbunden das Wissen über Instrumente, diese aufzufinden, zu beschreiben und zu interpretieren, vertiefen die im

Alltagswissen bereits vorhandenen Kenntnisse über das Interaktionswissen von Gesprächspraktiken (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, 105). Diese Wissensquelle ist von besonderer Bedeutung im Kontext der Herausforderung, den Text in seine Sinneinheiten (Segmente) aufzugliedern und daraus Schlüsse für die weitere Interpretation zu ziehen. Aus diesem Grund werden in 7.5.2 und 7.5.3 die Aspekte der Textsortenbestimmung und der Textsegmentierung ebenfalls skizziert.

- Theoretisches Wissen

Lucius-Hoene & Deppermann (2004, 103f) warnen davor, theoretisches Wissen wie beispielsweise aus Psychologie und Soziologie zu früh im Auswertungsprozess anzuwenden und so die Interpretation voreingenommen in eine bestimmte Richtung zu lenken. Gegen Ende der Auswertung wird dieses Wissen jedoch sehr hilfreich, wenn es um die Verdichtung von Interpretationen auf einer abstrahierenden Ebene geht. Hier kann es in der Auswertung auf wichtige Zusammenhänge aufmerksam machen und die Qualität der Interpretation erhöhen.

7.5.2 Textsortenbestimmung

Zur Analyse des Materials ist es notwendig, die Textsorten zu bestimmen, derer sich Biografieträger*innen im Interview bedienen. Unterschieden werden – wie unter 7.3.1 bereits kurz erwähnt, die Erzählung, die Beschreibung und die Argumentation. Der folgende Abschnitt liefert eine detaillierte Auseinandersetzung mit den jeweiligen Darstellungsformen auf der Grundlage der Ausführungen von Lucius-Hoene & Deppermann (2004)⁷⁸. Dies geschieht vor dem Hintergrund der Erkenntnis, dass eine intensive und kleinschrittige Analyse des erhobenen Materials mit Hilfe dieses ‚Handwerkszeugs‘ eine überaus geeignete Annäherung an das Material im Sinne der Auswertungsmethode, genauer: in Bezug auf den Schritt der Segmentierung, aber mindestens ebenso in Bezug auf die Text- und thematische Feldanalyse (vgl. Kapitel 7.4.2) gewährleistet.

Erzählungen

Als Erzählungen werden Äußerungen gewertet, in denen die Biografieträger*innen im weitesten Sinne Geschehnisse beschreiben. Dies kann mit unterschiedlich ausgeprägtem Engagement und unterschiedlich detailliert geschehen:

- Szenisch-episodisches Erzählen

Beim szenisch-episodischen Erzählen handelt es sich um den „Prototyp“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, 146) des Erzählens. Eine Szene wird entsprechend ihrer Dramatik wiedergegeben, Biografieträger*innen agieren, als befänden sie sich wieder in eben dieser Situation. Eine Erzählung, die im szenischen Präsens vorgetragen wird, ist in der Regel von besonderer Bedeutung für Biografieträger*innen und kreist um Zusammenhänge, die den weiteren Verlauf des Lebens wesentlich beeinflusst haben.

Neben diesem Hinweis auf inhaltliche Bedeutsamkeit transportiert eine szenisch-episodische Erzählung im Interview auch immer den Hinweis, dass Biografieträger*innen sich hier aktiv um eine attraktive Gestaltung der Situation bemühen: Mit Hilfe des Spannungsbogens werden Zuhörer*innen motiviert, den Erzählungen zu folgen. Küsters (2009) formuliert in diesem Zusammenhang den Hinweis, dass ein narratives Interview zur Ko-Konstruktion von Identität durch die Interviewsituation führe (vgl. ebd., 38). Hinweise darauf, dass sich der Interviewte in der Situation bewusst ‚in Szene setzt‘, müssen in der Auswertung besonders beachtet werden (vgl. dazu auch gesondert Kapitel 7.6).

78 Für einen guten tabellarischen Überblick vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, 156f).

Neben dieser prototypischen ‚Reinform‘ einer Erzählung stehen weitere erzählerische Stränge, die aber nur Bestandteile einer Erzählung enthalten.

- Illustrierendes Erzählen

Lucius-Hoene & Deppermann (2004, 153) weisen darauf hin, dass manche Äußerungen nur scheinbar die Kriterien für eine szenisch-episodische Erzählung erfüllen, bei genauerer Analyse aber eher der Funktion gerecht werden, allgemein gültige Sachverhalte zu veranschaulichen, indem eine dafür typische Abhandlung erzählt wird. Hilfreich bei einer solchen Unterscheidung ist, dass beim ‚illustrierenden Erzählen‘ (vgl. Schwitalla 1991; zitiert nach Lucius-Hoene & Deppermann 2004, 153) „[h]andelnde Personen, zeitliche und örtliche Referenz ... vage [bleiben, L. O.] oder allgemein nach Rollen oder Gruppenzugehörigkeiten kategorisiert [werden, L. O.]; die ausgeführten Handlungen erscheinen typisiert“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, 153).

- Berichtende Darstellung

Häufiger als den erzählerischen Prototyp findet man in Interviews die berichtende Darstellung, die auch zur Familie der Erzählungen gehört.

Sie ist charakterisiert durch einen zusammenfassend-retrospektiven Blick, also eine Perspektive, die gleichzeitig weitere, darauf aufbauende Erfahrungen und deren Reflexion zusammenfasst. Große Zeiträume können auf diese Weise entsprechend dem Kondensierungszwang dargestellt werden. Zuhörer*innen werden über die wichtigsten Daten und Details in Kenntnis gesetzt.

Auch hier können erzählende Akteur*innen im Interview ihre (innere) Entwicklung beschreiben, allerdings weniger re-inszenierend und weniger dramatisch als vielmehr nüchtern und berichtend.

- Chronikartige Erzählung

Eine Erzählung wird als chronikartig beschrieben, wenn große biografische Abschnitte chronologisch und nicht zwingend inhaltlich miteinander verbunden aneinandergereiht werden. Dramaturgische Höhepunkte oder Hinweise auf eine besondere Bewertung einzelner dieser Lebensphasen gibt es nicht. Zuhörer*innen sollen in Kenntnis gesetzt werden über biografische Informationen, allerdings werden die Bedeutungen dieser Daten vorenthalten.

Beschreibungen

Beschreibende Passagen sind im Vergleich zu erzählerischen Abschnitten sehr unauffällig. Häufig handelt es sich dabei auch nur um kurze Satzteile oder kürzere satzübergreifende Zusammenhänge.

Beschreibungen stellen „zeitunabhängige Merkmalszuschreibungen“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, 160, Herv. i. O.) in den Mittelpunkt der Betrachtung – auf diese Weise lassen sie sich in der Analyse von Erzählungen abgrenzen.

Die Bedeutung von Beschreibungen liegt darin, dass Biografieträger*innen in ihnen Welt- und Selbsterfahrungen auf das Wesentliche zusammengefasst wiedergeben. Sie beschreiben ihre Lebenswelt, die Dinge, die darin eine Rolle spielen, und wie sie funktionieren.

Dabei stehen Eigenschaften von Personen und typisierende Handlungen im Mittelpunkt des Interesses.

Argumentationen

Im Interview kann es zu Situationen kommen, in denen Biografieträger*innen vermuten, Zuhörer*innen hätten den Inhalt nicht verstanden. Das kann sich beispielsweise auf eine bestimmte Entscheidung beziehen, von der gesprochen wurde, oder auf Geschehnisse, deren Zusammen-

hang Interviewer*innen augenscheinlich nicht rekonstruieren können. Möglicherweise interpretieren Biografieträger*innen auch (nonverbale) Äußerungen oder Notizen der Interviewer*innen als eine Einschätzung der erzählten Situation, die sie gerne korrigieren möchten. In diesen Momenten können Erzähler*innen auf Argumentationen zurückgreifen, mit denen sie sich erklären, begründen oder rechtfertigen.

Argumentationen sind aber auch geeignet, eine Distanz zum Erlebten und eigenen Handlungen herzustellen. So verweisen sie möglicherweise auch auf emotional belastende Erinnerungen bzw. lebensgeschichtliche Details und legen damit eine Feinanalyse der Textpassage nahe.

Textsorten sind, wie erwähnt, im Einzelfall nicht immer trennscharf. Letztlich bleibt es der Bewertung der Forscher*innen überlassen, welcher Textsorte sie einzelne Passagen zuordnen. Im Sinne der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit der Forschung erfordert die Komplexität der Textsortenbestimmung und -interpretation auf Seiten der Forscher*innen eine hohe Aufmerksamkeit und die Fähigkeit, Ideen zu ordnen und zu explizieren, um sie für Außenstehende nachvollziehbar zu machen (vgl. Kapitel 7.4).

7.5.3 Segmentierung des Materials

Textsegmente stellen Sinneinheiten dar, die zeitlich oder thematisch miteinander verbunden sind. Interviews setzen sich in der Regel aus mehreren Sinneinheiten zusammen, deren Analyse wichtige Hinweise für die weitere Auswertung (vgl. Kapitel 7.4) liefern kann. Aus diesem Grund werden hier sogenannte Gliederungsmarkierer beschrieben, die zur Auseinandersetzung mit Textsegmenten notwendig sind. Als ein Gliederungsmarkierer gilt übrigens auch der Wechsel der Textsorte (s. o.). Sie weisen auf einen Wechsel der Mitteilungsabsicht der Erzähler*innen hin, die es in der weiteren Auswertung genauer zu analysieren gilt (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, 141).

Es gibt eine Vielzahl von Gliederungsmarkierern für neue Sinneinheiten innerhalb eines Transkripts. Diese Signale kündigen das Ende einer Erzähleinheit bzw. den Beginn einer neuen Erzähleinheit an. Diese Hinweise können sowohl sprachlich als auch parasprachlich ausgewiesen sein. Lucius-Hoene & Deppermann (2004, 110f) unterscheiden folgende Gliederungsmarkierer:

- Rahmenschaltelemente

Rahmenschaltelemente sind Verbindungen wie „als nächstes“ oder „und dann“, die deutlich machen, dass nun eine neue zeitliche Einheit beginnt.

Abstracts

Ein Abstract ist eine inhaltliche Zusammenfassung dessen, was Biografieträger*innen im Anschluss detailliert erzählen werden.

„Wir haben (.) w-wie eine normale Familie, haben wir zusammen gelebt (.) ne?“ (Dammann 14f)

- Präambeln

Anders als im Abstract bewerten Biografieträger*innen in einer Präambel bereits im Voraus das Gesagte.

„...und dann war *das* (.) so einigermaßen vergessen, dann kam der *nächste* Hammer. @(.)@“ (Worthmann 1084)

- Metanarrative Ankündigungssphrasen

Eine weitere Form, Erzählungen anzukündigen, sind die metanarrativen Ankündigungssphrasen. In ihnen beschreiben Biografieträger*innen nicht inhaltlich, was die Zuhörenden erwartet, sondern sie kündigen lediglich an, jetzt eine Geschichte bzw. eine Anekdote zu er-

zählen. Mit einer solchen Phrase wird kurzzeitig die Ebene der Erzählung verlassen und auf eine Metaebene abgehoben. „(.) [verblüfft] ‚oh das hab ich ja noch gar nicht erzählt? @(.).@“ (Worthmann 1382f)

- Orientierungshinweise

Mit Orientierungshinweisen wird mit Hilfe örtlicher oder zeitlicher Beschreibungen auf neue Schwerpunkte hingewiesen. Von Rahmenschaltelementen („und dann“, „als nächstes“) unterscheiden sie sich, indem sie spezifischere Aussagen über Zeit und Ort machen, beispielsweise

„Ja, und dann, voriges Jahr (2) in das war Ende Februar, Simone war auch zu Hause, die hatte auch ne Bronchitis gehabt. (.) Und äh wie *Simone* mit de Bronchitis fertig war, fing ich damit an. Hatte ich auch n paar Tage hohes Fieber“ (Worthmann 713ff)⁷⁹.

- Sinkende Intonationskurven und Sprechpausen

Das Ende einer Erzähleinheit ist häufig durch sinkende Intonationskurven und Sprechpausen markiert. Auffallend lange Sprechpausen können ein Hinweis darauf sein, dass das Erzählen der Geschichte eine emotionale Herausforderung dargestellt hat und eine Pause notwendig ist, um sich davon zu erholen bzw. zu distanzieren.

Evaluierende/ergebnissichernde Schlusskommentare

Eine weitere Möglichkeit, das Ende eines Segments zu betonen, sind Kommentare, die das Gesagte noch einmal bewertend zusammenfassen. Für die Auswertung sind diese stilistischen Mittel von großem Interesse, da Biografieträger*innen hiermit signalisieren, wie ihre Geschichte bewertet werden soll: „Das war wirklich, das war [pustet aus] meine *schlimmste Zeit im Leben* bald, könnte ich bald sagen“ (Worthmann 670f).

- Metanarrative Schlussfolgerungen

Wie bei den metanarrativen Ankündigungssphrasen kann der Biografieträger natürlich auch am Ende einer Erzähleinheit die Ebene der Geschichte verlassen und mitteilen, dass eine bestimmte Erzähleinheit oder aber auch ein geschlossener Interviewteil von seiner Seite nun beendet ist. „Joah, was noch? Wat ham se noch?“ (Köhne 557).

Die mit Hilfe dieser Gliederungsmarkierer identifizierten Segmente stehen zueinander in einer bestimmten hierarchischen Beziehung von Haupt- und Nebenerzähllinien (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, 111ff), die ebenfalls für die Auswertung von erheblicher Bedeutung ist (vgl. Kapitel 7.5), da sie dabei unterstützen, den Text in Sinneinheiten zu gliedern und damit beispielsweise die Identifikation von Thema und thematischem Feld genauer zu begründen:

- Suprasegmente

Ein ‚Suprasegment‘ beschreibt einen größeren, verbindenden Zusammenhang zwischen kleineren Erzähleinheiten, ein gemeinsames Thema, zu dem verschiedene Anekdoten erzählt werden, oder eine bestimmte ereignisreiche Zeit, aus der unterschiedliche Erlebnisse erzählt werden.

- Segmente

Ein Segment ist ein abgrenzbarer Erzählteil, der Bestandteil eines größeren Suprasegments sein kann, der aber auch für sich alleine genommen gelten kann.

Nicht jedes Segment muss Teil eines übergeordneten Suprasegments sein.

79 Es ist unwahrscheinlich, dass diese Daten tatsächlich „rein zufällig“ im Gedächtnis verhaftet geblieben sind. Es ist eher denkbar, dass es sich dabei um wichtige Daten handelt oder um eine Geschichte, die der Biografieträger schon häufiger erzählt hat und er sich deswegen gut an die Daten erinnern kann. Dies weist auf einen hohen Bedeutungswert hin und legt eine Feinanalyse der entsprechenden Textpassage nahe.

- **Subsegmente**
Ein Subsegment ist ein Bestandteil eines Segments, dessen Anfang oder Ende sich durch Gliederungsmarkierer innerhalb eines Segments gesondert ausweisen lässt.
Wie lang Supra-, Sub- und Segmente jeweils sind und welche Einteilung vorgenommen wird, kann in verschiedenen Interviews sehr unterschiedlich sein, abhängig davon, wie zusammenhängend und komplex Biografieträger*innen ihre Geschichten erzählen. Forscher*innen sind aufgefordert, sich bei der Analyse nicht nur auf äußere Merkmale zu verlassen, sondern dabei auch die inhaltlichen Aspekte einer Geschichte im Zusammenhang entsprechend zu interpretieren.
Wichtig ist, dass dabei die Vorgehensweise der Analyse und der Interpretation vorliegt und so eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit gewährleistet ist.
- **Haupt- und Nebenerzähllinien**
Die Unterscheidung von Haupt- und Nebenerzähllinien kann sehr hilfreich sein, wenn es darum geht, verschachtelte Erzählungen, in denen Biografieträger*innen häufiger den Fokus wechseln, zu sortieren und die einzelnen Bestandteile zuzuordnen.
- **Drehscheibensätze**
Als ‚Drehscheibensätze‘ werden Formulierungen bezeichnet, mit denen gleichzeitig Segmente aus- und eingeleitet werden. Mit dem Satz „Aber ich freue mich, dass ich meine Tochter noch habe, das ist n **großes** Glück auch. (Fischer 1869f) schließt Frau Fischer ein Suprasegment ab und führt gleichzeitig in ein neues ein.

7.6 Kritische Gedanken zur Biografieforschung

Bis hierher standen die Vorzüge und Chancen biografischer Forschung im Kontext der vorliegenden Forschungsarbeit im Mittelpunkt. Nicht übersehen werden dürfen dabei aber auch die verschiedenen Herausforderungen, die mit der gewählten Forschungsrichtung verbunden sind. Diese beziehen sich auf kritische Fragen zur erzählerischen Ko-Produktion der Datengrundlagen durch Forscher*innen, auf die Machtverhältnisse zwischen Interviewer*innen und Interviewten sowie auf die Subjektivität der Forscher*innen im Kontext der Auswertung. All diese Aspekte stellen die Eignung biografischer Forschung für das vorliegende Erkenntnisinteresse nicht in Frage, bedürfen jedoch einer intensiven Reflexion und Diskussion, um einen „selbstkritischen und selbstreflexiven Umgang in allen Phasen des Forschungsprozesses“ (Siouti 2018) zu gewährleisten.

Asymmetrische Beziehung in der Interviewsituation

Die Interviewsituation ist geprägt von einer besonderen Ungleichheit der Interaktionsbeteiligung: Interviewer*innen gehen schon mit einem gewissen Wissensvorsprung in die Interviewsituation hinein: Sie kennen die Einstiegsfrage, sie haben ein Vorwissen und eine gewisse Haltung gegenüber dem Gegenstand, den sie untersuchen, aus dem sie ein bestimmtes Erkenntnisinteresse abgeleitet haben. Dieses Erkenntnisinteresse haben sie zwar im Vorgespräch mitgeteilt, aber über die Hintergründe bleiben die Interviewpartner*innen in der Regel ein Stück weit im Unklaren. Und auch während der Interviewsituation setzt sich die dominierende Position der Interviewer*innen fort, die über ein „einseitiges und extensives Fragerecht“ (Deppermann 2013) verfügen, die die Themen steuern dürfen (selbst dann, wenn Relevanzen der Erzähler*innen zur Basis der weiteren Fragestellung gemacht werden) und die nicht zuletzt zu größtmöglicher Neutralität und Verzicht auf persönliche Stellungnahmen verpflichtet sind.

Interviewpartner*innen haben demgegenüber ein „monologisches Rederecht“ (Deppermann 2013) in Bezug auf die vorgegebenen Themenbereiche, das sie jedoch in eine sozial unbekanntere Welt katapultiert: Äußerungen in Bezug auf Verständlichkeit und Verstehen, auf Zustimmung und Widerspruch bleiben ihnen vorenthalten, auf Ergänzungen im Sinne eines ‚etwas Ähnliches habe ich auch erlebt‘, mit dem ein sozialer Vergleich und eine Annäherung aneinander stattfindet, wird verzichtet, und so kommt es zu einem „Bruch der Alltagsgepflogenheiten [in Bezug auf die, L. O.] ... Herstellung von Intersubjektivität“ (Deppermann 2013). Dies kann erzählfördernd sein, falls Interviewpartner*innen es als Entlastung empfinden, nicht auf ein Verständnis hinarbeiten zu müssen (etwa im Sinne des freien Assoziierens in der Psychotherapie), es kann „aber auch verunsichern und dazu führen, dass expressive Fähigkeiten der Befragten nicht zum Tragen kommen, da sie an andere, vertrautere Routinen von Interaktionspraxis gebunden sind“ (Deppermann 2013).



Dies kann in Bezug auf das Interview mit Herrn Köhne vermutet werden, der sich über weite Strecken des Interviews aus seiner Rolle des Befragten befreit, indem er mich als Interviewerin in meiner Rolle als Mitarbeiterin der WfbM⁸⁰ zu langjährigen Mitarbeiter*innen und Akteur*innen der WfbM befragt. Mit Hilfe der Rolle des informiert Fragenden und Führenden scheint sich Herr Köhne seine Souveränität zurück zu erarbeiten (vgl. dazu auch Siouti 2018). Dieser Aspekt wird eingehend in der Falldarstellung des Interviews in Kapitel 8.2.5 diskutiert. ◀

Zugleich wird die Beziehung zwischen Interviewer*innen und Interviewten auch von gegenseitigen Zuschreibungsprozessen beeinflusst, die ihrerseits Einfluss nehmen auf die Konstruktion der Lebensgeschichte (vgl. Rosenthal 1987, 141). Damit ist nicht nur die Orientierung der Interviewten am Forschungsinteresse der Interviewer*innen gemeint, sondern auch ein Agieren, das auf den jeweils „vermuteten Wissensstand, ... Interessen, Identität und Emotionen“ (Deppermann 2013), Haltungen, Alter oder Reife des jeweils Anderen abgestimmt ist⁸¹.



Mit Blick auf die vorliegenden Interviews handelt es sich hier möglicherweise um Zuschreibungen in Bezug auf das Alter (hochaltrige Interviewpartner*innen und ich als eine kinderlose Interviewerin Anfang 30), auf Rollenbilder von Vater und Mutter, auf Annahmen das Leben mit einem erwachsenen beeinträchtigten Kind betreffend (möglicherweise auch, da mir die erwachsenen Kinder bekannt waren, in Bezug auf ihr Kind im Besonderen), auf Familienleitbilder, auf Karriereabsichten, auf die Zugehörigkeit zum System ‚Werkstatt‘ mit seiner mitunter ambivalenten Bedeutung etc. ◀

Hinweise auf Zuschreibungsprozesse *auf beiden Seiten* werden in der jeweiligen Auswertung expliziert.

*Ko-Produktion des Interviews durch Interviewer*innen*

Ganz gleich, ob Interviewer*innen am Ende auch die auswertenden Forscher*innen sind oder ‚nur‘ an der Erhebung der Daten beteiligt waren: Sie repräsentieren für die Biografieträger*innen das Erkenntnisinteresse, an dem sich diese mit ihrer Erzählung zumindest zu Beginn unweigerlich orientieren. Andersrum betrachtet könnte man auch sagen: Interviewpartner*innen „werden von vornherein in Bezug auf eine Identität angesprochen, die bestimmte Relevanzen und Erwartungen setzt“ (Deppermann 2013), unabhängig davon, ob diese im Alltag tatsächlich

80 Die Autorin arbeite zum Zeitpunkt der Erhebung jeweils in Teilzeit in zwei Projekten – einem wissenschaftlichen Projekt an einer Hochschule und einem praxisorientierten Projekt an einer Werkstatt für behinderte Menschen.

81 Die vorgenommene Abstimmung enthält ihrerseits wiederum vielfältige Hinweise über Stereotype und Bilder vom ‚Anderen‘ und von sich selbst und wäre selbst ein ideales Forschungsobjekt, quasi eine ‚Forschung in der Forschung‘.

relevant sind. Diese Erwartung ist ein Aspekt, durch die Interviewer*innen bzw. Forscher*innen das Material beeinflussen.

Gleichzeitig sind Interviewer*innen mit ihrer ganzen Subjekthaftigkeit im Interview präsent, sie sind *nicht* „alterslos, geschlechtslos, geruchslos, farblos, ohne sozial-differenten Habitus etc.“ (Breuer 2003) und damit nicht austauschbar in dem Sinne, dass andere Interviewer*innen mit derselben Einstiegsfrage dieselben Geschichten evoziert hätten.

Die vorliegenden Daten sind unter Ko-Produktion einer deutlich jüngeren Interviewerin entstanden, die selbst weder kognitiv beeinträchtigte Angehörigen hatte noch die Rolle „Elternteil“ mit den Erzähler*innen teilte. Zusätzlich war sie zu diesem Zeitpunkt mit einer weiteren Teilzeitbeschäftigung in den WfbM-Standorten aktiv, in denen die erwachsenen beeinträchtigten Kinder der befragten Elternteile beschäftigt waren.



„Haben Sie Kinder?“ und „Haben Sie denn selbst einen ‚Behinderten‘ in der Familie?“ waren zwei Fragen, die mir im Vorgespräch mehrerer Interviews von den Elternteilen gestellt wurden. Meine verneinende Antwort habe ich mit dem Verweis ergänzt, viel Verständnis für das lange Zusammenleben der Familien zu haben, das vermutlich, wäre meine Herkunftsfamilie in einer vergleichbaren Situation, auch den eigenen familiären Lebensentwurf darstellen würde. Auf diese Weise habe ich explizit eine Identifikation mit den Familien hergestellt in der Hoffnung, dass sie diese als anerkennend und respektierend erleben, ein Vertrauensverhältnis zu mir aufbauen können und einer weiteren Zusammenarbeit zustimmen. Gleichzeitig habe ich damit natürlich auch Einfluss auf die Ausrichtung der Erzählung genommen, sie in gewissem Sinne manipuliert bzw. ko-produziert⁸². ◀

Gleichzeitig kann die Ko-Produktion auch einer Ko-Verschleierung entsprechen. Dies ist z. B. dann der Fall, wenn Erzählungen auf Erzählwiderstände hinweisen, die eine mehr oder weniger akute Bedrohung für Biografieträger*innen darstellen (zum Beispiel im Kontext von traumatischen Erfahrungen). Interviewer*innen, die diesen Erzählwiderstand bemerken und intuitiv deuten (das heißt mit Blick auf angstauslösende Inhalte etc.), neigen in der Regel dazu, diesen Widerständen nachzugeben und nicht nachzufragen⁸³.

Möglicherweise berühren die Erzählungen aber auch Verletzungen oder Verwundungen auf Seiten der Interviewer*innen (vgl. Siouti 2018), was ebenso bewirken kann, dass diese nicht zu Vertiefungen dieser thematischen Aspekte motivieren. Auch dadurch wird ein Interview ko-produziert, hier nur mit Blick auf die Produktion von Leerstellen, die aber, wie bereits erwähnt, stets auf eine besondere Funktion hinweisen (vgl. dazu auch Mannheim 1928).

Zum methodischen Umgang mit ‚Wahrheiten‘ in erzählten Lebensgeschichten

Ganz gleich, im Kontext welchen Themas ein narratives Interview stattfindet, Biografieträger*innen stehen in der Erzählsituation unter einem gewissen „Legitimationsdruck“ (Rosenthal 1987, 141), denn sie sehen sich aufgrund der stattfindenden Zuschreibungsprozesse (als Interviewpartner*in wird mir zugeschrieben, mit dem interessierenden Thema in irgendeiner Weise

82 Und noch ein weiterer Aspekt darf nicht unerwähnt bleiben: Die vorliegende Arbeit hat einige Jahre in Anspruch genommen – Jahre, in denen sich auch die Autorin weiterentwickelt hat. Die biografischen Erfahrungen haben auch immer wieder zu veränderten Sichtweisen auf die Interviews geführt. Auch dies ist Teil der Ko-Produktion der Ergebnisse durch die Forscher*innen.

83 Loch (2008) und Rosenthal (2002a) verweisen auf qualifizierte Interviewschulungen, auf fundierte Ausbildungen, in denen der Umgang mit Situationen wie diesen geschult wird. Sie betonen, dass es durchaus wichtig ist, zu signalisieren, dass ‚sozial konstituierte Schweigegebote‘ in Bezug auf die erlittenen Traumata gebrochen werden dürfen (vgl. Loch 2008), selbstverständlich ohne diese Inhalte vorsätzlich zu explizieren. Das Recht, über die eigene Geschichte zu erzählen, bleibt bei den Biografieträger*innen und muss von den Interviewer*innen in jedem Fall geachtet werden.

in Verbindung zu stehen⁴) aufgefordert, sich zum Thema zu positionieren. Entsprechend stehen Erzählungen, die eng mit diesem Thema, dem im Vorgespräch kommunizierten Erkenntnisinteresse, verknüpft sind, häufig zu Beginn der Haupterzählung (vgl. Rosenthal 1987, 121). Wenn es gelingt, größere autobiografische Erzählungen hervorzulocken, bewegen sich die Gesprächspartner*innen jedoch mit der Zeit weg von diesen Fokussierungen und legen den Schwerpunkt auf die für sie relevanten Bereiche, hier greifen die bereits erwähnten Zugzwänge des Erzählens (vgl. Schütze 1976).

Gleichzeitig ist es das natürliche Bestreben der Erzähler*innen, sich in einem für sie möglichst positiven Licht darzustellen, schambesetzte Themen so gut es geht zu vermeiden, sie auszulassen oder zu retuschieren (vgl. u. a. Rosenthal 1987, 120). Mit Blick auf die vorliegende Studie könnte sich dies möglicherweise auf Erzählungen beziehen, die herausfordernde Situationen des häuslichen Zusammenlebens betreffen (zwischenmenschliche Konflikte zwischen Partner*innen, zwischen Eltern und erwachsenen Kindern, der erwachsenen Kinder untereinander, Belastungen durch Pflege oder eigenes Älterwerden etc.), finanzielle Nöte, Enttäuschungen etc. In narrativen Interviews ist also immer von Reinterpretationen der Lebensgeschichte und bewussten Verfälschungen auszugehen, die bei entsprechender Aufmerksamkeit mitunter schon im Interview bemerkt werden können und auf die mit Hilfe entsprechender Fragetechniken reagiert werden kann. Rosenthal rät jedoch ausdrücklich zur Vorsicht bei der Konfrontation mit potenziellen Verfälschungen: *Zu* deutliche Hinweise auf wahrgenommene Widersprüche beeinflussen die Vertrauensbasis und können im weiteren Verlauf des Interviews zu mehr Legitimationen führen, das Kontrollbedürfnis vergrößern und damit den Erzählfluss nachhaltig hemmen (vgl. Rosenthal 1987, 126). Zudem können nachträglich Archivauskünfte eingeholt und mit den Selbstaussagen der Interviewer*innen verglichen werden (vgl. Rosenthal 2002b, 217). Hier befinden sich Forscher*innen allerdings auf einem schmalen Grat, der schnell zu einem „gravierenden methodischen Irrtum“ (ebd., 219) führt, nämlich dem Versuch, die Wahrheit in den Aussagen zu überprüfen, also der ‚objektiven‘ Wahrheit auf den Grund zu gehen. Dies ist jedoch ausdrücklich *nicht* das Ansinnen und das Ziel von Biografieforschung: Stattdessen ist es in Bezug auf biografische Widersprüche ihre Aufgabe, die Bedeutung und die Funktion der Inkonsistenzen für die Biografieträger*innen selbst zu rekonstruieren (vgl. ebd., 223), was eng mit der Rekonstruktion der Regeln der Genese des Falls zusammenhängt (vgl. Rosenthal 2014). Rosenthal geht damit von der potenziellen Gleichzeitigkeit mehrerer Wahrheiten aus: der erlebten und der erzählten Wahrheit bzw. besser: Wirklichkeit (vgl. Rosenthal 2002b, 233).

Mit dem narrativen Interview sind folglich besondere zwischenmenschliche Spannungsfelder in der Erhebungsstruktur verbunden, die es zu beachten und zu reflektieren gilt. Dennoch kann es nicht die methodische Vision sein, Spannungsfelder durch eine ‚neutrale‘ Beziehung aufzuheben: Erzähler*innen dürfen nicht auf eine Funktion als „Datenträger“ (Loch 2008) reduziert werden, im Gegenteil: Für eine autobiografische Großerzählung ist ein Mindestmaß an Vertrauen und Vertrautheit notwendig, das auf Interaktion und damit auf Beziehungsgestaltung angewiesen ist.

„Fälle sind eben nicht nur ‚Fälle‘, sondern auch Personen und Personengruppen mit je eigenen Geschichten. Bei aller wissenschaftlichen Distanz schiebt sich vor den Fall die personale Beziehung, ohne die ein lebensgeschichtliches Interview [...] nicht zu haben ist.“ (Hildenbrand 1999, 274f)

8 Darstellung der Ergebnisse auf der Ebene des Einzelfalls

Dieser Ergebnispräsentation geht die intensive Auswertung nach Rosenthal (exemplarisch 2014) voraus, die hier nicht in ihrem vollen Umfang dargestellt werden kann. Die hier vorgenommene Darstellung dient einer Komprimierung der Ergebnisse und kann nicht den Anspruch erfüllen, *allen* strukturellen und inhaltlichen Besonderheiten, die in der Auswertung aufgezeigt werden konnten, nachzugehen. Dies würde den Rahmen dieser Arbeit bei Weitem übersteigen.

Die Schwerpunkte der einzelfallbezogenen Auswertung bilden

- die Rekonstruktion der Fallgeschichte,
- die Interpretation biografischer Handlungsschemata, Krisen und (Ver-)Wandlungen,
- die Analyse der jeweiligen Textstrukturen und sprachlichen Besonderheiten
- sowie die Diskussion des jeweiligen Präsentationsinteresses.

Für die im Detail vorgenommene Untergliederung und thematische Fokussierung der Ergebnisse sind die jeweils fallinternen Strukturen ausschlaggebend. Die Ähnlichkeit der einzelnen Überschriften ist zwar deutlich erkennbar, sie werden aber für den jeweiligen Einzelfall individualisiert. Dies wird der Logik des Einzelfalls gerecht.

Gerahmt wird diese Darstellung jeweils durch die einführende Darstellung der Gesprächssituation und des Gesprächsverlaufs sowie durch eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse am Ende einer Falldarstellung.

Bei dieser Form der Darstellung kommt es unweigerlich zu einzelnen Redundanzen: Elemente der Fallrekonstruktion sind ebenso Bestandteil biografischer Handlungsschemata, Krisen oder (Ver-)Wandlungen. Da eine Diskussion dieser Aspekte aber ohne eine Rekonstruktion der Fallgeschichte nicht nachvollziehbar und daher nicht vertretbar ist, werden diese Redundanzen in Kauf genommen: Nur so kann eine kritische Auseinandersetzung mit einem derartig umfangreichen Materialkorpus (Interview- und Auswertungsmaterial) gewährleistet werden.

Deutlich sei an dieser Stelle noch einmal darauf verwiesen, dass von den fünf geführten Interviews nur drei Eingang in die vorliegende Arbeit finden. Dies ist dem Bestreben geschuldet, den Umfang dieser Arbeit nicht über Gebühr zu strapazieren: Die Darstellung der Ergebnisse verlangt allein schon aufgrund des reinen Umfangs des erhobenen Materials eine sehr intensive Darstellung und führt damit zu einer massiven Ausweitung der Seitenzahlen, um eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse zu garantieren.

8.1 Herr Wellmann: „Im Grunde genommen ist es, ja, ist es in unserer Familie sehr gut gelaufen“ (885f)

8.1.1 Gesprächssituation und -verlauf

Der Kontakt zu Herrn Wellmann wurde mit Hilfe eines Mitglieds der Steuerungsgruppe des Projekts hergestellt. Herr Wellmann war der erste Interviewpartner, mit dem ein narratives Interview geführt wurde. Das Interview wurde von zwei Interviewerinnen geführt und fand bei Herrn Wellmann zu Hause statt.

Herr Wellmann ist zum Zeitpunkt des Interviews 75 Jahre alt und lebt in einem städtischen Einfamilienhaus. Seine Frau ist knapp vier Monate vor dem Interview nach langer Krankheit verstorben. Seine Tochter ist nach dem Tod der Mutter in ein Wohnheim in unmittelbarer Nähe ihres Vaters gezogen. Sein Sohn lebt etwa anderthalb bis zwei Autostunden entfernt in einer größeren Stadt. Herr Wellmann hat eine akademische Ausbildung und war bis zu seiner Verrentung in einem technischen Beruf tätig.

Das Interview dauerte etwa anderthalb Stunden, die Eingangserzählung gut fünfzehn Minuten. Die Gesprächsatmosphäre ist sehr von der Trauer um seine vor knapp vier Monaten verstorbene Ehefrau geprägt, mehrfach im Interview wechselt er auf eine metanarrative Ebene und erklärt seine Ergriffenheit. Darüber hinaus scheint der Gesprächsverlauf auch davon beeinflusst, dass sein Sohn in beruflicher Nähe zu einer der Interviewerinnen arbeitete. Dieser Zusammenhang war vor dem Interview nicht bekannt. Der Versuch, die Privatsphäre seines Sohnes zu schützen, könnte zu einem veränderten Erzählverhalten im Interview geführt haben. Ebenso könnte sein kontrolliertes Erzählverhalten aber auch davon beeinflusst sein, dass Herr Wellmann den Interviewerinnen die Rolle als Repräsentantinnen des Ablösepostulats und als Kontrollinstanz hinsichtlich guter Förderung zuschreibt (vgl. 8.1.5). Die Gesprächssituation wurde nach der Eingangserzählung unterbrochen, um von der Terrasse in das Wohnzimmer zu wechseln, um störende Nebengeräusche zu vermeiden. Das Gespräch wurde außerdem zweimal von Telefonaten unterbrochen.

Auffallend ist, dass Herr Wellmann nur wenige konkrete Zeitangaben macht, die meisten Erzählungen sind nicht genauer datiert. Die Darstellung seines Lebens mit seiner Familie erscheint damit sehr resümierend und wenig detailliert.

Das Interview unterscheidet sich von anderen dadurch, dass sich Herr Wellmann sowohl im Vorgespräch als auch im Interview, aber auch in den Randgesprächen vor und nach dem Interview mit Äußerungen über seine Kindheit und seine Herkunftsfamilie auffallend zurückhält. Über seine Lebenssituation in seiner Herkunftsfamilie gibt er nach dem Interview lediglich preis, dass sein Vater „im Krieg geblieben“ sei. Wie noch nachgewiesen wird, dient diese Taktik des Verschweigens in doppelter Hinsicht seinem Präsentationsinteresse: Zum einen präsentiert er sich damit als Gesprächspartner, der dem Forschungsfokus „Älterwerden mit Beeinträchtigung“ bzw. ‚Ältere Familien‘ folgt und sich nicht mit der in diesem Zusammenhang scheinbar bedeutungslosen Herkunftsfamilie befasst. Zum anderen kann er durch die Ausgrenzung des Themas ‚Herkunftsfamilie‘ bestmöglich thematische Felder vermeiden, die mit seinem Interesse an der Darstellung einer – nach seinen Maßstäben – ‚heilen Familie‘ konfliktieren.

8.1.2 Rekonstruktion der Fallgeschichte von Herrn Wellmann

8.1.2.1 Kindheit, Jugend und frühes Erwachsenenalter

Herr Wellmann wird 1935 geboren. Wann genau sein Vater stirbt, ist unklar, aber es ist davon auszugehen, dass Herr Wellmann ab seinem vierten Lebensjahr mehr oder weniger ohne Vater aufwächst. Unklar ist ebenfalls, ob seine Mutter nach dem Tod ihres Mannes erneut heiratet oder verwitwet bleibt. Das Einkommen der Familie wird folglich entweder allein von Herrn Wellmanns Mutter oder durch einen neuen Partner (potenziell mit ihrer Unterstützung) generiert.

Herr Wellmann erlebt als kleines Kind die Bedrohung des Krieges und die Jahre der Nachkriegszeit. Aussagen über ein familiäres Netzwerk aus Geschwistern, Großeltern und weiteren Verwandten sowie Freunden der Familie können jedoch nicht getroffen werden. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung scheint es, als müsse Herr Wellmann als Kind früh über eine gewisse Selbstständigkeit verfügen.

Herr Wellmann besucht eine weiterführende Schule und studiert nach dem Abitur, was etwa um das Jahr 1955 herum zu datieren ist. Dies ist zur damaligen Zeit aufgrund der wirtschaftlichen Situation nicht der Regelfall: Die zunehmende Wirtschaftskraft in Deutschland nach dem Krieg und der Nachkriegszeit führen zu einer Vollbeschäftigung, und ein gutes Einkommen im nicht-akademischen Sektor ist möglich. Dass Herr Wellmann dennoch studiert und damit auf Jahre finanzieller Einnahmen verzichtet und er bzw. seine Familie sogar entsprechende Ausgaben in Kauf nehmen, weist auf eine gewisse Bildungsnähe oder Aufstiegsorientierung seiner Herkunftsfamilie hin, ebenso auf entsprechende finanzielle Ressourcen. Dies umso mehr, als dass Herr Wellmann ohne leiblichen Vater aufwächst und die Kosten für das Studium einem potenziell guten Einkommen, das mit einem Lehrberuf erzielt werden könnte, entgegenstehen. Dennoch bleibt ungewiss, wie Herr Wellmann sein Studium finanziert: Erst mit dem 1957 eingeführten Honnefer-Modell bekommen Student*innen die Möglichkeit einer finanziellen Unterstützung, auf die es jedoch keinen Rechtsanspruch gibt und die bis zur Ablösung durch das BAföG 1971 jährlich nur wenige Student*innen erhalten (vgl. Deutschlandfunk 2006). Es ist also eher wahrscheinlich, dass finanzielle Ressourcen 10 Jahre nach dem Krieg bereitstanden oder dass Herr Wellmann selbst sein Studium finanziert. Informationen dazu liegen aber nicht vor.

8.1.2.2 Familiengründung

Herr Wellmann heiratet 1961 in A-Stadt seine 24-jährige Partnerin. Sie arbeitet im Finanzdienstleistungssektor. Unklar ist, ob auch sie über eine akademische Ausbildung verfügt. Eine Lehre im Finanzdienstleistungssektor ist allerdings zu dieser Zeit gesellschaftlich hoch anerkannt und stellt insbesondere für Frauen eine gehobene Ausbildung dar (vgl. Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung 1960, 27)⁸⁴.

Ein Jahr später, 1962, wird ihr gemeinsamer Sohn geboren, dessen Vornamen er, wie den seiner Frau, weder im Interviewverlauf noch im Vor- oder Nachgespräch nennt. Drei Jahre später kommt im Jahr 1965 die gemeinsame Tochter Nadja zur Welt.

Drei Monate nach der Geburt der Tochter zieht die Familie nach B-Stadt um, ca. 200 km entfernt von A-Stadt. Ausschlaggebend dafür sind berufliche Gründe auf Seiten von Herrn Wellmann, vermutlich kommen hier „gesellschaftliche Normen [zum Tragen; L. O.]..., die eine Intensivierung der Erwerbsarbeit im Zuge der Familiengründung vorgeben, also eine Bewertung väterlicher und mütterlicher Zeit bezüglich ihres bevorzugten Einsatzes beinhalten“ (Lange 2014, 132). Es kann davon ausgegangen werden, dass diese „residenzielle Mobilität“ (Schneider 2014, 209) kurz- und mittelfristig mit einigen Herausforderungen einhergeht, zum einen müssen die Kontakte zum Herkunftsort gepflegt werden, zum anderen sind sie mit der Aufgabe der Integration am neuen Wohnort konfrontiert: Obgleich ein Umzug natürlich auch Chancen bereithält, bedeutet er auch „den Verlust ortsgebundenen sozialen, kulturellen und ökonomischen Kapitals“ (ebd., 217).

Herr Wellmann befindet sich zu diesem Zeitpunkt im Jahr 1965 in einer gesellschaftlich sehr anerkannten und akzeptierten Lebenssituation, beruflich wie privat: Er ist 30 Jahre alt, gut ausgebildet in einem akademischen Beruf, der seine Anerkennung auch aus der großen Nähe zum Alltag zieht: Ein Ingenieur ist zu dieser Zeit ein typischer Männerberuf, der eng mit Wohlstand verknüpft ist und dessen Berechtigung nicht in Frage gestellt wird. Der Wechsel seines Arbeitsortes, der vermutlich mit einem Wechsel der Arbeitsstelle einhergeht, verspricht aller Wahr-

⁸⁴ Der Wunsch ‚im Büro‘ zu arbeiten, wurde 1958/1959 von den meisten jungen Frauen im Rahmen der Berufsberatung geäußert, ¼ der Berufswünsche entfielen auf einen solchen Arbeitsplatz (vgl. Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung 1960, 3).

scheinlichkeit nach verbesserte Karrierechancen. Finanziell ist er gut abgesichert und kann eine eigene Immobilie am neuen Wohnort finanzieren. Er hat eine gebildete Ehefrau, die in einem weiteren gesellschaftlich anerkannten und ‚lebensnahen‘ Beruf ausgebildet ist. Er ist mittlerweile Vater zweier Kinder: eines dreijährigen Sohnes und einer drei Monate alten Tochter. Die Familie, aufgrund des jungen Alters der Kinder hier repräsentiert durch seine Ehefrau, folgt seiner Karriereorientierung, sie unterstützt ihn möglicherweise sogar aktiv darin.

Es ist davon auszugehen, dass er zu diesem Zeitpunkt den Status eines beruflich und privat sehr erfolgreichen Mannes verkörpert, der optimistisch in die Zukunft blickt. Zwar ist er sicherlich auch mit einem erheblichen beruflichen Erwartungsdruck konfrontiert, aber es scheint, als sei seine Frau bereit, ihm in Bezug auf die Familie den Rücken freizuhalten. Insgesamt scheint sich die Familie zu diesem Zeitpunkt in einer – deutschlandweit betrachtet in diesen Jahren – vergleichsweise privilegierten Ausgangsposition zu befinden. Unklar ist, inwieweit diese von Herrn Wellmann und seiner Frau hart erkämpft werden musste, denn Herr Wellmann macht keine Aussagen über seine Herkunftsfamilie.

Der Umzug scheint sich für die Familie unproblematisch darzustellen, obwohl er mit Blick auf die neugeborene Tochter in eine Lebensphase fällt, in der ein solcher nicht ganz einfach zu bewerkstelligen ist. Von Frau Wellmann erfordert die neue Umgebung ein Zurechtfinden in einer neuen Umgebung und den Aufbau neuer sozialer Kontakte in einem ihr unbekanntem sozialen Umfeld⁸⁵. Vermutlich sind mit dem Umzug Karrierechancen für Herrn Wellmann verbunden, weshalb die Notwendigkeit des Umzugs zu diesem Zeitpunkt nicht in Frage gestellt wird und die Familie dieser Entscheidung folgt bzw. die Eltern auch im Sinne der Zukunftsperspektiven der Kinder die Veränderung positiv bewerten.

Herr Wellmann fasst diese Zeit in einem drei Zeilen umfassenden Bericht zusammen. Auf Details über die Hochzeit, über die Zeit vor der Hochzeit, über die ersten Jahre mit dem Sohn geht er nicht ein. Auch Anforderungen seine Frau betreffend, die mit zwei kleinen Kindern in eine neue Stadt zieht und dort noch keinen sozialen Anschluss hat, thematisiert er nicht. Stattdessen geht er gleich auf den nächsten zeitlichen Markierer in der Geschichte seiner Familie ein. Hier bestätigt sich die oben geäußerte Vermutung, dass Herr Wellmann mit seiner Eingangserzählung schnell dem Fokus der Studie entsprechen will und auf das Leben mit der beeinträchtigten Tochter zu sprechen kommen will, auch die Vermutungen 10 bis 12 aus Abschnitt 7.4.2.2 treffen zu.

8.1.2.3 Diagnosemitteilung „Down-Syndrom“

Nadja ist in den ersten Wochen ihres Lebens häufig krank und die Eltern (vermutlich vertreten durch Frau Wellmann) suchen aufgrund des erfolgten Umzugs nach B-Stadt einen neuen Kinderarzt auf. Dieser „staunte nur und sagte, ja, wissen Sie denn gar nicht, was mit @ Ihrem Kind ist@?“ (Wellmann 26f). Erst drei Monate nach Geburt der Tochter und eher zufällig werden die Eltern auf diese Weise von einem ihnen noch unbekanntem Kinderarzt über die Trisomie 21 ihrer Tochter informiert.

Die ‚Erfolgsgeschichte‘ der Familie Wellmann, die sich bis zu diesem Zeitpunkt auf einer scheinbar immer weiter steigenden Kurve befindet, wird damit jäh unterbrochen. Ihre Zukunftsperspektiven werden brüchig, sie sind unter Umständen auch gar nicht mehr antizipierbar oder können ausschließlich im Licht der Beeinträchtigung gesehen werden:

⁸⁵ Natürlich gilt dies auch für die Kinder, aber diese sind zum Zeitpunkt des Umzugs noch so jung, dass man davon ausgehen kann, dass das wesentliche soziale Umfeld noch alleine durch die Eltern repräsentiert ist und sie deswegen noch nicht vor so große Herausforderungen gestellt sind wie ihre Mutter bzw. ihre Eltern.

„Die Mitteilung der Diagnose“, schreibt er [Johannes Elbert; L. O.], stellt ‚die Schlüsselstelle für die Formation der ‚geistigen Behinderung‘ dar [...] Sie zerstört schlagartig die wechselseitige Beziehung zwischen Mutter [, Vater; L. O.] und Kind. Dieses Trümmerfeld wird nun Ausgangspunkt für die spezifische, von der Prognose beherrschte Sozialisation des ‚Geistigbehinderten‘ [Elbert 1986, 77; zit. n. Niedecken 2003, 33; L. O.]

In einer Leistungsgesellschaft wie der unsrigen kann es gar nicht anders sein, als daß die Aussicht, ‚mein Kind wird nicht voll leistungsfähig sein‘, den Eltern eine Kränkung, ein Trauma bedeutet, das Hoffnungen und Wünsche grausam zerstört.“ (Niedecken 2003, 33)

Unter seinen Kolleg*innen und Vorgesetzten repräsentiert Herr Wellmann bis dahin vermutlich den unauffälligen, anerkannten zweifachen Familienvater, dessen Ehefrau seine Karriere unterstützt und sich um die gemeinsamen kleinen Kinder kümmert. Durch die Diagnose wird dieses Bild von Herrn Wellmann möglicherweise mit einem Schlag reduziert auf das des Vaters eines beeinträchtigten Kindes.

Vermutlich fordert der Kinderarzt in B-Stadt im Zuge der Diagnostik den Entlassungsbericht aus dem Geburtskrankenhaus an. In diesem ist zwar die Rede von einem „leicht=mongoloiden=Eindruck“ (Wellmann 22), dieser habe sich jedoch verflüchtigt. Die Eltern haben diesen Bericht vorher nicht zu Gesicht bekommen und sind auch nicht über den Verdacht informiert worden. Herr Wellmann kann die Worte des Entlassungsberichts zitieren, er wiederholt diese sehr flüssig und schnell, betont sogar „das haben wir auch heute noch schriftlich im Entlassungsbericht“ (Wellmann 20f). Er wird an dieser Stelle zum ersten Mal im Interview lebhaft bzw. emotional. Auch wenn Herr Wellmann hier explizit keine Aussagen über seine Gefühlswelt und/oder die seiner Frau in Zusammenhang mit der Diagnosemitteilung macht, wird implizit an der Art der Erzählung und den gewählten Worten deutlich, wie massiv verletzend und verunsichernd diese Erfahrung ist.

Die Herkunftsfamilien, insbesondere die seiner Frau, reagieren verunsichert und ausgrenzend auf die Diagnose: „(3) Die Eltern (3) die hatten [schluchzend] Abst-, Abstand (2) insbesondere die Schwiegereltern. Da hieß es dann so das=hats=in=unserer=Familie=nicht=gegeben“ (Wellmann 45ff). Für Herrn Wellmann ist dies mit einer weiteren Verletzung und mit dem Gefühl der Ausgrenzung verbunden. Das Zitat impliziert, dass auch Fragen der Schuld an der Beeinträchtigung damit aufgeworfen werden. Die Wellmanns nehmen in der Folge Kontakt zur Abteilung einer Universität mit dem Forschungsschwerpunkt Down-Syndrom auf, möglicherweise, um Herrn Wellmanns Schwiegereltern über die Ursachen von Trisomie 21 aufzuklären und sich von Schuldzuweisungen zu entlasten (vgl. Wellmann 47ff) (vgl. auch Niedecken 2003, 44).

Bis hierher lässt sich festhalten, dass sich Herr Wellmann in einer Situation befindet, in der er sich verzweifelt und allein gelassen fühlt. Da sind zum einen die Ärzte im Geburtskrankenhaus, die sie nicht über ihren Verdacht einer manifesten (und – in Abgrenzung zu vielen anderen Beeinträchtigungen – durchaus sichtbaren) Beeinträchtigung informiert haben, die dann später zufällig und ohne aufwendige Testungen diagnostiziert wurde. Zum anderen reagieren die Herkunftsfamilien ablehnend, suggerieren eine Schuld von Herrn Wellmann und grenzen die Enkelin aus. Es besteht die Gefahr, dass bisherige verlässliche Bezugsgrößen im Leben von Herrn Wellmann – die Herkunftsfamilie und die Wissenschaft bzw. der Fortschritt, hier vertreten durch Mediziner*innen – im Zuge dieser Situation erheblich an Kraft und Vertrauen verlieren, obgleich es gerade diese Elemente sind, die für eine konstruktive Auseinandersetzung mit den Herausforderungen von erheblicher Bedeutung wären (vgl. Hellermann 2018, 236)⁸⁶.

86 Hellermann arbeitet heraus, dass es vor allem Therapeut*innen und Frühförder*innen sind, die einen stärkenden Einfluss auf die Eltern haben.

Möglicherweise ziehen sich auch im beruflichen Kontext Kolleg*innen von ihm zurück, wodurch auch in diesem bislang verlässlichen Kontext Unsicherheiten für Herrn Wellmann entstehen könnten⁸⁷.

Herrn Wellmann und seiner Familie begegnen also „zumeist negativ konnotierte manifestierte Bilder und Vorstellungen“ (Ziemen 2004, 53) von Behinderung, „die historisch, sozial und gesellschaftlich produziert und reproduziert werden und die den Anschein der Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit haben und aus dem Grund nicht hinterfragt werden“ (ebd.). Diese erscheinen

„gleichzeitig nicht nur individualisiert ..., sondern als kollektive Manifestationen, insofern diese die Familien bei unterschiedlichen Familienmitgliedern, Freunden, Bekannten, Kollegen etc. zwar differenziert wahrnehmen, die jedoch im Konsens negativer Konnotation hervortreten und etwas ‚Anders-artiges‘, ‚Fremdes‘, ‚Von-einem-selbst-Getrenntes‘, ‚Neues‘, ‚Unvorstellbares‘ skizzieren.“ (ebd.)

8.1.2.4 Herausforderungen nach der Diagnose Down-Syndrom

Nach der Diagnosemitteilung etablieren sich bei den Eltern unterschiedliche Bewältigungsstrategien: Herr Wellmann konzentriert sich zunehmend auf seine berufliche Karriere (vgl. Wellmann 63ff), er versucht, die „erfahrene Frustration durch stärkeres berufliches Engagement zu kompensieren“ (Cloerkes 2007, 291). Die besonderen Anforderungen, die mit der Beeinträchtigung seiner Tochter einhergehen, kann er zunächst nicht voll erfassen und zeigt eine eher „**passive** Verhaltensweise“ (Wellmann 116), ganz im Gegensatz zu seiner Frau, die „jede Möglichkeit zur Förderung“ (Wellmann 31) nutzt und entsprechend über Maßnahmen entscheidet. Seine Darstellung ihrer Aktivitäten für die Tochter lassen auch den damit verbundenen Stress erahnen, „das Kind nun so weit wie möglich *normalisieren* zu wollen“ (Schulz 2012, 27, Herv. L. O.). Mit Hilfe der sogenannten Frischzellentherapie, einem kostspieligen und zu diesem Zeitpunkt bereits kritisch beurteilten Ansatz zur Stärkung körpereigener Abwehrkräfte, soll Nadjas körperlicher Gesundheitszustand gebessert werden. Ein chirurgischer Eingriff dient der Korrektur von Gesichtszügen, die typisch für das Down-Syndrom sind. Diese Maßnahmen sind kostspielig, zeit-, betreuungs- und organisationsaufwendig (so muss ja beispielsweise auch der Sohn in dieser Zeit versorgt werden) und vor allem auch schmerzhaft für Nadja. Sie erfordern eine Abstimmung unter den Eltern, ein gemeinsames Handeln, und so ist es unwahrscheinlich, dass ein Elternteil sie gegen den Willen des anderen durchführt bzw. durchführen lässt. Insofern lässt sich Herrn Wellmanns Verhalten, das er selbst als eine ‚Passivität‘ beschreibt (vgl. Wellmann 116), möglicherweise besser beschreiben als ein bereitwilliges und unkritisches Folgen der Entscheidungen seiner Frau. Sie weist den Weg durch die damaligen Angebote zur ‚Förderung‘⁸⁸ von Menschen mit Down-Syndrom und er stärkt sie darin – finanziell und möglicherweise auch durch die Betreuung des Sohnes während der Maßnahmen. Eigene Impulse zur Unterstützung seiner Tochter oder seiner Frau entwickelt er zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht.

Dennoch ist auffällig, dass Herr Wellmann, der sich im Interview durchgehend als ein kommunikativ sehr starker und sich sehr gewählt ausdrückender Gesprächspartner präsentiert, sich trotzdem als ‚passiv‘ beschreibt. Dieser Charakterisierung ist im Vergleich zur als sehr aktiv dargestellten Ehefrau eine negative Konnotation inne. Dabei ist er gleichzeitig bemüht, eine *zu* negative Note zu vermeiden, indem er die Passivität von anderen möglichen Sinngehalten abgrenzt:

87 Dies lässt sich in Bezug auf den weiteren Kontext annehmen: Herr Wellmann konzentriert sich in den folgenden Jahren stark auf seine berufliche Karriere (s. u.).

88 Herr Wellmann selbst benutzt den Begriff „Förderung“ in diesem Kontext. Die Autorin distanzieret sich deutlich davon, einen chirurgischen Eingriff als ‚Förderung‘ eines beeinträchtigten Kindes zu beschreiben.

- „ich habe erst so nach (2) vier, fünf Jahren, da habe ich äh, hat sich meine negative, nein, negativ, das, aber meine **passive** Verhaltensweise hat sich dann (2) ja, ich weiß nicht, wodurch, aber plötzlich ins Gegenteil auch umgekehrt“ (Wellmann 115ff)
- „ich hab, äh, ich hab Jahre gebraucht, um (.) **nicht** um unsere Tochter anzunehmen, aber (.) um das Problem so weit zu erfassen, dass ich (.) da Hand anlegen konnte, dass ich aktiv werden konnte“ (Wellmann 32ff)

Dennoch nimmt er den immer noch vorhandenen eher negativen Beigeschmack der Passivität – gerade auch in seiner gleichzeitigen und expliziten Abgrenzung zur Aktivität seiner Ehefrau (vgl. z. B. Wellmann 30ff) – in Kauf⁸⁹.

Eine weitere große Herausforderung stellt für Herrn Wellmann die Konfrontation mit Reaktionen auf ihn als Vater mit beeinträchtigter Tochter außerhalb des geschützten familiären Rahmens dar. Er beschreibt es als ein „in der Öffentlichkeit begafft [werden, L. O.]“ (Wellmann 128), was Cloerkes (2007) als ‚typische Reaktionsform‘ (106) einstuft, welche Herr Wellmann als eine „massive sozial-emotionale Belastung“ (ebd., 291) erlebt, mit der er in den ersten Jahren mit seiner Tochter nicht zurechtkommt:

„Auffällige Behinderungen rufen beim Nichtbehinderten in der Regel psycho-physische Reaktionen wie Angstgefühle, affektive Erregtheit und Unbehagen hervor. Auf dieser Grundlage entwickeln sich ‚pathologische‘ Formen der Interaktion“ (ebd., 107),

insbesondere ästhetische Beeinträchtigungen, zu denen auch die äußeren Merkmale des Down-Syndroms gezählt werden können, sind „Auslöser heftiger affektiver Reaktionen“ (ebd.)⁹⁰. Für Herrn Wellmann wiederholt sich damit möglicherweise das Gefühl der Aussonderung, das ihm von Seiten der Herkunftsfamilien vermittelt wird. Dafür spricht auch, dass er die Auseinandersetzung mit dem Gefühl, ‚begafft‘ zu werden, im gleichen thematischen Feld (‚Verhalten des sozialen Umfeldes‘) beschreibt wie die veränderte Haltung der Herkunftsfamilie (vgl. Wellmann 126ff) und das Zugehörigkeitsgefühl, das seiner Familie und ihm in der Nachbarschaft vermittelt wird. Wie stark ihn die Sichtbarkeit der Beeinträchtigung, die dadurch hervorgerufenen Reaktionen der Öffentlichkeit und sein eigener Umgang damit belasten, wird auch an seiner Belegerzählung dazu deutlich: Er erinnert sich nicht etwa an seine eigenen Reaktionen auf die feindselig wahrgenommene Öffentlichkeit, sondern an seinen Sohn, der

„sich *schützend* vor seine Tochter stellt, um sie vor Blicken zu schützen. (3) Da war er (.) vielleicht zehn, ja=oder nee, war noch nicht mal, acht, acht, neun, acht, neun Jahre (2) der hat aber heute ein wunderbares Verhältnis zu unserer Tochter“ (Wellmann 58ff).

Dieses Zitat belegt, dass er sich nur außerhalb seiner eigenen Erfahrung der Erinnerung an die ausgrenzenden Situationen zuwendet. Zudem suggeriert sein Nachsatz, in dem er auf das heute ‚wunderbare‘ Verhältnis seines Sohnes zu dessen Schwester verweist, auf potenzielle Konflikte, in denen Nadjas Beeinträchtigung die ‚Schuld‘ für Ausgrenzungserfahrungen zugeschrieben wird. Die Formulierung wirkt nicht zuletzt etwas überhöhend, bezogen auf den Kontext einer

89 Der Auswertung vorgreifend sei hier angemerkt: Herr Wellmann folgt an dieser Stelle sehr stark seinem Präsentationsinteresse der Familie, die er als harmonisch darstellen möchte. Die Differenz zwischen der Harmonie und seinem Verhalten zu dieser Zeit schließt er durch die Begründung, dass ihm ein anderes Verhalten zu dieser Zeit emotional nicht möglich war. An dieser ‚Familienerzählung‘ hält er fest, sie zieht sich durch die gesamte Präsentation seiner Geschichte und ermöglicht auch in anderen konflikthaften Kontexten eine Harmonisierung.

90 Dies ist insbesondere mit Blick auf die damalige Zeit zu bewerten, in der beeinträchtigte Menschen noch weniger in den öffentlichen Raum integriert waren als heute.

Geschwisterbeziehung, und verstärkt so einmal mehr die Vermutung, auf diese Weise frühere und möglicherweise auch aktuelle Konflikte zu harmonisieren⁹¹.

8.1.2.5 Veränderungen rund um das Jahr 1970

Der Kinderarzt in B-Stadt, der die Wellmanns mit der Diagnose konfrontiert hat, wird zu einer wichtigen fachlichen Bezugsperson für das Ehepaar: Er informiert sie fortlaufend über Fördermöglichkeiten, Forschungsergebnisse etc. und vermittelt darüber hinaus den Kontakt zu einem Gesprächskreis für Eltern mit Kindern mit Down-Syndrom (vgl. Wellmann 544ff). Der Gesprächskreis ist privat organisiert und besteht aus etwa sieben Familien. Neben dem Kinderarzt wird auch dieser Gesprächskreis zu einem stabilisierenden Faktor der Familie:

„Innerhalb der sozialen Gemeinschaft Gleich- oder Ähnlichbetroffener ist das Machtgefälle zwischen den Akteuren äußerst gering. Die bedingungslose Anerkennung der Situation des anderen wird zum Ausgangspunkt dieser Gruppen und verändert die soziale Position der Eltern i. d. Regel nicht. Die Arbeitsweise ist von solidarischem Mit- und Füreinander geprägt, welches äußerst stabilisierend wirkt und die Eltern bestärkt und aufmuntert.“ (Ziemen 2004, 55)

Das Ehepaar Wellmann erlebt in den ersten Jahren im „Elternkreis“ (Wellmann 547), dass sich zwei Paare trennen. Herr Wellmann führt die Trennungen darauf zurück, dass die Partner*innen „mit der Situation nicht fertig wurde[n]“ (Wellmann 537). Was genau er mit ‚der Situation‘ meint, expliziert er nicht, aber es ist davon auszugehen, dass er damit in einer durchaus beabsichtigten Vagheit die Herausforderungen beschreibt, mit denen Eltern beeinträchtigter Kinder konfrontiert sind⁹².

„Familien mit einem behinderten oder chronisch erkrankten Familienmitglied stellen hierbei eine besonders vulnerable Gruppe dar, die häufig Erfahrungen von Stigmatisierungen und sozialer Ausgrenzung ausgesetzt ist, oftmals im Gesundheits- und Versorgungssystem Benachteiligungen oder unzureichende Unterstützung erfährt, zusätzliche finanzielle Belastungen zu tragen hat und mit vielfältigen Barrieren zur gesellschaftlichen Teilhabe konfrontiert ist (Teilhabebericht 2013). Dies wirkt sich auf die Binnenstruktur des Familiensystems und jedes ihrer Mitglieder aus: zusätzlich zur persönlichen Auseinandersetzung mit der Sorge um das betroffene Familienmitglied, der Suche nach einer sinnhaften Einordnung der neuen und besonderen Lebenssituation in die Lebens- und Zukunftsgestaltung der Familie, den erforderlichen Umstellungen des Familienalltags, der individuellen Bilanzierung von Verlust- und Verzichtserfahrungen usw. kommt die Auseinandersetzung mit dem Angewiesensein auf professionelle Hilfen und damit einhergehenden Abhängigkeiten und Bedrohungen der familiären Autonomie hinzu.“ (von Kardorff & Ohlbrecht 2014, 14)

Das Ehepaar Wellmann setzt sich intensiv mit den Trennungen auseinander und kommt zu dem Ergebnis: „Wir haben ...uns geschworen, [jetzt weinend] das darf uns nie passieren. (3)“ (Wellmann 530f), er spricht sogar von einer „Trotzhaltung“ (Wellmann 530). Diese Auseinandersetzung der Eheleute, die in dem Versprechen, zusammenzubleiben, endet, impliziert die Möglichkeit einer Krise, die sie mit dieser Entscheidung erfolgreich kanalisieren. Der gesamte Abschnitt über diese Erfahrung wird von Herrn Wellmann mitunter unter Tränen in Form einer Erzählung wiedergegeben. Dies verweist auf die hohe emotionale Bedeutsamkeit dieser Erinnerung. Herr Wellmann geht aus dieser emotionalen Erfahrung biografisch gestärkt hervor: Seine Beziehung ist durch eine konkrete Vereinbarung über die Zukunft gefestigt: Das Paar

91 Auch dies ist ein weiterer wichtiger Hinweis für die bereits erwähnte Ausrichtung der Familienerzählung.

92 Diese Herausforderungen benennt Herr Wellmann allerdings nicht, da sie sein Präsentationsinteresse als intakte Familie bedrohen.

schwört sich, jede Situation als Paar gemeinsam durchzustehen, es findet ein bewusstes „*doing couple*“ (Lenz 2014, 115; Herv. i. O.) im Sinne eines ‚Displaying Family‘ statt⁹³. Das beeinflusst gleichzeitig seine Handlungsoptionen, denn diese orientieren sich jetzt vorrangig an der Beziehung zur Ehefrau, müssen also auf eine Fortsetzung der Beziehung hin ausgelegt sein. Diese Beziehung scheint zuvor bedroht gewesen zu sein, was das Paar zu einer Auseinandersetzung mit ihrer Lebensbewältigung geführt hat, mit der sie (beide!) ihre biografische Handlungsfähigkeit aufrechterhalten können. Auf diese Weise gelingt es Herrn Wellmann, seine Handlungsorientierung fortzusetzen, die an einer Zielorientierung und an einem Fortschrittsglauben ausgerichtet ist: Nicht nur sein Lebenslauf, in dem Studium, Berufstätigkeit und eine aufsteigende Karriere aufeinander aufbauen, ist Ausdruck dafür, auch die Haltung, dass Probleme lösbar sind – hier ausgedrückt durch den Schwur, der eine Beziehungskrise beendet und ihm ganz persönlich Handlungsoptionen zurückgibt –, ist Bestandteil seiner biografischen Orientierung. Auffallend ist, dass chronologisch betrachtet im gleichen Zeitfenster rund um das Jahr 1970 weitere Dinge im Leben von Herrn Wellmann passieren bzw. er diese forciert, es also zu einer Kumulation von Ereignissen kommt, was durchaus typisch für krisenhafte Zeiten ist. Schütze (1983a) erläutert dies im Kontext seines Konzepts der Verlaufskurven differenzierter und beschreibt, dass sich ein Subjekt in einer Krise selbst fremd wird. „Der Betroffene reagiert auf eine Art, die er an sich selbst bisher nicht gekannt hat“ (89). Hierdurch verstärkt sich der Eindruck, sich in der eigenen „Existenzsituation“ (ebd.) nicht mehr zurechtzufinden, Ereignisse erscheinen unerwartet, unberechenbar und nicht zu bewältigen:

„Gerade bei Prozessen des Erleidens ist mithin ein beschleunigter Identitätswandel beobachtbar, der sich durch ‚Entfremdung‘ vom bisherigen, lebensgeschichtlich gewachsenen Subjekts ankündigt.“ (ebd.)

Auf diese Weise verfestigt sich der Eindruck einer Kumulation herausfordernder, die Krise verstärkender Ereignisse.

Frau Wellmann nimmt in geringfügigem Umfang eine neue Berufstätigkeit bei einem Finanzdienstleister auf. Das Jahr kann nicht genau datiert werden, laut Herrn Wellmann fängt sie aber etwa zwei Jahre nach der Entbindung wieder zu arbeiten an. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass der Zeitpunkt noch etwas später liegt, vermutlich zeitgleich mit der Aufnahme von Nadja im Sonderkindergarten in F-Stadt, denn die Betreuung der Kinder während ihrer Arbeitszeit muss gewährleistet sein und es ist unwahrscheinlich, dass Herr Wellmann die Arbeitszeiten seiner Frau zu Hause überbrückt. Frau Wellmann scheint die Rückkehr in den Beruf gutzutun, Herr Wellmann beschreibt, „das hat ihr sehr geholfen, das (.) mit den ganzen Problemen fertig zu werden“ (Wellmann 70f). Die Zuwendung zum Beruf beschreibt er also auch in Bezug auf seine Frau als eine konstruktive Bewältigungsstrategie im oben dargestellten Kontext. Offenbar entsteht hier weniger eine Doppelbelastung für Frau Wellmann, die Erwerbstätigkeit entwickelt sich stattdessen zu einer wichtigen Ressource im Bewältigungsprozess:

„...das Erfahren eigener Lebensbereiche, der Abstand zur Familie, das Erleben persönlicher Wertschätzung und Anerkennung neben der Funktion als Hausfrau und Mutter wirkt besonders bei jüngeren Frauen einer Generalisierung des Belastungsgefühls entgegen.“ (Bremer-Hübler 1990, 291; zit. n. Seifert 2003, 45)

Gleichzeitig legitimiert Herr Wellmann rückblickend damit auch sein eigenes Verhalten, das sich nach der Geburt der Tochter auffallend stark auf den Beruf fokussierte.

93 „*Doing couple* umfasst als Teil des *Doing Family* jene Herstellungsleistungen, die ausschließlich auf die Paargemeinschaft bezogen sind“ (Lenz 2014, 115, Herv. i. O.).

Frau Wellmanns Berufstätigkeit muss als gemeinsame Entscheidung der Eheleute gewertet werden, die – anders als in heutigen Zeiten – als erklärungsbedürftig gelten kann: Noch bis 1977 durfte eine Frau in Westdeutschland nur dann berufstätig sein, wenn dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar war (vgl. Gleichberechtigungsgesetz 1958)⁹⁴. Die Rollen- und Aufgabenverteilung zwischen Eheleuten war damit eindeutig festgeschrieben. Da das Einkommen, das Herr Wellmann mit seiner Berufstätigkeit generiert, für den Lebensstil der Familie vollkommen auskömmlich ist, ist es zu dieser Zeit erst recht ungewöhnlich, dass Frau Wellmann auch eine Berufstätigkeit aufnimmt. Hinzu kommt die ‚besondere‘ Familiensituation mit einem beeinträchtigten Kind: „[A]ndere Rollen (insbesondere die Erwerbstätigenrolle) [wurden, L. O.] nur um den Preis einer enorm hohen Belastung sowie mit einem ‚schlechten Gewissen‘ übernommen“ (Engelbert 1999, 30f).

Dass eine Frau in den späten 1960er Jahren in einer solchen Lebenssituation eine Berufstätigkeit aufnimmt, ist damit keinesfalls erwartbar und selbstverständlich (vgl. Cloerkes 2007, 290). Die Wellmanns nehmen dafür also vermutlich irritierte Reaktionen in Kauf, beispielsweise von Familie, Freund*innen, Nachbar*innen oder auch Arbeitskolleg*innen des Paares. Da diese Auffälligkeit mit Herrn Wellmanns Präsentationsinteresse einer harmonischen Familie nicht problemlos vereinbar ist, muss davon ausgegangen werden, dass die Entscheidung zur Aufnahme einer Berufstätigkeit einen bestimmten Zweck erfüllt. Betrachtet man die bereits erwähnte auffällige Kumulation von Ereignissen in dieser Zeitspanne, kann Frau Wellmanns Wunsch nach der Rückkehr in ihren Beruf im Kontext der Krise zwischen den Eheleuten als der Versuch gewertet werden, die zunächst deutliche Rollentrennung, in der Herr Wellmann eine bezogen auf die Unterstützung seiner Tochter passive Haltung einnimmt, zu lockern und Frau Wellmann im Sinne eines Balancemanagements (vgl. 3.5.2) Alternativen zum familiären Milieu zu ermöglichen. In diesem Kontext ist dann auch das Verhalten von Herrn Wellmann bei den wöchentlichen Ausflügen auf den Markt mit seiner Tochter zu sehen (s. u.).

Eine weitere Veränderung vollzieht sich durch einen erneuten beruflich bedingten Umzug der Familie Anfang der 1970er Jahre. Der Umzug erfolgt nach F-Stadt, was knapp eine Autostunde von B-Stadt entfernt liegt. Der Sohn besucht zu diesem Zeitpunkt bereits die Schule und ist vor die Herausforderung eines Schulwechsels gestellt. Durch die erneute residenzielle Mobilität sind alle Familienmitglieder damit konfrontiert, sich eine neue Umgebung anzueignen und in einem neuen sozialen Umfeld Kontakte aufzubauen. Dies kann sowohl mit Herausforderungen, Komplikationen und Konflikten verbunden sein, kann aber gleichzeitig auch dazu führen, dass der innerfamiliäre Zusammenhalt gestärkt wird und/oder dass die Chancen, die in einem Umzug und einem entsprechenden Neuanfang stecken, genutzt werden.

Neben diesen ‚äußeren‘ Veränderungen beschreibt Herr Wellmann, dass sich ebenfalls um das Jahr 1970 herum sein eigenes Verhalten in Bezug auf die Beeinträchtigung der Tochter verändert, er eine „T-Trotzhaltung...gegenüber der Öffentlichkeit“ (Wellmann 119) an den Tag legt und „in F-Stadt jeden Samstag mit ihr auf den Markt ...[geht, L. O.], [schluchzend] ‚um sie zu zeigen‘“ (Wellmann 118f). Hier verwendet er die Bezeichnung ‚Trotzhaltung‘, die er auch im Kontext der Erzählung über den Schwur mit seiner Frau nutzt, um zu verdeutlichen, dass ihre Beziehung allen äußeren Widerständen trotzen wird (vgl. Wellmann 530).

Trotz ist ein bei jungen Kindern bis etwa zum sechsten Lebensjahr verbreitetes Verhaltensmuster, in dem sich die Diskrepanz zwischen der angestrebten Autonomie und den noch begrenzten Kompetenzen dokumentiert. Übertragen auf den Fall von Herrn Wellmann lässt sich Ähnliches vermuten: Sein als ‚Trotz‘ beschriebenes Verhalten dient dazu, ein vorhandenes und

94 Erst mit der Reform des Ehe- und Familiengesetzes wurde die gesetzlich vorgeschriebene Aufgabenteilung in der Ehe aufgelöst.

ausgeprägtes Selbstbewusstsein in Bezug auf das Familienleben mit einer (sichtbar) kognitiv beeinträchtigten Tochter zu behaupten. Tatsächlich jedoch scheint diese Autonomie noch nicht so weit entwickelt zu sein, weshalb er sein Verhalten als ‚Trotz‘ wahrnimmt und beschreibt und eben nicht als die selbstverständliche Teilhabe als Familie bzw. Vater mit einer beeinträchtigten Tochter in der Öffentlichkeit⁹⁵. Gleiches kann auch für seine Charakterisierung des Schwurs als Trothaltung angenommen werden: Das Versprechen, ein Paar zu bleiben, entspricht zunächst einer Behauptung mit erheblichem Orientierungspotenzial: Eine positive, konkrete Beschreibung ihrer gemeinsamen Zukunft scheint zu diesem Zeitpunkt nicht möglich, der Schwur verschafft beiden aber die notwendige Zeit, sich zu stabilisieren und eine (veränderte, angepasste) Basis für diese Zukunft zu gestalten. Unklar dabei ist, welche Bedeutung dieses Versprechen für Frau Wellmann hatte. Für Herrn Wellmann scheint es aber ein lebensgeschichtlich bedeutsamer Wendepunkt gewesen zu sein, den er jedoch aufgrund seines Präsentationsinteresses im Kontakt mit den Interviewerinnen nicht als solchen darstellt, sondern der sich erst vor dem Hintergrund der gesamten Lebensgeschichte als solcher rekonstruieren lässt.

Resümierend lässt sich also festhalten: Um das Jahr 1970 herum kommt es lebensgeschichtlich betrachtet zu einer auffälligen Kumulation von Veränderungen, wobei die Reihenfolge, in der diese Veränderungen stattfinden, nicht eindeutig rekonstruiert werden kann. Wichtig sind in diesem Kontext jedoch die Zusammenhänge zwischen den Veränderungen, die sich nachzeichnen lassen:

Die Eheleute schwören sich, den Herausforderungen ihrer aktuellen Lebenssituation zu trotzen und zusammenzubleiben. Herr Wellmann geht nicht weiter darauf ein, welche Umstände dazu führen, dass die Trennung der ihnen bekannten Ehepaare sie so bewegt. Naheliegend ist jedoch, dass ihre Ehe selbst zu diesem Zeitpunkt an Stabilität verloren hat und mit verschiedenen Herausforderungen konfrontiert wird. Zu diesen Herausforderungen zählt vermutlich zum einen die starke berufliche Orientierung auf Seiten von Herrn Wellmann, die in dieser Situation durch einen weiteren beruflich bedingten Umzug verkörpert wird. Zum anderen fühlt sich Frau Wellmann möglicherweise durch seine Konzentration auf das Berufliche mit der Verantwortung für die beiden Kinder, insbesondere für die Tochter, alleingelassen. Auch die Wiederaufnahme ihrer Berufstätigkeit, wenn auch in geringfügigem Umfang, deutet auf eine vorherige Unzufriedenheit von Frau Wellmann mit ihrer ausschließlichen Verwiesenheit auf Haus und Kinder und ein explizites Balancemanagement hin. Möglicherweise nimmt sie auch die Scheu ihres Mannes wahr, sich mit der Tochter in der Öffentlichkeit zu zeigen, und ihre Vorwürfe gehen unter Umständen so weit, dass sie ihm unterstellt, nicht zu seiner Tochter zu stehen. Zeitlich steht seine Verhaltensänderung in Bezug auf seine Tochter jedenfalls in einem auffallenden Zusammenhang mit dem gegenseitigen Versprechen, zusammenzubleiben. Das von Herrn Wellmann beabsichtigte gemeinsame Auftreten mit seiner Tochter in der Öffentlichkeit kann als ein *Displaying Family* gewertet werden, genauer: als Zurschaustellen seines Vaterseins von einer beeinträchtigten Tochter und ist damit Bestandteil seiner (damaligen) Herstellungsleistung von Familie. Der Umzug, der sowohl als ein Katalysator für die Aussprache der Eheleute interpretiert werden kann als auch als ein Ergebnis, wird für Herrn Wellmann zur Chance, in einem neuen Umfeld ein neues Verhalten zu erproben, sich anders zu präsentieren.

Der Schwur, der ein zentrales Ereignis im Eheleben von Herrn Wellmann darstellt und der die Partnerschaft zur höchsten Priorität des gemeinsamen Lebens macht, wird als Moment einer Verwandlung intensiver analysiert werden (vgl. 8.1.3.3).

95 Mit Blick auf immer noch vorhandene, zum Teil massive Teilhabebarrieren kann die (Ideal-)Vorstellung einer selbstverständlichen Teilhabe an der Gesellschaft durchaus kritisch hinterfragt werden.

8.1.2.6 Die Normalität des Familienlebens bis 1994

Über die Zeit zwischen 1970 und 1994 erzählt Herr Wellmann nicht viel, zusammenhängende Geschichten fehlen. Stattdessen sind es kurze evaluierende Beschreibungen, in denen Herr Wellmann eher schlaglichtartig einzelne Aspekte beleuchtet, die ihm rückblickend zu diesem Zeitraum einfallen. Dies legt die Vermutung nahe, dass dieser Zeitraum nur wenig bedeutsame Ereignisse enthält, die Veränderungspotenzial besitzen, dafür aber stabilisierende Elemente beinhaltet. In diesem Zeitraum ist die Schulzeit seiner Kinder und ihr Studium bzw. die Zeit im Arbeitstrainingsbereich der Werkstatt für Behinderte⁹⁶ zu verorten – es handelt sich damit also um eine verhältnismäßig durchstrukturierte Zeit, durch die sie eine gewisse Zugehörigkeit zur Gruppe der Familien mit schulpflichtigen Kindern bzw. Kindern in der Ausbildung erfahren. Besonders wichtig sind für ihn die jährlichen Familienurlaube, auf die Herr Wellmann auch in Zeiten drängt, in denen die Familie finanziell größeren Belastungen ausgesetzt ist (vgl. Wellmann 738ff). Dies ist für die damalige Zeit noch eher ungewöhnlich, zumal die Wellmanns auch mit noch sehr jungen Kindern verreisen. Im jährlichen dreiwöchigen Urlaub übernimmt Herr Wellmann täglich Aufgaben für die Familie und ist als Vater den ganzen Tag greifbar, während er im Arbeitsleben – trotz des Umzugs – als Pendler häufig nur abends für kurze Zeit für die Kinder da sein kann (vgl. Wellmann 751ff): Die residenzielle Mobilität scheint also nicht zu einem „gemeinsam geteilten Alltag“ (Schneider 2014, 217) in einem Umfang geführt zu haben, der zu einem befriedigenden Maß an Familienzeit führt. Stattdessen prägt nun sogenannte „zirkuläre Mobilität“ (ebd., 209) in Form täglichen Fernpendelns den familiären Alltag. Der von Herrn Wellmann als so bedeutsam beschriebene gemeinsame Familienurlaub kann als „Qualitätszeit“ (ebd., 219) gewertet werden, als eine Strategie, mit der bewusst auf die als unzureichend empfundene Familienzeit reagiert wird (vgl. Lenz 2014, 123).

Herr Wellmann schätzt den Abstand zum Alltag, den er mit seiner Familie im Urlaub gewinnt, und das Verständnis, das alle in dieser Zeit füreinander entwickeln können (vgl. Wellmann 749ff). Besonders hebt er hervor, dass auch sein Sohn die Urlaube genießt, da er hier von seinen Betreuungsaufgaben im Alltag befreit ist. In dieser Hinsicht präsentieren sie sich nach außen als zusammengehörige Familie. Gleichzeitig gelingt es ihnen durch die gemeinsamen Urlaube auch, sich deutlich von anderen Familien zu unterscheiden, denn regelmäßige, dreiwöchige gemeinsame Urlaube sind zu dieser Zeit aufgrund der damit verbundenen finanziellen Belastungen und des Aufwandes noch keine Selbstverständlichkeit und können als Ausdruck für beruflichen Erfolg und Zur-Schau-Stellung vorhandener finanzieller Ressourcen gewertet werden, ebenso wie die Präsentation einer Genussfähigkeit, die im Zuge einer sich entwickelnden Freizeitgesellschaft an Bedeutung gewinnt. In dieser Hinsicht scheint es also auch ein gewisses Distinktionsbedürfnis der Wellmanns zu geben, zumindest jedoch von Herrn Wellmann, der, wie er selbst sagt, zu den Urlaube ‚drängt‘ (vgl. Wellmann 575f). Möglicherweise ermöglichen die Urlaube ihm auch Schonräume, in denen er sich in einer anonym empfundenen Öffentlichkeit als Vater einer beeinträchtigten Tochter mit seiner Familie zeigen und ausprobieren kann – anders, als dies in seinem Wohnort der Fall wäre⁹⁷.

Die Urlaube, die er als eine der schönsten Erinnerungen bezeichnet (vgl. Wellmann 737ff), sind also als eine Strategie zu bewerten, mit der es Herrn Wellmann gelingt, sich einerseits als eine Familie wie alle anderen zu präsentieren und sich gleichzeitig von diesen zu unterscheiden mit

96 Es werden die zu dieser Zeit gängigen Bezeichnungen verwendet.

97 Wie der weitere Verlauf zeigt, scheinen Urlaube bzw. Reisen auch Ausdruck des individuellen Interesses der Eheleute zu sein, denn in späteren Jahren reisen sie für sechs Wochen nach Übersee – eine Reise von so großer Bedeutung, dass sie dafür die Betreuung ihrer Tochter durch eine Nachbarin in Anspruch nehmen.

Blick auf die Hervorhebung einer besseren finanziellen Situation sowie einem bestimmten kulturellen und freizeitbezogenen Interesse.

In weiteren Beschreibungen geht er auf die Schulzeit seiner Tochter ein. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass er die schulische Karriere seines Sohnes sowie dessen Studium nicht erwähnt. Nadja wird etwa 1971 eingeschult, nachdem sie den Sonderkindergarten in F-Stadt besucht hat. Herr Wellmann und seine Frau sind mit der Schule zunächst nicht zufrieden:

„die Sonderschule, das, das war son, son Hort sag ich mal, äh, ich möchte nicht sagen *Kinderbewahr-anstalt*, aber da war noch kein großer pädagogischer Hintergrund, äh, erst, als die Frau Dr. Schmitz äh dann die Leitung übernahm, dann, ja, dann wurde da was entwickelt, wie man mit den Kindern nun arbeiten könnte.“ (Wellmann 271ff)

Als Reaktion auf die verbesserte Betreuung engagiert sich Herr Wellmann im Schulelternrat. Zwischen 1975 und 1980 zieht die Familie ein weiteres Mal um, von F-Stadt nach G-Stadt. Diesmal wird für beide Kinder ein Schulwechsel notwendig. Frau Wellmann muss ihre Arbeitsstelle kündigen, neue soziale Kontakte müssen geknüpft werden, ein neues Haus gebaut, eingerichtet und auch finanziert werden. Die Herausforderungen, die diesbezüglich zu erwarten sind, thematisiert Herr Wellmann aber nicht, scheinbar sind sie nicht von biografischer Bedeutung bzw. ordnen sich der biografischen Selbstverständlichkeit der Karriereorientierung unter. Auch der geleistete Schwur muss in diesem Zusammenhang bedacht werden: Der beruflich bedingte Ortswechsel scheint die Partnerschaft nicht zu gefährden, andernfalls hätten Herr und Frau Wellmann vermutlich von dieser Entscheidung Abstand genommen. Diese Selbstverständlichkeit scheint von allen Familienmitgliedern geteilt zu werden, denn wenn es Konflikte wegen dieses Umzugs gäbe, hätten diese vermutlich in impliziter oder expliziter Form im Interview auftauchen müssen, ähnlich wie sie implizit im Kontext des Umzuges rund um das Jahr 1970 auftauchen.

Mit der neuen Schule in G-Stadt sind die Wellmanns zunächst nicht zufrieden. Sie kritisieren die Orientierung am abstrakten Lernen und setzen sich, erneut in ihrer Funktion im Elternbeirat, für mehr lebenspraktisches Lernen ein. Herr Wellmann, der sich in den ersten Jahren nach der Geburt seiner Tochter, wie er selbst sagt, in Bezug auf ihre Förderung zurückhaltend gezeigt hat, agiert nun sehr aktiv und gestaltend innerhalb des Kontextes der Behindertenhilfe.

Die weitere Schulzeit ihrer Tochter erlebt das Ehepaar als sehr behütet, die Kinder bilden nicht nur einen Klassenverband, sondern eine „**liebe kleine** Gemeinschaft“ (Wellmann 423). Diese Beschreibung irritiert insofern, als dass sie überzogen wirkt für die Beschreibung einer ganzen Klasse, die über viele Jahre miteinander interagiert. Es ist davon auszugehen, dass sich darin vielmehr die Hoffnung der *Eltern* ausdrückt, ihre Tochter behütet und aufgehoben zu wissen und zum Lehrpersonal und zur Elternschaft vertraute Beziehungen zu pflegen.

Anfang der 1980er Jahre beendet der 1962 geborene Sohn der Wellmanns seine Schulzeit, ohne dass das erfolgreiche Abitur erwähnt wird. Es liegen keine konkreten Aussagen zu seinem weiteren Werdegang vor, beispielsweise dazu, ob er seinen Wehrdienst bei der Bundeswehr oder Zivildienst leistet. Herr Wellmann erwähnt auch weder eine mögliche Ausbildung oder ein Studium seines Sohnes, noch ob er im Elternhaus wohnen bleibt etc. Sicher ist nur, dass er ab einem bestimmten Zeitpunkt eine akademische Karriere aufnimmt.

Mitte der 1980er Jahre kreisen die Sorgen von Herrn und Frau Wellmann zunehmend um den bevorstehenden Übergang der Tochter in den Arbeitstrainingsbereich der Werkstatt für Behinderte: Der Übergang ruft eine Verunsicherung auf Seiten der Eltern hervor: „Äh, in der Werkstatt, da läuft sie so als eine unter **vielen**, nicht, und da könnte ja vielleicht dies oder jenes passieren, so ein bisschen Sorge meiner Frau sicherlich **auch**, ja“ (Wellmann 425ff). Die Angst bezieht sich also da-

rauf, dass Nadjas Bedürfnisse nicht beachtet werden, dass ihre Individualität nicht anerkannt wird und sie nicht ausreichend gefördert wird. Dies sind zu diesem Zeitpunkt also wesentliche Aspekte für die Eltern, insbesondere, so wie Herr Wellmann es darstellt, für seine Frau, die in Bezug auf die Begleitung und Unterstützung ihrer Tochter gewährleistet werden müssen. „[M]it allen Tricks und (.) ja, ich möchte fast sagen, @illegalen@ äh (.) Wegen haben wir versucht, die Nadja so **lange** wie möglich auf der [Schule in G-Stadt] zu zu halten“ (Wellmann 91ff). Der Übergang in den Arbeits-trainingsbereich und in die Werkstatt ist aber etwa Mitte der 1980er Jahre nicht mehr zu vermeiden und die Eltern erkennen schnell, dass die Veränderung sehr entwicklungsfördernd für ihre Tochter ist. Zwar kommt sie von der Werkstatt „dann anfangs mit bekleckertem T-Shirt wieder und, ja, aber sie konnte irgendwann essen“ (Wellmann 438ff). Zwar fällt seine Tochter jetzt also möglicherweise durch Essensreste auf der Kleidung stärker als ‚beeinträchtigt‘ auf, aber sie wird dafür unabhängiger von unterstützenden Leistungen. Nadja entwickelt auf diese Weise mehr Selbstständigkeit und traut sich selbstständige Unternehmungen zu (vgl. Wellmann 432ff).

Etwa zur gleichen Zeit wird Herr Wellmann sowohl Mitglied des Elternbeirats der WfB als auch Vorsitzender eines Elternvereins, er weitet sein Engagement für die Behindertenhilfe also aus und übernimmt einen vergleichsweise prominenten Posten. Damit bewegt er sich noch weiter weg von seiner anfänglichen Selbstbeschreibung als ein passiver Vater, der mit den Blicken der Öffentlichkeit nicht zurechtkommt: In seiner aktuellen Position macht er sich als Vater einer beeinträchtigten Tochter öffentlich und setzt sich für die Belange beeinträchtigter Menschen und ihrer Familien ein.

1986 ist Herr Wellmann an der Gründung eines familienentlastenden Dienstes (FED) in G-Stadt beteiligt. Sein Engagement dafür ist nach eigener Aussage auch getrieben von dem Wunsch, diesen Dienst selbst nutzen zu können, um Qualitätszeit mit seiner Frau und ohne Nadja verbringen zu können. Die gemeinsame Zeit mit seiner Ehefrau stellt für Herrn Wellmann ein hohes Gut dar und zusammen scheinen sie daran zu arbeiten, mehr gemeinsame Zeit zu generieren: „ich denke(2) das, ‚das braucht die Familie auch, um, ja, **die Ehe** zu erhalten, nicht, und zu stützen‘. Geht ja nicht an, dass beide wie Singles zusammenleben, nicht.“ (Wellmann 328ff). Die durch den FED gewonnene exklusive Zeit mit seiner Frau ist für ihn und den Erhalt seiner Ehe scheinbar wesentlich. Die Tatsache, dass er darüber die hier zitierte Theorie entwickeln kann, lässt vermuten, dass ihn dieses Thema intensiv beschäftigt hat und es möglicherweise – da der Bezug zur Erhaltung der Ehe so sehr ins Auge fällt – in einem engen Zusammenhang zum Jahre zuvor geleisteten Schwur steht.

Seit dem Übergang in den Arbeitsbereich der Werkstatt bis etwa 1994 scheint die Familie Wellmann folglich eine vergleichsweise ruhige und zufriedene Zeit erlebt zu haben. Dies kann allerdings nur auf der Grundlage der bisher interpretierten Zusammenhänge formuliert werden, konkrete Aussagen über diese Zeitspanne fehlen:

- Die letzte größere Belastung, von der die Rede ist, die Hürde des Übergangs der Tochter in den Arbeitsbereich, haben die Wellmanns sehr erfolgreich bewältigt, sie sind zufrieden mit den Veränderungen, die damit einhergehen.
- Auch das Engagement von Herrn Wellmann für die Behindertenhilfe, dem er nun als Vorsitzender eines Elternvereins in einem größeren Umfang nachkommt, kann im Kontext dieser ‚Entschleunigung‘ gewertet werden, die Raum für freiwillige Initiative ermöglicht.
- Die Partnerschaft scheint sich ebenfalls in einer sehr harmonischen Phase zu befinden, die von wöchentlichen gemeinsamen aktiven Nachmittagen mit befreundeten Paaren geprägt ist. Der Ruhestand von Herrn Wellmann rückt in greifbare Nähe und möglicherweise planen er und seine Frau bereits häufiger ihre zukünftige Zeitgestaltung.

8.1.2.7 Krankheit und Gesundung von Frau Wellmann zwischen 1994 und 1998

Zu einer deutlichen Zäsur kommt es etwa 1994, als bei Frau Wellmann eine lebensbedrohliche Erkrankung diagnostiziert wird. Sie ist zu diesem Zeitpunkt etwa 56 Jahre alt, ihr Ehemann 59 Jahre und ihre Kinder 32 und 29. Die Krebsdiagnose stellt alle bis dahin anvisierten Zukunftspläne in Frage, gleichzeitig steht damit unweigerlich die Frage im Raum, wie es für die beeinträchtigte Tochter Nadja weitergehen kann, falls die Mutter die Erkrankung nicht überlebt. Ihr Vater ist noch einige Jahre berufstätig und die Tochter zwar im Alltag in feste Strukturen eingebunden, aber „alleine lassen konnte man unsere Tochter am Tage **nicht**“ (Wellmann 317f). Die Erkrankung, die ohnehin über ein hohes krisenauslösendes Potenzial verfügt, bedeutet im Leben der Wellmanns also noch einmal eine zusätzliche Belastung, da dadurch die konkrete Begleitung und Betreuung der Tochter thematisiert wird. Details darüber, wie diese Phase der Erkrankung und der Therapien von Herrn Wellmann, seiner Frau oder den Kindern erlebt wird, werden im Interview an keiner Stelle angesprochen.

Nach einiger Zeit erhält Frau Wellmann eine gute Prognose: Die Therapien waren erfolgreich und die Krankheit gilt als geheilt.

Zeitlich daran anschließend geschehen zwei Dinge, die Herr Wellmann nicht in einen expliziten Zusammenhang mit der Gesundung seiner Frau und ihren gemeinsamen Zukunftsplänen stellt, die jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit in diesem Zusammenhang interpretiert werden können:

Zum einen unternimmt Herr Wellmann und seine Frau eine sechswöchige Reise nach Übersee. Mitte der Neunziger kann dies noch als eine äußerst exklusive Reise gewertet werden, die selbst in höheren Einkommensschichten den Status eines Ereignisses hat, das man sich nur einmal im Leben gönnt. Hinzu kommt die Besonderheit, dass die Wellmanns eine im Alltag unterstützungsbedürftige Tochter haben: Sie müssen nicht nur ihre Begleitung organisieren, sie müssen vor allem für den bislang längsten Zeitraum in ihrem gemeinsamen Leben die Verantwortung für sie vorübergehend abgeben. Nadja zieht während dieser sechs Wochen bei einer Nachbarin ein. Hier bestätigt sich auch das Erleben von Herrn Wellmann aus früheren Jahren, in einer sehr engen nachbarschaftlichen Gemeinschaft zu leben, der er sich anvertrauen kann. Eine Unterbringung bei einem Mitglied der Verwandtschaft kommt ausdrücklich nicht in Frage:

„Mal für ein Wochenende da kann man schneller jemanden gewinnen, nicht. Äh, das können wir auch schon in der Verwandtschaft mal bei dem einen oder anderen schaffen, aber für sechs Wochen, das (2) ist nicht so einfach.“ (Wellmann 340ff)

Zum anderen diskutiert das Ehepaar über die Möglichkeiten eines Umzugs der Tochter in ein Wohnheim: „vor zehn, zwölf Jahren war das etwa da, äh, waren wir uns alle drüber einig, jetzt ist die Zeit gekommen“ (Wellmann 140f). Auch dies kann in Zusammenhang mit der Erkrankung und Gesundung von Frau Wellmann interpretiert werden: Einerseits könnte ein Auszug zu diesem Zeitpunkt positiv konnotiert werden und nicht als ein Zwang aufgrund nachlassender Kräfte eines Elternteils. Gleichzeitig könnte ein Auszug von beiden Elternteilen voll unterstützt und begleitet werden. Und die Eltern hätten so auch noch eine ganze Lebensphase vor sich, die sie ohne die tägliche Begleitung der Tochter mehr mit dem Fokus auf die Bedürfnisse als Paar gestalten könnten. Damit knüpfen sie an ihre Wertorientierungen an, die schon vor der Erkrankung handlungsleitend waren und beispielsweise zu ihrem Engagement für die Gründung eines familienentlastenden Dienstes geführt haben (s. o.).

Nadja lehnt jedoch einen Auszug zu diesem Zeitpunkt ab: Sie hat kurz zuvor bei einer Freundin einen überstürzten Auszug aus dem Elternhaus aufgrund des Todes der Mutter erlebt und ver-

bindet damit, so jedenfalls die Erklärung von Herrn Wellmann, keine guten Gefühle. „...und dann haben wir erst mal gesagt, lassen wir erst mal Gras drüber wachsen und äh wir stehen ja nicht unter Druck“ (Wellmann 148ff). Gleichzeitig nehmen sie von da an regelmäßig das Angebot der Kurzzeitpflege in Anspruch, damit die Tochter ein Leben außerhalb der familiären Bezüge kennenlernt. Auf diese Weise ermöglichen sich die Wellmanns als Paar gleichzeitig exklusive Zeiten, für die sie nicht die Hilfe von Familie oder Nachbarn in Anspruch nehmen müssen. Die Erkrankung von Frau Wellmann stellt eine deutliche Zäsur in Herrn Wellmanns Lebensgeschichte dar, die eine intensive Auseinandersetzung mit seiner Frau über ihre gemeinsame Zukunft nach sich zieht, bei der die Zukunft der Tochter eine wesentliche Rolle spielt.

8.1.2.8 1998–2010: Erneute Erkrankung der Ehefrau

Etwa 1998, vier Jahre nach der ersten Krankheitsdiagnose, wird ein erneutes Aufflammen der Erkrankung bei Frau Wellmann festgestellt, was zu einer weiteren Zäsur im Familienleben von Herrn Wellmann führt. Anscheinend ist die Hoffnung auf eine Heilung von jetzt an ausgeschlossen und es wird stattdessen das erklärte Ziel, so lange wie möglich mit der Krankheit zu leben.

Die auf der Grundlage einer krisenhaften Erfahrung entwickelte Zukunftsplanung des Ehepaars wird damit zunichte gemacht: Die antizipierte Zukunft wird vermutlich abgelöst von der Routine regelmäßiger Arzttermine, Behandlungen mit Nebenwirkungen, Kontrolluntersuchungen und der ständigen Sorge vor negativen Ergebnissen. Die geplante unbeschwertere Freiheit als Ehepaar, verbunden mit dem Vertrauen in eine gute Versorgung der Tochter im Rahmen eines Umzugs in ein Wohnheim, kann sich daher nicht einstellen. Hinzu kommt, dass Frau Wellmann

„(,) ‚emotional so an die Nadja gebunden [war; L. O.]‘ (2) was ich auch von anderen Müttern gehört habe, das hat meine Frau dann auch schon mal gesagt, [weinend] ich wünschte (3) ‚Nadja ginge vor mir‘. (3) Dann konnten wir dieses Thema äh Wohnheim eigentlich nicht mehr so ganz ausdiskutieren.“ (Wellmann 610ff)

Der hier formulierte Wunsch, die Tochter zu überleben (vgl. auch Lindmeier et al. 2018, 22), verdeutlicht die Not, der sich Frau Wellmann ausgesetzt sieht. Vermutlich sind es auch die fehlenden Zukunftsperspektiven ihr eigenes Leben betreffend, die fehlenden Handlungsoptionen und das möglicherweise erstmals im Leben mit ihrer Tochter fehlende Gefühl der Machbarkeit, die sie zu dieser Äußerung bewegen.

Die erneute Krebsdiagnose stellt also eine weitere Zäsur im Familienleben von Herrn Wellmann dar. Gemeinsame Träume, die zuvor entwickelt wurden, werden von der Krankheit überlagert. Da sie selbst körperlich weiterhin in der Lage ist, ihre Tochter zu unterstützen, gibt es für sie keinen Anlass, ihre Tochter noch einmal mit der Frage nach einem Umzug zu konfrontieren. Herr Wellmann selbst ist nach wie vor der Meinung, dass ein Umzug in ein Wohnheim auch zu diesem Zeitpunkt vertretbar ist: „es ist ja besser, wenn Nadja frühzeitig ins Wohnheim geht und nicht erst, äh, wenn durch den Druck durch diese Ereignisse... sie Hals über Kopf ins Wohnheim muss, nicht, oder (2) man das nicht mehr aktiv begleiten kann, nicht“ (Wellmann 649ff). Herr Wellmann fügt sich jedoch dem Wunsch seiner Frau, „sie wollte Nadja ‚bei sich haben. (2) War einfach so“ (Wellmann 620f). Es scheint, als sei ihm die Tragweite der Entscheidung seiner Frau bewusst, die er in dieser Sache als geradezu stoisch an ihren Überzeugungen festhaltend präsentiert (vgl. Wellmann 380ff). Möglicherweise hat er Befürchtungen, den geleisteten Schwur auf die Probe zu stellen, wenn er seine Frau weiter zu einem Umzug der Tochter drängen würde. Gleichzeitig scheint Frau Wellmann bewusst zu sein, dass die Entscheidung gegen ein Wohnheim nur auf den Zeitraum ihrer Erkrankung begrenzt ist: „Dass es irgendwann sein

würde, das wusste sie ja auch und deswegen haben wir ja auch diese Möglichkeiten dann mit der ... Kurzzeitpflege jedes Jahr mindestens ein- oder gar zweimal genutzt“ (Wellmann 621ff). Vermutlich im Jahr 2000, etwa zwei Jahre nach der erneuten Krebsdiagnose bei Frau Wellmann, erreicht Herr Wellmann das Rentenalter. Zwar ist unklar, ob er tatsächlich mit 65 Jahren in Rente gegangen ist, dennoch ist davon auszugehen, dass das Erreichen dieser Altersphase in mehrfacher Hinsicht Einfluss auf die Lebensgeschichte von Herrn Wellmann nimmt. Zum einen ändert sich mit dem Ruhestand sein jahrzehntelang gelebter Tagesablauf: Er muss das Haus morgens nicht verlassen und hat nun deutlich mehr Zeit zur freien Verfügung. Gleichzeitig betrifft diese Veränderung auch Frau Wellmann, die zuvor unabhängiger von ihrem Mann ihren Tag gestalten konnte bzw. musste, auch wenn keine Angaben darüber vorliegen, ob bzw. wann Frau Wellmann aufgehört hat zu arbeiten. Mit dem Ruhestand haben sie die Möglichkeit, ihren Tag gemeinsam zu planen und zu gestalten. Zum anderen führt die Antizipation des Ruhestands in der Regel zu einer verstärkten Auseinandersetzung mit den Freiräumen, die sich bieten, und zur Frage, wie man diese gestalten möchte. Es wurde bereits die Vermutung aufgestellt, dass auch die Wellmanns sich mit diesen Fragen beschäftigt haben, und zwar mit einer entsprechenden Motivation, die sich aus der Erkrankung und Heilung der Ehefrau einerseits und der Entscheidung für einen Umzug der Tochter in ein Wohnheim andererseits entwickelt hat. Mit dem erneuten Ausbruch der Krankheit und der Ahnung bzw. Gewissheit, dass eine Heilung nicht mehr möglich ist, verändert sich vermutlich auch die optimistische und positive Haltung gegenüber den Zukunftsplänen. Das tatsächliche Erreichen des Rentenalters kann dann als ein eher belastender Marker interpretiert werden, der dem Paar vor Augen führt, was möglich gewesen wäre, wenn sie das Schicksal der Erkrankung nicht ereilt hätte. Für Herrn Wellmann persönlich ist mit dem Erreichen des Rentenalters also vermutlich nicht nur eine Entlastung verbunden, sondern möglicherweise gleichzeitig auch die Trauer über den Abschied von bereits recht konkret gezeichneten Plänen, die sich gemeinsam mit seiner Frau nicht mehr umsetzen lassen.

Es folgen etwa neun Jahre, aus denen Herr Wellmann nichts erzählt. Dies dokumentiert, dass der Familie die Herstellung einer Alltagsroutine gelingt – trotz der ständigen Bedrohung durch die Krebserkrankung. Diesem Alltag scheint jedoch eine zeitliche Struktur insofern zu fehlen, als dass er keine Ereignisse enthält, die eine deutliche Unterbrechung der Routine markieren. Auf diese Weise wird eine zeitliche Ordnung und ein Erinnern dieser Zeit erschwert (vgl. Rosenthal 1995, 108ff).

2009 legt Herr Wellmann seinen Vorsitz in dem Elternverein nieder, den er mittlerweile mehr als zwanzig Jahren innehat. Dies ist vermutlich einerseits seinem Alter geschuldet, Herr Wellmann ist zu diesem Zeitpunkt 74 Jahre alt. Hinzu kommt aber möglicherweise der sich verschlechternde Gesundheitszustand seiner Frau, für die er nun noch umfanglicher präsent sein möchte.

In dieser Zeit scheint sich bei Frau Wellmann eine Verunsicherung bemerkbar zu machen, ob es nicht doch richtig gewesen wäre, einen Umzug der Tochter früher anzubahnen: „vor nem Jahr hat sie mal so gesagt, ja, wenn wir die Nadja doch früher ins, oder damals ins Wohnheim gegeben hätten, dann hätten wir jetzt vielleicht noch ein bisschen mehr so gemeinsam unternehmen können“ (Wellmann 587ff). Diese Zweifel dokumentieren die gute Qualität der Partnerschaft, Frau Wellmann gelingt es am Ende ihres Lebens durchaus, den Wert ihrer Ehe und der Exklusivität der Partnerschaft zu begreifen, auch wenn sie sich mit dem Zusammenleben mit der Tochter gegen mehr exklusive Zeit mit ihrem Partner entschieden hat, ohne jedoch an dieser Entscheidung bzw. an dem Dilemma, in dem sie steckt, zu verzweifeln.

8.1.2.9 2010: Tod der Ehefrau und Auszug der Tochter

Im April 2010 stirbt Frau Wellmann im Alter von 71 Jahren nach insgesamt 16-jähriger Krankheit. Ihr Tod kommt insofern nicht überraschend, er markiert das Ende einer langen Zeit, in der früher beschlossene Pläne von Herrn und Frau Wellmann sich als nicht mehr tragfähig und nicht mehr realisierbar erweisen. Stattdessen scheint es, als sei ein Festhalten am Status quo in den Augen von Frau Wellmann zu einem hohen Gut geworden, was sich auch in der Entscheidung ausdrückt, ihre noch verbleibende Lebenszeit im gemeinsamen Familienhaushalt mit ihrer Tochter zu verbringen.

Frau Wellmanns Tod bedeutet für Herrn Wellmann zum einen den Verlust seiner Partnerin, seiner wichtigsten Vertrauten, die für seine eigene Zukunftsplanung seit seinem biografischen Wendepunkt stets ein gültiger Kompass war und die ihm in den Jahren bis zu ihrem Tod damit größte Handlungssicherheit vermittelt hat: Er konnte sich dank des Schwurs immer auf eine eigene Identität als ein Mensch mit Partnerin, anders ausgedrückt, als Ehemann verlassen. Mit dem Tod von Frau Wellmann verändert sich diese Identität, denn er wird Witwer. Und so endet auch das gegenseitige Versprechen von Herrn und Frau Wellmann, zusammenzubleiben. Dieser Schwur ist von besonderer handlungspraktischer und orientierungsweisender Bedeutung gewesen, denn Meinungsverschiedenheiten konnten stets im Sinne dieser Prämisse behandelt werden, die Zukunft war in gewisser Weise sicher und vorhersehbar. Mit dem Tod seiner Ehefrau ist Herr Wellmann nicht mehr an ihre Wünsche und Auffassungen gebunden und kann, sofern er sich emotional davon trennen kann, seinen eigenen Impulsen folgen.

Daneben bedeutet ihr Tod auch den Verlust der Mutter seiner Kinder, insbesondere auch den Verlust der engsten Vertrauten und Bezugsperson seiner beeinträchtigten Tochter. Er ist nun alleine verantwortlich für die weitere Zukunftsgestaltung seiner Tochter, zusätzlich ist er alleine zuständig für den gemeinsamen Haushalt.

Im Vergleich dazu hat sein Sohn zwar auch seine Mutter verloren, dieser steht zu diesem Zeitpunkt aber bereits fest in einem Leben, das er weitestgehend unabhängig von seinen Eltern führt, mit denen er auf einer emotionalen Ebene sicherlich verbunden ist, aber weder finanziell noch in seiner Alltagsgestaltung auf diese angewiesen ist.

Bereits kurz nach dem Tod seiner Ehefrau plant Herr Wellmann einen Umzug der Tochter in ein Wohnheim in G-Stadt, „zum Herbst, zum Winter spätestens“ (Wellmann 689). Als überraschend bereits früher ein Platz in einem Wohnheim in fußläufiger Entfernung zum Elternhaus frei wird, entscheidet sich Nadja zum Umzug.

„Und wir habens auch (.) hingekriegt, dass sie den Umzug nicht *unmittelbar* mit dem *Tod der Mutter* in Verbindung bringt. Das (.) ist bei ihr nicht so äh hängen geblieben. *Nein*, das ist bei ihr mehr so *freie Entscheidung*=ich glaube auch, sie hat einfach auch so das Gefühl, na ja, das ist mehr los, als nur bei Papa zu Hause sozusagen. @(.)@ Das (.) glaube ich auch.“ (Wellmann 713ff)

Dass es Herrn Wellmann gelingt, nach dem Tod seiner Frau, der ebenso wie ihre Erkrankung eine Zäsur in seinem Leben darstellt, den Mut aufzubringen, einen weiteren wesentlichen Aspekt seines bisherigen (Familien-)Lebens zu verändern, indem er den Auszug seiner Tochter plant und umsetzt, unterstreicht, dass er sehr schnell wieder handlungsfähig ist und auch unter neuen Bedingungen an alte Zukunftsvisionen anschließen kann. Diese Visionen enthalten eine Freiheit und Beweglichkeit für ihn, die mit der täglichen Verantwortung, Begleitung und Versorgung seiner Tochter nicht vereinbar wären. Eine engere Bindung an seine Tochter, die nach dem Tod der Ehefrau ja grundsätzlich auch denkbar und verständlich wäre, um der Trauer und dem leeren Haus zu entgehen, entspricht folglich nicht seiner Strategie und nicht seinem Selbstverständnis bzw. seinem Bild von sich und seiner Zukunftsperspektive.

8.1.3 Biografisches Handlungsschema, Krisen und partielle Verwandlung

8.1.3.1 Handlungsschema und Auslöskrise

Die Auswertung des narrativen Interviews mit Herrn Wellmann verweist auf eine partielle Verwandlung, der eine Auslöskrise vorausgeht. Diese wiederum gewinnt ihr Potenzial durch die vorher wirksame Orientierung an einem Handlungsschema, das auf Erfolg, Bildung, Fortschritt und Sachlichkeit ausgerichtet ist.

Handlungsschema

Das handlungsleitende Schema, das für Herrn Wellmann bis zur Auslöskrise orientierungsgebend wirkt, richtet sich aus an einem Ideal der akademisch gebildeten oberen Mittelschicht der frühen 1960er Jahre, für das Bildung und der Glaube an Wissenschaft und Fortschritt ebenso beispielhaft sind wie der Anspruch an ein gepflegtes Äußeres und ein kultivierter Umgang: „Der konsumbewusste, ansonsten angepasste und unpolitische ‚Teenager‘ bestimmte weitgehend das öffentliche Bild von Jugendkultur“, so Schmidt (2005) über die jungen Erwachsenen der frühen 1960er Jahre, und verweist weiter auf deren

„hohes Maß an Verhaltensstabilität im Alltag ... Ein unerwartet starker Teil tendiert in ‚konservativem‘ Widerspiel gegen alle Veränderungen zur Stabilität, Kontinuität, Normalität gleichsam zeitlos bürgerlicher Verhältnisse sowohl in der Politik wie in der Religion, im Lebensstil wie in der Auffassung von Beruf, Familie und Freizeit“ (Schmidt 2005, o. S.)

Herr Wellmann expliziert seine Orientierung nicht direkt, aber sie lässt sich an der Aufschichtung und den Inhalten seiner Geschichte ablesen:

- Aufnahme und Beendigung eines Ingenieurstudiums in einer Zeit, in der aufgrund der wirtschaftlichen Lage Vollbeschäftigung vorlag und die Aufnahme eines Studiums für das Gros der Gesellschaft noch keine realistische Option darstellte
- Berufseinstieg nach dem Studium
- Eheschließung mit einer Frau, die bei einem Finanzdienstleister arbeitet – mit anderen Worten einer Frau, die nicht ungelernt im produzierenden Sektor arbeitet, eine Sekretärinenschule besucht hat oder im Familienunternehmen bzw. in der familiären Landwirtschaft hilft
- Zwei ehelich geborene Kinder, ein und drei Jahre nach der Eheschließung
- Beruflich bedingter Umzug in den ersten Wochen nach der Geburt des zweiten Kindes – auch daran lässt sich sein berufliches Karrierestreben und das Handlungsschema ablesen, das nicht nur für ihn orientierungswirksam war, sondern auch für seine Ehefrau, die sich mit diesem Entwurf identifizieren konnte (und deren Ausbildung, die sie vor der Ehe, möglicherweise auch vor der Beziehung mit ihrem Mann begonnen hat, nahelegt, dass auch sie an einem vergleichbaren Schema orientiert ist).

Die Jahre zwischen 1955 und 1965 gelten als Blütezeit von Ehe und Familie (golden age of marriage). Die moderne Kleinfamilie – teilweise in Form der „bürgerlichen Kleinfamilie“ mit komplementärer Rollenteilung zwischen den Geschlechtern, dem Mann als Alleinversorger und der Frau als Hausfrau und Mutter – war eine kulturelle Selbstverständlichkeit und wurde von der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung auch unhinterfragt gelebt (so genannte Normalfamilie):⁹⁸ (Peuckert 2007, 36)

Die Orientierung an Bildung, Fortschritt und Moderne wird nun gerade daran deutlich, dass Herr und Frau Wellmann insofern von dem hier beschriebenen Familienmodell abrücken,

98 Offen lässt Peuckert, wie beispielsweise Arbeiter- oder Bauernfamilien sowie Kriegswitwen in dieser von ihm proklamierten ‚Normalität‘ Eingang finden.

als dass Frau Wellmann vermutlich ab dem Zeitpunkt, ab dem die Kinder den Kindergarten bzw. die Schule besuchen, in geringfügigem Umfang ihre Berufstätigkeit wieder aufnimmt. Finanziell ist die Familie nicht auf ihr zusätzliches Einkommen angewiesen. Ihre Berufstätigkeit kann daher als Ausdruck ihrer Handlungs- und Werteorientierung verstanden werden.

Auslöschungskrise

Als Krise wurde in Kapitel 2.2.3 der Ort beschrieben, „an dem Ereignisse und Strukturen aufeinandertreffen und für Bewegung sorgen“ (Hildenbrand 2011, 93). Die hier ausgelöste Bewegung, die von einem zunehmenden Verlust der Handlungsorientierung geprägt ist, entsteht drei Monate nach Geburt der Tochter Nadja, als das Ereignis der Diagnosemitteilung auf die biografischen Strukturen von Herrn Wellmann trifft. Die Diagnosemitteilung wird im Kontext von Familien mit beeinträchtigten Kindern in der Regel als ein ‚kritisches Lebensereignis‘ (vgl. Filipp 1995) gewertet, das mit „Enttäuschung und Orientierungslosigkeit, gleichzeitig aber auch mit Abwehrmechanismen, wie Leugnung der Diagnose und Rationalisierung“ (Heckmann 2004, 23) einhergeht: „Auch trauern die Eltern, da sich mit der Diagnose ‚Behinderung‘ der Wunsch nach einem gesunden Kind und die antizipierte glückliche Lebensperspektive nicht erfüllen“ (ebd., 23f)⁹⁹.

„Einige Untersuchungen ergaben, dass Eltern durch die Art und Weise der Diagnosemitteilung Veränderungen im sozialen Kontext erfahren müssen, insofern als das [sic!, L.O.] soziale Regeln des menschlichen Miteinanders, der Kommunikation und Kooperation verletzt werden (Ziemen 2002). So sind soziale Regelverletzungen vor allem in der Beziehung von Ärzten und Eltern (behinderter Kinder) wahrzunehmen, die sich in äußerst verkürzten Diagnosemitteilungen ohne Beratung der Eltern, in wenig sensiblen und abweisenden Diagnosemitteilungen, in Diagnosen, die an Dritte weitergegeben werden, unter Verzicht auf die Mitteilung unmittelbar Betroffener (zumeist der Mutter) zeigen (vgl. Ziemen 2002, 170ff). Insofern ist davon auszugehen, dass die emotionale Situation der Eltern sich durch erfahrene Regelverletzungen verändert und Stress, Schock, Depression und Aggression nicht ausschließlich durch die individuelle Ebene der Persönlichkeit bzw. im familialen Kontext zu erklären ist, sondern den unmittelbaren Bezug zum Sozialen und Gesellschaftlichen zu suchen hat. So ist die Situation der Eltern unter Berücksichtigung sozialer Felder (bspw. medizinisches Feld, pädagogisches oder psychologisches Feld, Feld der Öffentlichkeit) zu verstehen und zu erklären. Nicht die Behinderung des Kindes irritiert und schockiert die Eltern prinzipiell, sondern die damit einhergehenden sozialen Veränderungen, so bspw. aus einer weitgehend unabhängigen Position heraus in eine Abhängige, Unterlegene wechseln zu müssen.“ (Ziemen 2004, 54)

Um das volle Potenzial der Auslöschungskrise zu verstehen, muss man sich zunächst noch einmal die Lebenssituation von Herrn Wellmann vor dieser Zäsur vor Augen führen (vgl. 8.1.2), die als durchaus privilegiert beschrieben werden kann. Diese Erfolgskurve, die beruflich wie privat mit positiven Zukunftsperspektiven verbunden ist, wird jäh unterbrochen, als der neue Kinderarzt die Eltern mit der Beeinträchtigung der Tochter konfrontiert. Bisherige gemeinsame Planungen in Bezug auf die Familie, die Bildung der Kinder, die Entwicklung als Eltern, der Traum von der zukünftigen Generativität als Großeltern etc. werden durch die Beeinträchtigung brüchig, mehr noch: Es fällt Herrn Wellmann und seiner Frau schwer, überhaupt gemeinsam Perspektiven für konkrete Herausforderungen zu entwickeln:

⁹⁹ Heckmann (2004) verweist in diesem Zusammenhang auf das Spiralphasenmodell von Schuchardt (2003), von dem in dieser Arbeit jedoch aufgrund der Individuumzentrierung und der fehlenden Beachtung des Kontextes, der linear konzipierten Abfolge mit einem statischen Ende und der sich dadurch abzeichnenden argumentativen Nähe zum Annahme-Postulat (vgl. Hellermann 2018, 105) kritisch Abstand genommen wird.

„Mütter und Väter erleben die Behinderung ihres Kindes manchmal wie eine Blockade für ihr eigenes Leben. [...] Das Handeln orientiert sich an äußeren Notwendigkeiten; das Gefühl, die Freiheit verloren zu haben, wird dominierend.“ (Schulz 2005, 26)

An dieser Stelle muss auch auf das Mitte der 1960er Jahre noch kaum ausgebaute Netz der Behindertenhilfe und der Beratung hingewiesen werden, durch die Eltern mit beeinträchtigten Kindern mit ihren Fragen und Handlungsunsicherheiten weitestgehend auf sich selbst gestellt sind (vgl. Engelbert 1999, 31).

Nicht nur die Zukunftsperspektiven des Paares werden brüchig, auch das Selbstbild von Herrn Wellmann wird herausgefordert: Vor der Auslöschungskrise hat er sich scheinbar an einem – mit Schütze ausgedrückt – institutionellen Ablaufschema orientiert und in diesem sehr erfolgreich agiert. Nach der Diagnose Down-Syndrom scheint er dieses Schema nicht mehr für sich beanspruchen zu können, denn ein beeinträchtigtes Kind ist in seiner biografischen Orientierung, die sich auf ein institutionelles Ablaufschema bezieht, nicht vorgesehen: Er erlebt eine „bittere Enttäuschung, weil die ‚Zukunftslosigkeit‘ des behinderten Kindes keine Gelegenheit bietet, die Erfüllung der väterlichen Rolle zu erleben“ (Cloerkes 2007, 291). Sein Bekenntnis, mit den Blicken der Öffentlichkeit nicht zurechtgekommen zu sein, bekräftigt dies (vgl. Wellmann 127ff). Auf diese Weise führt die Diagnose Down-Syndrom für Herrn Wellmann zu einer Auslöschungskrise, die ihn in unterschiedlichen Kontexten mit Erleidensprozessen konfrontiert, die wiederum unterschiedliches Bewältigungshandeln hervorrufen.

8.1.3.2 Erleidensprozesse und Handlungsstrategien im Umgang mit der Krise

Krisen dieser Art gehen einher mit Prozessen des Erleidens und mit Handlungen, mit denen eben dieses Leiden vermieden werden soll. Betroffene Subjekte handeln laut Rosenthal so viel wie möglich, um so wenig wie möglich zu erleiden (vgl. Rosenthal 1987, 49f). Wie stellt sich dies bei Herrn Wellmann dar? Welchen Prozessen des Erleidens sieht er sich ausgesetzt und auf welche Handlungsstrategien greift er zurück, um diesen zu entgehen?

In seinem engeren privaten Umfeld, den jeweiligen Herkunftsfamilien, schlagen ihm und seiner Familie heftige ablehnende Reaktionen und implizite Schuldzuweisungen entgegen (vgl. Wellmann 45ff). Nach der Freude über die Geburt der Enkeltochter wenden sich die Großeltern nach der Mitteilung darüber, dass sie beeinträchtigt ist – mit anderen Worten: dass sie von einer Norm negativ abweicht –, von ihr ab und schließen sie (zunächst) aus der Familie aufgrund ihres Andersseins aus. Hier drückt sich die große Verunsicherung der Angehörigen aus (vgl. Engelbert 1999, 30):

„Großeltern [sehen sich, L. O.] vor eine dreifache Herausforderung gestellt: Sie müssen mit ihrem eigenen Schmerz nach der Diagnosestellung lernen umzugehen, sie müssen lernen, mit den Sorgen bzw. Ängsten ihre Kinder umzugehen und sie müssen ebenso damit zurecht kommen, dass die Entwicklung ihres Enkelkinds möglicherweise einen anderen Verlauf nimmt als sie es sich gewünscht haben.“ (Guhlmann/Herlan & Sarimski 2020, 24)

„Für die Eltern des behinderten Kindes sind ablehnende Reaktionen durch die eigenen Eltern und Schwiegereltern, Verleugnungstendenzen und Bagatellisieren (‘das wächst sich bestimmt raus!’) eine erhebliche Belastung. Wenn sich Großeltern aus eigenem Gram zurückziehen, kann dies für ihre erwachsenen Kinder als große Zurückweisung erlebt werden.“ (Retzlaff 2019, 55)

Mit ihrer von Herrn Wellmann zitierten Formulierung suggerieren sie außerdem – bewusst oder unbewusst – eine Schuldzuweisung für die genetisch bedingte Beeinträchtigung, die in den 1960er Jahren noch im Kontext der NS-Lebenswertideologie gesehen werden kann.

Ein weiterer Aspekt, der die Krise befeuert, liegt in der Sichtbarkeit der Beeinträchtigung und den Reaktionen der Öffentlichkeit auf diese Sichtbarkeit. Herr Wellmann hat große Schwierigkeiten damit, „in der Öffentlichkeit begafft“ (Wellmann 128) zu werden. Er beschreibt dies aus seiner persönlichen Wahrnehmung heraus allerdings nur in einer rückblickend evaluierenden Perspektive und in Form der Beschreibung seiner Handlungen nach der Verwandlung, die dadurch charakterisiert sind, die Tochter „immer nur mitzunehmen“ (Wellmann 131) und „sie zu zeigen“ (Wellmann 119). Eine konkrete Erinnerung rekonstruiert er lediglich stellvertretend am Beispiel seines Sohnes, was auch als ein weiterer Hinweis dafür gewertet werden kann, sich selbst nicht als ‚Betroffener‘ zu präsentieren, mehr noch, keine konkreten Erinnerungen darüber preisgeben zu müssen, sich in der Öffentlichkeit mit der beeinträchtigten Tochter bedroht gefühlt zu haben: „(5) ich hab da so eine S-Szene in Erinnerung (2) in der Stadt, wie er sich **schützend** vor seine Tochter stellt, um sie vor Blicken zu schützen. (3)“ (Wellmann 57ff). In Zusammenhang mit dem Wissen um sein eigenes Leiden unter den Blicken der Öffentlichkeit kann diese sehr emotional erinnerte Szene als ein stellvertretendes Beispiel für sein eigenes Erleben gewertet werden. Dafür spricht auch der auffallende Versprecher, als er von der Tochter und nicht von der Schwester spricht, um die es in dieser Perspektive geht. Es gelingt ihm jedoch nicht, seine eigenen Erfahrungen auch als solche zu benennen und näher auf sie einzugehen.

Die hier zitierte Erinnerung endet auffallend abrupt mit einem Sprung in die erzählende Gegenwart durch den Hinweis, „der [Sohn, L. O.] hat aber heute ein wunderbares Verhältnis zu unserer Tochter“ (Wellmann 60f). Diese Evaluation ist in mehrfacher Hinsicht interessant:

- Zum einen verweist sie auf die bereits erwähnte Strategie, sich einer emotional berührenden Erinnerung mit einer Evaluation aus der Gegenwartsperspektive zu entziehen (vgl. 8.1.5).
- Zum anderen, und dies ist im Kontext der Analyse der Krise von Bedeutung, verweist Herr Wellmann damit latent auf einen Zusammenhang zwischen den Blicken der Öffentlichkeit, die ihm (im Beispiel vertreten durch seinen Sohn) Schwierigkeiten bereiten, und einem Konflikt, der sich daraus entwickelt. Dieser Konflikt ist zunächst innerpsychisch als eine Wut darüber zu interpretieren, aufgrund der (sichtbaren) Beeinträchtigung der Tochter mit einer veränderten Haltung der Umwelt und einem ‚Wahrgenommen-Werden‘ konfrontiert zu sein. Dieser Aspekt wird im Kontext des Präsentationsinteresses weiter ausgeführt (vgl. 8.1.4).
- Die Bezeichnung „wunderbare Beziehung“ schließlich erscheint überhöht für eine Geschwisterbeziehung zweier nicht mehr junger Erwachsener. Die Bezeichnung „unsere Tochter“ anstelle „seiner Schwester“ verrät versehentlich genau die Distanz, die die Geschwisterbeziehung oder seine eigene damalige Beziehung zur Tochter kennzeichnet.

Das Leiden unter der Ausgrenzung und der Sichtbarkeit der Beeinträchtigung sowie der innerpsychische Konflikt sind vor dem Hintergrund der beschriebenen Ausgangsposition, der Orientierung am institutionellen Ablaufschema, plausibel herzuleiten: Die berufliche Karriere und auch die Paarbeziehung von Herrn Wellmann scheinen – so legt es jedenfalls die Rekonstruktion nahe – vergleichsweise problemlos und vor allem erfolgreich verlaufen zu sein. Die Beeinträchtigung der Tochter bedeutet einen Bruch mit diesem unproblematischen Verhältnis zur Welt.

„Väter erleben die Behinderung als Gefährdung ihres Selbstbilds, das sich vor allem an gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen orientiert. Die ‚Mängel‘ des behinderten Kindes bedrohen ihre gesellschaftliche Anerkennung, sie haben Angst vor Diskriminierung. Häufig fällt es ihnen anfangs schwer, sich mit dem behinderten Kind in der Öffentlichkeit zu zeigen.“ (Seifert 2003, 47)

Das Down-Syndrom als eine Beeinträchtigung, die einen – individuell sehr unterschiedlich ausgeprägten – lebenslangen Unterstützungsbedarf mit sich bringt, verhindert ein Fortsetzen der

bisherigen Orientierung. Die Sichtbarkeit der Beeinträchtigung verhindert zudem eine Anonymität in der Öffentlichkeit, ein ‚so tun, als ob nichts wäre‘ in einer unbekanntem Umgebung: Wo sie auch sind, ob in vertrauten oder fremden Umgebungen, die Wellmanns, sofern sie gemeinsam als Familie auftreten, fallen auf als Familie mit einem beeinträchtigten Familienmitglied, da die Beeinträchtigung schon vor einer potenziellen Kontaktaufnahme sichtbar ist. Niedecken beschreibt die damit verbundene Dramatik und Abwertung als „tötende[.]“ Blicke[.] der Umwelt“ (2003, 97). Dies führt bei Herrn Wellmann zunächst zu einer „prophylaktische[n] Interaktionsvermeidung“ (Cloerkes 2007, 107). Die Wellmanns sind damit geradezu gezwungen, auf diese Wahrnehmung zu reagieren und sich – in welcher Weise auch immer – im Sinne eines *Displaying Family* zu inszenieren. Die Frage, wie sie sich als Familie präsentieren wollen, was für sie Familie ausmacht, steht so unweigerlich im Raum und fordert zu einer Auseinandersetzung auf. Diese wird zunächst jedoch durch Herrn Wellmanns ‚Passivität‘, durch seine Strategie, die Öffentlichkeit mit seiner Tochter zu vermeiden, hinausgezögert und später zunächst ‚im Alleingang‘ von ihm als Individuum beantwortet, indem er beispielsweise wöchentlich mit seiner Tochter auf dem Markt einkaufen geht.

Aufgrund der Tatsache, dass Herr Wellmann im Interview keine Aussagen über seine Erfahrungen als Kind und Jugendlicher in seiner Herkunftsfamilie macht, ist es nicht möglich, biografische Bezüge zu dieser Zeit herzustellen. Es würde jedoch vor dem Hintergrund der bisherigen Analysen nicht verwundern, wenn im Wertesystem seiner Herkunftsfamilie, in der er trotz einer schwierigen Ausgangsposition nach dem Krieg ohne leiblichen Vater eine erfolgreiche schulische, akademische und berufliche Laufbahn absolviert hat, ein gewisses Maß an Anpassbarkeit und Erfolg wesentlich verankert waren.

Seine Handlungsstrategien im Umgang mit den Erleidensprozessen weisen ebenfalls deutlich auf eine Orientierung am bisherigen Handlungsschema hin, das sich an Aufstiegsorientierung, Fortschrittsglaube und einer elterlichen Rollentrennung orientiert. In gewisser Weise scheint er also durch ein ‚mehr desselben‘ zu versuchen, die Situation zu bewältigen:

- Herr Wellmann baut seine Rolle als berufstätiger Vater aus, der die Verantwortung für die finanzielle Absicherung seiner Familie trägt, und überlässt seiner Frau die Verantwortung für Kinder: „Wenn Sie so wollen, habe ich das so als Entschuldigung genommen, dass ich mich in den ersten Jahren nicht son bisschen äh so engagiert habe, nicht“ (Wellmann 64ff). Auf diese Weise gelingt es ihm einerseits, eine in Bezug auf den Beruf wirksame Handlungsorientierung aufrechtzuerhalten, andererseits kann er so die für ihn schmerzhaften Erfahrungen mit der Öffentlichkeit im Alltag vermeiden und sich in beruflichen Kontexten weiterhin als erfolgreich und ‚normal‘ präsentieren.
- Auch der chirurgische Eingriff bei Nadja, bei dem die für das Down-Syndrom typischen Gesichtszüge angeglichen werden und den Herr Wellmann unzutreffend als eine ‚Fördermöglichkeit‘ beschreibt, kann als der Versuch gewertet werden, die in der Öffentlichkeit ausgelösten Leidensprozesse zu reduzieren und die abwertenden Blicke auf die Tochter und die Familie zu verhindern. Die sichtbaren Zeichen einer Beeinträchtigung werden

„nach therapeutisch-kosmetischen Eingriffen nicht mehr so leicht zum Ausgangspunkt für Interaktionsvermeidung und Stigmatisierung, die Akzeptanz durch Nichtbehinderte nimmt zu, das Selbstwertgefühl der Betroffenen wird verbessert (Shushan 1981; Straßmeier 1983). Auch die viel weitergehenden plastischen Operationen beurteilen die Eltern überwiegend positiv, obwohl der Eingriff selbst recht umfangreich ist und Komplikationen chirurgische Nachbesserungen nötig machen können. Neben eher medizinischen Verbesserungen (reduzierte Infektanfälligkeit durch Mundschluß) werden positivere Umweltreaktionen und Entwicklungsfortschritte berichtet.“ (Cloerkes 2007, 301f)

Niedecken sieht in der Frühförderung eine Strategie zur Entwicklung von Handlungskompetenz in der Krise und zur Beherrschung vorhandener Ängste in Bezug auf die Behinderung (vgl. Niedecken 2003, 141ff). Wenn Herr Wellmann hier also einen plastischen Eingriff als Fördermöglichkeit bezeichnet, kann dies durchaus im Sinne des Versuchs gewertet werden, die mit dem Down-Syndrom einhergehenden Sorgen und Schuldgefühle zu bewältigen.

Die Sichtbarkeit von Behinderung und den Versuch, sie chirurgisch unauffällig zu machen, beschreibt Preiß (2006, 68) aus psychoanalytischer Perspektive drastisch als den Versuch, den ‚Behinderten‘ zum Menschen zu machen¹⁰⁰.

- Neben den Strategien zur Vermeidung von Erleiden (durch den Rückzug ins Berufsleben, durch den Versuch, äußere Zeichen der Beeinträchtigung unsichtbar zu machen) nehmen die Wellmanns auch an einem Gesprächskreis für Eltern mit Kindern mit Down-Syndrom teil. Sie wenden sich damit, angeregt durch den sie begleitenden Kinderarzt, offensiv einer neuen Bezugsgruppe zu. Grundsätzlich kann diese Bezugsgruppe als eine Hilfestellung gewertet werden, die neue Situation zu bewältigen, wie sie auch bei institutionell produzierten Phasenmarkierern (vgl. 2.2.3) bereitgestellt werden. Allerdings sind Selbsthilfegruppen dieser Art zu der damaligen Zeit erst noch im Begriff, sich zu formieren, sie sind damals noch eher selten. Zudem konkurriert die Mitgliedschaft in einer solchen Gruppe vermutlich mit dem bisherigen Handlungsschema von Herrn Wellmann, das sich daran misst, ohne Hilfe von außen erfolgreich zu sein. Dass er dennoch an diesem Elterngesprächskreis teilnimmt, ist möglicherweise dem Einfluss des Kinderarztes zu verdanken, der in den Augen des Ehepaars Wellmann hohe Anerkennung genießt, da er „immer auf dem Laufenden war, wenn irgendwo in der Fachliteratur etwas Neues, für ihn Neues war, dann hat er uns informiert“ (Wellmann 545f). In dieser Hinsicht gelingt es Herrn Wellmann, weiterhin orientiert an einem institutionellen Schema, innerhalb dessen die Expertise von Fachkräften handlungsleitend wirken kann, seine gewohnten Handlungsräume zu verlassen und sich auf ein selbsthilfeorientiertes Hilfeangebot einzulassen. Gleichzeitig bietet ihm diese Gesprächsrunde einen geschützten Rahmen, in der keine Auseinandersetzung mit der Öffentlichkeit droht, obgleich sie doch ausdrücklich durch das beeinträchtigte Kind definiert ist. Die Teilnahme an der Selbsthilfegruppe verkörpert damit einen für die folgende Verwandlung wesentlichen ‚signifikanten Dritten‘ (vgl. Rosenthal 1987, 30).

8.1.3.3 Wendepunkt

Rund um das Jahr 1970 kommt es im Rahmen der Krise zu einem Wendepunkt. Nach Rosenthal verfügt ein Wendepunkt, auch Interpretationspunkt oder Gegenwartsschwelle genannt, über das Potenzial, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft neu zu ordnen, sie neu zu interpretieren. Wie konkretisiert sich dies im Leben von Herrn Wellmann?

Die Bestimmung des Wendepunktes in der Lebensgeschichte von Herrn Wellmann gestaltet sich zunächst insofern schwierig, als dass es sich in seinem Fall nicht um eine totale, sondern um eine partielle Verwandlung handelt. Hier fehlt die

„theoretische Konstruktion seiner Verwandlung, die das ‚vorher und nachher‘ wieder in einen konsistenten Zusammenhang stellt, in der das Vorher in Übereinstimmung mit dem Nachher reinterpretiert wird.“ (Rosenthal 1987, 31)

100 Er bedient sich dazu der Bezeichnung ‚Monster‘ und beruft sich dabei auf Grim (1999; zit. n. Preiß 2006), der beeinträchtigte Menschen nicht mit diesen gleichsetzen will, sondern den Begriff lediglich als Bild verwenden möchte (vgl. Preiß 2006, 68). Diese Begrifflichkeit wird bei Preiß bzw. bei Grim dazu verwendet, über eine Grundangst gegenüber kognitiv beeinträchtigten Menschen zu sprechen und im psychoanalytischen Diskurs einen Begriff für ein „urales, ‚verschleiertes Phantasma‘ aus Bösem und Transzendenz“ (Preiß 2006, 68) zu finden.

Herr Wellmann präsentiert sich zwar als jemand, der sein Verhalten verändert hat, er vermeidet es aber geschickt, sich bezüglich der Krise und des Wendepunkts, die ihn zu einer Verhaltensänderung bewogen haben, näher zu äußern oder gar eine Theorie über diese Veränderung zu formulieren. Ob dies bewusst oder unbewusst geschieht, wird an späterer Stelle noch genauer herauszuarbeiten sein (vgl. 8.1.4).

Der Wendepunkt selbst, den es an dieser Stelle herauszuarbeiten gilt, wird von ihm nicht explizit in Bezug auf die hier definierte Auslöskrise präsentiert. Dies ist jedoch symptomatisch für die Struktur der partiellen Verwandlung, wie nun ausgeführt werden wird.

Herr Wellmann folgt in seiner biografischen Großzählung im Wesentlichen der Entwicklung seiner Familie unter dem Fokus der Beeinträchtigung der Tochter Nadja. In diesem Zusammenhang wird deutlich, wie sich sein Verhalten im Laufe der Zeit verändert: von einer deutlichen Zurückhaltung in Bezug auf die öffentliche Präsentation als Vater hin zu einem Verhalten, das geradezu als ein Zurschaustellen der Vaterschaft beschrieben werden kann (vgl. Wellmann 119f).

Während dieser Zeit kommt es zu einer auffallenden Kumulation von Ereignissen (vgl. 8.1.2.5):

- Die Familie zieht ein weiteres Mal beruflich bedingt um.
- Frau Wellmann nimmt in einem geringfügigen Rahmen eine Beschäftigung in ihrem erlernten Beruf auf.
- Das Ehepaar leistet (angesichts der Trennung zweier Paare) einen Schwur zusammenzubleiben.

Die auffallende zeitliche Gleichzeitigkeit dieser Veränderungen wird von Herrn Wellmann im Interview nicht thematisiert, sie musste nachträglich mit Hilfe der Fallrekonstruktion nachgewiesen werden, was möglicherweise auf eine Strategie von Herrn Wellmann verweist, die Umstände seiner partiellen Verwandlung zu verschleiern. Denkbar ist, dass er sich im Sinne seines Präsentationsinteresses (vgl. 8.1.4) bewusst nicht explizit den sachlich und zeitlich kopräsenten Gegebenheiten (thematisches Feld und Rand, vgl. 2.3.2) zuwendet, um dem Risiko aus dem Weg zu gehen, näher auf die Beziehung zu seiner Frau während dieser Zeit eingehen zu müssen. Es besteht aber auch die Möglichkeit, dass er diese Zusammenhänge tatsächlich nicht erkennt, da er sich ihnen nie bewusst zugewendet hat, um das eigene Bild von der ‚heilen Familie‘ nicht zu verunsichern.

Die Betrachtung dieser zeitlich kopräsenten Episoden vor dem Hintergrund eines potenziellen Wendepunktes legt einen Zusammenhang nahe: Das Erleben der Trennungen ihnen bekannter Ehepaare mit beeinträchtigten Kindern scheint ihnen ihre eigene Situation drastisch vor Augen geführt zu haben: Denkbar ist, dass Frau Wellmann ihren Mann mit seiner Haltung konfrontiert hat, sich aus dem Familienleben zurückzuziehen, möglicherweise hat sie ihm sogar vorgeworfen, sich für seine Tochter zu schämen. Auch wenn der Einfluss von Belastungen, beispielsweise durch ein beeinträchtigtes Kind, auf die Qualität der Partnerschaft widersprüchlich diskutiert wird (vgl. Retzlaff 2019, 63), erfordert die Versorgung der beeinträchtigten Kinder Zeitressourcen und die bis heute wirksamen gesellschaftlichen Ausgrenzungsprozesse erhöhen das Stresserleben, sodass die Zeit für eine Pflege der Paarbeziehung knapp bemessen ist. „Es kann zu Rollenunsicherheit, Zukunftsorgen und Konflikten zwischen den Partnern kommen, durch welche die Paarbeziehung belastet wird“ (ebd.).

In diesem Kontext wurde eine Strategie notwendig, um das Krisenpotenzial, das als nicht veränderbar wahrgenommen wurde, zumindest in Bezug auf das Ergebnis beeinflussen zu können. Die Auseinandersetzung endet mit einer Einigung, „[jetzt weinend] das darf uns nie passieren“ (Wellmann 531), die in der Familienerzählung auffallend profund als ‚Schwur‘ bezeichnet wird

und an dessen Maxime Herr Wellmann fortan sein gesamtes Handeln ausgerichtet hat. Über die Bedeutung des Schwurs aus der Sicht von Frau Wellmann ist nichts bekannt. Das Versprechen steht für Stabilität, für eine Konstante in einer Phase erheblicher Verunsicherung in Bezug auf den weiteren Lebensweg sowohl für ihn als Mann, als Partner seiner Frau und als Familienvater: Das bisherige Gefühl der Orientierung und Machbarkeit wurde durch die Diagnose ausgehebelt. In der gegenseitigen Zusage der Eheleute, ihre Paarbeziehung unter allen Umständen zu erhalten, manifestiert sich für Herrn Wellmann ein neuer Planungshorizont, der ihm auch seine Handlungsorientierung, vor allem in Fragen seines Beitrags zur Herstellung von Familie, zurückgibt. Der Umzug wird möglicherweise in diesem Kontext von den Eheleuten als Chance zum Neuanfang gewertet und Herr Wellmann nutzt die neue Umgebung, um sich von Beginn an deutlich als Vater von Nadja in der Öffentlichkeit zu präsentieren.

In Bezug auf den Schwur könnte irritiert eingewendet werden, dass eine Ehe ohnehin von diesem Versprechen ausgeht. Vor dem Hintergrund, dass ein solches Ehegelöbnis sicherlich auch bei den Wellmanns galt, gewinnt die Wiederholung des Schwurs an dieser Stelle jedoch eine besondere Bedeutung, denn er wird ohne weitere Zeugen und auf der Grundlage einer tatsächlichen Krise geleistet und scheint somit *akut* der Sicherung der Beziehung zu dienen. Wie bedeutsam und vor allem wie wirksam der Schwur in den Augen von Herrn Wellmann ist, zeigt das folgende Zitat: „(5) Das hat auch (2) die ganzen Jahre danach immer wieder geholfen. (2) Ja, und später dann (.) dann hatte man sich einfach arrangiert mit dieser Situation, nicht“ (Wellmann 533). Der Schwur scheint – jedenfalls aus der Sicht von Herrn Wellmann – über Jahre in Bezug auf das, was Herr Wellmann diffus als ‚diese Situation‘ zusammenfasst, ein handlungsleitender Kompass für seine Beziehungsgestaltung und möglicherweise auch das familiäre Zusammenleben, konkreter: das Balancemanagement, die Konstruktion von Gemeinsamkeit und das Displaying Family gewesen zu sein.

Bei genauerer Betrachtung bedeutet dieser Schwur eine Sicherung der Zukunft, eine maximale Vorhersehbarkeit, allerdings mit der Einschränkung, dass dies ausschließlich die Beziehungsebene der Eheleute betrifft. Auf diese Weise wird Frau Wellmann mit dem Schwur für Herrn Wellmann zur einzigen signifikanten Person, zu der Frau, nach der er sein Leben ausrichtet. Die Vorhersehbarkeit der Zukunft ist vermutlich im Moment des Schwurs von größter Bedeutung und vermittelt die Planungssicherheit, die ihm in den Jahren zuvor abhandengekommen ist – eine Planungssicherheit, die am bereits vor der Krise handlungsleitenden institutionellen Schema orientiert ist. Zudem verkörpert die Partnerschaft, die durch die bedeutungsvollen gemeinsamen Nachmittage mit der Freizeitgruppe, aber auch durch die Teilnahme am Elterngesprächskreis sichtbar nach außen präsentiert wird, auch das Familienideal von Herrn Wellmann (Wellmann 328ff). Das gemeinsame Auftreten als Paar verkörpert damit ein Element der Organisation gemeinsamer Zeiten (Balancemanagement), es ermöglicht gemeinsame Erfahrungen und ermöglicht damit eine Identifikation als (Teil einer) Familie und es signalisiert nach außen eine stabile Paarbeziehung, dokumentiert damit also auch, wie die beiden als elterliche Vertreter*innen einer Familie wahrgenommen werden möchten (Displaying Family). Auf der anderen Seite verhindert der Schwur aber gleichzeitig eine Auseinandersetzung mit der Krise, in der sich Herr Wellmann befindet, da er eine sofortige Lösung bereitstellt, die ein Bekenntnis zu einer neuen Weltsicht unnötig macht.

Der Schwur kann als der Wendepunkt in der Lebensgeschichte von Herrn Wellmann definiert werden, auch wenn dieser ihn nur implizit, über die Verbindung mit dem Kontext ‚dieser Situation‘, in Zusammenhang mit der Auslöschungskrise bringt und Herr Wellmann ihn sonst erzählerisch vom thematischen Feld ‚Verhalten in den ersten Jahren‘ abgrenzt. Dies dient seinem

Präsentationsinteresse (vgl. 8.1.4). Das Versprechen, der gemeinsamen Beziehung oberste Priorität einzuräumen und das gesamte Handeln daran auszurichten, verleiht ihm die Kraft, sein Verhalten zu ändern und sich den für ihn schwer erträglichen Blicken der Öffentlichkeit zu stellen. Dies wird Ausdruck seiner partiellen Verwandlung.

8.1.3.4 Partielle Verwandlung inklusive Zukunftsperspektiven

(Ver-)Wandlungen beschreiben die Veränderungen biografischer Rekonstruktionen und biografischer Gesamtansichten (vgl. 2.2.3). Als solche sind sie vollkommen wertfrei zu verstehen. Unberührt davon kann eine partielle Verwandlung jedoch zu Herausforderungen führen, wenn es darum geht, die Lebensphasen vor und nach der partiellen Verwandlung in einen konsistenten Zusammenhang zu bringen und biografische Kontinuität herzustellen:

„Zum einen begreift sie [die Person, L. O.] sich als jemand, der sich verändert hat, spielt jedoch diese Veränderung in ihrer Bedeutung herunter, um die Vergangenheit nicht radikal reinterpreten zu müssen und damit vor dem Problem zu stehen, sich erklären zu müssen, wer sie heute nun eigentlich ist.“ (Rosenthal 1987, 32)

Bei der Entwicklung von Herrn Wellmann handelt es sich um eine solche partielle Verwandlung. Seine innere Verwandlung besteht darin, die bis zur Krise unhinterfragten Glaubenssätze zu reflektieren und diese bewusst zu erweitern. Im Sinne einer partiellen Verwandlung betrifft dies jedoch nicht sein gesamtes Sinnsystem, sondern im Kern seine Vorstellung, Herstellung und Präsentation von Familie. Entsprechend belegt er seine Verwandlung ausschließlich anhand seiner sichtbaren veränderten Verhaltensweisen in Bezug auf den Umgang mit der Beeinträchtigung seiner Tochter, die er vor der Krise als ‚passiv‘ bezeichnet, während er nach der Krise bewusst und aktiv als Vater einer beeinträchtigten Tochter in Erscheinung getreten ist (vgl. Wellmann 118ff). Die Beschreibung seines Verhaltens als ‚Trotzhaltung‘ lässt die Wut und die Frustration spürbar werden, mit der er sich der Situation gestellt hat. Seine innere Not wird noch deutlicher, wenn man sich vor Augen führt, dass Herr Wellmann zu diesem Zeitpunkt ein etwa 35-jähriger, beruflich sehr erfolgreicher Ingenieur war, der bis zur Diagnosemitteilung von der Verwirklichung seines Ideals von Familie und Vaterschaft überzeugt war.

Auch sein späteres Engagement als Elternbeirat in der Sonderschule und in der WfbM sowie seine Funktion als Vorsitzender eines Elternverbandes belegen, wie sich seine Präsentation als Vater einer beeinträchtigten Tochter, und damit auch seine Präsentation seiner Familie, verändert hat. Auch die Analyse auf erzähltheoretischer Ebene verdeutlicht, dass er hier zu einem Verhalten gefunden hat, das ihn handlungsfähig sein lässt: An keiner anderen Stelle im Interview redet Herr Wellmann so lange und so souverän wie hier, was deutlich macht: Auf diesem Gebiet fühlt er sich sicher, hier muss er nicht befürchten, in einen Konflikt zwischen seinem Präsentationsinteresse und den Erzählzwängen zu geraten (vgl. Wellmann 266ff).

Am Beispiel der ‚Trotzreaktion‘ lässt sich sehr gut verdeutlichen, wie sich die partielle Verwandlung vollzieht, inwieweit Herr Wellmann an alte Glaubenssätze gebunden bleibt und wie es ihm gleichzeitig gelingt, Distanz zu ihnen herzustellen. Hierzu muss die Frage diskutiert werden, gegen wen bzw. was sich seine Trotzreaktion richtet und worauf sie zielt im Sinne eines Gewinns an Autonomie (vgl. 8.1.2.5):

- Vor dem Hintergrund der beschriebenen Ereignisse rund um den Wendepunkt, besonders mit Blick auf den Schwur, kann vermutet werden, dass der Trotz zunächst seiner Frau signalisiert, ‚ich habe mich verändert, ich übernehme Verantwortung, ich stehe zu unserer Tochter und unserer Paarbeziehung, ich repräsentiere unsere Familie – *obwohl* wir aufgrund der Be-

einträchtigung unserer Tochter nicht meinem und dem gesellschaftlichen Bild von Familie entsprechen'. Dies unterstreicht die Vermutung, dass seine Frau ihm unterstellt hat, sich für seine Tochter zu schämen. Der Trotz dient, wie oben bereits beschrieben, dem Autonomiegewinn: Sein Verhalten entspricht nach außen dem Auftreten, das er von sich als Vater einer einträchtigten Tochter und als Partner seiner Frau erwartet. Es ist jedoch zunächst noch nicht mit seinen inneren Haltungen vereinbar, die sich infolge der Krise noch nicht vollständig zu einem veränderten tragfähigen Weltbild im Sinne Rosenthals (1987, 29ff) weiterentwickelt haben. Der Trotz ermöglicht es ihm, diese Diskrepanz zu ‚überspielen‘ und Handlungsfähigkeit zu gewinnen.

- Näher betrachtet kann der Trotz dann als gegen die Beeinträchtigung der Tochter gerichtet verstanden werden: Die Beeinträchtigung, die Abweichung von der Norm erschüttert seine Vorstellung von Familie, aber durch das öffentliche Zur-Schau-Stellen der familiären Bindung trotz er seinen vorher unhinterfragten, rigiden Vorstellungen und inszeniert stattdessen ein Familienbild, in dem eine kognitive Beeinträchtigung keinen Unterschied macht. Der Trotz bezieht sich dann auf sein noch ‚unverwandertes‘ Ideal von Familie. Auch in diesem Zusammenhang wird der Gewinn an Autonomie durch den Trotz deutlich.
- Im weiteren Sinne trotz er damit seinen eigenen Überzeugungen und Glaubenssätzen und weitet damit sein bisheriges Weltbild durch aktives Handeln aus: Die vorher unhinterfragten Konzepte seiner Lebensgestaltung und seines Zusammenlebens *in Bezug auf Familie* gestaltet er, in Frage gestellt durch die Beeinträchtigung seiner Tochter, selbstbestimmter und reflektierter aus, ohne sie vollkommen zu verwerfen. Damit gelingt ihm die Herstellung einer biografischen Kohärenz, die sich zum einen in seiner fortgesetzten Orientierung an Fortschritt und Erfolg äußert (vgl. z.B. Wellmann 931ff). Dies ist ihm jedoch nur durch die sichere Unterstützung durch seine Frau als signifikanter Dritter (in Form des Schwurs) möglich. Es gelingt ihm damit, den Trotz zu überwinden, Autonomie zu gewinnen und sich am Ende mit der durch den Schwur repräsentierten gemeinsamen Sicht zu identifizieren. Als eine „Sublimierung“ (Cloerkes 2007, 286), die sich in einem „verstärkten sozialen Engagement, Mitarbeit in Verbänden und Vereinen für behinderte Kinder“ (ebd.) äußert, ist das Verhalten von Herrn Wellmann daher nicht zu werten.

Für Herrn Wellmann wird damit die „Erfahrung mit Behinderung ... zur Chance, das eigene Selbst- und Rollenverständnis zu ändern und Werthaltungen zu reflektieren“ (Seifert 2003, 47). Als Auslöser bzw. als Wendepunkt, der diese Trotzreaktionen und damit die Veränderungen auf den Weg gebracht hat, beschreibt Herr Wellmann den mit seiner Frau geleisteten Schwur (s.o.). Dieser ist aufgrund seiner beschriebenen Charakteristik kein Beleg für neue Glaubenssätze und eine totale Verwandlung, auch wenn Herr Wellmann dazu neigt, es so darzustellen. Der Schwur ermöglicht Herrn Wellmann durch die Bindung an seine Frau und die Ausrichtung an der einzigen Maxime des Zusammenbleibens (die Herrn Wellmanns bisherigem Bild von Familie entspricht) die Herstellung biografischer Kohärenz und erspart ihm die Zuwendung zu einem vollkommen neuen Sinnsystem. Es gelingt ihm so, das bisherige Sinnsystem zu variieren und sich damit in gewisser Weise treu zu bleiben.

Zu betonen ist, dass Herr Wellmann mit der Darstellung seiner Veränderung durchaus eine totale Verwandlung suggeriert. Zwar entzieht er sich einer theoretischen Erklärung seiner Veränderung (vgl. Wellmann 117)¹⁰¹, betont aber gleichzeitig die Eindeutigkeit der Veränderung, die er mit Verhaltensweisen belegt, die sich „plötzlich ins Gegenteil auch umgekehrt“ (Wellmann

101 Dies ist mit seinem Präsentationsinteresse zu erklären, das er widerspruchsfrei halten möchte, vgl. 8.1.4.

117f) haben: Veränderungen also, die er – trotz fehlender Theoretisierung – als ‚plötzlich‘ und massiv darstellt und die damit Vorstellungen einer totalen Verwandlung wecken. Auch die Verwendung der Begriffe ‚Trotz‘ bzw. ‚Trotzreaktion‘ (vgl. Wellmann 119; 130; 532) weisen auf sein Interesse hin, die Verwandlung als ‚gegen (alle) Widerstände‘ und umfassend zu inszenieren. Allerdings suggeriert er rein äußere Widerstände, obgleich es, wie gezeigt wurde, auch innerpsychische Widerstände sind, mit denen er sich auseinandersetzt.

Eine totale Verwandlung kann jedoch eindeutig widerlegt werden, denn bei näherer Analyse seiner Perspektiven lässt sich nachweisen, dass sich die Struktur seiner Perspektiven weiterhin an dem von Anpassung und Erfolg geprägten Schema orientiert, das schon vor der Auslöschungskrise handlungsleitend war. Das drückt sich nicht nur in seinen Aktivitäten in der Behindertenhilfe aus, die von ihm hier als Beispiel für Fortschritt und gesellschaftlich anerkanntes Engagement gewertet wird. Seine Orientierung tritt auch deutlich an anderen Stellen hervor, zum Beispiel, als er davon berichtet, dass Nadja

„inzwischen... auch in der ganzen Verwandtschaft (.) [ein; L. O.] beliebt gewordenes Kind [ist, L. O.], das ist so. Diese anfänglichen Äußerungen, die ich da sagte, die dann so aufkamen, äh, die haben wir später nicht mehr gehört und äh, die hat auch keiner mehr gedacht, denke ich mal, weil sie die Nadja eben kennenlernten, nicht, weil sie die Nadja auch alle (.) als (.) ja, als lieben Menschen kennenlernten.“ (Wellmann 132ff)

Seine Tochter ist nicht deswegen in der Familie akzeptiert, weil sie als Familienmitglied dazugehört, sondern sie ist ‚beliebt‘, weil sie ein ‚lieber Mensch‘ ist. Sie muss in der weiteren Familie in gewisser Weise eine Leistung bringen, um dazuzugehören.

An anderer Stelle betont er, er könne „heute ... mit ihr in jedes Hotel gehen. Ich will nicht sagen, dass sie da äh @Steinbutt filetiert oder so@, aber äh, sie kann sich überall ordentlich bewegen“ (Wellmann 439ff). Nadjas Fähigkeit, sich unauffällig und angepasst in der Öffentlichkeit zu bewegen, ist etwas, das für ihn erzählwürdig ist, das ihm wichtig ist und das er als Ausdruck einer erfolgreichen Förderung und Unterstützung wertet. Ihre Beeinträchtigung verhindert in seinen Augen nicht mehr ihre und seine Teilhabe an der Gesellschaft: Die Tochter ist in der Lage, sich in einer Weise an gesellschaftliche Normen anzupassen, durch die sie akzeptiert wird. Damit wird es für Herrn Wellmann möglich, sich weiter an seinem bisherigen Schema zu orientieren: Es kann weiter handlungsleitend sein, weil es seiner Tochter gelingt, sich in dieses Schema durch ein Mindestmaß an Anpassung an äußere Formen einzuordnen. Da er durch seine partielle Verwandlung weiterhin an der vor der Krise entwickelten Weltsicht festhält und – unausgesprochen und damit nicht explizit belegbar – die Beeinträchtigung der Tochter zum Auslöser der Krise macht, ist er auf ihre Mitwirkung angewiesen, um weiter an seiner bisherigen Orientierung festhalten zu können.

Zugleich erarbeitet er sich aber durch die Erweiterung seiner bisherigen Weltsicht auch ein Stück innere Freiheit, das ‚Begaft-Werden‘, das ‚Besondere-Familie-Sein‘ auszuhalten und mit seiner Frau individuelle Entscheidungen zu treffen und zu verantworten, was sich zum Beispiel im Herausögern des Übergangs in den Arbeitstrainingsbereich der WfbM „mit allen Tricks und (.) ja, ich möchte fast sagen, illegalen @(.)@“ (Wellmann 91f) Mitteln ausdrückt, obwohl dies dem normativen Lebenslaufmuster und damit auch seiner grundsätzlichen Orientierung widerspricht.

Die Fähigkeit, sich anzupassen und nicht aufzufallen, wozu auch ein den Erwartungen entsprechendes äußerliches Erscheinungsbild und Auftreten gehört, scheinen weiterhin für ihn wesentliche Handlungsschemata zu sein. Die Auslöschungskrise, die ihn damit konfrontiert hat,

dieser Prämisse nicht mehr entsprechen zu können, wurde also nicht mit dem Bekenntnis zu einer neuen orientierungsgebenden Weltsicht in Form einer totalen Verwandlung bewältigt. Stattdessen wurde mit Hilfe des Schwurs ein Sicherheit gebender Rahmen geschaffen (faktisch das nach außen sichtbare Zusammenbleiben der Eheleute, das einen bedeutsamen Teil seines Familienbildes verkörpert, s. o.), innerhalb dessen Herr Wellmann sich auf ein begrenztes Sich-Unterscheiden von der Norm einlassen kann, ohne dabei jedoch an seinen grundsätzlichen Wertvorstellungen etwas zu ändern.

Dennoch bleibt seine Orientierung an manchen Punkten konflikthaft, nämlich immer dort, wo sie nicht mit seinem Präsentationsinteresse in Einklang zu bringen ist (vgl. 8.1.4).

Mit der partiellen Verwandlung geht auch das Potenzial veränderter Zukunftsperspektiven einher, die, wie dargelegt wurde, während der Krise kaum noch vorhanden waren. Die Analyse von Herrn Wellmanns Zukunftsperspektiven ist insofern besonders interessant, als dass diese biografisch betrachtet lange vom Schwur des Zusammenbleibens und Zusammenhaltens geprägt waren, den er mit seiner Ehefrau geleistet hat. Das Versprechen zusammenzubleiben hat die Zukunft um diesen verlässlichen Punkt herum organisiert und für eine große Handlungssicherheit gesorgt. Gleichzeitig wurden Herrn Wellmann damit möglicherweise auch Chancen zu Veränderungen versperrt, die aus einer intensiveren, konflikthafteren und risikoreicheren Beziehung mit seiner Frau entstanden wären. Der Auszug der gemeinsamen Tochter, über den die Eheleute unterschiedlicher Meinung waren, stellt einen beispielhaften Konfliktpunkt dar. Seinem Präsentationsinteresse folgend stellt Herr Wellmann die Entscheidung als Folge der Erkrankung und der sich damit ändernden Bedürfnisse von Frau Wellmann dar. Derweil verhinderte aber auch das geleistete Versprechen eine Auseinandersetzung, unabhängig von der besonderen Situation. Mit dem Tod von Frau Wellmann endete dieses Versprechen. Eine gemeinsame Zukunft gab es nicht mehr und Herr Wellmann konnte bzw. musste erstmals Entscheidungen treffen, die sich nicht an dieser Maxime orientieren. Die Überzeugung, mit der er in der Zeit kurz nach dem Tod seiner Frau einen Auszug der Tochter initiierte, verdeutlicht die Orientierung an einer Norm, in der auch beeinträchtigte Kinder „mit 30, Anfang 30“ (Wellmann 840f) aus dem Elternhaus ausziehen, damit sie, so Herr Wellmann, diese Veränderung auch noch gestalten können. Die Chancen, die das neben einem ebenfalls hohen Potenzial an Herausforderungen für die *Beziehung der Eheleute* bereithält, thematisiert er in diesem Zusammenhang nicht. An anderer Stelle resümiert er jedoch,

„Äh (.) wenn wir jetzt mal so in Rückblende sagen würden, wie hätte sich die Familie entwickelt, wenn Nadja *nicht* mit Down-Syndrom geboren wäre. (23) Wir hätten sicherlich (2) ja, so manches mehr an *Freizügigkeit* gehabt.(.) Aber wir haben die Nadja nachher überall mit *dabei* gehabt, sie sie war kein *Hemmschuh* mehr für uns“ (Wellmann 562ff)

Diese Aussage legt nahe, dass Herr Wellmann seine Tochter durchaus zumindest während bestimmter Phasen bzw. zu bestimmten Zeitpunkten als ‚Hemmschuh‘ für die Paarbeziehung wahrgenommen hat. Es scheint, als habe er sich mit der Zeit damit arrangiert, dass die Tochter als eine dritte Person in der Paarbeziehung (fast) immer anwesend war. Seine Formulierung, sie hätten ‚Nadja nachher überall mit **dabei** gehabt‘, lässt jedoch vermuten, dass Nadja dabei keine teilhabende, aktive Rolle spielte, sondern wie selbstverständlich mitgenommen wurde, wodurch die Freiräume und Spontaneität für die Paarbeziehung beeinträchtigt wurden. Herr Wellmann stellt es nicht so dar, als habe diese Entwicklung die Beziehung zwischen ihm und seiner Frau belastet, allerdings wäre eine solche Aussage mit Blick auf sein Präsentationsinteresse (vgl. 8.1.4) auch höchst unwahrscheinlich.

Es ist, legt man seine biografische Entwicklung weiter in die Zukunft aus, wenig wahrscheinlich, dass Herr Wellmann nun, da seine Tochter im Wohnheim lebt, ein Leben vollkommen unabhängig von seiner Tochter beginnt und den Kontakt zu ihr vernachlässigen wird. Er versteht sich eindeutig als liebender, zugewandter und verantwortungsbewusster Vater einer beeinträchtigten Tochter und wird in seiner Zeitgestaltung seine Tochter mitdenken. So ist auch der Urlaub zu deuten, den er in der Woche vor dem Interview mit seiner Tochter unternommen hat. Seine Orientierung an einer Norm, nach der auch beeinträchtigte Kinder frühzeitig ausziehen, ist nicht Ausdruck seines vermeidenden Verhaltens in der Zeit nach der Diagnosestellung, sie ist Ausdruck seiner generativen biografischen Struktur, die sich an rationalen und möglichst wissenschaftsbasierten Entscheidungen orientiert.

Bezogen auf die mit Abbildung 4 (vgl. 2.3) entworfene Grafik lässt sich die biografische Prozessstruktur von Herrn Wellmann so zusammenfassen: Nach der Krise vermittelt ihm das gemeinsame Versprechen, die Ehe zu erhalten, die notwendige Sicherheit, wieder handlungsfähig zu werden. Es gelingt ihm, sich neuen, unangenehmen Situationen zu stellen und damit neue biografische Erfahrungen zu sammeln. Auf diese Weise integriert er die Beeinträchtigung seiner Tochter in sein Sinnsystem. Dieses sah bis zur Krise die Möglichkeit einer Abweichung von einer gesellschaftlichen Norm, die sich an Karriere, Anpassung, Fortschritt und Entwicklung orientiert, nicht vor. Die Auseinandersetzung mit der Beeinträchtigung seiner Tochter führt hier zu einer partiellen Verwandlung: Die bisherigen Werte haben weiterhin Bestand, Vater eines beeinträchtigten Kindes zu sein wertet er aber nicht mehr als eine negative Abweichung von dieser Norm, sondern integriert diese: Das Leben mit seiner Tochter und der Lebensentwurf seiner Tochter richten sich – in der Beeinträchtigung angemessener Form – an den vorhandenen Normen aus. So betont er beispielsweise im Interview die Freizeitaktivitäten, an denen sie teilnimmt und die er im Sinne einer Förderung wertet.

Die lebensgeschichtlichen Diskontinuitäten, die mit der partiellen Verwandlung einhergehen, zeichnen sich in seinem Umgang mit dem langen Verbleib der Tochter im Elternhaus ab (vgl. dazu auch 8.1.4): Herr Wellmann strebt einen ‚rechtzeitigen‘ Auszug aus dem Elternhaus an, ein solcher wäre Ausdruck seiner Bemühungen um Anpassung an gesellschaftliche Normen, insbesondere Normen im Kontext der Behindertenhilfe. Diese Norm konfliktiert aber mit seiner Orientierung an einem harmonischen Familienleben: Seine Frau war zuletzt gegen einen Auszug der Tochter und Herr Wellmann ist u. a. im Sinne des vor Jahrzehnten gegebenen Versprechens und im Sinne der Aufrechterhaltung eines nach außen und innen intakten Familienbildes dem Wunsch seiner Frau gefolgt. Seine Bemühungen, die Umstände des langen Zusammenlebens argumentativ zu rechtfertigen, sind Ausdruck der Diskontinuitäten der weiteren Lebensgeschichte nach der Krise, in der eine partielle Verwandlung zu Herausforderungen bei der Integration einzelner biografischer Stränge geführt hat.

Das Ende des Schwurs, bedingt durch den Tod der Ehefrau, und seine schnelle Entscheidung für einen Auszug der Tochter unterstreichen dies. Darüber hinaus verdeutlicht dieser Schritt aber auch die mit dem Schwur wiedererlangte Handlungsfähigkeit von Herrn Wellmann: Er wurde durch das Versprechen in seiner Entwicklung nicht gehindert, im Gegenteil, der Schwur hat seine Entwicklung in dieser Form überhaupt erst ermöglicht.

8.1.4 Doppeltes Präsentationsinteresse

Ein Beweggrund, Herrn Wellmann als Interviewpartner anzusprechen, ist auf seine Doppelrolle als Familienvater mit einer beeinträchtigten Tochter einerseits und als langjähriger Vorsitzender eines Elternverbandes andererseits zurückzuführen. Die vielschichtigen Sichtweisen auf

das Thema ‚ältere Familien‘, die mit diesen differierenden Zugängen potenziell verbunden sind, machten ihn als Gesprächspartner interessant.

Diese Rollen setzten Herrn Wellmann ungewollt jedoch unter Druck, denn er kann sich der Konfrontation mit ihnen nicht entziehen: Mit dem Einstiegsimpuls verbindet er die Frage nach seiner Familie und damit auch die seiner Rolle als Familienvater. Gleichzeitig entspricht auch seine Rolle als Vorsitzender eines Elternverbandes seinem Präsentationsinteresse (s. u.). Zudem wurde diese Rolle schon im Kontext der Kontaktaufnahme zwischen Herrn Wellmann und den Interviewerinnen offen kommuniziert. Auch unabhängig von seinem Präsentationsinteresse zwingt Herrn Wellmann das geteilte Wissen um seine Doppelrolle geradezu dazu, sich in beiden Funktionen zu präsentieren, sofern er nicht zu Beginn des Interviews explizit darstellt, aus welcher Perspektive er das Interview geben möchte.

In diesem Zusammenhang lassen sich die Fallstricke der Ko-Produktion eines narrativen Interviews durch Interviewer*innen illustrieren: Durch seine über 20 Jahre dauernde Rolle als offiziell gewählter Vertreter einer Elterninitiative war Herrn Wellmann die langjährige Perspektive des Elternverbandes ‚erwachsene Kinder sollen nicht zu Hause leben, ältere Familie haben die Ablösung verpasst‘, deutlich bewusst. Der normative Inhalt dieser Haltung geht konform mit seinem Handlungsschema, das sich an gesellschaftlichen Normen orientiert, zu denen auch ein klassischer Familienzyklus gehört, wie ihn etwa Duvall & Miller (1985; zit. n. Widmer & Bodenmann 2008, 168) entwerfen: Auf der sechsten von insgesamt acht Entwicklungsstufen kommt es zur ‚Familie im Ablösestadium‘ (Widmer & Bodenmann 2008, 169), in der sich die Kinder als junge Erwachsene vom Elternhaus lösen. Zudem wurden möglicherweise die Interviewerinnen von Herrn Wellmann als Repräsentantinnen der ‚richtigen‘, vermeintlich wissenschaftlich fundierten Auffassung angesehen, ein lebensgeschichtlich später Auszug sei als Versäumnis der Familie zu bewerten. Vor dem Hintergrund dieses Zusammenspiels von Orientierungen, Präsentationsinteressen und unausgesprochenen Erwartungen wird deutlich, dass Herrn Wellmann gar keine andere Wahl blieb, als sich auch in seiner Rolle als Vorsitzender eines Elternverbandes zu präsentieren und eine narrative Lösung für die Diskrepanz zwischen der gelebten Wirklichkeit (die Tochter lebt bis zu ihrem 46. Lebensjahr im Elternhaus) und der propagierten ‚richtigen‘ Norm („mit 30, Anfang 30“, Wellmann 846f) zu finden.

Wie sich zeigt, handelt es sich bei Herrn Wellmann tatsächlich um ein doppeltes Präsentationsinteresse, bei dem jedoch neben der Verkörperung des Vaters einer beeinträchtigten Tochter weniger die Rolle als Vorsitzender eines Elternverbandes den zweiten Aspekt seiner Motivation, sich zu präsentieren, darstellt. Diese Rolle kann eher als *ein* Ausdruck seiner Selbstpräsentation als Vertreter einer gehobenen Mittelschicht interpretiert werden. Als solcher gerät er durch die Gleichzeitigkeit als Vater eines beeinträchtigten Kindes an neuralgischen Punkten des Interviews in Widersprüche, etwa, wenn er sich bemüht, aus einer fachlichen Perspektive die Situation älterer Familien zu analysieren. Es gelingt ihm, die eigene Situation in einer Weise nach außen zu kommunizieren, die ihn von den ‚typischen älteren Familien‘ abgrenzt, in denen seiner Ansicht nach zum Beispiel finanzielle Abhängigkeiten ein Festhalten an der Lebenssituation bedingen.

8.1.4.1 Widersprüche im doppelten Präsentationsinteresse

Herr Wellmann präsentiert sich im Interview als gebildeter und sachlicher Mann und Familienvater mit der Fähigkeit zur Selbstreflexion. Implizit drückt er damit seine Zugehörigkeit zur akademisch gebildeten oberen Mittelschicht aus, in der u. a. Bildungs- und Fortschrittsorientierung kommuniziert werden. Wie bereits in 8.1.3.4 erläutert, gelingt es ihm mit Hilfe der par-

tiellen Verwandlung, sein bisheriges Handlungsschema, das ausschlaggebend für sein Präsentationsinteresse ist, zu erhalten, es jedoch um wesentliche Aspekte so zu erweitern, dass es trotz der ‚Abweichung‘ durch die Beeinträchtigung der Tochter orientierungsgebend bleiben kann. Zugunsten seines Präsentationsinteresses vermeidet er es, eine Theorie über seine Veränderung zu entwickeln bzw. sie zu explizieren. Er muss also versuchen, die Bedeutung seiner Verwandlung herunterzuspielen (vgl. Rosenthal 1987, 134), was mit Risiken für die Konsistenz seiner Erzählung verbunden ist. Aus diesem Grund lassen sich im Verlauf des Interviews immer wieder Textstellen aufweisen, in denen sein Präsentationsinteresse mit seiner erzählten Geschichte konfligiert – sein Präsentationsinteresse lässt sich hier besonders markant herausarbeiten. Statt sich diesen Diskrepanzen kritisch zuzuwenden, vermeidet er es im Interview, diese detaillierter darzustellen, was bei der Auswertung mit Blick auf seine – deutlich präsentierte – Fähigkeit zur Selbstreflexion irritiert hat. Dieser Irritation folgend wird das Präsentationsinteresse analysiert.

Distanzierung von ‚älteren Familien‘

Von besonderem Interesse ist die Frage nach seiner Identifikation mit der Zielgruppe, deren Belange er in seiner Funktion als Vorsitzender vertreten hat: Eine Gruppe, der er also auf der einen Seite zugehörig ist, für die er sich gleichzeitig auf einer anderen Ebene auch engagiert. Sein doppeltes Präsentationsinteresse und die damit einhergehenden Herausforderungen kommen in diesem Zusammenhang besonders deutlich zum Vorschein: In seiner Funktion als Familienvater ist es sein Bestreben, ein harmonisches Familienleben zu inszenieren. In seiner Funktion als Vertreter eines Elternverbands wird seine Orientierung an Fortschritt und Wissenschaft relevant und es ist ihm ein Anliegen, sein Interesse an aktuellen Leitprinzipien und dem vermeintlich ‚richtigen‘ Handeln in der Behindertenhilfe zu skizzieren. Dies gestaltet sich genau an der Stelle schwierig, an der seine familiäre Lebenswirklichkeit den von ihm als ‚richtig‘ verstandenen Kriterien widerspricht, indem die Tochter bis in ihr mittleres Erwachsenenalter hinein mit ihren Eltern zusammenlebt. Hierzu muss erwähnt werden, dass das lange Zusammenleben auch seinem Schema widerspricht, das sich stärker an einer gesellschaftlichen Norm orientiert, nach der der Auszug der Kinder aus dem Elternhaus einen normativen, das heißt, einen erwartbaren und auch relativ terminierten Übergang im Familienzyklus beschreibt (vgl. Fthenakis 1999), der mit Chancen für die Verselbstständigung und Individuierung der ausziehenden jungen Erwachsenen verbunden wird (vgl. ebd.)¹⁰²:

„In der Fachliteratur wird die Lebenssituation von Erwachsenen mit geistiger Behinderung im Elternhaus überwiegend kritisch beurteilt. Es werden Entwicklungshemmnisse konstatiert die auf Überbehütung zurückzuführen seien (vgl. Theunissen/Plaute 1995). Die familiären Sozialisationsbedingungen gelten als defizitär, von Fremdbestimmung geprägt, vor allem in den Bereichen, Freizeit, Kontakte, Sexualität, Zukunftsplanung und Konsumverhalten (vgl. Schatz 1998). Aussagen von jungen Erwachsenen mit geistiger Behinderung bestätigen die Tendenz (vgl. Badelt 1984; Rock 1997; Elbert/Villinger 1999).“ (Seifert 2003, 49)

Herr Wellmann grenzt sich und seine Familie im Interview, wie bereits erläutert, von anderen älteren Familien ab. Stattdessen bemüht er sich, sich als moderner Vater einer beeinträchtigten Tochter zu präsentieren, indem er betont, dass er selbst den Auszug schon früher verwirklicht hätte. Daneben repräsentiert er auch den langjährigen Vorsitzenden eines Elternvereins, der sich

102 Dabei muss ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass sich seit den 1980er Jahren ein „Phänomen des verzögerten Auszugs“ (Schultz 2014, 46) abzeichnet (vgl. Papastefanou 2000) und ein längeres Zusammenleben mit den Eltern häufiger und damit erwartbarer wird.

mit den Sorgen und Nöten betroffener Eltern auseinandergesetzt hat (vgl. Wellmann 266ff; 781ff): Finanzielle Abhängigkeiten seien ein „Prellbock“ (Wellmann 804) für Familien, sich für eine Veränderung der Lebenssituation zu entscheiden, emotionale Abhängigkeiten seien ein weiterer Grund, an der Situation festzuhalten. Außerdem scheint er sich an einer Norm darüber zu orientieren, wann ‚nicht beeinträchtigte‘ und beeinträchtigte Kinder aus dem Elternhaus ausziehen sollten:

„ich meine, der normale Zeitpunkt sollte früher liegen. Will nicht unbedingt sagen, so wie gesunde Kinder aus dem Haus gehen mit äh 19, 20 oder spätestens nach der Ausbildung, nach dem Studium. (2) Aber so etwa sollte man sich bei unseren Kindern auch ‚danach orientieren, nicht (.) so mit 30, Anfang 30‘ (.) denn sie soll ja davon *profitieren*, sollen noch *beweglich* genug sein, um diesen Wechsel auch wirklich wahrzunehmen und davon zu profitieren“ (Wellmann 843ff)

Herr Wellmann assoziiert ältere Familien mit Problemen und drückt sein Bestreben aus, sie zu unterstützen, thematisiert aber auch seine Hilflosigkeit, nicht zu wissen, wie man helfen könne (vgl. Wellmann 787ff; 821ff). Sich selbst grenzt er in diesem Zusammenhang so gut es geht von anderen älteren Familien ab, wobei er in den Konflikt gerät, gemessen an den äußeren Zuschreibungen eben doch dazugehören:

„Nein, ich weiß nicht, wie man da helfen kann. Also ich sehe [verlässt den Raum] diese Situation schon als Problem, dass (.) und wir haben es ja (.) in unserer Familie auch nicht viel besser hingekriegt @(.).@. Nun, wenn meine Frau nicht (.) krank gewesen wäre [nimmt wieder am Tisch platz] bin ich sicher, dann wär die Nadja schon längst im Wohnheim.“ (Wellmann 823ff)

Das Zitat belegt, dass er den Aufschub des Umzugs mit der erneuten Erkrankung seiner Ehefrau begründet, während er anderen älteren Familien andere, letztlich weniger ‚gute‘, akzeptable Beweggründe für ein Verharren im Status quo unterstellt, die er stärker strukturell verankert sieht und nicht, wie in seinem Fall, als dem Schicksal geschuldet begründet. Auf diese Weise gelingt es ihm, sich nicht näher mit den eigenen lebensgeschichtlichen Diskontinuitäten auseinanderzusetzen zu müssen, die mit der partiellen Verwandlung einhergehen (vgl. 8.1.3.4).

Daneben verweist er auf die „emotionale Bindung“ (Wellmann 818), die zwischen Müttern und ihren beeinträchtigten Kindern besonders stark ausgeprägt sei und die zusätzlich eine Veränderung der Lebenssituation erschwere (vgl. Wellmann 815ff). Er greift dabei auf den „Mythos Mutterliebe“ (Schütze 1986; zit. n. Diabaté/Ruckdeschel & Schneider 2014, 24) zurück, nach dem die biologischen Voraussetzungen die emotional enge Beziehung der leiblichen Mutter zu ihrem Kind bedingen, die der Grund dafür ist, dass sie sich zum einen instinktiv stärker für das Kind aufopfert und zum anderen „intuitiv besser weiß, was das Richtige für es ist“ (vgl. Diabaté/Ruckdeschel & Schneider 2014, 24). Diese emotionale Bindung beschreibt er auch mit Blick auf seine Frau, dennoch scheint er dies im Kontext der Frage des Auszugs ausschließlich auf ihre Erkrankung zu beziehen: „Und äh in den letzten Jahren war das eigentlich für meine Frau kein Thema mehr, das war aber emotional begründet. Meine Frau war (2) sechzehn Jahre krank“ (Wellmann 153ff).

In diesem Zusammenhang ist ein weiterer Aspekt interessant: Der Impuls zum Auszug der Tochter scheint in der Familie Wellmann keinesfalls in der Zukunftsplanung der Familie Wellmann verankert gewesen zu sein. Es bedurfte einer Krise, nämlich der lebensbedrohlichen Erkrankung der Ehefrau, um diese Veränderung als wünschenswert zu definieren und zu planen.

Es wird deutlich, wie stark er die Rollenunterschiede zwischen Vater und Mutter generalisiert und damit auf quasi angeborene Geschlechterunterschiede anspielt. Er beschreibt vor allem die Mütter, wie bereits am Beispiel seiner Frau dargestellt, als emotional mit den Kindern verbun-

den und macht sie damit unausgesprochen zu den Problemträgerinnen: „Ich weiß nicht, wie man da den Müttern helfen kann“ (Wellmann 820).

Distanzierung vom Präsentationsinteresse als ‚partnerschaftliche Einheit‘ zugunsten der Identifikation mit der ‚fachlich richtigen Haltung‘

Für Herrn Wellmann ist die Präsentation als Familienvater und auch die Verkörperung einer harmonischen Familie ein wesentliches Handlungsmotiv im Interview. Es ist zunächst auch mit seinem Bestreben vereinbar, sich als gebildeter, reflektierter, kultivierter und an Fortschritt und Zukunft orientierter Mann der gehobenen Mittelschicht zu präsentieren: Eine funktionale Familie ist ein wesentlicher Bestandteil dieses Schemas, das die Glaubwürdigkeit erhöht. Umso auffälliger sind Interviewpassagen, in denen Herr Wellmann die Inszenierung von partnerschaftlicher Einheit verlässt und er dem Impuls folgt, sich als ‚sich von seiner Frau unterscheidend‘ zu präsentieren. Um dies zu verdeutlichen, wird in einem ersten Schritt illustriert, wie wichtig es Herrn Wellmann grundsätzlich ist, das Bild einer harmonischen Ehe zu zeichnen. In einem zweiten Schritt wird dann aufgezeigt, in welchen Zusammenhängen er sich davon distanziert und wie er versucht, beide Tendenzen wieder miteinander zu vereinbaren.

Darstellung einer harmonischen Ehe

Im Kontext des Schwurs, den seine Ehefrau und er sich gegenseitig geleistet haben, wurde bereits erläutert, dass das Thema ‚Konflikte‘ kopräsent ist: Die Trennung der Ehepaare muss eine starke Wirkung auf das Ehepaar Wellmann gehabt haben, der Schwur war Ausdruck der Notwendigkeit, sich des Zusammenbleibens zu versichern – die Fortsetzung der Beziehung scheint also in Anbetracht der damaligen Umstände nicht fraglos gewesen zu sein, sondern erforderte ein bewusstes Versprechen. Diese Ausführungen des latenten Sinngehalts konfigurieren aber mit dem Präsentationsinteresse von Herrn Wellmann als Vater einer harmonischen Familie, die eher fraglos zusammengehörte und den Normen entsprach. Entsprechend vermeidet er es, sich der Erinnerung näher zuzuwenden, und reduziert sie auf die oberflächliche Zusammenfassung als „diese Situation“ (Wellmann 532).

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, dass er sich nicht ‚freiwillig‘ dem Thema zuwendet, sondern erst nach einer direkten Frage der Interviewerin:

„Äh, was für Sie das Schlimmste war, was Ihre Vorstellungen waren von der Zukunft, äh, von ihrer Zukunft als, Ihrer persönlichen und Ihrer Familie und auch von Nadja und auch vielleicht ein bisschen vergleichen, wie sich das verändert hat. (.) Also, was dann tatsächlich passiert ist.“ (Wellmann 516ff)

Nach einem ersten Zögern, verdeutlicht durch eine dreisekündige Pause (Wellmann 520), wendet sich Herr Wellmann der Erinnerung an die zwei Trennungen von Mitgliedern der Elternselbsthilfegruppe zu, die nach seiner Darstellung umgehend zu dem Schwur führen. Achtet man auf das thematische Feld, das sich in diesem Kontext anbietet, fällt auf, dass er sich explizit nicht den möglicherweise vorhandenen Konflikten mit seiner Frau zuwendet. Gleichzeitig stellt er ebenfalls nicht die gegenteilige Behauptung auf, entsprechende Konflikte habe es nie gegeben. Stattdessen beleuchtet er, ganz im Sinne seines Präsentationsinteresses, die Aktion, mit der seine Frau und er diese Situation bewältigt haben. Der implizite Gehalt einer Herausforderung oder Belastung kann damit aber nicht verschleiert werden.

Herrn Wellmanns Distinktionsinteresse

Das Suprasegment ‚Gemeinsame Entscheidungen von Mutter und Vater: Gab es Konflikte?‘ (vgl. Wellmann 344ff) beginnt mit der Frage der Interviewerin, wie in seiner Ehe Entscheidun-

gen getroffen wurden und ob diese eher miteinander entwickelt wurden, oder ob es auch Situationen gab, in denen ein Partner die Entscheidung verantwortet hat, weil der andere sich dazu nicht in der Lage fühlte. Herr Wellmann berichtet in diesem Zusammenhang, durchaus mitunter anderer Meinung als seine Frau gewesen zu sein. Er beschreibt das Verhalten seiner Frau seiner Tochter gegenüber als ‚übersorgend‘, rechtfertigt dies aber als typisches mütterliches Verhalten. Im Gegensatz dazu beschreibt er sich selbst als den Elternteil, der mehr emotionalen Abstand zur Tochter hat und eher deren Selbstständigkeit im Blick behalten hat.

Während er in der Regel dazu neigt, die Beziehung zu seiner Frau in einer Weise darzustellen, die seiner Vorstellung von Familie entspricht, mit dem er folglich sein Bild von Familie nach außen inszeniert, verlässt er an dieser Stelle dieses Präsentationsinteresse des ‚Gemeinsamen‘, um stattdessen stärker die Orientierung an wissenschaftlichen Erkenntnissen, hier verkörpert als Leitprinzip der Unterstützung von Selbstständigkeit, inszenieren zu können. Dies gelingt ihm, indem er das Verhalten seiner Ehefrau als ein ‚typisch Mütterliches‘ definiert, das stärker von Emotionen gesteuert ist, während es ihm scheinbar aufgrund seiner größeren Objektivität in der Vaterrolle besser gelingt, der Tochter mehr Selbstständigkeit zu ermöglichen. Der Verweis auf typische Geschlechter- bzw. Vater- und Mutterrollen dient hier außerdem der Relativierung des Konfliktpotenzials, das mit den unterschiedlichen Handlungsrichtungen tendenziell einhergeht.

„Sie war aber auch *emotional* viel enger mit der Nadja verbunden. Das muss ich auch sagen, das, ähm, es gab so manche Situation, wo ich denn meinte, ach, da wäre doch n anderer Weg der richtige, äh (2) da hätte ich aber mit meiner Frau stundenlang diskutieren können, da hätte ich sie nicht überzeugen können. Und hätte auch *kein anderer* sie überzeugen können. Wenn das so emotional begründet ist, äh, denn (2) sie hat (2) unsere Tochter, ja, sie hat sie *gefördert*, aber sie hat sie auch vielleicht so ein bisschen *übersorgt*, das, beides trifft zu, denke ich mal, nicht. Äh, sie meinte oftmals dann doch, ach, das kann sie nicht, und (.) na ja, während ich sagte, *lass sie* doch. Und wenn sie eine Viertelstunde gebraucht meine Frau war dann ungeduldiger und sagte *komm=komm*, ich mach das schon. Nicht? Ich glaube, das geht aber wohl den meisten Müttern so, dass der Mann da *mehr* Abstand hat und dann vielleicht auch nicht so *mitfühlt* mit dem ‚behinderten Kind, nicht‘. (2) *Ja*, äh, wenns um (2), ‚ja, um grundsätzliche Entscheidungen ging‘, ja, was sind da grundsätzliche Entscheidungen=das ist bei uns (.) wenn ich es so betrachte, eigentlich alles (2) ganz normal gelaufen.“ (Wellmann 380ff)

Sein Resümee am Ende des Zitats, in der Familie bzw. in der Ehe sei bei ihnen im Wesentlichen ‚alles (2) ganz normal gelaufen‘, unterstreicht sein Präsentationsinteresse als harmonische Familie und ordnet sein Distinktionsinteresse diesem Streben familialer Selbstdarstellung unter.

Widersprüchliche Wiederherstellung partnerschaftlicher Einheit

Das latente Konfliktpotenzial, das in diesen unterschiedlichen Handlungsansätzen – trotz der Begründung durch unterschiedliche Elternrollen – zum Ausdruck kommt, vertieft er jedoch nicht, sondern lenkt den Fokus eher wieder auf die Übereinstimmungen zwischen den Eheleuten und betont, dass sie sich bei grundsätzlichen Entscheidungen stets einig waren. Konflikte in diesem Zusammenhang verneint er ausdrücklich und kommt zurück zur Präsentation des ‚Gemeinsamen‘:

„ich sag mal so (.) meine Frau hat (.) hat da die Federführung gehabt und es hat aber auch keinen Streit gegeben, äh dass wir jetzt meinten, hier grundsätzliche Probleme unterschiedlich handhaben zu wollen, ‚nein, das, das gabs nicht. Da‘ (.) da waren wir (.) eigentlich immer einer Meinung.“ (Wellmann 403ff)

Latent enthalten bleibt jedoch die Frage, wie mit weniger grundsätzlichen, täglichen Entscheidungen umgegangen wurde, auf die Herr Wellmann ja durchaus hinweist.

Vermeiden der Zuwendung zu Theorien über die Herausforderungen des Lebens mit einem beeinträchtigten Kind

Im Kontext der Erzählung über den geleisteten Schwur kommt er auch auf die Trennung der Ehepaare zu sprechen und macht „diese Situation“ (Wellmann 532) dafür verantwortlich. Er erläutert aber nicht eingehender, wie sich diese Situation genau darstellt. Eine detailliertere Erklärung würde konkretere Aussagen über seine Theorien zu den Herausforderungen und Erfahrungen, hier insbesondere für die Paarbeziehung, erlauben, die relevant werden, wenn ein beeinträchtigtes Kind geboren wird. Einer solchen Erklärung entzieht er sich aber. Hier kann vermutet werden, dass er befürchtet, dass seine Theorien über das, was Paare nach der ersten Konfrontation mit einer Beeinträchtigung des eigenen Kindes bewegt, mit seinem Interesse, sich als reflektierter und aufgeklärter Vater und Berater zu präsentieren, kollidieren.

Darauf weist die folgende Textstelle hin. Hier berichtet Herr Wellmann von seiner Frau, die ihre Berufstätigkeit wieder aufgenommen hat. Im Segment „Berufliche Tätigkeiten von Herrn und Frau Wellmann“ berichtet er über den beruflichen Wiedereinstieg seiner Frau und argumentiert:

„Später hat meine Frau ne Berufstätigkeit aufgenommen, das hat ihr sehr geholfen, hat sie immer wieder betont, (2) und, ja, sie hat, im Grunde genommen, sie hat ständig gearbeitet. Äh, nur so in den ersten Monaten oder in den ein, zwei Jahren äh nach der Entbindung, sonst war sie immer berufstätig, das hat ihr sehr geholfen, das (.) mit den ganzen Problemen fertig zu werden, das hat sie immer wieder bestätigt.“ (Wellmann 66ff)

Dieser Aussage ist zum einen inhärent, dass Frau Wellmann durchaus belasteter war, als er das im Interview dargestellt hat, indem er sie vor allem als engagierte Mutter charakterisiert, die umgehend handlungsfähig ist und deren Handlungen, auffallend überhöht formuliert, „**hundert**prozentig“ (Wellmann 357) sind. Die damit implizierten Herausforderungen, Probleme oder Belastungen konkretisiert er nicht. Gedrängt durch den Detaillierungszwang fasst er sie lediglich oberflächlich als ‚die ganzen Probleme‘ zusammen. Auch hier scheint es, als wolle Herr Wellmann der näheren Darstellung der erfahrenen Herausforderungen entgehen, indem er seine erzählerische Aufmerksamkeit bewusst ausgewählten Erinnerungen zukommen lässt. Die Probleme, wie sie sich für ihn dargestellt haben und die möglicherweise immer noch virulent sind, stehen unter Umständen seinem Präsentationsinteresse als aufgeklärter Vertreter der Interessen beeinträchtigter Menschen und ihrer Familien entgegen, als der er sich an aktuellen Leitprinzipien der Behindertenhilfe orientiert. Die erfahrenen Belastungen der Vergangenheit hält er möglicherweise für nicht vereinbar mit dem modernen und aufgeklärten Bild, das er präsentieren möchte.

8.1.4.2 Sprachliche Strategien zur Sicherung des Präsentationsinteresses

Bemerkenswert ist, dass er sogar sprachliche Strategien entwickelt hat, mit denen er gewährleisten kann, seinem Präsentationsinteresse zu folgen und sich nicht durch Erzählpflichten zu Darstellungen und Erzählungen verleiten zu lassen, die ihn in einem anderen Licht darstellen. So verweist er an zwei Stellen auf die Umstände der damaligen Zeit, die zu verletzenden Erfahrungen geführt haben: bei der Diagnosemitteilung bzw. in Bezug auf Reaktionen der weiteren Familie (vgl. Wellmann 18ff; 52ff). Um sich dem Schmerz, der immer noch von diesen Verletzungen ausgeht (gerade die Passage über die Schwiegereltern ist auffallend emotional), zu entziehen, relativiert er die Vergangenheit aus der Gegenwart heraus und schützt sich so vor einem zu tiefen Eintauchen in Erinnerungen. Diese Strategie hat dabei noch einen weiteren Effekt: Sie erlaubt es ihm, sich als aufgeklärter Informant zu präsentieren, und unterstützt so zugleich sein

Präsentationsinteresse. Sehr deutlich wird das auch an dem folgenden längeren Zitat, mit dem Herr Wellmann das Interview beendet und mit dem sich ihm zum letzten Mal im Interview die Gelegenheit bietet, sich zu präsentieren:

„Äh, wenn ich die Arbeit äh von damals heute betrachte, ja, dann muss ich sagen (.) das war nicht professionell und (2) ‚nein, das, das‘ machten Mütter äh machten das besser, äh hätten das besser gemacht, sage ich mal. Aber das kann man heute nicht vorwerfen. Es war damals noch nicht die Zeit. Es, ich denke mal, es gab äh noch gar nicht die Ausbildung äh für entsprechende Sozialpädagogen, ‚Sozialarbeiter und Helferinnen und Helfer‘. Es es war ‚noch nicht professionell angegangen damals, nicht‘ (2) [...] Das muss man einfach hinnehmen, das war damals die Zeit. Es konnte damals nicht viel besser laufen. Es (2) ja, ich sagte ja schon, in, in F-Stadt, da haben wir das noch so miterlebt wie von dieser Bewahranstalt, in der Hausfrauen sich um die Kinder kümmerten, frühere Kindergärtnerinnen oder, ja, Kindergärtnerinnen waren es teilweise oder, ich weiß eine Dame war ne Krankenschwester, die, nach- ähm dem ihre Kinder so aus dem Größten raus waren, da in in der Sonderschule anfang als, da *waren* gar keine Fachkräfte. Und erst, wie gesagt, die Frau Meyer, die dann dort auch promoviert hat (.) die hat dann da Qualität reingebracht und auch Ziele gesetzt (.) und Projekte gestartet (.) Aber das können wir nicht äh als Vorwurf, auch jetzt im Nachhinein können wir das nicht als Vorwurf sehen, das war einfach die Zeit. Nicht, wenn in 20 Jahren jemand äh unsere heutigen Gedanken äh reflektiert, dann wird er auch sagen (.) die waren doch noch hinterm *Mond*, ne. (.)@(.):“ (Wellmann 914ff)

Die Auseinandersetzung mit Herrn Wellmanns doppeltem Präsentationsinteresse, das sich als Familienvater mit einer beeinträchtigten Tochter und als reflektierter Repräsentant einer gehobenen Mittelschicht mit Fortschrittsorientierung skizzieren lässt, verweist auf ein tiefergehendes Motiv: Es geht ihm darum zu belegen, dass seine Familie sich (gemessen an fachlichen Standards) ‚richtig‘ verhält. Widersprüche, die in seinen Darstellungen mitunter enthalten sind, löst er mit dem Verweis auf scheinbar typische Geschlechterrollen im elterlichen Verhalten auf und scheint damit das fachlich gebotene Verhalten und die ‚Normalität‘ seiner Familie noch unterstreichen zu wollen. Gerade mit Blick auf seine Zuordnung der Interviewerinnen als Vertreterinnen der wissenschaftlichen Perspektive lässt dies die Vermutung zu, dass es ihm mit seiner Darstellung auch um die Anerkennung als Familie geht, die ihr Leben mit ihrer beeinträchtigten Tochter erfolgreich gemeistert hat.

8.1.5 Dominierende Textform

Das Interview mit Herrn Wellmann enthält überwiegend argumentative und beschreibende Passagen. Einzelne erzählende Sequenzen illustrieren häufig emotional belastende Erinnerungen, sie sind im Vergleich zu den anderen Abschnitten sehr kurz gehalten und werden oft mit Hilfe einer rückblickenden Evaluierung relativiert und abgeschlossen. So beruft sich Herr Wellmann zum Beispiel an einigen Stellen darauf, dass negative Erfahrungen, die er bzw. seine Familie gesammelt hat, der damaligen Zeit geschuldet waren.

„die Tochter Jahrgang 65 mit Down-Syndrom unsere Nadja (.) Und (2), ja, äh (.) wie das viele Eltern so in der damaligen Zeit erlebt haben, äh, die Ärzte, die waren auf diese Art Behinderung noch gar nicht vorbereitet, ähm wir (.) bekamen, und das haben wir auch heute noch schriftlich im Entlassungsbericht der, des Krankenhauses in A-Stadt, das=Kind=machte=anfangs=einen=leicht=mongoloiden=Eindruck=der=sich=dann=aber=zunehmend=verflüchtigte (.) das wurde an den Hausarzt geschrieben, äh, uns wurde gar nichts gesagt (.) und dann sind wir nach drei Monaten sind wir umgezogen nach B-Stadt (.) und äh, weil die Tochter recht anfällig war, haben wir da dann sofort einen Kinderarzt äh aufgesucht und (.) ja, der staunte nur und sagte, ja, wissen Sie denn gar nicht, was mit @Ihrem Kind ist@? Nicht? Äh, aber das ist kein Einzelfall, in den sechziger Jahren ist so was öfter passiert, ne, (.)“ (Wellmann 17ff)

„Die Eltern (3) die hatten [schluchzend] Abst-, Abstand (2) insbesondere Schwiegereltern. Da hieß es dann so das=hats=in=unserer=Familie=nicht=gegeben (.) und (.) ja, wir mussten dann mit wissenschaftlichen Dokumenten, wir haben auch Kontakt zur Uni D-Stadt damals aufgenommen, kann ich jetzt keine Namen mehr nennen, aber die hatten äh sich das so auch als Projektziel gesetzt, da weiterzuforschen in diesem Bereich Down-Syndrom. Äh und (2), nee aber da waren so in der Verwandtschaft gewisse Vorbehalte, nicht (.) aber wie gesagt, das war damals so, das habe ich auch von *anderen* Familien gehört, nicht.“ (Wellmann 45ff)

Auf diese Weise entlastet er die damaligen Akteure und präsentiert sich als reflektierter Vater, der den entsprechenden Personen keine Vorwürfe (mehr) macht. Es gelingt ihm so auch, das Etikett der Besonderung ein Stück weit von sich zu weisen, indem er betont, dass es vielen Familien in dieser Zeit so ergangen ist.

„Nicht nur Unsicherheit, sondern auch fehlendes Verständnis bei bisher vertrauten Personen schränken Verständigungsmöglichkeiten ein. Verwandte, Freunde und Nachbarn reagieren häufig mit starker Verunsicherung nicht nur gegenüber dem Kind, sondern auch gegenüber den Eltern (Jansen 1976, Christiansen-Berndt 1981, Cloerkes 1982).“ (Engelbert 1999, 30)

Gleichzeitig ist dies jedoch auch eine erfolgreiche Strategie, sich im Interview nicht den erinerten Gefühlen wie zum Beispiel Trauer, Enttäuschung oder Wut zuwenden zu müssen. Dies kann als erster Hinweis auf seine sprachliche Praxis gewertet werden, mit der er sich als Vater präsentieren kann, der zwar die schwierigen Erfahrungen im Kontext der Diagnosemitteilung und der Beeinträchtigung des eigenen Kindes mit anderen Vätern beeinträchtigter Kinder teilt (zum Beispiel belastende Erfahrungen mit Ärzt*innen, mit Vertreter*innen von Krankenkassen oder im Verwandten- und Freundeskreis), der jedoch ein Verständnis für die damalige Situation der genannten Akteure entwickelt hat und damit ein Stück weit ‚über den Dingen‘ steht. Dies erklärt auf sprachtheoretischer Ebene gleichzeitig auch, warum er erzählenden Sequenzen im Interview ausweicht bzw. sie so gut wie möglich kontrolliert.

Daneben illustriert diese sprachliche Strategie auch seine Doppelrolle als Interviewpartner, die für das Interview charakteristisch ist: Herr Wellmann agiert einerseits als Vater einer beeinträchtigten Tochter, versteht sich gleichzeitig aber auch aufgrund seiner ehemaligen Funktion als Vorsitzender einer Elterninitiative als Ansprechpartner für Familien mit beeinträchtigten Kindern und erzählt auch aus dieser Position. Beide „Rollen“ schließen sich nicht grundsätzlich aus, aber sie verkörpern zwei unterschiedliche Perspektiven der Zuwendung zum Thema: eine eher emotionale, von unmittelbarer Erfahrung als ‚Betroffener‘ geprägte Perspektive und eine tendenziell stärker reflektierte, aufgeklärte und distanzierte Perspektive. Diese unterschiedlichen Perspektiven bewirken im Einzelfall auch eine andere Zuwendung (Noesis) zu den Erinnerungen. In jedem Fall geht aus dieser Doppelrolle ein doppeltes Präsentationsinteresse hervor, das sich wiederholt im Interview nachweisen lässt (vgl. 8.1.4).

8.1.6 Herr Wellmann: eine Zusammenfassung

Im Präsentationsinteresse von Herrn Wellmann wird die Orientierung an den Werten deutlich, die für ihn auch vor der Auslöschungskrise orientierungsgebend waren. Diese Werte sind neben der Familie, die für ihn aus beiden Elternteilen und Kindern in klassischer Rollenteilung besteht, unter anderem auch eine harmonische Beziehung, ein angepasstes Auftreten in der Öffentlichkeit und eine ausgeprägte Erfolgsorientierung.

Diese Werte waren ausschlaggebend für die Krise, denn für Herrn Wellmann war nach der Diagnose Down-Syndrom fraglich, wie er diesen Normen weiter entsprechen kann. Sein Handeln

in der Krise orientierte sich am Versuch, Situationen aus dem Weg zu gehen, die ihn mit diesen Normen konfrontieren. Er zog sich dazu vorübergehend stark in sein Berufsleben zurück, was biografisch betrachtet einer Fortsetzung seiner Orientierung am institutionellen Schema entsprach. Er stellte die Entscheidungen seiner Frau zu den Therapien und Förderungsmaßnahmen der Tochter nicht in Frage und unterstützte diese finanziell. Dennoch gelang es ihm zunächst nicht, einerseits in Bezug auf die Bedürfnisse der Tochter Handlungsimpulse zu entwickeln und sich andererseits öffentlich als Vater einer beeinträchtigten Tochter zu präsentieren. Ein Schlüsselerlebnis, die Trennung zweier bekannter Elternpaare mit Kindern mit Down-Syndrom, führte zum Schwur der Eheleute, ein Paar zu bleiben. Ausgestattet mit dieser konkreten Zukunftsvision gelang es Herrn Wellmann, sich, seinen alten Werten folgend, in der Rolle als Vater einer beeinträchtigten Tochter zu präsentieren:

- Zum einen lebte er in einer intakten Beziehung, diese lebte er auch ganz aktiv und bewusst aus, beispielsweise in der Freizeitgruppe, in der die beiden wöchentlich als Paar aktiv waren, aber auch eine gemeinsame Fernreise war Ausdruck seiner erfolgreich gelebten Partnerschaft (vgl. Wellmann 328ff).
- Er lebte ein aktives Familienleben, was zum Beispiel in der Wertigkeit der gemeinsamen Urlaube deutlich wird (vgl. Wellmann 753ff).
- Seine Erfolgsorientierung hat sich viele Jahre in seinem Berufsleben abgebildet, aber auch sein Engagement in verschiedenen Bereichen der Behindertenhilfe kann als Ausdruck dafür gewertet werden (vgl. Wellmann 277ff).
- Alle Aspekte sind auch aufgrund dessen, dass sie nach außen sichtbar sind, Ausdruck einer gewissen Anpassbarkeit. Durch sie fällt ein positives Licht auf Herrn Wellmann und seine Familie.

Orientiert man sich bei der Auswertung an seinen biografisch wirksamen Werten und seiner erlebten Geschichte, werden die beschriebenen Abweichungen deutlich, die auf das hier dargestellte Präsentationsinteresse verweisen. Es konnte dargestellt werden, nach welchen Prinzipien sich die biografische Gesamtsicht generiert.

Herrn Wellmanns partielle Verwandlung ist Ausdruck seiner geglückten Integration eines Ereignisses mit erheblichem Veränderungspotenzial: Die Auslösenkrisen ‚Diagnose Down-Syndrom‘ hat in der handelnden Auseinandersetzung zu einer biografisch stimmigen Anpassung der biografischen Prozessstruktur geführt. Herr Wellmann nimmt die Veränderung wahr, er kann sein verändertes Verhalten beschreiben und er schafft es ebenfalls, an seinen biografisch gewachsenen Wertvorstellungen festzuhalten. Seine Erzählung darüber, wie seine Tochter das Radfahren erlernt, ist hierfür geradezu metaphorisch zu verstehen, weshalb sie an dieser Stelle angeführt wird:

„Ja, andere Sachen hat man auch versucht, äh, ich möchte sagen, jahrelang habe ich versucht, ihr das Radfahren (lachend) beizubringen (.) sie konnte es dann zum Schluss auch (2) aber (.) wir sind hier über unsere Sackgasse nicht hinausgekommen (lachend) denn, wenn da ein Auto auf dem Radweg gestanden hätte, das hätte Nadja ruhig 100 Meter vorher gesehen, sie hätte trotzdem getroffen. @(.)@ Das (.) da fehlte dann das Umsetzen dabei. Hier ist doch mein Radweg, da muss ich doch fahren können, nicht. Ja, das sind auch so Sachen, wo man dann viel reingesteckt hat und dann irgendwann doch sagen muss, ja, jetzt geben wir es auf. Jetzt kaufen wir uns stattdessen ein *Tandem*, nicht, dann gehts auch.“ (Wellmann 764ff)

Statt verbissen an Nadjas Verkehrssicherheit zu üben, statt zu verzweifeln darüber, dass ihr das Radfahren nicht gelingt, verändert er die Ausgangsbedingung und beschließt, ein Tandem zu

kaufen. Damit präsentiert er sich einerseits als zugehörig, mit einem Tandem fallen die beiden noch dazu stärker auf – aber ausschlaggebend für ihn scheint die Möglichkeit, seinen Entwurf eines aktiven Familienlebens, zu denen etwa gemeinsame Radtouren in der Urlaubszeit gehören, zu verwirklichen.

Es ist die partielle Verwandlung, die es ihm ermöglicht, biografische Kontinuität herzustellen. Sein Resümee, das als Überschrift für dieses Kapitel gewählt wurde, gibt dieses Ergebnis in seinen Worten wieder: „Im Grunde ist es, ja, ist es in unserer Familie sehr gut gelaufen“ (Wellmann 885f).

8.2 Herr Köhne: „Joah: aber so lange es noch: so geht, werden =wa =es=wohl durchhalten“ (Köhne 1436)

Das Interview mit Herrn Köhne unterscheidet sich sowohl in Bezug auf seine äußere Form als auch in Bezug auf seinen Inhalt bzw. die thematischen Felder deutlich von den anderen geführten Interviews. Es enthält irritierend wenig Geschichten bzw. Berichte, die das gemeinsame Leben mit seinem beeinträchtigten Sohn bzw. das Leben als Familie thematisieren. Es weist nur einzelne elaborierte Textpassagen auf und wirkt über weite Teile unstrukturiert und ziellos. Das im Kern asymmetrische Interviewverhältnis (vgl. Siouti 2018; Loch 2008) kehrt sich stellenweise um und Herr Köhne macht sich zum Fragesteller und die Interviewerin zur Befragten (vgl. u. a. Köhne 2151ff).

Nicht *trotz* dieser Abweichungen von den anderen Interviews, sondern gerade *wegen* ebendieser wurde die Entscheidung gefällt, im Sinne eines maximalen kontrastiven Vergleichs dieses Gespräch in die Ergebnispräsentation einzubeziehen.

Aufgrund der wenig elaborierten und kaum chronologisch geordneten Segmente des Interviews stellt die Rekonstruktion der Fallgeschichte (vgl. 8.2.2) eine besondere Herausforderung dar, die sich mit vielen Unklarheiten arrangieren muss. Sehr hilfreich war dabei das Erinnerungsprotokoll des mehr als dreistündigen Vorgesprächs. Die Kapitel 8.2.3 bis 8.2.5 bieten Erklärungsansätze für die charakteristischen Merkmale in Inhalt und Form dieses Interviews.

8.2.1 Gesprächssituation und -verlauf

Die Kontaktaufnahme mit Herrn Köhne fand direkt über die Interviewerin statt. Christian, der Sohn von Herrn Köhne, hatte zwei Jahre zuvor an einer mehrtägigen Veranstaltung der Interviewerin teilgenommen, in die auch Herr Köhne an zwei Tagen involviert war. Die Interviewerin bzw. Autorin und Herr Köhne waren sich also schon bekannt. Herr Köhne erklärte sich sofort zu einem Interview bereit.

Schon das Vorgespräch dauerte dreieinhalb Stunden, in denen Herr Köhne bereits viel über sein Leben erzählte und auch immer wieder Bücher und Gegenstände hervorholte, um das Erzählte zu untermauern und zu illustrieren. Das Interview selbst umfasste erneut dreieinhalb Stunden, wobei die Eingangserzählung nach drei Minuten bzw. nach dreizehn weiteren Minuten beendet war (vgl. 8.2.5).

Herr Köhne ist zum Zeitpunkt des Interviews knapp 75 Jahre alt und lebt zusammen mit seinem 46-jährigen beeinträchtigten Sohn Christian in einem Siedlungshaus der späten 1950er Jahre am Rand einer kleinen Ortschaft an der Grenze zu einem anderen Bundesland. Seine 76 Jahre alte Ehefrau lebt seit einem knappen Jahr wegen der Folgen einer demenziellen Erkrankung in einem Pflegeheim. Das Ehepaar hat neben Christian noch eine 50-jährige Tochter, die mit ihren drei Kindern etwa eine Autostunde weit entfernt im Einzugsgebiet einer größeren

Stadt lebt. Ein drittes Kind, als mittleres Kind geboren, ist einen Tag nach seiner Geburt verstorben. Im Haus gibt es eine zweite Wohnung, die von einem Mieter bewohnt wird, der mit Herrn Köhne nicht verwandt ist. Bis zu ihrem Tod lebten hier die Eltern von Herrn Köhne. Das Interview wurde von den zwei Interviewerinnen als sehr anstrengend erlebt. Zwar schien Herr Köhne beide Treffen zu genießen, dennoch bereitete ihm der offene Erzählimpuls im Interview offensichtlich Schwierigkeiten und es fiel ihm schwer, sich auf Erzählungen einzulassen. Zudem fehlte es an vielen Stellen an Evaluationen oder metanarrativen Erklärungen, die es den Zuhörenden vereinfacht hätten, das Erzählte einzuordnen. Es gelang ihm nur sehr selten, zusammenhängend und mit Verweisen auf die Chronologie Auskunft über seine Biografie zu geben. Das auffallend ausweichende Antwortverhalten an einigen Stellen suggerierte zunächst den Unwillen, überhaupt am Interview teilzunehmen und über sich zu erzählen. Dies stand jedoch in auffälliger Diskrepanz zu dem gleichzeitig sehr eindeutigen Ausdruck seiner Freude am sozialen Miteinander selbst und auch an der Möglichkeit, sich selbst mit seiner Lebensgeschichte zu präsentieren. Eben dieser Kontrast sensibilisierte für die Auswertung (vgl. 8.2.4 und 8.2.5).

8.2.2 Rekonstruktion der Fallgeschichte von Herrn Köhne

8.2.2.1 1935–1945: Kindheit

Herr Köhne wird 1935 im damaligen Ostpreußen geboren, vermutlich im heutigen Verwaltungsbezirk Ermland-Masuren. Über seinen genauen Geburtsort ist nichts bekannt. Seine Mutter ist in einer „Klitsche“ (Köhne 2411), einem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb, aufgewachsen, über die Herkunft seines Vaters ist nichts bekannt. Sein Vater arbeitet, auch unter den Nationalsozialisten, als Ordnungspolizist. Für die Ausübung dieser Aufgabe unter dem NS-Regime wird eine entsprechende Gesinnung vorausgesetzt (die sich ab 1937 auch in der Polizeiausbildung niederschlägt, vgl. Deutsche Hochschule der Polizei, o.J.), und da Herr Köhne keine anderslautenden Hinweise gibt, muss davon ausgegangen werden, dass er in einem nationalsozialistisch orientierten Haushalt aufwächst. Möglicherweise sind damit einige Privilegien für die Familie verbunden. Ob und inwieweit Herrn Köhnes Vater in NS-Verbrechen involviert ist, kann nicht bestimmt werden.

Im Dezember 1944 wird seine Schwester geboren. Weitere Details über seine Kindheit sind nicht bekannt¹⁰³.

8.2.2.2 Flucht im Januar 1945

Im Januar 1945 marschiert die sowjetische Armee in Ostpreußen ein und die Evakuierung der Bevölkerung wird organisiert: Am 21.1.1945 ergeht der Räumungsbefehl – bis dahin wurde ein Fluchtversuch mit dem Tod bestraft. Herrn Köhnes Mutter flieht mit ihren zwei Kindern, dem neunjährigen Herrn Köhne und seiner erst einen Monat alten Schwester, sowie mit ihrer Mutter oder Schwiegermutter vor der Roten Armee.

Unklar ist, wo sich Herrn Köhnes Vater zu diesem Zeitpunkt befindet und wie er sich verhält. So ist es denkbar, dass er als überzeugter Nationalsozialist auch jetzt noch bereit ist, für das

103 Den folgenden Ereignissen rund um seine Flucht und seinen Status als Geflüchteter vorgreifend kann vermutet werden, dass er Erinnerungen an seine Kindheit verdrängt hat, um sich der schmerzhaften Erinnerung an sorglose Zeiten nicht zuwenden zu müssen. Möglicherweise fühlt er sich auch schuldig dafür, bis etwa 1944 vom NS-Regime profitiert zu haben und vermeidet aus diesem Grund eine Zuwendung zu Erinnerungen an seine Kindheit. Möglicherweise möchte er den Interviewerinnen damit auch signalisieren, dass es sich in seiner Erzählung nur um die Zeit mit seiner selbst gegründeten Familie dreht. Inhaltlich erzählt er darüber aber nur wenig, während er im Vorgespräch sehr ausführlich auf seine Flucht und seine Erfahrungen als Geflüchteter in A-Dorf eingeht. Diese Diskrepanz wird in Kapitel 8.2.4 diskutiert.

Deutsche Reich zu kämpfen. Möglicherweise erkennt er die sich ankündigende Niederlage Deutschlands und befürchtet die Rache der Siegermächte. Dann wäre es denkbar, dass er einen heimlichen Fluchtversuch unternimmt oder sich bemüht, mit Hilfe einer neuen Identität einer potenziell harten Bestrafung aufgrund seiner Rolle als Ordnungspolizist entkommen. Aussagen hierzu fehlen jedoch gänzlich, insofern dient die Beschreibung einzelner potenzieller Handlungsoptionen lediglich dazu, den Rahmen für eine Weiterentwicklung zu spannen.

Herr Köhnes Flucht führt die Familie zunächst nach Danzig im Norden. Seine Mutter hat – laut Aussage von Herrn Köhne – ein Ticket für die Wilhelm Gustloff, die am 30.1.1945 ablegt. Bereits am Hafen angekommen ändert sie jedoch ihre Meinung, nachdem ihr eine Frau, die mit ihnen zusammen auf der Flucht ist, mit Verweis auf die erst einen Monat alte Schwester von Herrn Köhne eindringlich und erfolgreich von dieser Route abrät (Information aus dem Vorgespräch). Stattdessen, so Herr Köhne, wählt seine Mutter dann den Landweg in Richtung Südwesten. Zwischen dem 13. und dem 15. Februar befindet sich Herr Köhne mit seiner Mutter und seiner Schwester in der Nähe von Dresden. Aus der Ferne sehen und erleben sie die massiven Luftangriffe (vgl. Köhne 1271ff). Anschließend unterbrechen sie ihre Flucht in der Altmark (vgl. Köhne 2432), allerdings ist nicht klar, warum. Möglicherweise haben sie dort Verwandtschaft oder Bekannte, bei denen sie vorübergehend unterkommen können. Von hier ziehen sie weiter, bis sie nach A-Dorf gelangen, wo ihre Flucht endet.

Historisch betrachtet ist diese Fluchtroute sehr unwahrscheinlich. Ihr steht die Tatsache entgegen, dass am 30.1.1945, als die Gustloff aus dem Hafen in Danzig auslief, der Rest des damaligen Ostpreußens bereits vollständig von der sowjetischen Armee besetzt war und ein Fluchtweg Richtung Westen über Land nicht mehr möglich war (Müller 2015, 146). Diese Diskrepanz gilt es genauer zu untersuchen: Welche Bedeutung könnte diese Sichtweise für Herrn Köhne haben? Wie steht sie in Zusammenhang mit seiner Erklärung dieser chaotisch und traumatisierend erlebten Zeit? Diese Fragen werden in Kapitel 8.2.3 bzw. 8.2.4 aufgegriffen.

Herr Köhne ist zum Zeitpunkt der Flucht neun Jahre alt. Er erlebt, wie seine bisherige Welt um ihn herum zusammenbricht, wie er vom Vater getrennt wird und seine Mutter – vermutlich mit Unterstützung einer Großmutter – versucht, ihn und seine Schwester durch einen Winter bei bis zu -25 Grad Celsius in überfüllten und chaotischen Trecks oder Zügen in Sicherheit zu bringen – noch dazu mit einem Säugling (vgl. Aust & Bergdorff 2013). Möglicherweise muss er für die Mutter aufgrund der Abwesenheit des Vaters immer wieder konkrete Hilfe leisten und evtl. auch einen emotionalen Ansprechpartner verkörpern, auch wenn vermutlich zunächst seine Großmutter in dieser Rolle angesprochen wird. Dennoch erfährt er ganz sicher in dieser Zeit eine Überforderung seiner kindlichen Fähigkeiten, mit einer derartig bedrohlichen Situation umzugehen, in der auch die Erwachsenen von großer Unsicherheit und Angst erfüllt sind. Wenngleich es in dieser Zeit von großer Bedeutung ist, eigene Ängste zu kontrollieren, stellt dies besonders in Bezug auf Kinder eine geradezu übermenschliche Aufgabe dar (vgl. Bohleber 2014, 180f). Gleichzeitig ist die Situation für seine Mutter, auf seine Ängste, seine Not und seine Überforderung adäquat zu reagieren, unter diesen Umständen ebenso denkbar schwierig. Herr Köhne erlebt also eine realistische Bedrohung, eine massive Schutzlosigkeit sowie Angst, die vermutlich alle erwachsenen Menschen befällt, mit denen sie zusammen unterwegs sind – auch seine Mutter, die eigentlich eine beschützende Funktion einnehmen sollte. Wie kontrolliert sie selbst mit dieser Angst umgeht und wie viel ihre Kinder davon miterleben, ist nicht bekannt. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass sich Herr Köhne mit der Rolle als der ‚Mann‘ in dieser Gemeinschaft identifiziert, gerade auch mit Blick auf die vorher vermutlich stark nationalsozialistisch geprägte Erziehung. Es ist gut denkbar, dass er sich bemüht, seine Mutter in

dieser schwierigen Zeit so gut wie möglich zu unterstützen und dabei seine eigenen Ängste und Nöte zu verdrängen versucht. Dies alles fällt in eine Entwicklungsphase seiner Psyche, in der Kinder gerade daran interessiert sind, an der Welt der Erwachsenen mitzuwirken (vgl. Erikson 1998). Die Flucht stellt in diesem Zusammenhang eine Situation dar, in der ihm gar nichts anderes übrig bleibt, als auch unter diesen chaotischen Umständen aktiv zu sein. Erikson beschreibt allerdings die Gefahr, während dieser die Entwicklungsphase charakterisierenden Krise aus Fleiß und Inferiorität durch eine überstrapazierte Orientierung am Werksinn überfordert zu werden. Das Individuum wertet diese Erfahrung dann als ein Scheitern und reagiert darauf entweder mit Versagensängsten oder durch Überkompensation, das heißt, es entwickelt eine übertriebene Arbeits- und Pflichtorientierung, die eine Anerkennung von außen gewährleisten soll. Nach Eriksons Modell befindet sich Herr Köhne in dieser Situation also in einer Entwicklungskrise, die von den Polen Fleiß und Inferiorität geprägt ist, während er gleichzeitig und von den ganz handfesten und direkten Auswirkungen des Krieges bedroht ist.

Die Aussicht auf die Ankunft an einem sicheren Ort, auf ein festes Dach über dem Kopf und auf familiäre Privatsphäre sind vermutlich starke Antriebskräfte für den jungen Herrn Köhne, die Strapazen der Flucht zu ertragen.

Die Kindheit von Herrn Köhne ist in dieser Phase seines noch jungen Lebens vermutlich mindestens ausgesetzt, wenn nicht sogar vollständig beendet.

8.2.2.3 1945–1950: Neuanfang in A-Dorf

Die Flucht von Frau Köhne mit ihren zwei Kindern und deren Großmutter endet in A-Dorf, einem kleinen, landwirtschaftlich geprägten Dorf relativ weit im Westen Deutschlands. Das Dorf gehört zum kleinsten Kreis des Regierungsbezirks und weist im Verhältnis zu diesem mit 32 % die „höchsten Zuwandereranteile (Vertriebene und Flüchtlinge) im Verhältnis zur Wohnbevölkerung“ (Meier 1999, 67) auf. Die größten Herausforderungen stellen die Unterbringung und die Versorgung mit Lebensmitteln dar. Mögliche Hoffnungen des jungen Herrn Köhne auf ein glückliches Ende seiner Odyssee werden jäh enttäuscht, Geflüchtete gelten

„als Landplage – sie kämen ‚wie die Kartoffelkäfer‘, stichelte der Pfarrer im niedersächsischen Wunstorf. Vor allem das Bürgertum aus den zerstörten Städten des Ostens, das massenhaft in den Dörfern der westdeutschen Provinz untergebracht wurde, galt als Konkurrent im Kampf um knappe Nahrungsreserven und noch dazu als Fremdkörper mit anderer Mentalität.

Ostpreußische Protestanten quartierten sich in katholischen Hochburgen ein, katholische Zuzügler aus Schlesien brachten in manchen Landstrichen Bayerns oder Westfalens die angestammten konfessionellen Mehrheiten ins Kippen. Das schuf Konfliktherde. Denn es war auch ein Zusammenprall unterschiedlicher Kulturen, und die Ostler kamen gleich immer in riesigen Scharen.“ (Habbe 2013, 249)

„Der Empfang für die Fremdlinge aus den Ostgebieten war auch im Westen alles andere als herzlich. Das zeichnete sich schon vor Kriegsschluss ab. [...] Das Volk muss es ähnlich gesehen haben, jedenfalls wurden die Ankömmlinge überall als ‚lästige Zugabe zum verlorenen Krieg‘ angesehen, als hergelaufenes Gesindel und ‚Polacken‘ attackiert, manchmal auch tötlich. Im Zeichen strenger Lebensmittelrationierung und verwüsteter Wohnungen war unter Einheimischen Solidarität ein rares Gut. [...] Die Gleichgültigkeit gegenüber dem Geschick der Vertriebenen wirkte verletzend.“ (ebd., 248)

Anfang April 1945 übernehmen britische Truppen die Verantwortung in dem Landkreis, zu dem auch A-Dorf gehört. A-Dorf gehört also nach dem Krieg zum britischen kontrollierten Sektor.

Herr Köhne kommt mit seiner Mutter und seiner Schwester zunächst in einem ehemaligen Schweinestall unter. Die Versorgung mit Lebensmitteln im Landkreis ist aufgrund der land-

wirtschaftlichen Prägung vergleichsweise gut gesichert und er muss nicht hungern (vgl. Köhne 2480ff). Dennoch bedeutet die aktuelle Lebenssituation für Herrn Köhne und seine Familie einen radikalen Bruch mit der bisherigen Existenz: Nicht nur, dass zunächst sein Vater fehlt, auch an den sozialen Status und das Milieu, in dem sie in Ostpreußen gelebt haben, kann in A-Dorf nicht angeschlossen werden. Überdies ist es durchaus denkbar, dass die Familie versucht, die berufliche (und politische) Vergangenheit des Vaters zu verheimlichen, was für Herrn Köhne als neunjährigen Jungen eine große Belastung darstellen dürfte.

Die größte Aufgabe für Herrn Köhne besteht jetzt vermutlich zum einen darin, nicht negativ aufzufallen, sondern zu *ge-fallen*. Es ist gut möglich, dass auch seine Mutter in diese Richtung Druck ausübt, noch dazu, weil sie auch den fehlenden Vater ersetzen muss, was vielfach mit großer Strenge zu bewirken versucht wird (vgl. Spranger 2012). Zum anderen wird Herr Köhne auch mit Blick auf die ‚Unterkunft‘ der Familie angehalten sein, sich so ordentlich und diszipliniert wie möglich zu verhalten: Von der Unterbringung in einem Stall geht eine Abwertung und Kränkung aus, außerdem ist davon auszugehen, dass der Geruch – selbst wenn es keine Schweine mehr gibt – aufdringlich und unangenehm ist und sich in der Kleidung der dort untergebrachten Menschen festsetzt und sie so zusätzlich als Fremde und Geflüchtete regelrecht markiert. Für die Familie ist es in dieser Zeit wesentlich, nicht an ihrer Situation zu zerbrechen, sondern handlungsfähig zu bleiben, um die elementarsten Bedürfnisse zu befriedigen (vgl. Spranger 2012). Unklar ist, wie lange Herr Köhne nach seiner Ankunft in A-Dorf in einem Schweinestall leben muss.

Grundsätzlich sind in dieser Zeit soziale Bindungen, gerade in Regionen, in denen viele Geflüchtete aufgenommen werden, stark beeinträchtigt: Die Angst um ausreichende Lebensmittel- und Wohnraumkapazitäten führt zu einer sich verstärkenden Orientierung auf sich selbst, den engsten sozialen Nahraum. Geflüchteten und Vertriebenen wird so zusätzlich das Gefühl des Ungewollt-Seins vermittelt (vgl. Spranger 2012). Dies ist auch bei Herrn Köhne der Fall: „... zu unserer Jugendzeit;; wo Flüchtlinge waren, das wurde so=n bisschen, abgeschoben. (4) Das war so früher.“ (Köhne 1674f).

Vermutlich können Herr Köhne bzw. seine Mutter in dieser Zeit kaum Mitgefühl und Fürsorge für sich selbst bzw. die Familie entwickeln, zu groß sind die akuten Aufgaben zur Sicherung der Grundversorgung. Ebenso scheint es mit Blick auf den beruflichen Hintergrund von Herrn Köhnes Vater denkbar, dass Mitgefühl und Fürsorge durch die ständige Angst, überführt zu werden, blockiert sind.

Herr Köhne lernt in dieser Zeit also, seine eigenen Bedürfnisse und seine Gefühle zu verdrängen, ihnen wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Handlungsfähigkeit, Ordnung, Höflichkeit und ein Nicht-Auffallen gewinnen deutlich an Bedeutung und werden zu einer handlungsleitenden Orientierung für den neunjährigen Herrn Köhne – eine Orientierung, für die er vermutlich viel Anerkennung seiner Mutter erhält und mit der er zudem – im Rahmen des zu dieser Zeit Möglichen – positive Erfahrungen mit seiner ihm potenziell eher ablehnend gegenüberstehenden Umwelt sammelt.

Herr Köhne selbst nimmt seine Entwicklung zu dieser Zeit vermutlich kaum als auffällig wahr, zumal es in A-Dorf und Umgebung viele Geflüchtete in sehr ähnlichen Lebenssituationen gibt. Auch mit zunehmendem Alter ist es unwahrscheinlich, dass er sein Verhalten, seine Werte und seine Handlungsorientierung in Frage stellt (vgl. 8.2.3).

„Die Betroffenen selbst erlebten sich damals aufgrund eines mehrjährigen Bearbeitungs- und Abwehrprozesses (Verleugnung, Bagatellisierung, Generalisierung, Umkehrung ins Gegenteil, Spaltung von Inhalt und Affekt bis hin zur völligen Verdrängung) und unterstützt durch die ablaufende psychosexuelle und psychosoziale Entwicklung selbst als unauffällig und ‚funktionierten‘. Ihr charakteristischen Ver-

haltensweisen (später als ich-syntone Verhaltensweisen der sogenannten ‚Kriegskinder‘ beschrieben) – dass sie stets planen und organisieren, sparsam und bescheiden sind, nichts wegwerfen können und sich ohne Rücksicht auf Hunger, Krankheiten und Verletzungen verhalten – empfanden sie als zu sich selbst gehörig und damit als selbstverständlich.“ (Radebold 2008, 49)

Radebold (2008) weist auf den „möglichen Einfluss traumatisierender zeitgeschichtlicher Erfahrungen“ in Kombination mit Entwicklungsaufgaben nach Erikson hin: In der vierten Entwicklungsstufe geht es um die Auseinandersetzung mit dem zunehmenden Werksinn, also einer Orientierung an Leistung und der Gefahr der Entwicklung eines Minderwertigkeitsgefühls auf der anderen Seite. Viele geflüchtete Kinder aus der Generation von Herrn Köhne haben gelernt, dass bestimmte Verhaltensweisen wie „funktionieren, planen, organisieren und sich absichern“ (Radebold 2008, 51) von den Eltern eingefordert und belohnt werden. So können sich diese Verhaltensweisen zu einer Absicherung des Selbstwertgefühls entwickeln: Über das von den Eltern so gelobte Verhalten versichern sie sich ihres Selbstwerts, ihrer Lebensleistung; gut ist, was diesen Kriterien entspricht. Dennoch bleibt für die Kinder bzw. für die späteren Erwachsenen eine Restunsicherheit: Wie viel bin ich wert, wenn ich diesen Kriterien einmal nicht entsprechen kann (vgl. Radebold 2008, 51)¹⁰⁴?

Am 1. Oktober 1945 wird der Schulbetrieb in Deutschland nach dem Krieg wieder aufgenommen. Dieser muss noch weitgehend improvisiert werden, es fehlen Lehrer*innen, Lehrmaterial und Gebäude, wengleich der Schulbeginn für viele Kinder sicherlich auch eine Rückkehr in eine Normalität und Sicherheit bedeutet.

Für Herrn Köhne, der in einem Gebiet mit überdurchschnittlich vielen Geflüchteten lebt, stellt sich die Situation vermutlich eher belastend dar, denn zusätzlich zu dem beschriebenen Mangel, der Unterricht erschwert, kommen erhöhte Schüler*innenzahlen. Gleichzeitig stellt die Schule einen Raum dar, in dem er sich nicht dem Zusammensein mit anderen entziehen kann: Er lernt zusammen mit den alteingesessenen Dorfbewohner*innen als auch mit den anderen geflüchteten Kindern. Möglicherweise fällt es ihm schwer, soziale Kontakte zu knüpfen: Denkbar ist, dass die im Dorf geborenen Kinder ihn wegen seiner Herkunft ausgrenzen, er aber gleichzeitig versucht, sich selbst so gut wie möglich von den anderen Kindern mit Fluchterfahrung abzugrenzen, um zu signalisieren: Ich gehöre nicht dazu, ich bin anders.

Es gibt zudem die Tendenz, geflüchtete Kinder überdurchschnittlich häufig in Sonderschulen zu beschulen, sie von vornherein in einer niedrigeren Klasse einzuschulen oder sie Klassen wiederholen zu lassen. Dies wird mit dem Verweis begründet, sie könnten „aufgrund ihrer körperlichen und seelischen Verfassung scheinbar nicht mithalten“ (Spranger 2012, 236). Möglicherweise steht dahinter aber auch die Absicht, das ohnehin belastete Schulsystem zu entlasten. Vor diesem Hintergrund könnte Herr Köhne zusätzlich unter dem Druck stehen, sich als guter Schüler zu präsentieren. Die Anforderungen an ihn sind in dieser Lebensphase also außerordentlich hoch.

Unklar ist, mit welcher Unterstützung seine Mutter in diesen Monaten rechnen kann, vermutlich ist ihre (Schwieger-)Mutter eine wichtige Ansprechpartnerin und Entlastung für sie. Gleichzeitig kann es in einer derartig herausfordernden Lebenssituation, noch dazu auf einem engen Wohnraum, der keine Privatsphäre ermöglicht, durchaus auch zu tiefgreifenden Konflikten kommen.

¹⁰⁴ Diese Restunsicherheit lässt sich auch bei Herrn Köhne vermuten (vgl. Kapitel 8.2.3 und 8.2.4), wenn er beispielsweise wiederholt auf seine gute Allgemeinbildung und seine Belesenheit verweist (vgl. Köhne 876; 1204).

Weiterhin ist unklar, wann Herrn Köhnes Vater zur Familie stößt. Möglicherweise ist er einer der Spätheimkehrer, die erst Mitte der 1950er Jahre aus der Gefangenschaft entlassen werden. Auffallend ist, dass sich Herr Köhne im Interview diesem Thema nicht zuwendet¹⁰⁵.

8.2.2.4 In der Lehre zum Polsterer ab 1950

Herrn Köhne beendet seine Schulzeit 1950. Er würde gerne Lehrer für Geografie und Geschichte werden, verfolgt diesen Wunsch aber nicht (vgl. Köhne 2472ff). Vermutlich ist eine längere Schulzeit und ein Studium finanziell für die Familie kaum zu stemmen, möglicherweise sind auch seine schulischen Leistungen nicht entsprechend gut.

Daneben interessiert er sich für die Arbeit beim Zoll. Er besteht die schriftliche Aufnahmeprüfung und soll an der Zollschule in Q-Stadt aufgenommen werden, doch er bekommt wegen einer diagnostizierten Kurzsichtigkeit nicht das erforderliche Gesundheitszeugnis (vgl. Köhne 1166ff). Der Wunsch, für den Zoll zu arbeiten, weist einige Parallelen zur Arbeit seines Vaters in Ostpreußen – vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 – auf. Auch hier geht es darum, als Exekutive die Interessen des Staates zu vertreten, die Funktion ist mit einem gewissen Prestige, einem Ansehen verbunden – insbesondere in den 1950er Jahren, in denen er mit seiner Tätigkeit beim Zoll einen entnazifizierten Staat vertreten hätte und so möglicherweise auch das Ansehen der Familie hätte rehabilitieren können. Möglicherweise ist sein Interesse Ausdruck seiner Verbundenheit mit seinen Kindheitserfahrungen und seinen Vorstellungen von einem guten Beruf bzw. Berufsleben. Dass er wegen körperlicher Beeinträchtigungen nicht zur Ausbildung zugelassen wird, ist vermutlich eine große Enttäuschung: „Und hier auf=m Gesundheitsamt, die ham mich dann durchfallen lassen, (.) sonst wär ich, (.) beim Zoll jegangen“ (Köhne 1195). Die Formulierung, man habe ihn ‚durchfallen lassen‘, weist sogar auf eine empfundene Beleidigung, mehr noch, auf das Gefühl eines absichtlichen Verwehrens dieses Berufsweges hin.

Statt eine Ausbildung beim Zoll anzufangen, beginnt er eine Lehre, die nach eigener Aussage anspruchsvolle Ausbildung zum Polsterer: „War=n praktisch **drei Berufe die man lernen musste. Sattler! (.) Polsterer! (.) un=Dekorateur! Hier‘ Gardinen aufhängen** auch alles!“ (Köhne 1804ff). Für die Zeit der Lehre lebt er in Kost und Logis bei seinem Ausbilder. Dieser hat keine eigenen Kinder und lebt mit seiner Frau und seinem demenziell erkrankten Vater zusammen. Da der Betrieb zusätzlich über Landwirtschaft verfügt, muss Herr Köhne neben der Ausbildung auch in der Landwirtschaft helfen. Seine Lebensbedingungen als 15-jähriger Jugendlicher empfindet er als hart, hebt aber gleichzeitig sein Durchhaltevermögen hervor. Andere Auszubildende auf dieser Lehrstelle,

HK: ...die ham=s nich jeschafft, (.) die drei Jahre, zu machen. Sind=wieder=weggegangen denn: ...

I1: Ham=s nich durchgehalten?

HK: *Nö! (2) Wenn das alles so gemacht werden musste- Man musste sehr viel (.) guten Willen auch haben. (2) Un:d=nich- Und ich war noch, in Kost-und-Logis da.*

I1: Ja' m-

HK: Nech? Ich=war (.) von den: (.) total abhängig (.) und die hatten keine Kinder. Nech? Die hatten auch in manchen Sachen für=nichts Verständnis. (2) Nich?=Un wenn dann andre kamen (.) „Nä: dat machen wa nich mit.“ (Köhne 1823ff)

Er hält die Lehre jedoch durch und fügt sich den Ansprüchen seines Ausbilders, auch wenn dadurch ein Teil seiner Freizeit und seiner Bewegungsfreiheit beschnitten wird. Spranger spricht

¹⁰⁵ Möglicherweise ist dies ein Hinweis auf den erlernten Umgang mit der Vergangenheit des Vaters. Eindeutige Belege dafür gibt es aber nicht, ebenso wenig wie Hinweise, die diesen Verdacht erhärten würden.

davon, dass Heranwachsende unter den Bedingungen der Flucht bzw. des Status als Geflüchtete Reifungsphasen übersprangen und ihre Rolle als Heranwachsende und die damit verbundenen Entwicklungsaufgaben nicht leben konnten (vgl. Spranger 2012, 232). Dies ist hier auch für Herrn Köhne anzunehmen, der dies allerdings positiv als die Fähigkeit wertet, seine Bedürfnisse zu kontrollieren, sich unterzuordnen und auch unter widrigen Bedingungen angepasst zu sein, um seine Ziele zu erreichen (im Sinne der von Radebold als ich-synton beschriebenen Verhaltensweisen¹⁰⁶, vgl. Radebold 2008, 49).

Die Ausbildung beim Zoll wäre ebenso mit einem Wohnortwechsel verbunden gewesen, wie es seine Lehre zum Polsterer ist. Eine räumliche Trennung von seiner Mutter, seiner Schwester und seiner Großmutter, möglicherweise auch von seinem Vater, sofern dieser bereits wieder zur Familie gestoßen ist, scheint Herr Köhne demnach als emotional zu bewältigen einzuschätzen. Möglicherweise weist seine Bereitschaft umzuziehen auch darauf hin, dass die Unterbringungssituation in A-Dorf weiterhin angespannt ist und es für die Familie eine Entlastung – in finanzieller, aber auch in räumlicher Hinsicht – darstellt, wenn ein Familienmitglied den Haushalt verlässt.

8.2.2.5 Nach der Lehre bis 1959

1953 beendet Herr Köhne erfolgreich seine Ausbildung. Er findet eine Anstellung in einer Polsterei in B-Stadt, unweit von A-Dorf entfernt. 1955 wechselt er noch einmal den Arbeitgeber, „Polsterei wurde ja‘ denn=im Handwerk immer wenijer, denn kam die Fabriken mehr“ (Köhne 1846). Er arbeitet nun in einem größeren Betrieb, der neben Polsterern auch andere Berufsgruppen anstellt. Finanziell scheint es ihm vergleichsweise gut zu gehen: „Wir haben ja die beste Zeit, (.) nach dem Kriech erlebt. (2): Zum: Geld verdienen und so, nicht? (...) und damals (2) ham wir dann auch: ganz gutes Geld verdient“ (Köhne 517ff).

Vermutlich in dieser Zeit lernt er auch seine Partnerin kennen:

„man hat sich eben kennengelernt, wie es so is:, (.) auf‘m Dorf, (.) auf‘m Dorffest, (.) nech (.) weil (2) meine Frau und ich aus verschiedenen Ortschaften kommen, (.) meine Frau ist in‘ A-Stadt geboren, und in B-Stadt aufgewachsen, und wir sind eben durch die Flucht nach: A-Dorf verschlagen, (2) und ham denn: da gewohnt.“ (Köhne 11ff)

Näheres über die erste Zeit ihrer Beziehung ist nicht bekannt.

Unklar ist ebenfalls, wo Herr Köhne nach seiner Ausbildung unterkommt und wie und wo seine Eltern und seine Schwester, die etwa um 1955 herum eine Ausbildung im Bereich Finanzdienstleistung beginnt, leben bzw. wann sie aus der Notunterkunft ausziehen.

1958 baut Herr Köhne zusammen mit seiner Partnerin und seinen Eltern ein Zwei-Familien-Haus am Dorfrand von A-Dorf. Die finanzielle Beteiligung seiner Eltern am Bau ist von Bedeutung, denn:

HK: „Ach=so wir mussten auch noch Land zupachten, (.) wegen dieser Landwirtschaftlichen-Neben-erwerbssiedlung und=denn, kriechte man Geld aber nur wenn davon das alles erfüllt war.

II: Mh ((bestätigend))

HK: Nich? Es war wohl, billijes Geld aber denn: das Land mussten wa pachten, und so ham wa denn von‘ meinem Lehrmeister, der hatte hier vorne, n Stück Land, ja das

106 Als ‚ich-synton‘ werden Verhaltensweisen beschrieben, die als zu sich selbst gehörig und selbstverständlich erlebt werden – auch wenn diese von außen als auffallend oder normabweichend gedeutet werden. Bei den sogenannten ‚Kriegskindern‘ des Zweiten Weltkriegs werden dazu u. a. eine ausgeprägte Sparsamkeit, Bescheidenheit und ein weitgehendes Ignorieren der eigenen Bedürfnisse, beispielsweise in Bezug auf Nähe, Hunger, das Lindern von Schmerzen oder Krankheiten gezählt (vgl. Radebold 2008, 49).

ham wa denn gepachtet und dadurch (.) is man alles so- (ne?) wir hatten denn
bloß' *Tilgung*,

II: ,gings'

Ah:

HK: von der einen Sache. (4) Un:d (.) *Landesalleen warn noch*, und da mei:ne (.) Mutter zu so=ner
kleinen Klitsche gehörte- Wissen=Se was ne Klitsche is?

II: @Ja:@ @ (2)@

HK: @(.).@ Nich? kriechte die noch (.) diese Abfindung irjendwie (.) und so
sind wir Mal schnell bei weggekommen.“ (Köhne 2399ff)

Die Beziehungen zu seinem Ausbilder sind erforderlich für den Erwerb bzw. die Pacht des Grundstücks. In dieser Hinsicht erlebt Herr Köhne eine Bestätigung seiner Handlungsorientierung, seines Durchhaltens in der Lehre und seiner Höflichkeit. Die Baukosten betragen damals „gut dreißigtausend Euro“ (Köhne 965). Die Finanzierung ist auf etwa 20 Jahre angelegt (vgl. Köhne 897ff). Die finanzielle Unterstützung durch die Eltern, genauer: durch die Abfindung, die die Mutter erhält, kann ein Grund für die Entscheidung sein, zusammen zu bauen. Möglicherweise ist das Zusammenziehen unter ein Dach – in zwei getrennten Haushalten – aber auch Ausdruck eines familiären Zusammengehörigkeitsgefühls, das durch die Erfahrung der Flucht und den gemeinsamen Neuanfang in der Fremde und in schwierigen Verhältnissen zusätzlich aufgewertet wurde. Das Haus kann als ein Symbol der neuen Heimat gewertet werden, Herr Köhne und seine Eltern werden damit Teil der Ortschaft. In dem Baugebiet entsteht zu dieser Zeit viel neuer Wohnraum, vermutlich sind sie also nicht alleine die ‚Neuen‘, sondern schaffen eine neue Gemeinschaft, in der sie nicht mehr alleine die ‚Anderen‘ sind. Gleichzeitig repräsentiert seine Ehefrau, deren Familie schon seit Generationen in der Gegend ansässig ist, eine weitere Verankerung. „Das neue, eigene Häuschen wird dabei zum Inbegriff einer neuen Heimat, zu einem Kultobjekt und Symbol tiefster Bedeutung“ (von Friesen 2012, 246). Dies bestätigen Herrn Köhnes diesbezügliche Aussagen, die im Vergleich zum restlichen Interview auffallend elaboriert und chronologisch geordnet sind: Der Hausbau und die späteren Erweiterungen sind von großer lebensgeschichtlicher Bedeutung für ihn.

8.2.2.6 Familiengründung

1959 heiratet Herr Köhne seine Partnerin und sie ziehen in das Obergeschoss des neu gebauten Hauses ein. Herrn Köhnes Eltern leben im Erdgeschoss des Hauses.

1960 kommt die Tochter Marion zur Welt, Näheres zu den Umständen oder zu der ersten Zeit als Familie mit Kind erzählt Herr Köhne nicht.

Frau Köhne beendet ihre Erwerbstätigkeit nach der Geburt des ersten Kindes und ist fortan Hausfrau und Mutter. Herr Köhne wird so zum alleinigen Versorger seiner Familie. Die Familie entspricht damit der zu dieser Zeit geltenden Norm, nach der der Mann das Geld verdient und für die materielle und finanzielle Absicherung der Familienmitglieder verantwortlich ist, während die Frau für den Haushalt und die Kindererziehung zuständig ist.

„Die 1950er und 1960er Jahre sind von dem Bemühen um eine Restauration der Haushalts- und Kernfamilie gekennzeichnet, die durch das katastrophische Kriegsjahrzehnt der 1940er Jahre in ihrem Bestand nachhaltig erschüttert worden war. Umso unerbitterlicher wurde, mit kirchlicher und staatlicher Autorität, ein normatives Modell der Familie für die Jahrzehnte des Wiederaufbaus dekretiert: Moderne Kleinfamilien sollten ‚vollständig‘ sein, ungestört in einem eigenen ‚privaten Haushalt‘ leben, sich auf ihren ‚Kern‘ (Kernfamilie), die Eltern-Kind-Dyade, besinnen.“ (Zinnecker 2008, 147)

Zwei oder drei Jahre später wird ein zweites Kind geboren, das aber schon am Tag nach der Geburt wieder verstirbt. Ob es sich um einen Sohn oder eine Tochter handelt, sagt Herr Köhne nicht.

„Und dann haben wir (7) (pustet aus) (3) neunzehnhundert‘ ,oh:=weiß=ich=jetzt=selbst=nic
ht=mal‘ zweinsechzig oder dreinsechzig, (3) ein zweites Kind- (2) hat=meine=Frau=gebo-
ren=das=aber=nach=einem=Tag=gestorben=is. (4)“ (Köhne 24ff)

Auffällig ist, wie sich Herr Köhne sprachlich von diesem schmerzhaften Verlust abgrenzt: nicht nur, dass er eine siebensekündige ‚Anlaufzeit‘ benötigt und auch durch sein Pusten darauf hin- deutet, dass es ihm schwerfällt, sich dem Ereignis zuzuwenden. Es ist auch irritierend, wie aus dem gemeinsamen Kind ein Kind wird, das ‚seine Frau geboren hat‘ und über das er weder das Geschlecht noch den Namen preisgibt, noch Näheres über die Umstände erzählt, nicht einmal über das Geburtsjahr ist er sich sicher. Dies kann unterschiedlich gedeutet werden:

- Möglicherweise fällt es Herrn Köhne schwer, die Trauer über den Tod seines neugeborenen Kindes zuzulassen. Es kann sein, dass seine strenge Kontrolle über seine Gefühle und seine aufgrund der traumatisierenden Erfahrungen während seiner Kindheit kaum ausgeprägte Fähigkeit, Mitgefühl für sich selbst zu entwickeln, verhindern, dass er sich selbst und seiner Frau gegenüber empathisch verhält und den Verlust emotional fassen kann.
- Seine Formulierung, seine Frau habe ein zweites Kind geboren, irritiert insofern, als es suggeriert, dass er nicht der Vater ist. Unter Umständen steckt darin die Haltung, ein Kind, das so schwach ist, dass es gleich nach der Geburt stirbt, könne nicht von ihm gezeugt sein.
- Eine wenig wahrscheinliche, aber dennoch mögliche Lesart lässt die Überlegung zu, dass er möglicherweise nicht der leibliche Vater dieses zweiten Kindes war oder er während der Schwangerschaft von einer anderen Beziehung seiner Frau erfahren hat. Dies könnte bewirken, dass er sich aus Wut und Enttäuschung von seinem Kind abwendet.

Der Tod seines Kindes stellt in jedem Fall ein nicht vorhersehbares und ein dramatisches Ereignis im Familienleben von Herrn Köhne dar, das die weitere Familienplanung beeinflusst. So wäre es möglich, dass sich das Ehepaar gegen weitere Kinder entscheidet, um sich nicht erneut dem Risiko auszusetzen, ein weiteres Kind zu verlieren. Dies wäre insbesondere dann wahr- scheinlich, wenn der Tod des Kindes z. B. auf bestimmte erbliche Pathologien zurückzuführen wäre. Es ist auch möglich, dass sie gerade jetzt ein weiteres Kind möchten, dies aber mit be- stimmten Ängsten verbunden ist.

Wenig später, im Jahr 1964, bekommen die Köhnes ein weiteres Kind, ihren Sohn Christian. Schnell zeigt sich, dass Christian durch eine Trichterbrust körperlich beeinträchtigt ist, was zu „Schwierigkeiten [führt, L. O.] wenn (.) **aufgeregt wurde** oder **bisschen schnell gegessen** (.) zum Erbrechen kam“ (Köhne 42f). Möglicherweise sehen die Eltern hier eine Verbindung zum verstorbenen Kind, möglicherweise befürchten sie, dass die Trichterbrust auch für Christian lebensbedrohlich werden kann. Denkbar ist aber ebenso, dass die Trichterbrust im Vergleich zu den Beeinträchtigungen, die das verstorbene Kind möglicherweise hatte (über die aber nichts bekannt ist), kaum Besorgnis erregt.

8.2.2.7 Beeinträchtigung des Sohnes Christian

In Christians ersten Lebensjahren stellen die Eltern fest, dass er neben der körperlichen Auffäl- ligkeit der Trichterbrust auch in seiner Sprachentwicklung beeinträchtigt ist. Aus dieser neuen Perspektive heraus bewerten sie auch die Trichterbrust anders:

„Und das [die Trichterbrust; L. O.] war’n so die erste Zeichen hin, (2) dass er (.) irgendwie (.) gro- ße=Schwierigkeiten=hatten; und denn: kam es dazu, dass wir merkten, dass er, (.) nicht=sprechen=lern- te.“ (Köhne 47ff)

Die Gegenwart, in der sie die unzureichende Sprachentwicklung bemerken, verändert folglich ihre Zuwendung zur Erinnerung an die Trichterbrust: Diese wird nicht mehr, wie möglicherweise noch zu Beginn, als eine wenig bedeutsame körperliche Beeinträchtigung gewertet, die sich mit der Zeit möglicherweise ‚verwächst‘, sondern sie wird, wie im Zitat sehr gut deutlich wird, reinterpreted als ein erstes Zeichen für die besonderen Schwierigkeiten, mit denen Christian in Bezug auf seine weitere Entwicklung konfrontiert sein würde.

Die Eltern bekommen für seine fehlende Entwicklung der Lautsprache keine akzeptable medizinische Erklärung und auch keine klare Diagnose. Er beschreibt lediglich weitere ‚Besonderheiten‘ seines Sohnes, insbesondere ‚Ausraster‘ (vgl. Protokoll Vorgespräch), besondere Essensvorlieben (vgl. u. a. Köhne 125ff) oder ein ausgeprägtes Festhalten an Routinen, die Herr Köhne wiederholt als „Marotten“ (vgl. u. a. 615) bezeichnet.

Es ist davon auszugehen, dass die fehlende Diagnose und die fehlenden Heilungsaussichten vermutlich mit einer Hoffnungslosigkeit und auch mit einer Enttäuschung über das medizinische Fachpersonal verbunden sind. Dass Herr Köhne abfällig von den ‚großen Gelehrten‘ (Köhne 57) und an anderer Stelle auch von den ‚Weißkitteln‘ (Köhne 150) spricht, ist ein wichtiges Indiz dafür. Möglicherweise beeinträchtigt diese Enttäuschung auch die zukünftige Zusammenarbeit mit Ärzt*innen nachhaltig und schürt in gewisser Weise einen unterschweligen „Machtkampf“ (Niedecken 2003, 42) um die richtige Einschätzung der Bedürfnisse und Fähigkeiten des Kindes. Niedecken verweist auf die oft verzweifelte Suche nach einer Diagnose, eine lange „Odyssee von Kinderarzt zu Facharzt zu noch einem Facharzt oder Kinderarzt“ (Niedecken 2003, 33), die – bei einer organischen Ursache – mit dem Aspekt der Schuldentlastung verbunden ist¹⁰⁷, nach der Formel „organisch = unschuldig, psychisch – schuldig“ (Niedecken 2003, 44). Eltern

„erleben die Diagnose dann als Stütze, als etwas Greifbares, das in das Chaos ihrer Ängste und ihrer verzweifelten Hoffnungen Struktur bringt, das ihnen die Suche nach Hilfe ermöglicht; und auch als eine Art Urteil, das sie freisprechen soll von der ‚Schuld‘ an den Schwierigkeiten ihres Kindes.“ (Niedecken 2003, 33)

Im Fall der Köhnes kann von einer Entlastung nicht die Rede sein, da keine Diagnose gestellt werden kann.

„Eine rein deskriptive Diagnose, etwa ‚allgemeine Retardierung‘ oder ‚autistische Züge‘, genügt keinesfalls; erst der Zusatz, ‚vermutlich infolge frühkindlicher Hirnschädigung unklarer Genese‘, oder wie auch immer er heißen mag, übt die magisch entlastende Funktion aus.“ (Niedecken 2003, 44)

Die Betreuung der Kinder, insbesondere des Sohnes, übernimmt weiterhin Frau Köhne, während Herr Köhne seine Rolle als erwerbstätiger Vater, der sich um den Lebensunterhalt der Familie kümmert, ausfüllt. Im Haushalt und die Kinder betreffend scheint vor allem Frau Köhne, einem konservativen Rollenbild folgend, die Entscheidungen zu treffen, während Herr Köhne für die finanzielle Absicherung der Familie verantwortlich ist. Von einer Neuorganisation der

107 Ihre Argumentation ist dabei eine durchaus analytische und kritische, wenn sie hervorhebt, dass die „allgemeine Annahme, der organische Defekt sei als unabänderliches Schicksal Ursache der sich entwickelnden geistigen Behinderung, ... Diagnose und Prognose in einen unmittelbaren Zusammenhang [stellt; L. O.]“ (Niedecken 2003, 32), obgleich diese Unmittelbarkeit nicht nachweisbar sei und nur unterstellt werde. Damit wird die Beziehung zwischen Eltern und Kindern massiv gestört – Eltern neigen schnell dazu, Auffälligkeiten regelrecht zu scannen und jede Normabweichung als Bestätigung für die ärztliche Diagnose zu werten (vgl. ebd., 34). Gleichzeitig betont sie: „Die Wirkung der Diagnose-Mitteilung ist nicht nur destruktiv, sie ist auch entlastend und bietet Stabilität; eine Stabilität, von der aus viele Eltern sich überhaupt erst handlungsfähig fühlen“ (ebd., 41).

Rollen- und Aufgabenverteilung ist an keiner Stelle die Rede, die Beeinträchtigung des Sohnes scheint folglich nicht zu Diskussionen oder Konflikten bezüglich der Rollenverteilung zwischen den Elternteilen geführt zu haben.

HK: Im Durchschnitt warn wir uns s-so ziemlich einig [sehr ruhig und gleichmäßig gesprochen] bloß is ja klar, (2) die Frau hat am (.) meisten immer zu tragen bei sowas [Stimmfarbe verliert ein wenig an Resonanz]), nech? Da wird ja nie n Mann das- die meiste Arbeit mit haben,

II: Mhm

HK: nech? Denn: (.) Mann is ja=weg=geht=zur=Arbeit, (2) und die Frau war zu Hause, (.) nech? Also hat die das Meiste damit zu tun gehabt, (5)* (Köhne 891ff)

Auch wenn Herr Köhne betont, dass sie sich in Bezug auf Entscheidungen in der Regel einig sind, unterstreicht die dann folgende Ergänzung jedoch, dass diese Einigkeit eher auf einer Einigkeit über die Rollenverteilung innerhalb der Familie beruht, nach der er die Entscheidungen seiner Frau, den Haushalt und die Familie betreffend, aufgrund seiner anders gelagerten Rolle gar nicht erst in Frage stellt. Die Distanzierung, die sich in der Bezeichnung ‚die‘ stellvertretend für seine Frau bzw. Ehefrauen und Mütter generell ausdrückt, unterstreicht die Vermutung, dass bereits die Vorstellung gemeinsamer Entscheidungen wenig mit der geschlechterbezogenen Arbeitsteilung (und damit Entscheidungsteilung) vereinbar ist. Das Ehepaar Köhne scheint folglich ein konservatives Bild ihrer Elternrollen zu vertreten (vgl. dazu Peuckert 2007, 36), womit sie der Norm dieser Zeit entsprechen. Dieses verfestigt sich möglicherweise noch durch die Beeinträchtigung des Sohnes, die nicht zu einem größeren Miteinander der Eltern in Bezug auf seine Bedürfnisse und die mögliche Förderung führt, sondern zu einer klareren Abgrenzung der Zuständigkeiten.

Herr Köhne scheint in der Konsequenz wenig direkte Berührungspunkte mit der Erziehung und Entwicklung seiner Kinder, insbesondere in Bezug auf Christian, zu haben. Diese Vermutung erhärtet sich durch die auffallende Inhaltslosigkeit seiner Erinnerungen an die Familiengeschichte bzw. an seine Entwicklung mit seinem Sohn. Die möglicherweise schnell formulierte Unterstellung, dass er damit auch als Gesprächspartner nicht relevant ist, greift jedoch nach Meinung der Autorin zu kurz: Herrn Köhnes Geschichte ist insofern im Kontext älterer Familien (und vermutlich auch vieler anderer Familien) eine bedeutsame, als dass er aus der Perspektive der zu dieser Zeit verbreiteten männlichen, väterlichen Rolle erzählt, der für die ökonomische Absicherung der Familie verantwortlich war.

Christian lernt mit zunehmendem Alter, sich mit Hilfe von selbst entwickelten Gebärden mitzuteilen. So kann er beispielsweise über verschiedene ihm bekannte Personen oder über Tätigkeiten ‚sprechen‘, er ist allerdings auf ein ihm zugewandtes Umfeld angewiesen, das sich aktiv mit seinen Gebärden auseinandersetzt: Seine Gebärden basieren nicht auf der Deutschen Gebärdensprache. Da er sehr selbstständig ist, ist er im Alltag auch nicht auf mehr Unterstützung angewiesen als andere Kinder seines Alters.

Das Erleben dieser ‚Abweichung‘ von der familiären Norm ist grundsätzlich geeignet, eine biografische Krise auszulösen. Gerade mit Blick auf Herrn Köhnes Bestreben, nicht aufzufallen und sich seiner Umgebung anzupassen, erscheint dies zunächst naheliegend. Umso mehr überrascht es, dass die Auswertung diese Vermutung nicht stützt. Es scheint, als habe die schleichende Erkenntnis, dass der eigene Sohn ‚anders‘ ist, Herrn Köhne in seiner Handlungsorientierung nicht wesentlich beeinflusst.

8.2.2.8 Kindergarten und Schule

Etwa 1969 besucht der Sohn den Sonderkindergarten. Für die Eltern ist damit möglicherweise erstmalig auch das nach außen sichtbare Zeichen verbunden, dass ihr Sohn ‚anders ist‘: Er geht

nicht mit den anderen Kindern der Siedlung zusammen in den Kindergarten, stattdessen wird er mit einem Fahrdienst zusammen mit anderen beeinträchtigten Kindern in einen anderen Kindergarten gebracht. Erneut ist die Vermutung naheliegend, dass bei Herrn Köhne Gefühle der Ausgrenzung und des Andersseins reaktiviert werden, die an seine Situation nach der Flucht 1945 erinnern. Es ist denkbar, dass er vor diesem Hintergrund Schwierigkeiten hat, sich bereits im Moment des Geschehens der Ausgrenzung seines Sohnes und den damit verbundenen Gefühlen zuzuwenden. Die Aufnahme seines Sohnes in den Sonderkindergarten enthält grundsätzlich also das Potenzial, eine Herausforderung für Herrn Köhne zu sein. Entsprechende Hinweise dazu können allerdings nicht nachgewiesen werden.

Im Gegenteil: Eher scheint es so, als biete der Sonderkindergarten eine Chance für Herrn Köhne. Der Sonderkindergarten repräsentiert eine Gemeinschaft, der er von nun an uneingeschränkt und eindeutig zugehörig ist. Dabei handelt es sich um eine Gemeinschaft, die nicht auf regionaler Nähe basiert, sondern auf der Tatsache, Eltern eines beeinträchtigten Kindes zu sein. Hier kommt es zu einer

„Optimierung von sozialer Anerkennung von Eltern... Mittelbar geschieht dies dadurch, dass Kinder (zusätzliche) Beziehungen zu Dritten stiften oder bestehende Beziehungen intensivieren und ihre Qualität erweitern. So können durch Kinder Kontakte zu anderen Eltern entstehen und durch die Gemeinsamkeit der Elternrolle Vergemeinschaftungsprozesse einsetzen und damit eine stärkere soziale Integration (von Müttern) erfolgen. [...] Schließlich können Kinder selbst im jeweiligen Kontext ein Statusmerkmal darstellen, mit dem soziale Anerkennung unmittelbar ‚produziert‘ werden kann. Dieser Statusgewinn kann ein Schwellenwert sein (durch die Geburt eines ersten Kindes oder eines Kindes mit einem bestimmten Geschlecht) oder kumulativ mit der Anzahl der geborenen Kinder steigen. Typischerweise stellt sich dieser Nutzen von Kindern bereits in einer kurzfristigen Perspektive ein.“ (Nauck 2001, 415)

Für Herrn Köhne besteht hier – wie bereits in der Zeit des Hausbaus, die Möglichkeit, sich neu zu definieren, sich als legitimer Teil einer Gemeinschaft zu verstehen. In Anbetracht der Häufigkeit, mit der Herr Köhne im Interview auf die Personen verweist, mit denen er über die verschiedenen Institutionen der Behindertenhilfe in Kontakt gekommen ist, bestätigt sich die Vermutung, dass er aus der Ausgrenzung von Familien mit beeinträchtigten Kindern in ein Sondersystem für sich den Vorteil der eindeutigen Zugehörigkeit zu einer – wenn auch diskriminierten – Gruppe gezogen hat. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Sondersystem nimmt er folglich nicht vor¹⁰⁸.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist auf Seiten der Eltern mit dem Wechsel in den Sonderkindergarten die Hoffnung auf eine Verbesserung der lautsprachlichen Kompetenzen des Sohnes verbunden, diese erfüllt sich jedoch nicht.

Etwa im Jahr 1970 wechselt Christian in die Sonderschule. Erneut sind die Köhnes von den dörflichen Strukturen der Einschulung ausgeschlossen und erneut öffnet sich ihnen eine parallele Gemeinschaft, in der auch die Auffälligkeit ihres Sohnes nichts ‚Besonderes‘ ist¹⁰⁹.

108 Ähnlich sind seine Aussagen zur Konfirmation von Christian zu deuten: Zwar stellt die Konfirmation selbst ein Ereignis dar, das die Köhnes im örtlichen Verbund der Kirchengemeinde feiern, der vorbereitende Unterricht findet aber exklusiv bzw. exkludierend an seiner Sonderschule statt. Herr Köhne kommentiert dies nicht, sondern erzählt stattdessen von seinen Beziehungen zu den Personen (Jugendliche, Eltern, Fachkräfte), die an dem Sonderunterricht beteiligt waren (vgl. Köhne 281ff).

109 Herr Köhne bringt im Interview die Orte des Sonderkindergartens und der Sonderschule durcheinander, möglicherweise ist dies der Aufregung im Interview geschuldet. Gleichzeitig kann dies auch Ausdruck seiner Abwesenheit zu dieser Zeit sein: Es ist denkbar, dass er sich den Themen Erziehung und Bildung weitestgehend entzogen hat und darum die Orte nicht korrekt zuordnet.

Über die Schulzeit seiner Tochter macht Herr Köhne keine Äußerungen. Denkbar ist, dass diese verhältnismäßig unauffällig verlaufen ist und er sie deswegen nicht näher ausführt. Möglich ist aber auch, dass er dem vermuteten Interesse der Interviewerinnen folgt und daher eine Auseinandersetzung mit der Entwicklung seiner Tochter ausspart.

Herr Köhne scheint emotional und praktisch wenig beteiligt zu sein am Lebenslauf seines Sohnes Christian, der die im Kontext der damaligen Behindertenhilfe ‚klassischen‘ Stationen Sonderskindergarten und Sonderschule (und später den Arbeitstrainingsbereich bzw. die Werkstatt für behinderte Menschen, s. u.) durchläuft. Obwohl die Übergänge zwischen den Stationen von Familien Anpassungsleistungen erfordern und nicht selten „Auslöser für zusätzliche Belastungen“ (Heckmann 2004, 24) darstellen, können aus den Erzählungen von Herrn Köhne keine entsprechenden Hinweise gezogen werden. Es scheint, als sei die Organisation von Übergängen exklusive Aufgabe seiner Ehefrau. Zudem ist es gut denkbar, dass der Sohn die Übergänge aufgrund seiner großen Selbstständigkeit und seines – trotz fehlender Lautsprache deutlich artikulierten – Verständnisses weitestgehend selbstständig und erfolgreich bewältigt. Nicht zuletzt bietet das Sondersystem Herrn Köhne die Möglichkeit, sich zugehörig zu fühlen, und es ist durchaus denkbar, dass für Herrn Köhne dieses positiv konnotierte Gefühl der Zugehörigkeit trotz der erfahrenen Ausgrenzung überwiegt. Dies ist auch vor dem Hintergrund seiner im Zuge der Flucht entwickelten Handlungsstrategie plausibel, die eigenen Gefühle zu kontrollieren und sich nicht über die Zustände zu beschweren, zumal ihm mit dem Sondersystem der Behindertenhilfe durchaus Unterstützung geboten wird.

Es gibt allerdings keinerlei Hinweise darauf, wie diese Erfahrungen in der Partnerschaft bearbeitet werden und ob die Übergänge für Frau Köhne auch so unproblematisch erlebt wurden.

8.2.2.9 Hauserweiterung und Umzug innerhalb des Hauses im Jahr 1972

1972, Christian und seine ältere Schwester sind jetzt 8 und 12 Jahre alt, lässt Herr Köhne das Haus erweitern. In diesem Zuge zieht er mit seiner Frau und den beiden Kindern ins Erdgeschoss, während seine Eltern vom Erdgeschoss in die obere Etage ziehen.

Herr Köhne muss für diesen Anbau erneut Geld investieren und Schulden aufnehmen. Dies lässt darauf schließen, dass die finanzielle Situation der Familie in den letzten 10 Jahren bis zu diesem Zeitpunkt einigermaßen gesichert war und auch die weitere Perspektive so gut ist, dass Herr Köhne es wagt, sich diese Erweiterung zu leisten. Dadurch wird er allerdings erneut eng an seine Erwerbstätigkeit gebunden, die notwendig ist, um die nun neuen Schulden abzubezahlen. Vor dem Hintergrund seiner bisherigen Entwicklung erscheint es jedoch stimmig, dass diese Erweiterung vorgenommen wird und er sich weiterhin über seine Rolle als Versorger der Familie definiert, während seine Frau sich weiterhin um die Kinder kümmert (vgl. Köhne 541f). Mit den Jahren versorgt sie zunehmend auch ihre Schwiegereltern:

„Besonders meine Mutter, ja die (räuspert sich) hat Rheuma und Gicht, (2) Gicht in=ne Hände und in=ne Füße, (2) nich? un dadurch halt auch n bisschen (.) Haushalt und Einkaufen mitgegangen. Dann hat meine Frau, zu der Zeit dann auch, *der Mutter geholfen*. (2) Ja denn musste: (2) Heizmaterial noch (2) hoch und runter, runter ja nur die Asche aber, s Heizmatretal-material musste (...):“ (Köhne 930ff)

Seine Sparsamkeit illustriert sich auch an seinen Überlegungen, den Arbeitgeber zu wechseln: Den Wunsch nach einem neuen Arbeitgeber verwirft er mit Blick auf die zusätzlichen Fahrtkosten:

„Dann=hat=man=auch=manchmal=gedacht- (.) Ja:- irgendwo anders hin (.) aber (.) dann musste man weiter fahren, (.) da=hat man auch drauf geachtet, (.) denn jeder Kilometer denn man fahren muss kostet Geld. (...) (2) Und dadurch, is man da immer, dahinten in [F-Dorf] jeblieben‘ nich?=*Mal‘* nach der Lehre anfangen (2) und denn ist das auch so geblieben.“ (Köhne 529ff)

Seine berufliche Verwirklichung, mindestens aber berufliche Abwechslung ordnet er seinem Streben nach Sparsamkeit und nach Sicherheit unter.

Anders als über die Zeit im Kindergarten und in der Schule erzählt Herr Köhne – gemessen an seinem sonstigen Erzählstil – fast ausufernd über die Hauserweiterung¹¹⁰ (vgl. Köhne 897ff) und macht damit deutlich, wie stark er einerseits in den Bau involviert ist und wie bedeutsam diese Veränderung andererseits lebensgeschichtlich für ihn und in Bezug auf seine Selbstpräsentation ist (vgl. 8.2.4).

8.2.2.10 Auszug der Tochter

1977 zieht die Tochter aus. Sie ist zu diesem Zeitpunkt 17 Jahre alt und beginnt ihre Ausbildung.

Scheinbar gibt es keine Differenzen über ihren Auszug. Zwar bewertet Herr Köhne die Zeit, die die Tochter mit den Eltern zusammen aufgewachsen ist, als kurz, gleichzeitig stellt er ihren Auszug mit 17 Jahren aber auch nicht in Frage:

HK: Un-unse' Tochter die war (2) schnell weg (8) (...) is-s-s das denn gewesen? [selbstfragend gesprochen] Siebn- die is Jahrgang sechzich, dann is die (.) siebnsiebzich, nach [L-Stadt] jegangen und hat da (.) Kinderkrankenschwester denn gelernt.

I1: Mhm
(3)

HK: Nich?=Un' seit der Zeit (.) hat die auch nich mehr zu Hause gewohnt. Wenn se auch ers noch immer dann jekommen is (2) Nich?=Aber=öh (.) im Grundprinzip, hatte=se immer ihre eigene Wohnung, irgendwo, das=geht=ja=gar=nich=anders. Zuerst mit=ner jungen Frau aus [H-Dorf] noch zusammen (2) joh:=un- (2) dann is=se von [L-Stadt] nach [C-Stadt], (.) weil ihr damaliger (2) Freund öh (.) in [I-Dorf] bei der Polizei war, nich? Denn konnte=se, in [C-Stadt], beide“ (Köhne 542ff)

Gemessen an der sich abzeichnenden Orientierung am klassischen Lebenslauf, einem „institutionalisierten Muster des Lebenslaufs“ (Rosenthal 1987, 42), kann der Auszug der noch nicht volljährigen Tochter als vorhersehbar gewertet werden, er stellt einen heteronom produzierten Phasenmarkierer (vgl. Rosenthal 1987) dar. Die achtsekündige Pause legt den Verdacht nahe, dass ihm die Auseinandersetzung mit dem Auszug der Tochter schwerfällt. Denkbar ist auch, dass er in dieser Zeit über das genaue Jahr ihres Auszugs nachdenkt (gemeint wäre dann: ‚Wann ist das denn gewesen?‘) und auf diese Weise versucht, sich emotional einen Abstand zum Erzählten zu verschaffen.

Eine derartig gleichgültig inszenierte Präsentation des Auszugs der Tochter steht im Kontrast zu den emotionalen Anzeichen, die der Erzählung zu entnehmen sind. Möglicherweise steht sein Streben, sich als rational und unverwundbar zu präsentieren (vgl. 8.2.4), seinem tatsächlichen Erleben der Situation gegenüber. Im Sinne seines Präsentationsinteresses müssten diese Tendenzen aber gelegnet und überspielt werden.

8.2.2.11 Übergang in den Arbeitstrainingsbereich und den Arbeitsbereich der Werkstatt für behinderte Menschen

Mit dem Übergang in den Arbeitstrainingsbereich und zwei Jahre später in den Arbeitsbereich der Werkstatt für behinderte Menschen ist eine weitere Veränderung verbunden, die das Potenzial enthält, zu verunsichern und Besorgnis auszulösen – bei Herrn Köhne ebenso wie bei seiner

110 Auch der Bau des Wintergartens, der Anfang der 2000er Jahre vorgenommen wurde, gehört mit in dieses thematische Feld.

Frau, aber auch bei Christian: Der Sohn wechselt von mittlerweile jahrelang bekannten und vertrauten Bezügen mit einem vergleichsweise hohen Personalschlüssel in einen neuen Kontext mit fremden Menschen, die seine Gebärden noch nicht kennen, die seine Geschichte nicht kennen und auf deren Bereitschaft, sich diese anzueignen, sie angewiesen sind. Dabei nimmt der Personalschlüssel ab, die von Christian geforderte Selbstständigkeit nimmt zu. Damit sind durchaus Chancen verbunden, aber eben möglicherweise auch Befürchtungen um sein Wohlbefinden und seine weitere Entwicklung: „Übergänge in neue Lebensbereiche, wie z. B. der Eintritt... ins Arbeitsleben..., sind weitere Auslöser für zusätzliche Belastungen. Sie erfordern von den Familien psychische und instrumentelle Anpassungsleistungen hinsichtlich der neuen Situation.“ (Heckmann 2004, 24). Hinweise für entsprechende Sorgen gibt es jedoch nicht. Dies kann einerseits als Ausdruck für das Vertrauen in Christians Kompetenzen gewertet werden, andererseits kann dies auch auf eine Strategie des Bagatellisierens zurückgeführt werden, die Herr Köhne vermutlich in Zusammenhang mit seinen Fluchterfahrungen entwickelt hat:

„Es haben doch alle erlebt‘ und ‚es hat uns doch nichts ausgemacht‘; so wurde die in Wirklichkeit erlebte pathologisch oder anormale Normalität als übernormale Normalität vermittelt“ (Radebold 2008, 49; Herv. i. O.),

und so erwartet es Herr Köhne möglicherweise auch von seinem Sohn. Vor dem Hintergrund seiner traumatisierenden Kindheitserfahrungen stellt ein Übergang von einem ‚geschützten‘ Bereich in einen anderen für Herrn Köhne möglicherweise keinen Grund zur Besorgnis dar. In der Werkstatt wird ein weiterer Versuch unternommen, Lautsprache anzubahnen, allerdings ohne Erfolg:

HK: Man=hat's=*versucht*, durch Sprachkurse aber (.) die haben's aufgegeben, es=würde=nix=bringen. Nich? Würde damals auch irgendwie (.) *bezuschusst*, von'ne (2) [Einrichtung A](.) äh- also auch von der Arbeit her, nech?

II: Mhm

HK: Aber (.) es hatte keinen Zweck und man hat=man nach'n halben Jahr aufgehört. (5)“ (Köhne 59ff)

Nach Informationen von Mitarbeiter*innen der Werkstatt reagiert Christian während der Sprachförderung außerdem zunehmend aggressiv¹¹¹. Offensichtlich beeinträchtigt das Angebot sein Wohlbefinden, wobei hier nicht klar ist, ob seine Aggressionen von der Fachkraft ausgelöst werden oder von dem Druck, der aufgebaut wird, oder ob sie mit anderen Aspekten zusammenhängen.

Herr Köhne suggeriert mit seiner Darstellung, dass die Einrichtung bzw. die logopädische Fachkraft ‚aufgibt‘ und dass Christian beim Erwerb von Lautsprache ein hoffnungsloser Fall sei. Ähnlich wie in seiner Erinnerung an seine Nicht-Zulassung zur Ausbildung beim Zoll schwingt auch hier latent eine Enttäuschung über Einschätzungen von Entscheidungsträger*innen mit, die er aber nicht explizit ausspricht.

Eventuelle Hoffnungen von Christian und seinen Eltern, Lautsprache zu erwerben, werden damit enttäuscht. Möglicherweise ist auch dies ein Grund, warum Herr Köhne rückblickend seine Hoffnungen in Bezug auf die Veränderung nicht thematisiert: Er kann so vermeiden, auch von der Enttäuschung berichten zu müssen.

111 Diese Information hat die Interviewerin im Zuge der am Anfang erwähnten mehrtägigen Veranstaltung vom Gruppenleiter über Christian bekommen.

8.2.2.12 Ereignisse und Alltag zwischen 1986 und 2004

Die Lebensjahre von Herrn Köhne zwischen den Jahren 1986 und 2004 scheinen einer vornehmlich beruflichen Routine zu folgen, was wiederum dem institutionalisierten Schema entspricht, an dem er sich orientiert¹¹².

Während dieser Jahre wird Herr Köhne dreimal Großvater. Außerdem versterben seine Eltern, die in den letzten Jahren ihres Lebens zunehmend von der Unterstützung ihrer Schwiegertochter abhängig sind (vgl. Köhne 919f).

Besondere Ereignisse, die sich von den alltäglichen Routinen unterscheiden, stellen die jährlichen Jugendfreizeiten dar, die Herr Köhne ehrenamtlich begleitet und mit denen er vornehmlich nach Süddeutschland oder Österreich reist. Dabei kann nicht rekonstruiert werden, ab wann er diese Freizeiten begleitet, möglicherweise beginnt das schon vor Christians Zeit in der WfbM. Herr Köhne argumentiert, die Begleitung der Jugendfreizeiten sei eine Notwendigkeit, anders sei ihm ein Urlaub nicht möglich, da er aufgrund der Unvereinbarkeiten seiner Urlaubszeiten mit denen seines Sohnes (sie arbeiten in verschiedenen Bundesländern und der Betriebsurlaub orientiert sich folglich an unterschiedlichen Schulferien) keinen gemeinsamen Urlaub mit der Familie nehmen kann:

„wir konnten machen was wa wollten [aufsteigend gesprochen] *es hing irgendwie mit der Arbeit zusammen*. Nech? Das weiß ich auch nich, *dat kam so dämlich aus*. Nich?=das man- *Wenn er weg war, dass wir auch wegfahrn konnten*, nech? War nich drin.“ (Köhne 1972ff)

Christian fährt etwa seit seinem 21. Lebensjahr gemeinsam mit seinen Freunden in den Urlaub und nimmt dafür ein begleitetes Angebot der Behindertenhilfe in Anspruch.

Herr Köhne macht keine Aussagen dazu, ob seine Frau die Urlaubsreisen ihres Sohnes ihrerseits für eigene Urlaube – ohne Ehemann und Kinder – nutzt. Vor dem Hintergrund der Rollenverteilung zwischen Herrn Köhne und seiner Frau ist dies allerdings unwahrscheinlich.

Mindestens zweimal verreist das Ehepaar ohne ihren Sohn, während dieser weiter arbeiten geht, statt zeitgleich zu verreisen. In einem Fall ist Christian morgens und abends bei der Nachbarin zum Essen, lebt aber davon abgesehen selbstständig im Elternhaus. In einem anderen Fall zieht er für den Zeitraum des Urlaubs in ein Wohnheim. Wie dieses Arrangement zustande kommt, bleibt jedoch unklar¹¹³. Denkbar ist, dass damit eine Zukunftsperspektive geschaffen werden soll. Herr Köhne begründet die Regelung jedoch ausschließlich mit der Attraktivität des Arrangements für Christian, der morgens mit seinem Gruppenleiter in die Werkstatt fahren kann:

„(Na=ansonst=so?) so=n [Wohnheim A], *das hat Christian gut gefallen* [langsam und betont], denn (2) er konnte ja morgens mit Werner J mitfahren, der fuhr, un:d' die Leute die da mitfuhrn, warn ja auch bei ihm in Werkstatt A“ (Köhne 1598ff).

Laut Aussage von Herrn Köhne kommt ein Wohnheim für Christian – außer für den Zeitraum eines Urlaubs – nicht in Frage:

112 Falls es doch belastende Lebenssituation in dieser Zeit gab, wendet sich Herr Köhne diesen nicht zu. Er distanziert sich auffallend von Ereignissen mit Krisenpotential, die dem von ihm verfolgten biografischen Schema abweichen. Diese Distanzierung scheint sich jedoch nicht nur auf das Interview zu beziehen, stattdessen ist sie Ausdruck seiner Handlungsstrategie, die kategorisch die Auseinandersetzung mit kritischen Ereignissen ausschließt, sofern diese nicht umgehend bewältigt werden können (vgl. 8.2.3).

113 Eine explizite Finanzierungsgrundlage zwischen dem örtlichen Leistungsträger und dem Leistungserbringer für ein solches Arrangement gibt es bzw. gab nicht.

- HK: „Wenn ich so Christian mal sage: „Ja=dann gehst=e in=s Heim-“, „Nee, er bleibt hier.“ (2) Der würde auch- wenn er‘ hier alleine bleiben müsste. Ich glaub nich dass der so schnell- wenn er weiß ja für=n Urlaub- (.) Sind=wa mal weg gewesen, is=er=einmal (4) im=ä:h (.) Heim so gewesen.
- I1: In=ner=Wohnheim A =hatte=n=Sie=gesagt, ne?
- HK: Ja:=ja:, nicht? Aber sonst, neh. Dat is hier
seins:‘ da wird da auch ganz böse wenn hier einer wat macht, oder sacht irgendwie:
dat=is:‘ dat=is=er gewöhnt, das=is=sein=s“ (Köhne 1439ff)

Neben den Urlauben gehört auch sein Engagement als Elternbeirat der Werkstatt zu den aus der Routine hervorstechenden Ereignissen und Aktivitäten. Er agiert hier zusammen mit anderen Eltern, die er über die Karnevalsveranstaltungen der Einrichtung kennengelernt hat¹¹⁴. Bemerkenswert sind seine Beweggründe, sich zu beteiligen: Er kritisiert die schlecht besuchten Informationsabende für Angehörige, mit seinem Engagement kann er sich als guter Vater präsentieren und sich von anderen, weniger engagierten Eltern positiv abgrenzen. Daneben betont er die gute Bekanntschaft zu den anderen gewählten Elternvertreter*innen, die ausschlaggebend für seine Kandidatur war. Seinen Wahlerfolg wertet er möglicherweise auch als Beleg dafür, es als Vater mit Fluchterfahrung ohne eine lebenslange Verortung in der Gegend zu entsprechender Anerkennung gebracht zu haben. Gemeinschaft und Zugehörigkeitsgefühl stellen für ihn die treibenden Kräfte dar, sich zu engagieren, inhaltlich scheint er dagegen nicht sonderlich interessiert daran zu sein, über Entwicklungen der WfbM zu diskutieren und sich zu beteiligen.

- HK: Erstmal=is: (2) wenn so=ne Versammlungen sind (2) *herzlich wenich Eltern da* (sehr ernst gesprochen).
- I1: Mhm
(3)
- HK: Nech?=Un:d, nu=wurden (3) acht Leute gesucht. Mussten ja eins=zwei (.) Personen mehr sein (.) wie‘ wie gebraucht werden.
- I1: Genau
- HK: Wegen der‘ Demokratie.
- I1: @(..)@
- HK: Und=Äh naja (.) nu kannte man diese:=ä:h Leute vom: (4) Elferrat, so d- vom Karneval, (.) die kannte man so=n besser mit, paar Leute noch, (2) die hier‘ wohnten und einen kennen=ja=un=denn:, macht man mit, und dann bin ich da so:, (reingeschlips?) als: Beisitzer, nech?=denn: normalerweise (.) brauchten di:e‘ Leute‘ (.) die da gewählt wurden gar nicht alle hin, bloß die ham dann gesacht, (.) ob jetz da fünf siten, (.) die Haupt- also die erstmal (.) sein mussten und denn di:e Reserveleute, wenn di:e‘ gar nix mitkriegen, dann=nehm‘ man‘ nehm=wa=die (.) Ersatzleute, dann auch gleich mit bei,
- I1: dann=sind=die=drin=im=Thema,
ne?
- HK: Ja.
- I1: Ja
- HK: Und dadurch bin ich da mal, so mit rein geschlüpft da=ö- (.) also nach mir war nich mehr viel=un=denn- es is ja‘ wie gesacht‘ der Bekanntenkreis muss da sein, dat is überall, auch bei der Gemeinde, oder Ortsratwahl, wer viel Verwandtschaft hat, (2) der wird auch gewählt.
- I1 und I2: @(..)@
- HK: Wer nich, wer keine Verwandtschaft hat, der muss scho:n, (.) bisschen mehr, können, wissen und bekannt sein, sonst kommt der nich rein.“ (Köhne 2342ff)

¹¹⁴ Diese Karnevalsveranstaltungen sind in der Werkstatt und in den umliegenden Gemeinden von großer Popularität, Herrn Köhnes Engagement ist vermutlich mit entsprechender gesellschaftlicher Anerkennung verbunden.

Etwa im Jahr 2000 wird er berentet, nach über 40 Jahren im gleichen Betrieb. Auf diese besondere Leistung ist er stolz und er zeigt im Vorgespräch die entsprechende Urkunde, die sonst gerahmt im Esszimmer hängt. Von nun an gelingt es Herrn Köhne, gemeinsam mit seiner Ehefrau und befreundeten Ehepaaren, die sie aus dem Kontext der Behindertenhilfe kennen, zu verreisen. Neben seiner Verrentung, die ihm eine zeitliche Flexibilität ermöglicht, spielen vermutlich auch die abbezahlten Schulden für den Hausbau und auch der Unterstützungsbedarf seiner Eltern eine Rolle dafür, dass ein gemeinsamer Urlaub erst vergleichsweise spät im Leben möglich ist.

Die Aussicht auf die Rente repräsentiert einen erwartbaren und zeitlich planbaren Übergang. Dennoch erscheint es beim Blick auf seine bisherige Lebensgeschichte wenig wahrscheinlich, dass Herr Köhne und seine Frau aktiv Pläne für einen neuen Lebensabschnitt schmieden, der sich von den vorherigen auffallend unterscheidet. Vielmehr ist es naheliegend, dass Herr Köhne versuchen wird, seinen Alltag, seine Routinen so gut wie möglich beizubehalten und die Annehmlichkeiten der fehlenden zeitlichen Einschränkungen zu genießen. Doch unabhängig davon, wie er sich mit seiner bevorstehenden Berentung auseinandersetzt: Sie besitzt das Potenzial, ihn mit dem eigenen Älterwerden zu konfrontieren, und rückt damit auch die Frage nach Christians Perspektive ohne seine Eltern näher in den Fokus. Herr Köhne macht jedoch keinerlei Aussagen zu diesem Thema. Es scheint, als würde er die Rente wie auch die vorherigen erwartbaren Übergänge seines Lebens äußerlich unaufgeregt und gelassen erwarten, sich diesen aber nicht proaktiv zuwenden.

Nach der Rente entscheidet er sich 2003, ein weiteres Mal in sein Haus zu investieren, und baut einen Wintergarten an. Dank viel Eigenleistung und Unterstützung aus dem privaten Bereich gelingt es ihm, die Kosten relativ gering zu halten, obwohl er deutlich betont, dass der tatsächliche Betrag, den er für den Wintergarten gezahlt hat, höher war als die Kosten für das gesamte Haus (vgl. Köhne 953f). Es ist gut denkbar, dass Herr Köhne den Bau des Wintergartens absichtlich in die Zeit seiner Rente gelegt hat, um den hohen Anteil an Eigenleistung einbringen zu können. Der Wintergarten könnte damit gewertet werden als verwirklichte Perspektive der Köhnes für den Ruhestand: Er ist etwas, das sie sich für den gemeinsamen Lebensabend gönnen (vgl. Köhne 960ff) und das seinen Erfolg im Leben symbolisiert.

8.2.2.13 Demenzielle Veränderung von Frau Köhne 2004–2010

2004 zieht sich Frau Köhne während eines Arztbesuchs einen Oberschenkelhalsbruch zu. Auffallend detailliert erinnert sich Herr Köhne an die Tage, die zwischen dem Sturz und dem ersten Röntgenbild und dem Besuch in der Notaufnahme vergehen, bei dem mit Hilfe eines aufwendigen bildgebenden Verfahrens der komplizierte Bruch diagnostiziert wird. Nach der Operation ist sie für mehrere Wochen in einer stationären Reha-Maßnahme unweit ihres Heimatortes. Herr Köhne besucht sie regelmäßig.

An Christians 40. Geburtstag, Frau Köhne ist noch in der stationären Reha, besucht ihre Familie aber anlässlich des Geburtstages ihres Sohnes zu Hause, bemerkt Herr Köhne erste ungewöhnliche Verhaltensweisen bei seiner Frau: „Und da **find das an**, (.) denn mit der Demenz; [...] mehr zu werden. (3) Nech?=Dat=is:- Und=äh- (2) **Sie hört dann was**, (.) **und münzt das alles auf sich**.“ (Köhne 1373ff). Rückblickend, so macht die Erzählung von Herrn Köhne deutlich, wertet er ihren Sturz als den Beginn einer Zeit, die für ihn mit vielen Veränderungen verbunden ist: Auf die Frage der Interviewerin „Wann **find das an**, dass sie krank wurde?“ (Köhne 1305) beginnt er die auffallend lange und zusammenhängende Erzählung, als deren Ausgangspunkt er einen Sturz seiner Frau im Jahr 2004 nimmt.

Frau Köhnes Bedürfnisse und Abläufe werden zunehmend weniger planbar. Herr Köhne muss sowohl den Haushalt für drei Personen organisieren und sich vermehrt auch praktisch und pflegerisch um seine Frau kümmern. Seine Frau entwickelt zunehmend einen veränderten Tag-Nacht-Rhythmus:

HK: „Weil die Nächte dann *au:ch*, nech?=un dann: (.) hatt=se ers-s- 2–3 Stunden hat se meist geschlafen, wenn=se zehn Uhr, in=s Bett, joa: elf Uhr eingeschlafen bis eins, zwei dann, und dann ji- war=se wach‘ konnte nich schlafen *und dann hab ich auch kein Schlaf mehr jekriecht*

II: Ja

HK: Nech?=dann=hab=ich=denn‘ manchen Tach nur zwei oder drei Stunden geschlafen und das hält kein Mensch aus. (.) Und die Arbeit muss hier auch=wieja gemacht werden, nich? Das fing dann schon an das ich‘ die Wäsche machen musste, kochen (.) dass=se=das nich mehr konnte, nech?“ (Köhne 1283ff)

Im Jahr 2010 entscheidet er sich für die Anmeldung seiner Frau in einem Pflegeheim, „das konnt ich nich, die Frau noch pflegen hier und dat alles, (.) nicht?“ (Köhne 1280f).

Diese Passage unterscheidet sich deutlich von den meisten anderen im Interview: Herrn Köhne gelingt es hier, einen Zusammenhang von Anfang bis Ende zu erzählen, ohne sich in inhaltlich unwichtigen, auf der Ebene der Selbstpräsentation jedoch hoch bedeutsamen Nebengeschichten zu verlieren bzw. zu präsentieren. Er verbindet Orte und Daten mit der Geschichte, sodass man dieser Passage auffallend gut folgen kann. Einerseits ist es naheliegend, dass diese Phase für ihn mit erheblichen Veränderungen und emotionalen Belastungen verbunden ist und er sie daher gut erinnert. Gleichzeitig ist es wahrscheinlich, dass er sich dieser Erinnerung nicht zum ersten Mal zuwendet, sondern diese Geschichte bereits häufiger erzählt hat. Mit Blick auf weitere wesentliche Marker in seiner Geschichte, wie beispielsweise die des verstorbenen Kindes oder die der auffälligen Entwicklung seines Sohnes, über die er nicht zusammenhängend erzählen kann, ist dies besonders hervorzuheben und mit der Frage zu verknüpfen, warum ihm dies hier gelingt, in anderen Zusammenhängen jedoch nicht. Unter Umständen ist dies mit folgenden Aspekten verknüpft:

- Nach seiner Verrentung steht Herr Köhne nicht unter dem Druck der Existenzsicherung der Familie. Anders betrachtet hat er nicht die Möglichkeit, sich den Herausforderungen des Alltags durch die Konzentration auf seine bekannte Rolle als berufstätiger Familienvater, der für die materielle und finanzielle Absicherung seiner Familie verantwortlich ist, zu entziehen. Durch die Bedürftigkeit seiner Frau wird er nach der Rente zum Versorgenden und Pflegenden im häuslichen Bereich, dies wird Teil seines neuen Aufgabenspektrums im Rentenalter.
- Eine demenzielle Veränderung im Alter ist mit weniger ‚Auffälligkeit‘ verbunden als eine lebenslange kognitive Beeinträchtigung, sie entspricht in gewisser Hinsicht einem heteronom produzierten Phasenmarkierer, der ‚typisch‘ ist für die Lebensphase ‚Alter‘. Möglicherweise ist auch dies ein Grund, warum er sich intensiver auf die Veränderungen einlassen kann und diesen offener gegenübersteht¹¹⁵.

Aus dem Blickwinkel der Untersuchung ist interessant, dass es ihm für seine Frau gelingt, eine Entscheidung für den Umzug in ein Pflegeheim zu treffen, er diese Frage in Bezug auf seinen Sohn aber noch wenig in Betracht zu ziehen scheint. Möglicherweise ist dies damit verbunden, dass die Unterstützung seiner Frau seine körperlichen und psychischen Kräfte beansprucht

115 Die handlungsleitende Orientierung, nicht aufzufallen, die er im Kontext der Flucht und dem Neuanfang in einer fremden Umgebung entwickelt hat, würde bei dieser Erklärung erneut greifen.

und ihn an seine Grenzen bringt, dass die Unterstützung seines Sohnes jedoch keine größeren Anstrengungen erfordert, sondern die beiden scheinbar harmonisch miteinander leben und er möglicherweise selbst Vorteile daraus zieht.

Vor diesem Hintergrund kann die These aufgestellt werden, dass Herr Köhne Entscheidungen und Veränderungen rein von aktuellen Umständen und Möglichkeiten abhängig macht und wenig proaktiv handelt – gemäß seiner Orientierung, auch schwierige Situation zunächst einmal ‚auszuhalten‘.

8.2.2.14 Rechtliche Betreuung für Christian

Ganz im Gegensatz zur gerade beschriebenen These über das Aushalten und Ertragen als Handlungsstrategie scheint seine Entscheidung zu stehen, für Christian eine rechtliche Betreuung zu beantragen und sich als rechtlicher Betreuer einsetzen zu lassen. Zwar macht er keine Aussagen darüber, wann er diese Entscheidung trifft und umsetzt, es kann aber vermutet werden, dass dies im Zuge der fortschreitenden Demenzerkrankung seiner Ehefrau geschieht. Bei näherer Betrachtung handelt es sich hier jedoch nicht um ein neu erprobtes, proaktives Verhalten. Stattdessen folgt er dem Rat seines Schwagers, was er rückblickend als „Fehler“ (Köhne 1046) bewertet. Die Detailliertheit seiner diesbezüglichen Erzählung unterstreicht, wie frustriert und verärgert er über den ungeahnten institutionellen Eingriff in seine Privatsphäre ist. Die Textstelle wird hier in ihrer vollen Länge zitiert, da sie außerdem einen sehr ungefilterten und ungestellten Eindruck von Herrn Köhnes Lebenswirklichkeit ermöglicht, der sich aufgrund des über weite Strecken fahrigem Interviews kaum entwickeln lässt, ohne vor Ort gewesen zu sein. Zudem liefert die Passage u. a. auch wichtige Hinweise für das von ihm vertretene Familienbild (vgl. Kapitel 3).

HK: „da ham- (atmet schwer) hab ich auch n Fehler jemacht, dass ich: (2) auf=n Schwager und=de Frau gehört haben. Mein Schwager war (2) am Gericht.

II: Mhm

HK: In [A-Stadt]. [Geräusch: Schnalzen?] Naja und denn‘ meint=er=ja=auch, er weiß mehr, (3) ja=sacht=da: „ihr müsst n Vormund haben (.) wenn mal was is, mit Krankenhaus oder so“

II: Mhm

HK: aber is=ja=gar=nich=nötig un:=äh wär auch nich=nötig=gewesen, *bloß, denn ham=se dich, vollkommen ins Gericht in=ne Finger.* (.) Nich? Denn kann man gar nichts machen irgendwie, nech? Mmp Ja: s-s-s mit=m Geld- (2) Er kriecht ja jetzt schon Rente, nich?

II: Mhm

HK: So isse-s-s. Er hat ja seine Pflichtjahre schon hinter sich

II:

Genau. Diese 20 Jahre,ne?

HK:

Ja.

Und=äh (3) und denn sagen die ganz genau was man mit machen muss, ja sollt ich zuers (.) *FÜR JEDE AUSGABE was ich für ihn machte* aufschreiben und denn Kassenzettel- ich sach, ich sach „*wir sind ne Familie*“

II: Mhm

HK: *Ich sach: „und (.) ich hab noch nie drauf geachtet, was ausgegeben wird SOLANGE WIE ICH KEIN GELD- BIS KEIN GELD GAB“*

II: Ja

HK: *AUCH WIE ES denn- SEIN LOHN, nech? Diese hundert‘-fünfzich Euro was da war, nech? Da sollte ich denn noch- (.) wo ich damit bleibe.* (ab 495 sehr erregt sprechend)

II: Ja

HK: ‚Nech?=ich=sach‘ nä:h‘ (...) un=denn: war=aber=eine (.) jo=ach wie nennt die sich? Also vom Gericht aus dies=a diese Leitung denn da hatte

I1: Ja

HK: für dies-s-ses Gebiet hier oder‘ ob das alphabetisch da geht, weiß ich nich, un=äh (.) ja denn hab ich: das ich nur fünfzich, ne hundert (fragend formuliert) (2) Mark sach mal sparn musste, (.) für ihn (.) das denn Geld war, bloß ich vergess dat immer wenn ich Geld hole, für ihn was mitzuholen (.) nech? denn: (pustet aus) wir sind ne Familie, *das wird bezahlt, das Essen* (2) Nech?=Un‘ Ja! *Sowie HAARESCHNEIDEN, SEINE HÖRZU UND=ALLES=WAS=ER=SO=HAT*, (.) nech? *Ja=das=wird=bezahlt un:d damit passt das, nech?*

I1: Ja

HK: Bloß vom Gericht aus di:e, wollten dass das man das (.) alles belegt. (.) Nech?=un=soviel- (2) hier Sachen werden gescho:nt (2) Nech?=un=j=–dann=hat=ich=neulich- (.) er guckt ja am=meisten Fernsehen, nech? Ich sach, wie ich den Fernsehen‘ denn geholt habe, ich=sach=“denn: musste du aber die Hälfte‘ von deinem Geld mit“ (.) nicht? (3) Dat=is (2) mein=dat- Christian der‘ fragt nich nach Geld dat- (.) ö:h. Er weiß, (.) wi:e samstags, (2) kommt der Eierwagen, dann holt=er Eier, er hat @die Verwaltung über die Eier@, sa:g ich immer.

I1 und I2: @(.)@

HK: Er guckt (.) wir müssen immer so: (.) *KNAPPE ZEHN DAS=WA=DIE IM HAUSE HABEN*, (.) nich?=un=denn, *kommt der Eierwagen*, dann nimmt=er *zwei Euro raus*, da hab ich so ne (3) na so n Ding von=s von der Sparkasse war dat wo dat damals noch für DM (.) fünf Euro und so=ne ne Kassetten sind das, meine Schwester war bei der‘ Sparkasse, und dann hat die Mal‘ so n Ding mitgebracht, das steht da drin das Kleingeld, das weiß=er un=dann holt er sich‘ zwei Euro raus (.) und dann holt=er die Eier sonntags=äh-samstags Vormittag hier. Dat is seine Aufgabe, da passt er auch für auf.

I1: Ja:

(2)

HK: Nech?=un (.) s Geld für die Hörzu, (3) die holt=er denn‘ da aus dem: Laden raus, (3) (So=war=dat?) das (.) macht=er=alles. (..) Ham=wa keine Schwierigkeiten.

I1: Ja

(4)

HK: (...) (atmet ein) (3) (Mein?) die machen keine äh (pustet aus) irjendwie das se wat (2) *Auflagen machen* außer dieses *Geldgeschichte*, nech? Und=denn:=äh‘ kommt (.) alle halbe Jahr (4) *ja*, halbe Jahr? einer (.) hier=vom (.) Gesundheitswesen und das is: für uns der Herr [Q],

I1: Mhm

HK: denn=konnte=man=bestimm=da: wer da kam und äh irjendwie (2) hatten wir denn auch (2) (...) nich, un=ä:h (.) der kommt denn ob alles: (.) hundertprozentich is- (3) Ja bloß wo (2) s=nich stimmt, dat merken die auch nich. (.) Meistens=nich, sonst=können=nich=so=viel=Fälle=passieren.“ (Köhne 1046ff)

Diese insgesamt sehr frustrierende und für ihn zum Teil fast demütigende Erfahrung scheint Herrn Köhnes Handlungsstrategie des Aushaltens zu bestätigen. Indem er davon abweicht, muss er sich gegenüber staatlichen Behörden in Bezug auf seine als Privatsphäre verstandenen Routinen rechtfertigen. Noch dazu wird seine Enttäuschung darüber deutlich, dass seine Sparsamkeit, vermutlich auch eine im Zuge der Flucht und der Nachkriegszeit entwickelte und immer weiter ausgeprägte Handlungsstrategie¹¹⁶, nicht anerkannt wird und ihm noch dazu unterstellt wird, das Geld seines Sohnes womöglich zu veruntreuen. Diese Unterstellung unlauterer Absichten trifft ihn an dieser Stelle völlig unerwartet, denn vermutlich will er mit der in seinen

¹¹⁶ Diese wird zum Beispiel in der Entscheidung deutlich, Freizeiten zu begleiten statt Reisen selbst zu finanzieren und den Vorteil der freien Zeiteinteilung zu genießen. Aber auch seine Entscheidungen, aufgrund der Fahrtkosten bei seinem bisherigen Arbeitgeber zu bleiben, oder aber die Renovierungen und Erweiterungen am Haus zu einem großen Teil selbst vorzunehmen, sind Ausdruck seiner Sparsamkeit und eines Wunsches nach Autonomie.

Augen noch nicht drängenden Regelung der rechtlichen Betreuung genau das Gegenteil unter Beweis stellen und sich als verantwortungsvollen, mittlerweile alleinerziehenden Vater präsentieren. Der Verweis auf die Fehlbarkeit behördlicher Kontrollen, den er am Ende der Passage vornimmt, ist Ausdruck seiner Strategie, Gefühle der Unterlegenheit oder der Ohnmacht zu bewältigen, indem er Personen, Gruppen oder Institutionen abwertet (vgl. 8.2.4).

Die Rekonstruktion der Fallgeschichte von Herrn Köhne findet ein vergleichsweise abruptes und offenes Ende: Zum Zeitpunkt des Interviews befindet sich Herr Köhne nicht unmittelbar konfrontiert mit einer selbst herbeigeführten, biografisch erwartbaren oder schicksalhaft initiierten Veränderung. Dies entspricht in gewisser Hinsicht auch seinem Handlungsschema, das, an die Kapitelüberschrift erinnernd, mit „So=geht=das: Leben=alle=weiter.“ (Köhne 557) zusammengefasst werden könnte.

8.2.3 Krise, latente Wandlung, biografisches Handlungsschema und daraus abgeleitete Zukunftsperspektiven

8.2.3.1 Krise: Flucht und Neuanfang

Mit Blick auf die gesamte Lebensgeschichte von Herrn Köhne scheinen seine Flucht aus Ostpreußen und der Neuanfang in A-Dorf *die* wesentliche Zäsur in seinem Leben darzustellen, mit der auch eine Anpassung der Handlungsorientierung verbunden ist: Herr Köhne erlebt bis zu seinem neunten Lebensjahr, wie die Gesinnung, die seine Eltern aller Wahrscheinlichkeit nach vertreten, nicht nur an Strahlkraft verliert, sondern sich als verbrecherische, mörderische Ideologie entpuppt, die verfolgt und bestraft wird. Möglicherweise muss Herr Köhne seine familiäre Vergangenheit, vor allem den Beruf seines Vaters als Ordnungspolizist, in A-Dorf geheim halten. Noch dazu erlebt er, wie seine Familie ihre gesellschaftliche Stellung verliert und nach ihrer Ankunft in A-Dorf in einem Schweinestall untergebracht wird. Ein Anknüpfen an die Position vor der Flucht erscheint vermutlich unmöglich, nicht nur, weil nicht klar ist, wann der Vater heimkehren wird, sondern auch, weil er kaum wieder in seinem alten Beruf weiterarbeiten können. Herr Köhne muss in jungen Jahren lernen, mit seiner Herkunftsfamilie in der Fremde und nicht selten unter Anfeindungen aufzuwachsen und einen sozialen Abstieg zu verkraften (vgl. Habbe 2013).

Es ist davon auszugehen, dass Herr Köhne in dieser Situation seine (kindliche) Handlungsorientierung verliert und auch auf seine Eltern bzw. auf seine Mutter nicht mehr in gewohnter Weise als verlässliche Bindungsperson vertrauen kann. Dies beginnt damit, dass beispielsweise „der psychische Schock, bombardiert zu werden, weniger gravierend und nachhaltig wirkte als der Umstand, in Begleitung eines Erwachsenen zu sein, der in Panik gestürzt wurde“ (Bohleber 2014, 180). Daraus entwickeln sich häufig unsichere Mutter-Kind-Beziehungen:

„Die Mütter konnten oft keine stabile Mutter-Kind-Beziehung anbieten, da sie teilweise in der damaligen Situation keinen realen Schutz bzw. keine stabile Unterstützung bieten konnten, sich depressiv abkapselten und selbst unter beschädigenden bis traumatisierenden Erfahrungen litten.“ (Radebold 2008, 49)

Mit seinen neun Lebensjahren hat Herr Köhne zu diesem Zeitpunkt nicht nur ausreichend Möglichkeit, gemäß Eriksons Beschreibung der entsprechenden psychosozialen Entwicklungsaufgabe konstruktiv an der Welt der Erwachsenen mitzuwirken (vgl. Erikson 1995), er ist geradezu dazu *gezwungen*, sich erwachsen zu verhalten, seine Bedürfnisse und seine Gefühle zu kontrollieren und Verantwortung in einem Maße zu übernehmen, das seine kindlichen Fähigkeiten überstrapaziert. Er erlebt die Anforderungen und die damit verbundenen Veränderungen seiner Handlungsorientierung nicht als etwas, für oder gegen das er sich entscheiden kann, er wendet

sich also in diesem Sinne nicht bewusst einem neuen Sinnsystem zu, er entwickelt nicht aus eigenem Antrieb ein neues Selbstverständnis. Stattdessen scheint es eher, als habe er mit Blick auf seine Situation, vor allem aber mit Blick auf sein noch sehr junges Alter keine andere Wahl gehabt, als sich den neuen Ansprüchen zu beugen und sich an ihnen zu orientieren.

Die benötigten und abgerufenen Fähigkeiten, die er anscheinend sehr kompetent bedienen kann, scheinen für ihn nicht nur in diesem Alter zu einer handlungsleitenden Orientierung zu werden. Die Analyse seiner Geschichte und seines Präsentationsinteresses legen die Vermutung nahe, dass es hier zu einer starken und dauerhaften Handlungsorientierung kommt, die über die Dauer ihrer Notwendigkeit hinaus zu einem bedeutsamen Schema für Herrn Köhne wird.

Auf unerwartete Ereignisse mit Krisenpotenzial, wie den frühen Tod seines zweiten Kindes oder die sich abzeichnende Beeinträchtigung seines Sohnes, reagiert Herr Köhne mit den erprobten Handlungsstrategien seiner Kindheit: Er scheint Gefühle wie Wut, Trauer oder Enttäuschung darüber nicht zuzulassen, fokussiert sich stattdessen weiter darauf, ein unauffälliges, angepasstes Leben zu führen, in dem Leistungsbereitschaft, Zugehörigkeit und Privatsphäre von Bedeutung sind.

Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass sich Herr Köhne nicht explizit zu einer Krise äußert, sich im Interview in keiner Weise Erinnerungen zuwendet, die Eindrücke von Verlorenheit, von Orientierungslosigkeit, Not oder Sorge vermitteln. Hinweise darauf finden sich tatsächlich nur, wie dargestellt, ‚zwischen den Zeilen‘ in Form von Beschreibungen und Argumentationen, die erst im Kontext der rekonstruierten Fallgeschichte die eigentliche Krise und das Erleben ebendieser – eben in Form eines ‚Nicht-erleben-Dürfens‘ bzw. ‚Aushalten-Müssens‘ – interpretierbar machen.

8.2.3.2 Latente Wandlung und Handlungsschema

Eine Beurteilung des durch die Krise ausgelösten (Ver-)Wandlungsprozesses ist nicht einfach, denn Herr Köhne ist zu diesem Zeitpunkt noch sehr jung und er reflektiert die Veränderungen und das neue Sinnsystem vermutlich noch nicht in der Art und Weise, in der es ihm als Erwachsener möglich wäre, der unter Umständen andere Alternativen für sein Handeln bzw. für die Deutung seines Handelns finden würde.

Nach intensiver Analyse kann von einer latenten Wandlung ausgegangen werden, denn obwohl sich Herrn Köhnes Auslegungsschemata der Welt durch die Flucht und die Ankunft als Geflüchteter in A-Dorf vermutlich im Vergleich zu seinem kindlichen Selbstverständnis vor der Flucht aus Ostpreußen verändern, scheint er die so initiierte Wandlung als eine quasi natürliche Entwicklung zu werten, der er sich aufgrund der Situation nicht verweigern kann. Auch rückblickend nimmt er zu den Nöten der damaligen Zeit und den gewählten Handlungsstrategien keine kritische Position ein, was vermutlich auf die der Wandlung vorausgehende bzw. zeitgleich erlebte Traumatisierung zurückzuführen ist. Dadurch wird allerdings eine partielle oder totale Verwandlung verhindert, die eine willentliche Auseinandersetzung voraussetzt. Wenn nicht durch Auslöschungskrisen initiiert, werden Verwandlungsprozesse im Kontext von Schlüsselerlebnissen als solche wahrgenommen:

„Es kann also unterschieden werden zwischen Krisensituationen, die einen Veränderungsprozess auslösen und einen Umorientierungsprozess in Gang setzen, sogenannte Auslöschungskrisen und Krisensituationen, die ich Schlüsselerlebnisse nenne, die dem Subjekt eine bereits vollzogene oder eingesetzte Veränderung bewußt werden lassen.“ (Rosenthal 1987, 39)

Beides scheint bei Herrn Köhne nicht der Fall zu sein. Er versteht sich zum Zeitpunkt des Interviews nicht als verändert, er ist eins mit seiner Wandlung im Sinne ich-syntoner Verhaltens-

weisen (vgl. Radebold 2008, 49) und scheint stolz auf die Fähigkeiten zu sein, die er vermutlich bereits in die Krise mitbrachte und auf die er zurückgreifen konnte und die er so weiter ausgebaut und gestärkt hat. In der Zeit nach dem Krieg war es geradezu überlebenswichtig, nicht auf Hilfe zu hoffen, sondern selbst aktiv zu werden, die eigenen Gefühle zu kontrollieren, um auch in der chaotischen Situation agieren zu können. Dies galt umso mehr für die Menschen, die durch Flucht und Vertreibung so gut wie alles verloren hatten und aus dem Nichts und unter denkbar schwierigen Bedingungen einen Neuanfang starten mussten. Und noch verschärfter galt das für die Kinder, insbesondere die Söhne, die – wie Herr Köhne – in einem Alter, in dem man sie bereits mit maßvoller Verantwortung betrauen kann, wichtige Bezugspersonen für ihre Mütter werden mussten, die ohne ihre Ehemänner den gefährlichen Weg gen Westen antreten mussten: Für Herrn Köhne galt 1945, was für viele andere Jungen seiner Generation auch galt: sich zusammenreißen, durchhalten, sich möglichst erwachsen verhalten, der Mutter eine Stütze sein, den Vater ersetzen. Der Status als Geflüchtete machte es zusätzlich schwer, denn sie alle wurden zu Konkurrent*innen der Anwohner*innen in Bezug auf Unterbringung und Versorgung mit Lebensmitteln im Kontext einer zunächst katastrophalen wirtschaftlichen Situation (vgl. Habbe 2013, 230). Insgesamt kann die damalige Situation für Herrn Köhne also als desolat und deprivierend bezeichnet werden. Gleichzeitig war es, wie beschrieben, keine Option, sich aufzugeben. Das Leben ging weiter und Herr Köhne musste versuchen, so gut wie möglich darin Fuß zu fassen. Deutlich zur Schau gestellte Leistungsbereitschaft, Gefügigkeit gegenüber den Anwohner*innen, auch in Bezug auf schwere oder abstoßende Arbeiten, und Dankbarkeit waren wichtige Tugenden, durch die Herr Köhne die Chance erhielt, akzeptiert zu werden.

Diese Tugenden, so scheint es, werden zu seiner wesentlichen Handlungsorientierung, sie sichern sein akutes soziales und möglicherweise auch physisches Überleben. Diese positiv konnotierte Handlungsorientierung erscheint Herrn Köhne bis heute als hilfreich und sinnvoll. Radebold (2008) bewertet diese „nach außen ...stabil erscheinende psychische Widerstandsfähigkeit (Resilienz)“ (52) als eingeschränkt und wenig hilfreich in Bezug auf noch kommende Ereignisse, Übergänge oder Entwicklungsaufgaben. Aufgrund der besonderen historisch bedingten Erfahrung geht ein solches Handlungsschema häufig mit weiteren „Erfahrungen, Verhaltensweisen und Delegationen“ (Radebold 2008, 52) einher, bei Herrn Köhne etwa

- mit wenig Rücksicht auf eigene Bedürfnisse und Ziele (vgl. Köhne 1436),
- mit dem Streben nach lebenslanger Autonomie aufgrund der erlebten Hilflosigkeit und Abhängigkeit als Geflüchteter (vgl. Köhne 1046ff),
- mit dem Vermeiden von Gefühlen wie Kummer, Verzweiflung und Trauer (vgl. Köhne 24ff),
- mit Neid auf andere (vgl. u. a. Köhne 812ff) und
- mit dem idealen Selbstbild vom „funktionierenden, freundlich angepassten Menschen“ (Radebold 2008 53) (vgl. 8.2.4).

Herr Köhne hält an seiner Handlungsorientierung fest, obwohl es durch seine – von ihm vielfach betonte – Verankerung in A-Dorf und Umgebung eigentlich nicht mehr nötig wäre, sein Handeln an diesen Maximen auszurichten. Diese Tendenz ist jedoch nicht ungewöhnlich, auch Rosenthal stellt fest,

„daß auferlegte und unerwünschte Anforderungen, die das Leben längere Zeit bestimmen und die vom Einzelnen mit Erfolg erfüllt werden können, im nachhinein vom Biographen eher mit positivem Selbstwertgefühl verbunden werden, als daß sie entwertet würden. Hat man schwierige und auch ungewollte Situationen und Lebensphasen ‚erfolgreich‘ überwunden, so neigt man dazu, ihnen etwas Sinnvolles und Wertvolles abzurufen.“ (Rosenthal 1987, 384)

Zudem gelingt es Herrn Köhne weiterhin, ein nach seinen Maßstäben erfolgreiches, selbstbestimmtes Leben zu führen.

Herrn Köhnes Handlungsschema lässt sich an verschiedenen Passagen sehr gut belegen, es ist darüber hinaus sehr nah an seinem Präsentationsinteresse (vgl. 8.2.4). So hebt er beispielsweise seine Leistungsorientierung und seine Fähigkeit, auch schwierige Situationen auszuhalten, hervor, wenn er von seiner dreijährigen Ausbildung erzählt: Er sei „aber=der= **Einzichste**“ (Köhne 1819) gewesen, der die Lehrzeit durchgehalten habe. Zusätzlich verweist er auf die besonders schwierigen Bedingungen, denen er ausgesetzt war, weil er auch in Kost und Logis bei seinem Ausbilder untergebracht war, der selbst keine Kinder hatte, also kein Verständnis für die Verhaltensweisen eines männlichen Jugendlichen hatte. Er ist stolz auf seine Fähigkeit, sich selbst in diesem jungen Alter zu kontrollieren und anzupassen und sich so von anderen Auszubildenden seines Alters zu unterscheiden, die die Lehre unter diesem strengen Ausbilder laut Herrn Köhne abgebrochen haben.

Bei näherer Betrachtung wird deutlich, dass es sich bei Herrn Köhnes Verhaltensweisen nicht um Copingstrategien handelt, bei denen „etwas unternommen wird, um die Situation zu verbessern“ (Leipold 2015, 104). Herr Köhne bleibt in der Krise nichts anderes übrig, als sich auf ein Leben mit dem Stressor einzustellen und ihn so gut wie möglich zu ignorieren bzw. zu kontrollieren. Allerdings besteht die Gefahr, die dazu notwendigen Verhaltensweisen wie beispielsweise Verleugnung oder Bagatellisierung (vgl. Radebold 2008, 49) zu sehr zu internalisieren und so den Erwerb und den Zugriff auf aktive Bewältigungsstrategien zu verhindern. Radebold stellt fest, rein passive Bewältigungsstrategien seien nicht ausreichend, um auf Dauer mit herausfordernden Situationen konstruktiv umzugehen:

„Die ich-syntonen Verhaltensweisen erleichtern, das Kriegsende und die Nachkriegszeit zu überleben. Sie erwiesen sich lebenslang als brauchbar und stabilisierend (wie auch von der Umwelt sehr geschätzt) und bringen jetzt für das Altern erhebliche Probleme mit sich. So Betroffene können bei notwendigen Trauerprozessen keine entsprechenden Gefühle zulassen und kümmern sich kaum bzw. nicht ausreichend um ihren eigenen Körper. Ihr lebenslanges Bemühen um Unabhängigkeit (um keinesfalls wieder in die Situation damaliger Hilflosigkeit zu kommen) erschwert die Annahme notwendiger Unterstützung insbesondere im Falle von Hilfs- und Pflegebedürftigkeit.“ (Radebold 2006, 21f)

Auch Herr Köhne neigt im weiteren Verlauf seines Lebens eher dazu, schwierige Situationen auszuhalten, statt sie zu bearbeiten. Dies belegt auch seine bereits zitierte indifferente Bewertung des eigenen Werdegangs sowie der Lebensläufe seiner Frau und seiner Tochter: „So=geht=das: Leben=alle=weiter.“ (Köhne 557)¹¹⁷. Dennoch kann im Sinne des biografischen Handlungsmusters festgestellt werden, dass seine Strategien bislang insofern ‚erfolgreich‘ waren, als dass er seine Vorstellungen vom gelungenen Leben trotz der schwierigen und vermutlich traumatisierend erlebten Ausgangslage als Geflüchteter stringent verfolgt und erfüllt hat. Auch auf die Herausforderungen, die mit der Beeinträchtigung des Sohnes einhergingen, konnte er mit Hilfe seines Handlungsschemas souverän reagieren, sie scheinen keine neue Krise ausgelöst zu haben. Es ist ihm gelungen, sich Kontexte im Leben zu schaffen, in denen er autonom agieren kann (beispielsweise in Bezug auf die Gestaltung seines Hauses, das Weiterleben mit seinem Sohn im gemeinsamen Haushalt oder die Entscheidung, für seine Frau einen Platz im Pflegeheim

¹¹⁷ Dieses Zitat hätte ebenso als Titel für die Fallbeschreibung von Herrn Köhne verwendet werden können. Es verdeutlicht seine Haltung, die Herausforderungen des Lebens bislang immer in einem gewissen Sinne erfolgreich hinter sich gebracht zu haben. Der gewählte Titel dagegen verweist noch deutlicher auf die Zukunftsperspektive dieser Haltung.

in Anspruch zu nehmen) und in denen er Zugehörigkeit erlebt (etwa im Elternbeirat oder im Karneval). Sein biografisches Handlungsschema erscheint zwar sehr wenig veränderungsbereit (und damit wenig anpassungsfähig an veränderte Umstände), beweist sich jedoch bislang als sehr tragfähig.

8.2.3.3 Zukunftsperspektiven

Herrn Köhnes Handlungsstrategie, das Leben so zu nehmen, wie es kommt, sieht unnötige Veränderungen, die noch dazu mit einer Störung der Privatsphäre verbunden sein könnten, nicht vor. Spätestens seit seiner negativ beurteilten Erfahrung mit der gesetzlichen Betreuung ist es sehr unwahrscheinlich, dass er erneut einen solchen Schritt wagen würde. Wie das Beispiel seiner Frau zeigt, ist er in akuten Krisen zu reaktiven Veränderungen in der Lage. Da eine solche Krise aber momentan in Bezug auf sein Zusammenleben mit seinem Sohn nicht absehbar ist, ist auch die Anbahnung einer Veränderung nicht realistisch.

Um es in Bezug auf die in 2.3 entworfene Grafik zur biografischen Prozessstruktur zu verdeutlichen: Die biografischen Erfahrungen von Herrn Köhne sind bis heute geprägt von den Erfahrungen der Nachkriegszeit. Situationen scheinen bis heute unter diesem Aspekt gedeutet zu werden und das Handeln entsprechend so ausgerichtet zu werden, dass sich die Erfahrungen der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins nicht wiederholen. Auf diese Weise wird die biografische Erfahrung, das biografische Wissen, bestätigt. Eine Verunsicherung dieser Erfahrungen gilt es zu vermeiden. Dies gelingt ihm mit der Prämisse des Durchhaltens bislang sehr gut, allerdings ist auch offenkundig, dass diese Strategie endlich ist. Riskant wird sie dadurch, dass sie keinerlei präventive Elemente zulässt und so auf eine abrupte, radikale Veränderung zuläuft.

8.2.4 Präsentationsinteresse

Herrn Köhnes Präsentationsinteresse kann im Kern auf seine Fluchterfahrungen im Januar und Februar 1945 und seine Lebensbedingungen als Geflüchteter in der Nachkriegszeit zurückgeführt werden. Vieles davon wurde bereits im Rahmen der Rekonstruktion der Fallgeschichte (vgl. 8.2.2) und in Zusammenhang mit der erlebten Krise, der latenten Wandlung und dem entwickelten Handlungsschema (vgl. 8.2.3) diskutiert. An dieser Stelle geht es daher darum, das Präsentationsinteresse genauer nachzuzeichnen und auch die Konflikte zu präzisieren, in die Herr Köhne aufgrund der Tatsache gerät, dass sein Handlungsschema vergleichsweise unbeweglich ist:

„Möglicherweise hatten diese ich-syntonen Verhaltensweisen die Funktion eines ‚Harnisch‘: Er umschloss, schützte von außen und half, wenig aus sich herauszulassen – bestimmt engte er auf Dauer zunehmend ein“ (Radebold 2008, 51).

Mit seinen unzähligen Verweisen auf Mitglieder der Gemeinde, der Behindertenhilfe etc. verdeutlicht Herr Köhne, dass er zum einen Teil der Gemeinde bzw. Teil der Community ‚Behindertenhilfe‘ ist, dass er also angekommen ist in der neuen Heimat. Dies geht so weit, dass er im Zuge eines Hinweises auf die ökonomisch begründete Zusammenlegung von Kirchengemeinden von einer „Grenze, im Menschlichen“ (Köhne 1966) spricht, die aus seiner Sicht gegen diese Zusammenlegung spricht.

Zum anderen legt er viel Wert auf die Darstellung seines integren Verhaltens, mit dem er seinen Respekt und seine Wertschätzung für die neue Heimat ausdrückt und für das er sogar verwandtschaftliche Beziehungen strapaziert. Seine auffallende Zurschaustellung eines fast schon verbissenen wirkenden Lokalpatriotismus dokumentiert sich auch in der Kritik an seinem Schwager,

dem er unterstellt, als Kandidat für den Gemeinderat die Belange der Stadt denen der Dörfer vorzuziehen:

„denn: der war für [B-Stadt], der kam vom [B-Stadt], der meinte [B-Stadt] müsste alles sein. Die kleinen Dörfer, warn nich=un ä:h (.) zwischen [B-Stadt] und [B-Dorf] hat ich wenijer zu tun, aber [A-Dorf], wo=wa großgeworden sind, da war schon immer so=ne, klein bisschen, *Reiberei*, nech? Ä:h (.) Dat=ä:h, war nun so, und der hat nie von mir ne Stimme gekriecht, (.) obwohl=s der Schwager war. Nich?=Denn=der, ich wusst ja: dass der für, (.) die Orte hier nich=n=ä:h die=Hand=in=s=Feuer=legen=würde. (2)“ (Köhne 2378ff)

Genauer betrachtet wird klar, dass das Präsentationsinteresse dazu dient, über seine weiterhin virulente Unsicherheit seine Zugehörigkeit betreffend hinwegzutäuschen: Er präsentiert sich auch 65 Jahre nach seiner Ankunft in A-Dorf mit den damals notwendigen und gebotenen Verhaltensweisen und belegt so, dass er sich eben noch nicht vollständig zugehörig fühlt.

Zugehörigkeit

Das Streben nach Zugehörigkeit verdeutlicht Herr Köhne durch die unzähligen Hinweise auf Bekanntschaften, mit denen er seine Verankerung in A-Dorf beweist (vgl. u. a. Köhne 155ff, 184ff, 202ff, 284ff). Eine gute Eingebundenheit in soziale Kontakte scheint für ihn ein wesentlicher Ausdruck der Verankerung und der Zugehörigkeit zu sein.

Bei näherer Betrachtung fällt auf, dass es sich hier fast durchgehend um Bekanntschaften mit anderen Eltern beeinträchtigter Kinder handelt, entstanden über die jeweiligen Einrichtungen: Sonderkindergarten, Sonderschule, Werkstatt für behinderte Menschen. Obwohl vermutet werden könnte, dass mit dem Verwiesen-Sein auf Sondereinrichtungen ein negatives Gefühl der Ausgrenzung verbunden ist, scheint sich bei Herrn Köhne eher das positive Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gruppe einzustellen. Anders als die Zugehörigkeit im Dorf, der er sich, wie beschrieben, aufgrund seines ursprünglichen Status als Geflüchteter nicht sicher zu sein scheint, ist seine Mitgliedschaft in der Gruppe von Eltern beeinträchtigter Kinder unbestritten. Möglicherweise ist dies der Grund, weshalb er über die Nachteile der Ausgrenzung hinwegsehen kann bzw. sie kaum als solche wahrnimmt.

Ein deutliches Symbol der Zugehörigkeit, mehr noch, der geradezu physischen Verwurzelung bildet das Haus von Herrn Köhne, das in seinen Erzählungen auch einen verhältnismäßig großen Anteil einnimmt, zumal die Passagen hierzu deutlich elaborierter erscheinen als viele andere. Das Haus verkörpert ein Prestigeobjekt, es ist ein Zeugnis seiner Lebensleistung, seiner harten Arbeit, seiner Sparsamkeit und seines Durchhaltevermögens sowie seiner persönlichen handwerklichen Kompetenzen. Darüber hinaus verortet es ihn in der Gemeinde und repräsentiert sein Angekommensein.

Wie verletzlich er in Bezug auf die Anerkennung der eigenen Lebensleistung ist, lässt sich illustrieren anhand seiner Reaktion auf die materielle Versorgung und Absicherung von Spätaussiedlern aus den ehemaligen Sowjetgebieten. Ihnen unterstellt er, ihr Leben nach ihrem Umzug nach Deutschland unbeeinflusst, ohne den strengen Verhaltenskodex, der für ihn und andere geflüchtete Kinder und Erwachsene 1945 galt, fortsetzen zu können. Seine Lebensleistung scheint er damit in Frage gestellt zu sehen und er reagiert entsprechend empfindlich und missgünstig:

HK: „Und heute guckt man nich mehr so danach, aber zu unserer Jugendzeit; wo Flüchtlinge waren, dass wurde so=n bisschen, abgeschoben. (4) Das *war* so früher.

II: Hm: War=n die Zeiten, ne? Ja.

HK: Ja. Hier kommt ja mittwochs auch ne: (.) Frau von' [C-Land].
[Haushaltshilfe, L. O.]Hab jetz=ne neue da=die: aber=die' alte auch hab=ich=auch=gesacht,

ja=wie=ihr=hier=gekommen=seid (2) ihr habt alle gleich (.) wat gehabt. (...) nach em Kriege, da=ham' Leute' in halbe' Schweineställe=wenn=dat=ausgeräumt=wurde' die Landwirtschaft mehr wurde in bisschen umgebaut die mussten da hausen, nech? Un wenn die heute- ich weiß in [A-Dorf], is=ne Familie (.) die ham vier Kinder, die ham jetzt aber=s vierte Haus gebaut, *aber alles große Häuser.* (.) *Alles welche die um=de drei-vierhunderttausend* jekostet haben (.) nech? Aber das geht auch nur so=lange, wo die ganzen alten Leute sind, die alle ne gute Rente kriegen.

I1: Hm

HK: Nech? Wenn die: hier auch noch wie wir leben müssen, dann wird das auch noch=man schwieriger.

I1: ‚Ja‘

HK: Nech?=Aber die ham in [A-Dorf] da Häuser stehen. (3) Mann=Mann.

(3)

HK: Ihr: *Gotteshaus-* sind ja Baptisten,

I1: Mhm

HK: nech? Tjah. Die ham da so=n Ding stehen, für zwei Millionen, *alles aus Spenden* (2) sagen sie jedenfalls.

I1 und I2: @(.)@

HK: Nech?=Da=s=in=Keller=unter un=da:s ne Küche drin, dass die so für (.) fünfhundert Mann kochen können.

(3)

I1: Große=Gemeinschaft.

HK: Joah. (2) Un=dann=gib=s=noch=eine=Baptistengemeinde=hier, die dürfen noch nicht mal Fernsehen.

I1: Stimmt das haben Sie erzählt, mhm.

HK: Nech? (.) 'Dat=is=so: ‚Könn die: heutzutage alles. (11)JA: IS SCHON INTERESSANT WENN MAN SO:-

I1: Ja:h (atmet aus)

(6)“ (Köhne 1673ff)

Hier offenbaren sich auch die Folgen des fehlenden Mitgefühls für sich selbst in der Situation des geflüchteten Kindes, das er nicht entwickeln konnte: In Bezug auf andere Menschen, die ihre Heimat verlassen haben, kann er dieses Mitgefühl auch nicht entwickeln, mehr noch, sie stellen eine Bedrohung für sein Selbstbild dar, indem sie seine Handlungsorientierung in Frage stellen.

Distinktionsinteresse und Anpassung

Bertram von der Stein analysiert die Erschütterung der räumlichen, zeitlichen und sozialen Integration des Selbst durch die Vertreibung und beschreibt die Entwicklung eines Gemischs „antagonistischer Wünsche, nämlich sich anzupassen oder sich von den anderen zu unterscheiden“ (von der Stein 2008, 189). Ähnliche Tendenzen sind auch bei Herrn Köhne nachzuweisen. Dem beschriebenen Bemühen, sich als lokal verbunden und sozial zugehörig zu präsentieren, steht die Trauer um den erlittenen gesellschaftlichen Abstieg gegenüber, die nur durch die Abwertung gesellschaftlich vermeintlich höherer Gruppen zu bewältigen ist bzw. durch die deutliche Distinktion von diesen: Menschen mit großen finanziellen Sicherheiten unterstellt er scheinbar rücksichtsloses Verhalten und er präsentiert sich deutlich als ein Mensch, der zwar nicht über die finanziellen Möglichkeiten anderer verfügt, der sich dafür aber auch seine Aufrichtigkeit erhalten hat. So äußert sich Herr Köhne etwa im Rahmen einer Erzählung über die von ihm begleiteten Freizeiten kritisch gegenüber Jugendlichen, die in ‚besseren Verhältnissen‘ lebten als er selbst und die sich in seinen Augen, sobald sie der strengen Kontrolle ihres Elternhauses entkamen, rücksichtslos und impuls gesteuert verhielten.

„nicht‘ wenn ich dann losgewesen bin mit (.) Jugendlichen (.) dann hat man gesehen die (2) *Besseren*, die denn auf einmal=die zu Hause immer (.) mit allem horchen muss-gehörchen mussten (2) wenn die dann an die f-frische Luft kamen (.) die haben sich ganz anders benommen als (2) die so=je mehr Geld die hatten je mehr meinten se hätten mehr Freiheiten.“ (Köhne 812ff)

Möglicherweise war sich Herr Köhne seiner gesellschaftlich schlechteren Stellung als zwar ausgebildeter, aber dennoch einfacher Handwerker in einem großen Betrieb unangenehm bewusst. Diese Position und seine zunächst notwendige, später dann freiwillig befolgte Handlungsstrategie der gefügigen Unterordnung und der Anpassung wertet er durch eine Abwertung der gesellschaftlich ‚höheren Schichten‘ auf, wie die im Zitat enthaltene Theorie über das Verhalten von Jugendlichen eben dieser Milieus zeigt. Auch andere Stellen legen diese Lesart nahe, etwa wenn er in Bezug auf Ärzt*innen von ‚Weißkitteln‘ (vgl. Köhne 150) spricht oder beklagt, dass selbst die „großen Gelehrten“ (Köhne 57) Christians Beeinträchtigung nicht erklären können¹¹⁸. Mit seiner so entwickelten und in der Folge gepflegten Handlungsorientierung gelingt es ihm, wie oben beschrieben, auch in schwierigen Situationen handlungsfähig zu sein. Auf der anderen Seite schränkt er seine Handlungsoptionen mit dem Festhalten an dem in der Notsituation als Geflüchteter in der Nachkriegszeit entwickelten Schema ein, denn er scheint nicht in der Lage zu sein, dieses Schema zugunsten sich verändernder Lebensbedingungen und -möglichkeiten weiterzuentwickeln: Auch wenn er mit dem Hausbau seinen eigenen Standort markiert, bleibt sein subjektives Gefühl der Zugehörigkeit brüchig.

Überanpassung durch Leistung

Zur Handlungsorientierung gehörte auch die ‚Überanpassung durch Leistung‘ (vgl. von Friesen 2003), mit der vermutlich auch die gesamte Familie rehabilitiert werden sollte. Auch diese geht in sein Präsentationsinteresse über. Sein Haus dient auch hier als Symbol – diesmal nicht als Symbol der Verankerung, sondern als Ausdruck seiner Leistung, über die sich Herr Köhne definiert. Eng gekoppelt an die Leistung ist auch der Verweis auf das eigene finanzielle Vermögen: Herr Köhne scheint mit der Angabe genauer Kosten für die Erweiterungen regelrecht vor den Interviewerinnen prahlen zu wollen:

HK: „Di-as Haus hier, *dass normale Haus*, (2) war=billiger=wie=der=Wintergarten!

(7)

I1: Das normale Haus, weniger als ein Wintergarten?

HK: Ja

I1: Hm

(2)

HK: Ja:a. achtenfünfzich wurde anjefangen, da is dies‘ Haus, also was jetzt alleine (...) stand, dies ja nich bei, nech? Das kam da‘ gut dreißichtausend, ja so=n Wintergarten da hab ich- (unten?) ne P-Fußbodenheizung drin, nun ham wir alles (2) selbstgemacht, nech?

I1: Mhm

HK: aber an dreißichtausend (.) Euro hab ich dann noch‘ *an Euro reingesteckt*

I1: Mm

HK: und das waren D-Mark!“ (vgl. Köhne 953ff)

Das Haus ist darüber hinaus vermutlich nicht nur ein Symbol seiner (neuen) Verwurzelung, sondern auch die Entschädigung für die Entbehrenungen, die er nach der Flucht mit seinen Fa-

¹¹⁸ Obgleich im letztgenannten Zusammenhang vermutlich auch die Enttäuschung über fehlende Hilfen und fehlende Diagnosen eine Rolle spielt (vgl. 8.2.2.7).

milienmitgliedern in Notunterkünften ertragen musste. Das Haus sichert damit seine Privatsphäre, über die und in der er souverän entscheiden kann. Dies wird vor allem im Kontext seiner aufgebrauchten Erzählung über die Fragen der rechtlichen Betreuung und die Auflagen in Bezug auf die Nachweise finanzieller Ausgaben für seinen Sohn deutlich: Hier wird seine Souveränität beschnitten, noch dazu wird seine Fähigkeit der Sparsamkeit und seine Integrität in Frage gestellt. Sein Haus illustriert seine Lebensleistung, seine harte Arbeit, seine Sparsamkeit, sein Durchhaltevermögen, seine handwerklichen Kompetenzen sowie seine Verwurzelung in der neuen Heimat nach der Flucht aus Ostpreußen.

Bemühen, den fachlichen Erwartungen der Interviewerinnen zu begegnen

Zuletzt steht sein Präsentationsinteresse auf einer anderen Analyseebene im Fokus: Bei näherer Betrachtung drängt sich der Verdacht auf, dass sich Herr Köhne der fachlichen Erwartungen in Bezug auf eine aktive Zuwendung zur Zukunft, hier verkörpert durch die Interviewerinnen, durchaus bewusst zu sein scheint: Er verweist in vielen Passagen auf die verschiedenen „Marotten“ (Köhne 615) seines Sohnes (vgl. u. a. Köhne 90ff, 253ff, 307ff, 372ff, 613ff, 719ff). Es scheint, als wolle er damit verdeutlichen, dass eine Veränderung der Lebensumstände aufgrund dieser Eigenheiten nicht möglich ist, dass beispielsweise eine besondere Wohnform die Fortsetzung dieser Verhaltensweisen nicht gewährleisten kann. Auf diese Weise versucht er zu verhindern, von den Interviewerinnen als rückwärtsgewandt und möglicherweise sogar verantwortungslos in Bezug auf die Zukunft seines Sohnes bewertet zu werden. Ausdrücklich formuliert er den Zusammenhang zwischen den Marotten und der Unmöglichkeit einer institutionellen Unterbringung aber nur im Vorgespräch, ein entsprechender Beleg kann aus dem Transkript daher nicht angeführt werden. Herr Köhne verweist jedoch mehrfach auf die besonderen Essensvorlieben bzw. -abneigungen seines Sohnes, die auf Reisen zu Schwierigkeiten führen:

„Schwierig für ihn is es wenn er in Urlaub fährt- (2) ER=ISST=KEIN=GEFLÜJEL, ER=ISST=KEINE=MOHRRÜBEN- was noch? – KOHLRABI=NICH, ROTHKOHL=NICH ja, und wenn man dann dafür (.) kochen muss, dann ist das ganz schön schwierig.“ (Köhne 124ff)

Auch der Verweis auf seine täglichen Routinen kann dazu dienen, die Unmöglichkeit einer Veränderung zu dokumentieren, denn hier geht es implizit auch um den Verweis auf eine gute örtliche Einbindung:

„Was er gerne tut das is ah (.) beim Fuhrunternehmen [nennt Name des Fuhrunternehmens] da macht=er LKW gucken, (.) die Fahrer die kennt=er, bringt die Frachtpapiere hin=und=her wenn=das' Wochenende is, zum Büro- (.) ah s-s-s hier großgeworden kennt die Leute da alle; (.) dann müssen ja die Fahrer die da kommen die sind hier neu, die müssen sich danach richten.“ (Köhne 184ff)

Und auch seine Morgenroutinen können als Begründung für den Erhalt des Status quo herangezogen werden:

Abfahrt is: zehn vor *sieben* (.) oder is:- und er geht um sechs Uhr aus=m Haus, damit er alle Leute sieht und die grüßen kann. (3) Das sind Marotten auch, aber dagegen is:- der steht um fünf Uhr auf (2) und (.) sechs Minuten nach sechs geht=er hier (.) aus=m Haus weil er die Nachrichten erst=sehen muss. (2) Nech? Wenn die Nachrichten vorbei sind dann, macht=dann, Dings aus das is *fünf Minute'* und eine Minute *Jacke anziehen* (.) und dann geht=s (.) verschwindet=er. Und dann steht=er=da auch bei (.) zwanzig Grad Kälte, an der Straße, und wartet auf dem Bus. (3) Das: (2) tja (.) Ich=hab=schon=gesagt oder- es *REGNET* (sehr lebhaft gesprochen) ‚wie verrückt‘, ich sach: „*ich bring dich schnell hin*“, nein (.) er geht zu Fuß. [...] Nich=wenn:=äh- einmal war=er=in (.) an der Haltestelle, (.) da rief die: Bauersfrau

an die da das alles so- naja Bauerei wird auch früher aufgestanden, die (.) die Haltestelle da im: (.) Visier haben, nech? Da riefen die an „Hier Walter guck mal nach. *Christian der steht da noch.*“ (.) *Da war der Bus kaputt gegangen.*“ (Köhne 613ff)

Diese Erzählungen können als Argumente gegenüber den Interviewerinnen gewertet werden, warum ein Auszug seines Sohnes nicht in Frage kommt. Hier wiederholt sich das bereits nachgezeichnete biografische Muster, Erwartungen und Aufgaben nicht aktiv zu begegnen, sondern sie eher passiv abzuwarten: Herr Köhne positioniert sich nicht eindeutig für oder gegen eine bestimmte Zukunftsperspektive, er rechtfertigt jedoch implizit sein Festhalten an der aktuellen Lebenssituation durch den Verweis auf die besonderen Bedürfnisse seines Sohnes.

8.2.5 Textstruktur und sprachliche Besonderheiten

Wie bereits erwähnt fallen die Textstruktur und die sprachlichen Besonderheiten bei der Analyse des Interviews besonders ins Auge: Einerseits ist das Interview auffallend lang, andererseits scheint der inhaltlichen Ebene auf den ersten Blick wenig Informatives und vor allem wenig Strukturiertes zu entnehmen.

Ko-Produktion des Interviews durch unterstellte Erwartungen

In Kapitel 7.6 wurde das biografische Interview kritisch unter dem Aspekt einer narrativen Ko-Produktion diskutiert. Das Interview mit Herrn Köhne stellt diesbezüglich ein gutes Beispiel dar. Von Seiten des Forschungsteams wurde ihm vorab unterstellt, nicht nur zur Zielgruppe älterer Familien zu gehören, sondern es wurde auch davon ausgegangen, dass das Thema für ihn von Relevanz ist. Indizien, die dies nahelegten, waren sein Engagement im Rahmen des Projekts ‚Lebensbuch‘, in dem die Interviewerin Herrn Köhne zum ersten Mal begegnet ist, seine auffallend enge Vernetzung mit anderen älteren Familien im Rahmen des Projekts sowie sein Engagement im Elternbeirat.

Rückblickend kann vermutet werden, dass die Interviewerin mit ihrer Anfrage dem Präsentationsinteresse von Herrn Köhne geschmeichelt hat, der sich als Vertreter einer Gruppe (und damit ihr zugehörig) verstanden hat, der sich in seiner Leistung als Familienvater anerkannt gefühlt hat und dessen Selbstbild auch die Zuschreibung, Experte für etwas zu sein, entsprach. Er hat dem Interview umgehend zugestimmt.

Da seine Leistung als Vater eines beeinträchtigten Kindes aber vor allem in der finanziellen Absicherung der Familie verwurzelt ist, wird es für ihn schwierig, sich dem Erlebten zuzuwenden, das – seinem Verständnis der Interviewsituation folgend – für die Interviewerinnen von Belang sein könnte: ein Erleben, das eher die gemeinsamen Zeiten mit dem beeinträchtigten Sohn bzw. als Familie fokussiert.

Um nachzuzeichnen, wie Herr Köhne mit dieser Diskrepanz zwischen dem Präsentationsinteresse einerseits und den fehlenden zugehörigen Geschichten umgeht, wird hier die Eingangserzählung detailliert interpretiert.

In der Vorbereitung auf das Interview scheint sich Herr Köhne Gedanken gemacht zu haben, mit welcher Erwartung die Interviewerinnen an ihn herantreten: Sie sind Mitarbeiterinnen der Behindertenhilfe und sie sind an seiner Familiengeschichte interessiert. Dieser unterstellten Erwartung scheint Herr Köhne in seiner Eingangserzählung entsprechen zu wollen. Die Eingangserzählung besteht aus drei Teilen und der erste Teil unterscheidet sich sprachlich auffällig vom Rest des Interviews, was darauf schließen lässt, dass Herr Köhne diesen Teil sehr intensiv vorbereitet hat. Sachlich fasst er in drei Minuten und chronologisch gut strukturiert und fokussiert die Entwicklung seiner Familie zusammen. Seine Stimmlage ist dabei – im Vergleich zum

Rest des Interviews – auffallend monoton und gedrückt, sie wirkt geradezu kontrolliert. Die berichtende Darstellung umfasst:

- den Verweis auf seine Fluchterfahrung,
- den Geburtsort seiner Frau und den Ort, an dem sie aufgewachsen ist,
- das Kennenlernen seiner Frau auf einem Dorffest,
- das Geburtsjahr der Tochter, deren Namen er nicht nennt, ihren Wohnort, ihren Beruf und ihre drei Kinder,
- die unsichere Datierung der Geburt des mittleren Kindes, dessen Geschlecht und dessen Namen er nicht nennt, das nach einen Tag nach der Geburt verstorben ist, sowie
- das Geburtsjahr seines Sohnes Christian, „der eben diese Behinderung jetzt hat“ (Köhne 28f).

Abgesehen von dem Verweis auf seine Fluchterfahrung am Ende des Zweiten Weltkriegs entspricht seine Darstellung einem klassischen institutionellen Schema. Den Erlebnissen, die mit diesen Ereignissen verbunden sind, wendet er sich jedoch nicht zu.

Nach diesem Überblick steigt er aus der Erzählung aus und wendet sich direkt an die Interviewerin mit der Bitte, das Aufnahmegerät vorübergehend auszuschalten, um zu überlegen, was er noch erzählen könnte (vgl. Köhne 32f). Es scheint, als setzten ihn die Interviewsituation und das Aufzeichnen seiner Erzählung unter Druck, dem er sich durch ein Ausschalten des Gerätes hofft entziehen zu können.

Er schließt an mit einer Fokussierung auf seinen Sohn Christian und berichtet von einer körperlichen Auffälligkeit, die früh diagnostiziert wurde, und thematisiert dann seine Beeinträchtigung: **„und denn: kam es dazu, dass wir merkten, dass er, (.) nicht=sprechen=lernte“** (Köhne 48f). Dies beschreibt er dann näher mit Hilfe von Argumentationen und Berichten, auch der Lebenslauf des Sohnes, der nach dem Besuch des Sonderkindergartens und der Sonderschule in die Werkstatt für behinderte Menschen wechselt, lässt sich darunter fassen. Er erinnert sich dann an seine Konfirmation und wechselt schließlich, begleitet von längeren Pausen, scheinbar ungeordnet zwischen verschiedenen Schwerpunkten seinen Sohn betreffend hin und her (vgl. Köhne 90ff), die sowohl Vorlieben bzw. Hobbys als auch Abneigungen umfassen. Damit legt er den Fokus seiner Erzählung auf die Beeinträchtigung seines Sohnes und signalisiert damit, dass er sich mit dieser Erwartung konfrontiert sieht.

Am Ende dieser achtminütigen Passage bittet er erneut um die Unterbrechung der Aufnahme, kann sich aber auf den Vorschlag der Interviewerin einlassen, das Gerät der Einfachheit halber laufen zu lassen. Er bittet die Interviewerin nach einem weiteren Erzählimpuls, signalisiert aber gleichzeitig, noch nachzudenken, was er von sich aus noch beisteuern möchte: „Was woll'n Se noch wissen? (3) Ja: [pustet aus] (2)“ (Köhne 141). Die Interviewerin reagiert entsprechend zurückhaltend und regt lediglich an „Wenn Ihnen noch was einfällt (.) was wichtig“ (Köhne 142), wird dann aber bereits unterbrochen von Herrn Köhne, der mit seinen scheinbar unsortierten Ausführungen seinen Sohn betreffend fortfährt. Nach weiteren fünf Minuten ist die insgesamt 16-minütige Eingangserzählung beendet und der Nachfrageteil beginnt.

Mit seiner Eingangserzählung, ungeachtet ihrer zunehmend fehlenden Struktur, macht Herr Köhne deutlich, wie er das Interviewinteresse der Interviewerin verstanden hat: Er konzentriert sich auf die Entwicklung seines beeinträchtigten Sohnes, auch wenn er diese nicht in einer zusammenhängenden Form wiedergibt. Die ausdrückliche Frage nach der „Geschichte Ihrer Familie und Ihres Zusammenlebens“ (Köhne 4) deutet er offensichtlich als fokussiert auf die Geschichte seines Sohnes. Auffallend ist, dass es ihm – abgesehen vom ersten dreiminütigen Teil der Eingangserzählung – nicht gelingt, dieser von ihm interpretierten Erwartung mit einer

zusammenhängenden Erzählung nachzukommen. Stattdessen reiht er einzelne Aspekte aneinander, die seinen Sohn zwar betreffen und auch charakterisieren, die aber kaum geeignet sind, Auskunft beispielsweise über seine Entwicklung, seine Beziehung zu seinem Vater oder seine Stellung in der Familie zu geben.

Dies ist jedoch nicht auf unzureichend ausgebildete Erzählkompetenzen von Herrn Köhne zurückzuführen, auch nicht primär auf das bewusste Vermeiden einer Zuwendung zu Erlebtem, sondern vielmehr auf die wahrgenommene Konfrontation mit Relevanzen, die seinen eigenen nicht entsprechen: Herr Köhne *kann* nicht über die Entwicklung seines Sohnes¹¹⁹ erzählen, weil er sie nicht entsprechend erlebt hat. Das Interview belegt ein ausgeprägtes Rollenverständnis von Vater und Mutter, in dem ihm die Funktion des erwerbstätigen Vaters zukommt, seiner Frau die der Zuständigen für Kindererziehung und Haushalt: „*Joah meine Frau die hat‘ (2) (atmet ein) nach der Heirat=dann=nich=mehr (atmet aus) gearbeitet, ging ja auch gar nich, musste ja auf Christian aufpassen,... (8)‘ (Köhne 541f).*

Herr Köhne scheint also, zumindest bis seine Frau demenziell erkrankte, wenig in die konkrete Begleitung seines Sohnes im Alltag involviert gewesen zu sein. Dies würde den dokumentierten komplementär ausgefüllten Geschlechterrollen (vgl. Peuckert 2007, 36) entsprechen.

Darüber hinaus erzählt er auch kaum von gemeinsamen Erlebnissen als Familie. Das lässt vermuten, dass es nicht nur die sich ergänzenden Geschlechterrollen in der familiären Beziehung sind, die es ihm schwer machen, von Erlebnissen mit seinem Sohn zu erzählen. Es scheint, als definiere er Familie als etwas, für das er im Wesentlichen in seiner Rolle als Ernährer zuständig ist. Über diese Rolle konstruiert er familiäre Gemeinsamkeit, nicht über aktiv gemeinsam verbrachte Zeit.

Dementsprechend kann er sich gemeinsamen Erlebnissen nicht bzw. kaum zuwenden. Stattdessen führt er über das ganze Interview hinweg immer wieder konkrete Beispiele aus seinem heutigen Leben mit Christian an, die sich an Christians ausgeprägten Vorlieben und Bedürfnissen orientieren (vgl. u. a. Köhne 90ff, 253ff, 307ff, 372ff, 614ff, 719ff). Auf diese Weise gelingt es ihm, sich doch in einigen Punkten als geeigneter Gesprächspartner zu präsentieren und den unterstellten Erwartungen zu entsprechen.

Funktion der strukturlosen Passagen

Durch die nicht zu erfüllenden unterstellten Erwartungen der Interviewerinnen kommt es zu Unsicherheiten in Bezug auf die Strukturierung seiner Lebensgeschichte, und das Interview verliert sich über weite Strecken in einer Ansammlung kurzer Anekdoten ohne chronologische oder inhaltliche Einordnung.

Ausgehend von der oben hergeleiteten These, dass das Forschungsthema wenig Relevanz für Herrn Köhne zu haben scheint, ist er dennoch gezwungen, Auskunft zu geben, sofern er vermeiden möchte, das Interview abzubrechen (was in einem starken Widerspruch zu seinem Selbstverständnis und seinem Präsentationsinteresse stehen würde, s. o.).

Mit Hilfe auffallend strukturlos wirkender Passagen (vgl. u. a. Köhne 1196ff; 1459ff; 1906ff; 2043ff; 2131ff) setzt er das Interview fort und übernimmt gleichzeitig die Führung des Interviews. Es gelingt ihm, das asymmetrische Verhältnis des Interviews, in dem Interviewer*innen über ein „einseitiges und extensives Fragerecht“ (Deppermann 2013) verfügen, umzukehren. Mit seinem abfragenden Verhalten präsentiert er sich als derjenige, der sich auskennt, der die

119 Noch einmal sei an dieser Stelle explizit dargestellt: Der Eingangsimpuls bezog sich auf „die Geschichte Ihrer Familie und Ihres Zusammenlebens“, nicht auf die Entwicklung des beeinträchtigten Kindes. Dass Herr Köhne sich in seiner Darstellung am letztgenannten orientiert macht deutlich, welchen Fokus er hinter der Fragestellung vermutet.

wichtigen Personen kennt, während die Interviewerin nahezu durchgehend bestätigen muss, die von ihm genannten Personen nicht zu kennen.

Das folgende Zitat dient dem besseren Verständnis der als sehr ziellos wahrgenommenen Textstellen, die aufgrund ihrer Häufigkeit und ihrer zum Teil ausufernden Länge die Aufmerksamkeit der Interviewerinnen während des Interviews stark beansprucht haben:

„I1: Wie war das denn (.) damals (.) als Christian in die [Einrichtung A] ging oder=später=dann=nach=[Einrichtung B]=oder=nach=nach=[Werkstatt A] (.) [räuspert sich] wie haben Sie diese Zeiten erlebt?

HK: [Pustet]

I1: Hat=sich=ja=immer=auch=was=verändert, so im Alltag-

HK: Joah, man hatte denn, wieder, (.) wie=gesagt, andere *Betreuer*: (.) Nich? In: (4) *Er' war' denn' in' (.) eine' (2) Frau [K]* war in (2) in der [Einrichtung A].

I1: Mhm

HK: ‚*Frau K* (2) und (2) der ihr Mann, war auch (.) irgendwie (6) beschäftigt (3) in der [nennt Einrichtung]=und *der is*: irgendwie umgekommen beim Schwimmen oder irjendwie (.) ach=so (lebhaf gesprochen) und zu damaliger Zeit *war Frau Hildegard L* – sagt der Name was? – (.) Leiterin in der [Einrichtung A]. (2)

I1: Ah=das=ist=so=peinlich=das=@ich=mit=diesen=Namen=immer=nie=was=anfangen=kann@

HK: *Ja=Nein=weil=die=Leiter=warn=denn=nech?* und=äh:- *Ja=äh* und=sind=dann=auch=noch=nicht so=lange=bei (aber?) unser eins' in diesen' äh?

I1: @(.).@ @Danke@

HK: das sind' *vierzich Jahre* ungefähr wo man, damit, zu tun gehabt nech?

I1: Ja

HK: Und da war Frau (.) *L* (.) die war in: [Einrichtung A], Leiterin, und der Bruder hat damals schon (.) in [Werkstatt D] (.) gearbeitet, und der is aber auch *früh gestorben'* [gedeckt gesprochen] und Frau *L* müsste *heute* noch leben.

I1: Mhm

(3)

HK: Hab=denn=auch (3) für die mal was gemacht und dadurch, kennt man=se, und weiß, die hat in der Gegend vom' [nennt Ort] in [A-Stadt] gewohnt. Die=Straße=heiß- weiß ich nich mehr. (.) Is man [B-Straße] und da so rein-

I1: [C-Straße] und=was=da=alle=is, ne?

HK: [C-Straße] [fragend formuliert] das kann=s bald gewesen sein.

I1: @Ich kenn so wenig in [A-Stadt] und jetzt hab ich n Treffer gelandet@

HK: Ja das kann sein *aber da is der [nennt Ort], nech?*

I1: Genau, ja.

HK: Jah: (...) (2) Da hat man da i-immer wieder und (.) hm:- *eine Frau M war noch da* [fröhlich gesprochen]. (.) Und als (.) letztes mit (2) war *Fräulein N* (4) und=jetz=is=das=*Frau O*

I1 und I2: @(.).@

HK: Und der Mann leitet die (2) [nennt Arbeitsbereich] von der [nennt Einrichtung].

I1: ‚[Werkstatt A], ja:, genau.'

HK: Dieter O (2) und der wohnt hier vorne (.) in [J-Dorf].

(13)“ (Köhne 561ff)

Neben der Strategie, durch die Abfragesituation das Interview stellenweise zu dominieren, haben diese Passagen eine weitere Wirkung auf das Interview: Herr Köhne scheint auf diese Weise – vermutlich unbewusst – die Integrität der Interviewerin zu testen: Eine Umkehrung der Frage- und Antwortposition im Interview in einem solchen Ausmaß widerspricht der klassi-

schen Vorstellung eines Interviews. Die Interviewerin steht hier allerdings vor einem Dilemma: Wenn sie Herrn Köhne auf sein Verhalten anspricht und ihn bittet, auf ihre Fragen zu antworten und sich nicht in der Aufzählung von Personen zu verlieren, verändert sie nicht nur sein Antwortverhalten, vermutlich wird ihre Frage Herrn Köhne verunsichern, möglicherweise auch verärgern und er wird sich als Interviewpartner zurückziehen. Sagt sie nichts, gibt sie die Führung des Interviews – zumindest stellenweise – ab.

Dieses Verhalten, das die Beziehungsebene zwischen Interviewerin und Herrn Köhne betrifft, lässt sich noch in einem weiteren Zusammenhang nachweisen, nämlich bei Herrn Köhnes wiederholter Zuwendung zu den ‚Marotten‘ seines Sohnes. Dabei geht es um verschiedene besondere Verhaltensweisen seines Sohnes, die Herr Köhne nicht nachvollziehen kann, die in seinen Augen keinen Sinn machen. Die folgende Passage verdeutlicht seine Haltung dazu sehr eindrücklich:

HK: Weiß=ich=auch=nich=warum=das- Wenn er die Hörzu wenn die, vorbei is, denn schneit er das auseinander *alles in kleine Stücke hier*, [hebt eine Kiste hervor, in der die ‚zerschnipselte‘ Hörzu sich befindet] alles nur so=ne, (3) hier alles, (.) so=ne Schnipsel (.) warum das is weiß ich nich.

II: Aber=muss=so=sein?

HK: Joh. Da geht er- (2) donnerstags fängt=er an, (.) F-(.)Freitag, Samstag (.) denn: (.) macht=er das alles in Schnibbel. (4) Weiß=nich- (.) [pustet aus] *keine Ahnung* (.) kommt man auch nicht hinter=denn- (.)

II: und nachher werden die dann weggeworfen?

HK: Ja, ne? (..) in die Tonne dann. (2) *Joah kann doch die (.) Hörzu nehmen und so rein schmeißen?*

II: Ja @(.).@

HK: Hier wenn jetzt hier die: von der Apotheker-Zeitung oder so:, oder von der Krankenkasse, (.) die schmeißt=er ja auch so rein (.) aber warum nich die Hörzu?“ (Köhne 403ff)

Auch hier fordert er die Interviewerin unausgesprochen heraus, auf diese Eigenheiten zu reagieren. Würde sie ihn beschwichtigen und darauf verweisen, dass dies Verhaltensweisen sind, die vielleicht irritierend, aber keineswegs störend sind, würde er sich möglicherweise von der Interviewerin nicht ernstgenommen fühlen. Die Gefahr, dass er eine Distanz zum Interview bzw. zur Interviewerin aufbaut und es schnell beendet, wäre groß. Würde die Interviewerin jedoch seine Sichtweise bestätigen, könnte sich eine Art Beratungsgespräch entwickeln. Mit der Haltung, eine Art ‚wertfreie Ratlosigkeit‘ zu signalisieren, ist die Hoffnung verbunden, dass Herr Köhne sich in seiner Rolle anerkannt fühlt und die Rolle der Interviewerin nicht mit der einer Fachkraft oder Beraterin verwechselt.

In den elaborierten Passagen über sein Haus (vgl. Köhne 952ff), sein großes Allgemeinwissen (Köhne 833ff), seine Lehre (Köhne 1805ff), die gesetzliche Betreuung für seinen Sohn (vgl. Köhne 1046ff) oder beispielsweise das Rauchen, das er im Gegensatz zu seinem Vater nie angefangen hat (vgl. Köhne 2516ff), illustriert sich sehr eindrücklich sein Präsentationsinteresse als zugehörig, leistungsbereit, leidensfähig und tapfer, sparsam und vernünftig (vgl. 8.2.4).

8.2.6 Herr Köhne: eine Zusammenfassung

Charakteristisch für das Interview mit Herrn Köhne sind neben den wenigen narrativen Elementen vor allem die langen Passagen, in denen er sich der Aufzählung von Personen zuwendet, um Erzählungen zu suggerieren. Eine Auseinandersetzung mit seiner Familiengeschichte bildet eine geradezu eklatante Leerstelle.

Die Vermutung liegt nahe, dass es sich dabei um eine für Männer bzw. Väter beeinträchtigter Kinder in seiner Generation häufig anzutreffende ‚Sprachlosigkeit‘ zum Thema Familie zu handeln scheint und dass dies unter anderem auch auf ein in dieser Generation weit verbreitetes

Familienmodell zurückzuführen scheint, das eben diese Sprachlosigkeit mitbedingt. Insofern kann sein Beispiel möglicherweise stellvertretend für viele Väter dieser Zielgruppe gelten: Auch Parallelen zu Herrn Wellmann sind diesbezüglich erkennbar.

Während seiner Kindheit und seiner Adoleszenz hat Herr Köhne, bedingt durch seine Fluchterfahrung aus Ostpreußen am Ende des Zweiten Weltkriegs, eine für ihn sehr prägende Handlungsorientierung entwickelt, nach der er Ereignisse eher abwartet und Herausforderungen aushält. Er stellt sich damit durchaus schwierigen Lebenssituationen, aber die Aktivitäten beziehen sich auf das Aushalten, nicht auf eine willentliche Veränderung der belastenden Faktoren. Seine Verhaltensmuster zeichnen sich durch eine hohe Leistungsorientierung und eine ausgeprägte Anpassungsbereitschaft aus. Dazu gehört auch die Orientierung am zu seiner Zeit geltenden Familienmodell, das häufig auch als klassisches, konservatives oder bürgerliches Modell beschrieben wird: Während der Mann und Vater das finanzielle Einkommen und die materielle Versorgung der Familie sichert, ist die Frau und Mutter verantwortlich für die Kindererziehung und den Haushalt (vgl. Peuckert 2007, 36). Entsprechend scheint Herr Köhne in Bezug auf die Jahre mit seiner Tochter und seinem Sohn im Kindesalter kaum inhaltliche Erzählungen vorzunehmen. Dies gilt umso mehr, als dass sein Sohn aufgrund der nicht stattfindenden Entwicklung von Lautsprache als ‚behindert‘ gilt und Väter in dieser Zeit ohnehin aufgrund des „traditionellen Verständnisses elterlicher Rollenbegriffe“ (Eckert 2002, 41) eher dazu neigen, den Müttern die „Monopolstellung... für die Betreuung der behinderten Kinder“ (Heckmann 2004, 37) zu überlassen (vgl. Kallenbach 1992, 271). Zum Zeitpunkt seiner Verrentung, von dem an er potenziell mehr Zeit zu Hause und mit seiner Familie verbringen könnte, ist seine Tochter bereits lange ausgezogen, sein erwachsener Sohn, der zu Hause lebt, organisiert seinen Alltag sehr selbstständig und ist durch den Arbeitsalltag in der WfbM die meiste Zeit des Tages außer Haus.

Die demenzielle Erkrankung seiner Frau und ihre zunehmende Pflegebedürftigkeit führen dazu, dass er sich nach und nach stärker seinem Sohn zuwendet. Und so sind es vor allem Beschreibungen seiner von Herrn Köhne als ‚Marotten‘ bezeichneten ungewöhnlichen täglichen Routinen, von denen er erzählt und mit denen er sich als Vater präsentiert. Die Konstruktion einer Familiengeschichte, die sich beispielsweise an den klassischen Übergängen Schule – Ausbildung – Beruf (bzw. Arbeitstrainingsbereich und WfbM) orientieren könnte, gelingt ihm nicht – sie kann ihm nicht gelingen.

Mit Blick auf die Ko-Konstruktion von Interviews muss diese Sprachlosigkeit auch unter dem Aspekt seiner Annahme gewertet werden, was die Interviewerin von ihm als Geschichte erwartet. Um seine Schwierigkeiten, eine zusammenhängende Geschichte zu konstruieren, zu verbergen und das Thema so gut wie möglich zu bedienen, konzentriert sich Herr Köhne häufig auf das Aufzählen von Personen und den Kontexten, aus denen er diese kennt. Es scheint, als sei dies der rote Faden, an dem er seine Geschichte für die Interviewerin entwickelt.

Mit Blick auf seine Fluchterfahrung spielt das Thema ‚Vernetzung‘ für ihn eine wesentliche Rolle, und er bedient mit seinem Fokus auf Bekanntschaften ein für ihn biografisch sehr bedeutsames Präsentationsinteresse. Der Verunsicherung, die für ihn vom Interview ausgeht, tritt er mit also mit seinem altbewährten Schema entgegen.

Er lehnt das Interview nicht ab – obwohl sich seine Sprachlosigkeit schon im Vorgespräch abzeichnete, ebenso wie sein Umgang damit. Dies verkörpert sein biografisches Muster des Durchhaltens, die Sinnhaftigkeit eines Standhaltens dabei scheint nicht hinterfragt zu werden. Dies kann als Handlungsorientierung auf das Zusammenleben mit seinem Sohn übertragen werden, wie das gewählte Motto des Interviews illustriert: „Joah: aber so lange es noch: so geht, werden =wa =es=wohl durchhalten“ (Köhne 1436).

8.3 Frau Dammann: „Wir haben (.) w-wie eine normale Familie, haben wir zusammen gelebt (.) ne?“ (Dammann 14f)

Frau Dammann repräsentiert den Fall einer Mutter, deren Zusammenleben mit ihrem beeinträchtigten Sohn plötzlich ausgelöst durch einen gesundheitlichen Schicksalsschlag und gegen den Willen beider beendet wurde. Dieses Beispiel ermöglicht eine Analyse der biografischen Deutungsprozesse dieser Veränderung bzw. der biografischen Kompetenzen, die zum Einsatz kommen, um die neue Lebenssituation zu integrieren. Darüber hinaus dient das Interview auch als eine weitere Kontrastfolie. Der auffälligste Unterschied zu den ersten beiden ausgewerteten Interviews liegt zunächst darin, dass es sich bei Frau Dammann um eine Frau und damit um eine Mutter handelt. Weitere gravierende *sichtbare* Unterschiede liegen in ihrer Lebenssituation und der ihres Sohnes: Ungewollt und ausgelöst durch eine akute Verschlechterung ihres Gesundheitszustandes musste ihr Sohn unvermittelt aus dem Elternhaus in eine institutionalisierte Wohnform ziehen, sie selbst lebt seitdem in einem Alten- und Pflegeheim. Damit unterscheidet sie sich von Herrn Wellmann, der selbstständig lebt, während seine Tochter in Einvernehmen mit ihm in ein Wohnheim gezogen ist. Ihre Lebenssituation und ihre Lebensgeschichte unterscheiden sich auch von Herrn Köhne, der selbstständig mit seinem Sohn zusammenlebt.

8.3.1 Gesprächssituation und -verlauf

Frau Dammann geriet durch den Hinweis eines Mitglieds der Projektsteuerungsgruppe, dem ihr Fall als besonders dramatisch in Erinnerung geblieben war, in den Kreis potenzieller Interviewpartner*innen. Der Kontakt zu Frau Dammann wurde schließlich über den Teamleiter des Wohnheims vermittelt, in dem ihr Sohn lebt und zu dem sie ein vertrauensvolles Verhältnis pflegt. Die Kontaktaufnahme ist bereits in 7.3.2 umfassend dargestellt.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Frau Dammann 86 Jahre alt. Sie lebt seit gut drei Jahren in einem Alten- und Pflegeheim. Ihr Sohn lebt in einer besonderen Wohnform, einem Haus, das etwa eine halbe Autostunde entfernt liegt. Frau Dammann bekommt wöchentlich Besuch von ihrem Sohn und telefoniert mehrfach täglich mit ihm. Weiterhin halten ihre alte Nachbarschaft sowie ihr Freundeskreis engen Kontakt zu ihr.

Das Interview dauerte insgesamt mehr als zweieinhalb Stunden, die Eingangserzählung endet nach 18 Minuten: Thematisch im ‚Heute‘ angekommen stellt Frau Dammann ihrerseits eine Frage an die Interviewerin über die Möglichkeiten, über das Rentenalter hinaus in der Werkstatt beschäftigt zu bleiben.

Im Interview ist Frau Dammann in der Lage, den Erzählimpuls aufzugreifen und selbstständig ihre Geschichte zu strukturieren. Sie vermittelt den Eindruck, Freude am Kontakt mit den Interviewerinnen und auch am Erzählen zu haben.

Zwei Aspekte sind bezeichnend für das Interview mit Frau Dammann: die wiederholten Telefonate mit ihrem Sohn während des Interviews sowie der Einfluss der aktuellen Lebenskrise, in der sich Frau Dammann zu diesem Zeitpunkt befindet:

Nach gut vierzig Minuten wird das Interview wiederholt von in kurzem Abstand geführten, kürzeren und längeren Telefonaten zwischen Frau Dammann und ihrem Sohn unterbrochen, der zu diesem Zeitpunkt von der Arbeit in der WfbM nach Hause gekommen ist und wie gewohnt seine Mutter anruft. Ihr Sohn berichtet über seinen weiteren Tagesverlauf, zum Beispiel, dass er gleich Wäsche waschen werde. Aus diesen Kleinigkeiten entwickeln sich längere Gespräche über weitere Alltagsdinge. Der Spannungsbogen des Interviews kann über die Zeiträume der Telefonate hinweg nicht aufrechterhalten werden, insbesondere auch, weil schnell deutlich

wird, dass weitere Anrufe in sehr kurzem zeitlichem Abstand folgen werden (vgl. Dammann 640f; 791f) und dass die Gespräche mit ihrem Sohn für Frau Dammann von so großer Wichtigkeit sind, dass sie ihn erst nach einigen Anrufen über die Interviewsituation aufklärt und ihn auffordert, sie erst nach dem Abendessen wieder anzurufen. Vordergründig erscheinen diese Telefonate als sehr störend, da sie den Redefluss unterbrechen. Die Analyse zeigt jedoch, dass die Anrufe, die Frau Dammann zunächst nicht zugunsten des Interviews unterbunden hat, auch als Teil ihrer biografischen Selbstpräsentation als Mutter gewertet werden können. Auf diesen Aspekt wird im Kontext der Auswertung genauer eingegangen (vgl. 8.3.4).

Darüber hinaus prägt auch die aktuelle Krise, in der sich Frau Dammann befindet, das Interview. Sie ist zwar erstaunlich gut in der Lage, sich positiv ihrer Vergangenheit zuzuwenden, eine Antizipation mit der Zukunft gelingt ihr jedoch nicht (vgl. 8.3.3).

8.3.2 Rekonstruktion der Fallgeschichte von Frau Dammann

Frau Dammanns Erzählung enthält viele Details aus ihrem gesamten Leben, sowohl ihre Kernfamilie als auch ihre Herkunftsfamilie betreffend, was eine im Vergleich zu den bisher dargestellten Interviews vergleichsweise umfassende, detaillierte Rekonstruktion der Fallgeschichte möglich macht.

8.3.2.1 Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus: Familienorientierung und Partnerschaft, 1924–1945

Frau Dammanns Eltern sind bereits während des Ersten Weltkriegs verheiratet, werden jedoch durch den Einzug ihres Vaters in den Kriegsdienst vorübergehend getrennt.

Spätestens nach Kriegsende bekommen sie zusammen insgesamt neun Kinder, Frau Dammann wird 1924 als mittleres Kind in dieser Geschwisterreihe geboren und wächst in einer selbst in dieser Zeit großen Familie auf. Ihr Vater arbeitet in der nahegelegenen Weberei (vgl. Dammann 1277f).

Frau Dammann ist neun Jahre alt, als die Nationalsozialisten 1933 an die Macht kommen. Sie erlebt aus einer zunächst noch kindlichen Perspektive die Veränderung der politischen und gesellschaftlichen Situation in Deutschland. Ihr Vater steht den Nationalsozialisten ablehnend gegenüber und ist bemüht, den Einfluss der Nationalsozialisten auf seine Familie auf ein unvermeidbares Minimum zu beschränken: Gegenüber seinen älteren Kindern, die während der NS-Herrschaft die Schulzeit beenden, weigert er sich, Stipendien für die Aufnahme eines weiterführenden Studiums zu beantragen, für das neben Begabung und Bedürftigkeit auch ‚politisches Wohlverhalten‘ als Voraussetzung gilt: „ich verkaufe meine Kinder nicht an die Nazis“ (Dammann 1288). Vermutlich führt die deutliche Haltung ihres Vaters zu einiger Zerrissenheit bei Frau Dammann und ihren Geschwistern, von denen vom NS-Regime erwartet wurde, Mitglieder der Staatsjugend¹²⁰ zu werden, entsprechende Gesetze¹²¹ verpflichten zur Mitgliedschaft in diesen Organisationen.

Die junge Frau Dammann erlebt rund um ihr 15. Lebensjahr eine sehr intensive Zeit, die von der Überlagerung mehrerer unterschiedlicher Übergänge und Erfahrungen geprägt ist, die zu einem Teil auf ihr Alter und die damit verbundenen sozialen Übergänge bzw. psychosozialen Entwicklungsaufgaben zurückzuführen sind, zu einem anderen Teil durch die gesellschaftliche bzw. politische Situation (Beginn des Zweiten Weltkriegs) bedingt sind.

120 Zur Staatsjugend zählte das Deutsche Jungvolk bzw. die Hitlerjugend (Jungen im Alter von 10–14, bzw. 14–18 Jahren) und der Jungmädelsbund bzw. der Bund Deutscher Mädel (Mädchen im Alter von 10–14, bzw. 14–18 Jahren).

121 Gesetz über die Hitlerjugend von 1936 und die Jugenddienstpflicht von 1939

Mit 15 Jahren ist Frau Dammann mit einem drei Jahre älteren Mann liiert, der gerade seine Ausbildung zum Schneider beendet hat. Mit dieser vermutlich ersten Beziehung signalisiert sie ihre Reife und ihre Bereitschaft, die Eltern-Kind-Beziehung zu verändern. Auf diese Weise wird ein Prozess in Gang gesetzt, der nicht nur für die jugendliche Frau Dammann, sondern auch für ihre gesamte Familie, allen voran natürlich für ihre Eltern, mit Entwicklungspotenzial verbunden ist. Im selben Lebensjahr endet für sie die Schulpflicht und sie beginnt eine Lehre zur Schneiderin. Damit folgt sie einem bekannten Entwurf, denn einerseits hat auch ihr Partner eine Schneiderlehre absolviert, andererseits lässt der Arbeitsplatz ihres Vaters in der örtlichen Weberei auch eine berufliche Nähe zum Berufsfeld des Schneiders vermuten. Ihre späteren Berufsaussichten erscheinen durch ihren Vater ebenfalls positiv. Die Ausbildung bedeutet für Frau Dammann einen sozialen Übergang von der Schülerin hin zum Lehrling, sie nimmt eine neue soziale Rolle ein, ist aus den gewohnten sozialen Bezügen entlassen und muss sich in die Arbeitswelt integrieren, die von älteren Kolleg*innen und Produktionsdruck geprägt ist.

Nur wenig später beginnen die Deutschen im September 1939 mit dem Überfall auf Polen den Zweiten Weltkrieg, was für Frau Dammann mit einschneidenden Veränderungen verbunden ist: Sowohl vier ihrer Brüder als auch ihr Partner müssen als junge Soldaten in den Krieg. Die Sorgen um die Familienmitglieder sind groß,

„mein jüngster Bruder, der sagte neulich noch, wenn wenn die in Urlaub waren, sagt er, und wenn die wieder weg mussten, dann hab ich mich immer im Badezimmer eingeschlossen. Ne? Das mochte ich nicht sehen, wenn die sich verabschiedeten, ne? [sehr gerührt]“ (Dammann 1325ff)

Frau Dammann und ihre Familie müssen in dieser Zeit ständig mit dem Tod eines oder mehrerer Familienmitglieder rechnen.

Daneben steht für sie die Sorge um ihren Partner, der jedoch, anders als ihre Brüder, bereits sehr früh in britische Gefangenschaft gerät und damit nicht mehr dem Risiko von Einsätzen an der Kriegsfront ausgesetzt ist. Ihr Vater formuliert es so: „für den ist der Krieg erst mal zu Ende, ne?“ (Dammann 1383) Zudem verhindert die Kriegsgefangenschaft, dass er sich an den von deutschen Soldaten begangenen Gräueltaten beteiligt bzw. beteiligen muss. Großbritannien hält sich, anders als die Deutschen oder die sowjetische Armee, an die Regeln der Genfer Konventionen, ein Kriegsgefangener hat damit einen völkerrechtlichen Status und ist den gegnerischen Mächten nicht vollkommen schutzlos ausgeliefert (vgl. BPB 2014). Frau Dammann kann ihren Partner folglich in relativer Sicherheit vermuten, wenngleich eine Trennung unter derartig unsicheren Bedingungen in jedem Fall dramatisch und belastend ist. Noch dazu ist unklar, wie ihre Eltern zu ihrer Beziehung stehen. Die oben zitierte Aussage ihres Vaters kann einerseits als liebevolle Zuwendung gelesen werden, mit der er ihr ihre Sorgen um ihren Partner nehmen möchte. Andererseits ist es auch möglich, darin die Aufforderung zu sehen, sich nicht um ihren Partner sorgen, der sich in relativer Sicherheit befindet, sondern um ihre Brüder, die noch mitten im Krieg⁶ sind.

Unklar ist, ob bzw. wie Frau Dammann während des Krieges mit ihrem Partner in Kontakt bleiben kann. Die britischen Kräfte ermöglichen grundsätzlich Briefwechsel der Kriegsgefangenen mit ihren Angehörigen und vermutlich ist es ihnen auf diese Weise möglich, in Kontakt zu bleiben, sich auszutauschen, sich gegenseitig Mut zuzusprechen und sogar Pläne für die Zukunft zu fassen¹²². Die Post ist

122 Der Chronologie vorgreifend begründet die scheinbar nahtlos fortgesetzte Beziehung zwischen Herrn und Frau Dammann nach seiner Rückkehr die hier geäußerte Vermutung eines Briefwechsels aus der Kriegsgefangenschaft.

„in jenen Tagen nahezu das einzige Medium der Individualkommunikation, das Soldaten mit ihrem familiären und sozialen Umfeld zu Hause verband. Jegliche Beziehung ist durch die Trennung auf eine harte Probe gestellt. Da sich Freundschaft nur über Kommunikation bestätigen kann, dient die schriftliche Kommunikation dazu, die Trennung zu überbrücken.“ (Schwender 2011, 127f)

Mit Hilfe dieser Briefe erhalten sie ihre Partnerschaft am Leben, trotz der Entfernung und der Unmöglichkeit, sich körperlich zu sehen oder zu begegnen. Während aktuell vor allem technische Medien als *eine* Bewältigungsstrategie gelten, die „es ermöglichen, den Kontakt über Entfernungen hinweg aufrecht zu erhalten und Intimität durch den Austausch von – nur nach außen hin so erscheinenden – Banalitäten fortzuschreiben“ (Lenz 2014, 123), bildeten Briefe (bzw. Feldpost) zur Zeit des Zweiten Weltkriegs eine Parallele dazu (vgl. Stader 2011), allerdings ohne „die Transparenz in Echtzeit und eine ‚many-to-many‘ Kommunikationssituation“ (ebd., 149). Die vermutlich noch sehr junge Beziehung der beiden kann auf diese Weise erhalten bleiben und es ist Frau Dammann möglich, sich dadurch als junge Frau mit einem Partner zu begreifen und mit einiger Sicherheit auf eine gemeinsame Zukunft zu vertrauen. Gleichzeitig trennt sie diese Beziehung vermutlich auch von ihren gleichaltrigen Freundinnen, sofern diese mit gleichaltrigen Heranwachsenden zusammen sind, die in den ersten Kriegsjahren nicht eingezogen werden. Dies verändert sich gegen Ende des Krieges, als auch 15-jährige Jungen beispielsweise als Flakhelfer ihr Leben riskieren (vgl. Jahnke 1993, 20ff). Auch dies legt nahe, dass sich Frau Dammann mit ihren gleichaltrigen Freundinnen in dieser Hinsicht wenig identifizieren kann, weil ihre Sorge um ihren Partner in britischer Kriegsgefangenschaft anders gelagert ist als eine Sorge um Partner, die im direkten Kriegsgeschehen agieren müssen.

Diese Herausforderungen, also die Infragestellung der Unverletzbarkeit der Familie sowie der jähe Eingriff von außen in eine noch sehr junge Beziehung, werden verstärkt durch die akuten Bedrohungen des Krieges, die sich für Frau Dammann vor allem in den zunehmenden Luftangriffen der Briten äußern. Da sie mit ihrer Familie in der Nähe einer kriegsstrategisch wichtigen Bahnverbindung lebt, sind sie von den Luftangriffen in besonderer Weise bedroht (vgl. Dammann 1302ff). Mindestens einmal gerät die Familie in Panik, als ein Sohn bei einem massiven Luftangriff nicht zu Hause ist, sondern an seinem Ausbildungsplatz in der Stadt: „in A-Stadt, wie da die Bomben fielen, da da war noch einmal ein großer Angriff und da sagt meine Schwester noch, da sagte, Papa ist zu Fuß nach A-Stadt gegangen, um dich zu suchen, (.) ne?“ (Dammann 1299ff) Bei einem anderen Angriff wird eine junge Nachbarin tödlich verletzt:

„da kamen die Tiefflie-äh flieger immer, und da ist doch unsere Nachbarin, die ist da vom Tiefflieger getroffen worden und ist dann verblutet. (.) Ja. Und bei uns, wir hatten gerade noch n Einschuss am Haus. (.) Äh, aber da ist weiter nichts passiert. Aber die, das war ein junges Mädchen, die hat in ihrem Zimmer auf der Bettkante gesessen und hat sich Fotografien angeguckt. Und dann, die Tiefflieger, ja, durchs Fenster, ne? Die, ne? A:h, das vergess ich auch nie. Da kam der eine Junge bei uns angelaufen, da sagt er die Tante Berta, die Tante Berta, d-die geht to:t, sagt er. (.) Ne? Ist sie auch auch, sie ist verblutet. Ja? Mhm. Da ist mein Vater, der ist noch schnell hingelaufen, un- (.) um zu helfen, aber (2) mhm, ne“ (Dammann 1305ff)

Neben der akuten und realen Sorge um die Brüder ist sie also auch der konkreten Angst um das eigene Leben und um das ihrer restlichen Familie ausgesetzt, Todesfälle nach Bombenangriffen in der nächsten Umgebung machen die Bedrohung konkret greifbar.

Gegen Ende des Krieges, etwa 1944, beendet Frau Dammann ihre Meisterschule zur Schneidermeisterin. Ihre Lehrerin legt ihr nahe, sich um ein Stipendium für ein weiterführendes Studium zu bewerben. Doch auch für sie gilt, was ihr Vater schon ihren älteren Brüdern verweigert hat:

Er wird die Bewerbung um ein Stipendium nicht unterstützen, um sich nicht abhängig zu machen von den Nationalsozialisten (vgl. Dammann 1281ff). Mit Blick auf die erlebten Nöte in Bezug auf ihre Brüder und auf ihr Alter ist es wahrscheinlich, dass sie zu diesem Zeitpunkt den Einwand ihres Vaters teilt, auch wenn eine weiterführende Ausbildung einen sehr großen Anziehungscharakter aufweist und ihr auch mit Blick auf eine mögliche Zukunft mit ihrem Mann andere Chancen verspricht.

Vermutlich lernt Frau Dammann in den Kriegsjahren, in denen sie von ihrem Partner räumlich getrennt ist, sich aber als Frau mit Partner definiert, sehr selbstständig zu leben und Situationen aus dem Weg zu gehen, die ein Risiko für ihre Beziehung darstellen könnten. Die Aufnahme eines Studiums könnte eine solche Herausforderung sein: Mit einem Studium würde sie zum einen Erfahrungen sammeln, die ihrem Partner vorenthalten sind, zudem würde sie einen höheren Bildungsabschluss erlangen als ihr Partner. Mit einer so verstandenen ‚Enthaltbarkeit‘ von Erfahrungen kann sie eine weitergehende potenzielle Entfremdung von ihrem Partner vermeiden. Stattdessen ist es naheliegend, dass sie versucht, sich für ihren Partner ‚frei‘ zu halten und ihn so intensiv wie möglich an ihrer Lebenswelt, an ihren Gedanken und Gefühlen teilhaben zu lassen. So schafft sie auch unter diesen schwierigen Bedingungen einen exklusiven Erfahrungsraum für sich als Paar, in dem es möglich ist, gemeinsame Zukunftspläne zu entwickeln, also eine möglichst übereinstimmende gemeinsame Vision einer gemeinsamen Zukunft zu kreieren. Möglicherweise gehört dazu bereits die Bestimmung erster Merkmale eines ‚guten gemeinsamen Lebens‘, deren Antizipation ihnen behilflich ist, die aktuell äußerst krisenhafte Zeit zu bewältigen (vgl. Sprung et al. 2018, 210f)¹²³. In diesem Zusammenhang kann auch von einer Strategie der ‚Futurisierung‘ gesprochen werden, die es ihr erlaubt, ihr Leben trotz aller aktuellen Unwägbarkeiten als planbar und sich selbst entsprechend als handlungsfähig zu erleben. Konkrete Aussagen dazu liefert das Interview nicht, über ihr Empfinden in Bezug auf ihren Partner während dessen Gefangenschaft erzählt sie außer dem Verweis auf den Kommentar ihres Vaters (vgl. Dammann 1383) nichts. Die Rekonstruktion der Fallgeschichte, in der – den weiteren Ereignissen vorgreifend – das Paar nach der Rückkehr von Herrn Dammann scheinbar nahtlos seine Beziehung fortsetzen kann, legt jedoch eine solche Bewältigungsstrategie nahe. Hier kann mit Berger & Keller (1965; zit. n. Huinink & Konietzka 2007) argumentiert werden, die von einer wechselseitigen Konstruktion einer gemeinsamen Welt ausgehen, bei der Partner*innen ihre

„Sinnhorizonte aufeinander ab[stimmen, L. O.]. Diese Abstimmungen, die im Gespräch vorgenommen werden, begründen eine ordnende, objektivierte Struktur von Verständnissen und Routinen, die sich ändernden Bedingungen anpassen. Der Konstruktionscharakter der Sinn-Welt bleibt den Beziehungspartnern verborgen.“ (Huinink & Konietzka 2007, 135)

Die letztgenannten Entwicklungen fallen in die Lebensphase des Übergangs ins Erwachsenenalter. Es kann davon ausgegangen werden, dass ihre psychosozialen Möglichkeitsräume der Adoleszenz (vgl. King 2013) aufgrund des NS-Regimes begrenzt sind, Leschinsky (2000) illustriert dies am Beispiel der Schule im Nationalsozialismus. Mit Blick auf die Entwicklungsaufgaben Eriksons (1998) gelingt es ihr zu Beginn ihres jungen Erwachsenenalters, trotz der räumlichen Trennung von ihrem Partner ein gewisses Maß an Intimität mit ihm herzustellen und die Beziehung fortzusetzen. Offenbar verfügt sie über die notwendige Reife, die die beson-

123 Von dieser Strategie der (imaginierten) Annäherung an gute Zeiten sprechen die Autoren im Zusammenhang mit dem GRIT-Programm: ‚Goal-Directed-Resilience in Training‘ (vgl. Kent et al. 2011; Kent et al. 2015; zit. nach Sprung/Kaiser/Streibl & Riffer 2018, 209), einem Programm zur Förderung der Resilienz von „Menschen mit potenziell traumatischen Erlebnissen (Sprung/Kaiser/Streibl & Riffer 2018, 209).

deren Umstände ihrer Beziehung zu ihrem Partner erfordert. Bestandteil dieser Reife sind, mit Blick auf ihre Lebenssituation, Selbstständigkeit mit Blick auf ihre eigene Versorgungssituation, ein hohes Maß an Loyalität gegenüber ihrem Partner sowie, damit eng verbunden, die Fähigkeit zur Orientierung an der Zukunft – entgegen den damaligen historischen Umständen, die kaum konkrete Aussagen über die weitere Zukunft zuließen. Auf diese Weise gestaltet sie die sich ihr anbietenden Möglichkeitsräume. Sie scheint damit ein biografisches Handlungsschema zu entwickeln, das sie nach der Rückkehr ihres Partners fortsetzt (s. u.).

8.3.2.2 Beziehung, Beruf und Zukunftspläne nach Ende des Zweiten Weltkriegs, 1945–1955

Bei Kriegsende ist Frau Dammann etwa 20 Jahre alt, die Region, in der sie mit ihrer Familie lebt, wird von den Briten besetzt. Unklar ist, ob alle ihre Brüder, die eingezogen wurden, den Krieg überlebt haben.

Es folgen die harten Nachkriegsjahre 1946 und 1947, die von einem heißen, trockenen Sommer ohne ausreichend Düngemittel und mit entsprechend geringer Ernte und vom ‚Hungerwinter‘ 1946/1947 geprägt sind. Verschärft wird die Situation durch die vielen Geflüchteten aus ehemals deutschen Gebieten, wodurch die Solidarität der Bevölkerung auf eine harte Probe gestellt wird (vgl. Habbe 2013, 248). In Frau Dammanns Erzählungen tauchen keinerlei Erinnerungen an diese Zeit der Not und des Mangels auf. Möglicherweise hat ihre Familie Bezüge zur Landwirtschaft und so die Chance, sich selbst besser zu versorgen, als dies in den urbanen Gebieten im Nachkriegsdeutschland der Fall ist: Mehrere tausend, einige Schätzungen sprechen sogar von mehreren hunderttausend Menschen sterben im Hungerwinter 1946/47 (vgl. Vogel 2015). Die Nachkriegszeit ist für sie neben der zunehmend mangelnden Versorgung vermutlich auch stark vom Warten auf die Rückkehr ihrer Brüder und ihres Partners geprägt und mit der Hoffnung auf einen Neuanfang verbunden. Die erlebten Entbehrungen hat sie deswegen möglicherweise als nicht so dramatisch wahrgenommen bzw. nicht in Erinnerung behalten bzw. sie sind nicht verknüpft mit dem thematischen Feld, in dem sie sich bewegt und in dem sie sich präsentiert.

Die Rückkehr ihres Partners aus der Kriegsgefangenschaft im Jahr 1947 markiert eine besondere biografische Zäsur im Leben von Frau Dammann: „die schönste Zeit [in meinem Leben; L. O.] war natürlich (.) die Zeit, wo mein Mann dann wiederkam, ne?“ (Dammann 1531f) Acht Jahre lang haben sich die beiden nicht gesehen und die Voraussetzungen für ihre Beziehung haben sich zeitlich bedingt verändert: Frau Dammann ist inzwischen eine erwachsene Frau (und keine 15-jährige Jugendliche mehr) und hat sich damit auch körperlich vermutlich deutlich verändert, außerdem ist sie beruflich selbstständig als Schneiderin und verfügt bereits über einige Jahre Berufserfahrung. Im Gegensatz dazu konnte ihr Partner nach seiner Ausbildung keine Berufserfahrungen mehr sammeln, seine berufliche Karriere lag in der Zeit der Kriegsgefangenschaft brach: „Er hatte doch auch, er hatte doch nur seine Lehre, er war 27 (.) und hatte doch gar nichts (.) ne? (.) Ne? (.) Da waren andere, die, die waren mit 18 schon, schon angefangen zu arbeiten, ne?“ (Dammann 1393) Diese Veränderung, die auch als ein Wechsel der ‚Versorgungsrollen‘ verstanden werden kann, scheint jedoch nicht zu einer Verunsicherung, Konflikten oder gar einem Beenden der Beziehung zu führen. Dem Paar gelingt es, seine Zukunftspläne konstruktiv umzusetzen, sie verdienen ihr erstes gemeinsames Geld und konzentrieren sich in den folgenden acht Jahren auf den beruflichen Aufstieg von Herrn Dammann, der dafür in die 50 km entfernte C-Stadt zieht. Während dieser Zeit sind sie nicht verheiratet und leben nicht zusammen: „Da mussten wir erst mal sehen, dass er erst mal noch was lernen konnte, ne?“ (Dammann 1395) Diese zirkuläre Mobilität (vgl. Lenz 2014, 209) zur Ermöglichung einer Berufskarriere ist im Prinzip nicht ungewöhnlich, mit Blick auf die schon lange währende Beziehung der beiden und ihre lange Trennung

überrascht sie dennoch in gewisser Hinsicht. Diese Entscheidung ist allerdings im Kontext der damaligen Zeit zu interpretieren: Mit ihrem angestrebten Lebensentwurf stellen sie sukzessive das damals geltende gesellschaftliche Rollenschema wieder her, nach dem der männliche Partner als Versorger agiert, während die Partnerin keine Karriere plant – in aller Regel zugunsten einer Familienplanung. Erneut taucht hier das Motiv einer stark zukunftsorientierten Handlungsorientierung auf, einer Futurisierung, für die eine gemeinsam entwickelte und geteilte Zukunftsvision notwendig ist, nach der beide Partner*innen dann ihre gegenwärtigen Entscheidungen und Handlungen ausrichten. Einen Konflikt um diese einseitige Orientierung an Karrierechancen gibt es nicht, es ist davon auszugehen, dass Frau und Herr Dammann sich in Bezug auf die Gültigkeit des gesellschaftlich geltenden traditionellen Schemas einig sind. Frau Dammann scheint – trotz des erneuten Wartens – ein Kohärenzgefühl im Sinne Antonovskys (1997) zu empfinden, das sich durch ihre Einschätzung der Situation als verstehbar, bewältigbar und sinnhaft entwickeln kann.

„Gott, ach (.) aber gearbeitet haben wir immer. Ich hatte mich damals ja schon, ich hatte ja Schneidern gelernt, ich hatte mich schon selbstständig gemacht (.) ne? Und mein Mann hatte Schneider gelernt (.) und dann hatten wir natürlich immer, immer was zu tun, ne? Ja. Dann hatte ich zu Hause, hatten wir, hatte ich ein Zimmer oben, wo ich denn arbeiten konnte immer. Ne? Ja. Mhm. Ja. Das war ganz gut. Und dann, dann haben wir da so unser erstes, mühselig unser erstes Geld verdient. (.) ‚Ja? Mhm‘. (.) Aber da ja nun Nähen nicht besonders gut bezahlt wird @(.)@ (2) hatten wir doch immer nichts. @(.)@ Nee, ja, aber wie er denn nachher, hm, hat er in D-Stadt, hat er die Schule besucht. Die Fachschule. Und äh, da hat sich sein Professor da, der hat sich für ihn eingesetzt, dass er die, hat er sofort die Stelle bekommen in C-Stadt. (.) Ja. Da hatten wir bloß Glück gehabt, ne? Dass er da s-Arbeit gefunden hatte, als er mit der Schule fertig war. Mhm, ja, und, und da war er nachher Betriebsleiter. Mhm, da hat er sich hochgearbeitet.“ (Dammann 1532ff)

Im Lichte der damaligen Verhältnisse betrachtet kann genau diese Fokussierung auf finanzielle Absicherung als Ausdruck des gemeinsamen Strebens nach Familie gewertet werden; Herr Dammann signalisiert damit auch sein Verantwortungsbewusstsein in Bezug auf seine zukünftige Rolle als potenzieller Familienvater (vgl. Lück 2015).

Gleichzeitig ist der aktuelle Lebensentwurf des ‚Strebens nach Familie‘ dazu geeignet, Frau Dammanns Gestaltungsraum, den sie sich durch ihre finanzielle Unabhängigkeit verschafft hat und den sie bereits einige Zeit ohne ihren Partner gefüllt hat, weiter aufrechtzuerhalten. In dieser Lesart wäre die Phase vor seiner Rückkehr für ihr Selbstverständnis als selbstständige und unabhängige Frau einflussreich und so nachhaltig gewesen, dass sie diesem Entwurf unausgesprochen weiter folgt. Dies könnte ein Hinweis auf eine partielle Verwandlung sein, das Interview liefert allerdings nicht genügend Hinweise, um diese Vermutung zu erhärten.

8.3.2.3 Hochzeit und Familiengründung, 1955–1960

1955, nach mindestens 16 Jahren Beziehung und acht Jahre nach der Rückkehr Herrn Dammanns aus der Kriegsgefangenschaft, heiraten Frau Dammann und ihr Partner. Diese mit Blick auf die Länge der Beziehung der beiden Partner und auch bezogen auf ihr Lebensalter relativ späte Hochzeit¹²⁴ (vgl. BIP, o.J.) kann auf Verschiedenes hinweisen, wobei die erste Lesart mit Blick auf Frau Dammanns bisherige Lebensgeschichte und Orientierung als am wahrscheinlichsten angenommen werden kann:

- Erreichen einer beruflichen Position, in der den beiden eine Hochzeit angemessen erscheint
- Hochzeit als Ausdruck der Festigung und Weiterentwicklung ihrer Beziehung, die zu diesem Zeitpunkt auf ein solches Signal angewiesen ist

¹²⁴ Frau Dammann ist zu diesem Zeitpunkt 30 Jahre alt, ihr Ehemann etwa 36 Jahre.

- Beenden einer Partnerschaft auf Distanz; durch den Status als Verheiratete wird ihnen ein gesellschaftlich akzeptiertes Zusammenleben möglich
- Hochzeit aufgrund einer Schwangerschaft
- Distanzierung von der Herkunftsfamilie, bei der Frau Dammann bis zu ihrer Hochzeit noch lebt
- Assimilation an die Geschwister: Durch ihre Hochzeit gleicht Frau Dammann ihren Status in der Herkunftsfamilie dem ihrer Geschwister an, die nach und nach heiraten
- Ehe, um die Chancen auf eine vom Arbeitgeber gestellte Wohnung zu verbessern (s. u.)

Mit der Hochzeit vollzieht Frau Dammann einen wichtigen Übergang ihres sozialen Status von einer ledigen zur verheirateten Frau. Dieser Übergang ist mit Blick vor dem Hintergrund des damaligen durchschnittlichen Heiratsalters von Frauen im Vergleich zu Frau Dammanns von einiger Bedeutung. Möglicherweise hat sie bis dahin bereits einige unangenehme Konfrontationen mit ihrer gesellschaftlichen Stellung als unverheiratete Frau erlebt. Mit der Ehe gelangt sie in eine verlässliche und sozial anerkannte soziale Position. Diese wird durch den Umzug in eine vom Arbeitgeber gestellte Wohnung in C-Stadt, 50 km von ihrem Elternhaus entfernt, bekräftigt: „für damalige Zeit hatten wir eine schöne Wohnung. Wir waren ja ganz stolz, wir hatten doch schon ein Badezimmer und @(.)Ja:@. Mhm. Mhm und Gasheizung und so, ne?“ (Dammann 1450ff) Neben ihrem sozialen Status verändert Frau Dammann durch den Umzug auch ihre sozialen Bezüge, was es ihr ermöglicht, sich neu zu definieren. Ihre Möglichkeitsräume verändern sich durch ihre Ehe und die gemeinsame Wohnung. Im Sinne eines Balancemanagements müssen die Bedürfnisse nach Individualität und Gemeinsamkeit der Eheleute unter den veränderten Bedingungen neu ausgelotet werden.

Aus dieser Lebenssituation und ihren Lebenserfahrungen heraus ist es denkbar, dass die Dammanns das Gefühl entwickeln, es ‚endlich‘ geschafft zu haben, endlich einen Schritt weiter zu sein auf dem Weg hin zu ihrer Zukunftsvision, die vermutlich, den Normen der damaligen Zeit folgend, von einem Familienleben mit Kindern geprägt ist.

Von nun an versucht das Paar vier Jahre lang, ein Kind zu zeugen, aber Frau Dammann wird nicht schwanger und die beiden beginnen, sich mit dem Gedanken einer kinderlosen Zukunft auseinanderzusetzen, was möglicherweise Frau Dammann, die aus einer sehr kinderreichen Familie stammt, besonders belastet: „wir dachten schon, das-es wird immer no- wird immer noch nix mit uns, ne?“ (Dammann 1548) Damit werden sie erneut zu ‚Wartenden‘ und geraten wiederholt in eine gewisse Außenseiterposition, diesmal als verheiratetes Paar, das ungewollt ohne Kinder lebt. Anders als bislang ist jedoch das Vorhaben ‚Kinder‘ nicht in gleicher Weise planbar und ‚machbar‘, wie es beispielsweise die Planung der beruflichen Karriere von Herrn Dammann war. Ihre tragende Zukunftsvision droht sich nicht zu erfüllen. Gerade weil diese Vision von so großer Bedeutung war und ist, besteht die Gefahr, den Blick für die Zukunft zu verlieren und ihn stattdessen „auf den momentanen negativen Zustand und die ihn auslösenden Umstände“ (Filipp & Aymanns 2010, 191) zu fokussieren. Dass die auslösenden Umstände noch dazu nicht greifbar sind, lässt die Situation noch weniger veränderbar erscheinen. Nach Erikson (1998) geht es hier um Auseinandersetzungen mit Fragen über Generativität und Stagnation. Unklar ist, wie die Dammanns auf diese Unsicherheit reagieren, ob sie beispielsweise stärker auch die berufliche Karriere von Frau Dammann verfolgen oder ob sie es wagen, sich noch weitere Zeit auf die Unsicherheiten eines Kinderwunsches einzulassen.

Entsprechend groß werden vermutlich die (Vor-)Freude und Erleichterung sein, als sich der 1960 geborene Sohn Holger ankündigt, Frau Dammann ist bei seiner Geburt 36 Jahre alt. Er-

neut ändert sich damit ihr sozialer Status: Sie legt (spätestens jetzt, möglicherweise auch schon früher) ihre Erwerbstätigkeit nieder und kümmert sich, dem Muster dieser Zeit entsprechend, zu Hause um den Sohn und den Haushalt, während ihr Mann mit möglicherweise gesteigertem Ehrgeiz seiner Arbeit nachgeht, um die finanzielle Sicherheit der Familie zu gewährleisten (vgl. Lange 2014, 132).

Das Paar hätte gerne weitere Kinder, weitere Schwangerschaften bleiben jedoch aus. Potenziell steigert das die Konzentration auf den Sohn Holger, der als einziges Kind womöglich zum alleinigen Adressaten der elterlichen Wünsche und Erwartungen wird.

Die ersten sechs Lebensjahre des Sohnes verlaufen anscheinend unauffällig, die Familie findet sich in ihrem Alltag gut zurecht. Dieser unterscheidet sich zwar weiterhin in gewisser Hinsicht von einem (scheinbar) gewöhnlichen Familienalltag, da Herr Dammann als Betriebsleiter mitunter auch über Wochen im Ausland ist und Frau Dammann für diese Zeit alleine mit ihrem Sohn ist. Die zirkuläre Mobilität (vgl. Schneider 2014, 209) bestimmt also einen großen Teil der Familienzeit. Mit Blick auf die gemeinsame Biografie der Eheleute, die von längeren Zeiten des Getrenntseins geprägt ist, in der vor allem Frau Dammann die ‚aktiv Wartende‘ repräsentiert, stellt diese Lebenswirklichkeit aber vermutlich keine größere Herausforderung für sie dar. Dies ändert sich, als der Sohn Holger schwer erkrankt.

8.3.2.4 Erkrankung des Sohnes und kognitive Beeinträchtigung 1966

Ein wichtiger Übergang erwartet die Familie mit der Einschulung ihres Sohnes im Jahr 1966. Holger ist von einem Kurzschuljahr betroffen, das heißt, er muss sich die Inhalte des ersten Schuljahres in kürzerer Zeit aneignen, das Schuljahr beginnt erst im Herbst. Von der Kinderärztin erhält Frau Dammann den Rat, mit ihm vor der Einschulung noch einmal in den Urlaub zu fahren, damit er erholt in die Schulzeit startet. Herr Dammann hat aufgrund seiner Bindung an den Betriebsurlaub seines Arbeitgebers keinen Anspruch auf Urlaub in dieser Zeit. Für Frau Dammann stellt dies jedoch kein Hindernis dar, sie traut sich auch zu, alleine mit ihrem Sohn in den Urlaub zu fahren, und plant einen mehrwöchigen Aufenthalt mit Holger in Süddeutschland. Vermutlich kommen ihr hier ihre biografisch entwickelten und durch die Ansprüche ihrer aktuellen Lebenswirklichkeit erhaltenen Fähigkeiten in Bezug auf Selbstständigkeit und Unabhängigkeit sowie das damit in Verbindung stehende Selbstverständnis und Selbstvertrauen zugute. Frau Dammann ist vermutlich eine der wenigen Frauen ihrer Generation, die sich für einen Urlaub ohne den Partner und ohne weitere familiäre Unterstützung entscheidet¹²⁵.

Im Laufe des Urlaubs erkrankt ihr Sohn, er hat hohes Fieber und kann nicht mehr laufen. Frau Dammann sucht den örtlichen Kinderarzt auf, der zunächst keine Diagnose stellen kann. Frau Dammann verbringt nun viele Tage mit ihrem kranken Sohn in der Urlaubsregion, ohne Unterstützung durch ihren Partner oder andere Verwandte oder Freunde. Das hohe Fieber und der körperlich schlechte Zustand ihres Sohnes bereiten ihr große Sorgen, insbesondere, weil sich keine Besserung einstellt.

„Dann hat der Arzt zehn Tage lang nicht erkannt [sehr deutlich gesprochen], was das Kind hatte. (2) Ja. (11, A trinkt in der Zeit) Bis ich zum Schluss gesagt habe (.) Könnte das denn ne Hirnhautentzündung sein.=Da=sagt=er=Wie kommen Sie da drauf. Ja=ich=sag=irgendwas muss doch sein (.) er hat immer hohes Fieber, und äh und wenn er aufstand, dann äh das konnte er nicht, konnte=nicht=stehen=und=fiel=immer, und=ich=sag, irgendwas ist doch mit dem Kind, ne? (.) Und ich war auf Hirnhautentzündung gekommen, weil eine von meinen Nichten (.) schon mal ne Hirnhautentzündung

125 Denkbar und nicht unüblich ist in dieser Hinsicht ein längerer Verwandtenbesuch ohne den Partner, der einer Urlaubsreise gleichkommt. Um einen solchen Urlaubsbesuch handelt es sich hier jedoch nicht.

gehabt hatte. (.) Aber da ist es (.) sofort erkannt worden, die ist gesund wie (.) wie (.....) Ist jetzt Schulleiterin da irgendwo, ne? Da ist gar nichts geblieben. Aber bei meinem Sohn waren das nun schon zehn Tage. (.) Dann sagte der Arzt: Ja, da muss ich mir einen Kollegen dazuholen, und dann haben sie (.) Punktierung gemacht (.) und dann sagte er: Ja, Sie haben recht. (Dammann 117ff)

Holger befindet sich in einer akut lebensbedrohlichen Situation und muss sofort stationär behandelt werden. Frau Dammann und ihrem Mann ist es wichtig, diese belastende Zeit, in der das Leben ihres Sohnes auf dem Spiel steht, gemeinsam zu verbringen. Da der behandelnde Arzt in Süddeutschland das Kinderkrankenhaus im Heimatort der Dammanns und einen der dort verantwortlichen Ärzte kennt, dem er die Behandlung von Holger zutraut, unterstützt er eine Verlegung von Holger nach C-Stadt, sofern er vom entsprechenden Arzt dort direkt in Empfang genommen wird. Herr Dammann bekommt von seinem Arbeitgeber einen Kastenwagen für den Liegendtransport seines Sohnes gestellt, den er mit seiner Frau dann 600 km weit von B-Stadt nach C-Stadt fährt (vgl. Dammann 131ff).

Für die Eltern stellen die folgenden Tage und Wochen vermutlich eine von größter Sorge und Verzweiflung geprägte Zeit dar: Das Leben ihres Sohnes ist durch die Hirnhauterkrankung *akut* gefährdet. Anders als zur Zeit des Zweiten Weltkriegs, als Frau Dammann eher aus einer dauerhaften, aber latenten Bedrohung um das Leben ihrer Brüder fürchten musste, ist die Konfrontation mit dem Tod hier direkt und real, noch dazu handelt es sich um ihren Sohn. Es ist von einer Zeit größter Not auszugehen, einer „abrupte[n], unvorhergesehene[n] und vor allem (subjektiv) nicht kontrollierbare[n]“ (Filipp & Aymanns 2010, 40) Zäsur, einem non-normativen Lebensereignis (vgl. ebd.).

Nach einiger Zeit wird klar, dass der Sohn die Erkrankung überleben wird. Mögliche Folgeschäden wie zum Beispiel ein Hörverlust oder eine Schädigung des Gehirns sind jedoch noch nicht absehbar (vgl. Dammann 151f). Auf die erste Erleichterung darüber, dass der Sohn außer Lebensgefahr ist, folgt vermutlich schnell eine quälende Ungewissheit über seine Chancen einer vollständigen Genesung. Fortan verfolgen seine Eltern seine Entwicklung mit dem Fokus auf Entwicklungsauffälligkeiten. Es ist gut denkbar, dass sie anfangs bestimmte Bedarfe ihres Sohnes direkt auf die körperliche Schwächung durch die Erkrankung zurückführen und die Eheleute nicht gleich davon ausgehen, dass sie ein Symptom beispielsweise einer Lernschwäche sind, obgleich diese Befürchtung vermutlich dauerhaft virulent ist. Frau Dammann erlebt eine Phase, in der sie sich nach und nach eingestehen muss, dass ihr Sohn sich bestimmte Fähigkeiten oder Fertigkeiten, die er vor der Erkrankung besaß, nicht mehr aneignen kann. Sie muss dies als Beleg für eine dauerhafte Lernschwäche bzw. eine Schädigung des Gehirns bewerten. Diesen Prozess der Auseinandersetzung fasst sie im Sinne ihres Bestrebens nach einer Renormalisierung (vgl. 8.3.5.2) auffallend oberflächlich zusammen:

„Das war natürlich (4) erst so diese Sorge, was wird überhaupt, wie wird es wohl mit ihm? (.) Ne? Die Ärzte sagten uns, das können wir im Voraus nicht sagen. Nicht? Man müsste so, und so langsam m-mit dem Gedanken angefreundet, dass es doch nicht wieder so hundertprozentig wird, ne?“ (Dammann 1550ff)

Anders als bei anderen Diagnosen kognitiver Beeinträchtigung wie beispielsweise dem Down-Syndrom findet die Konfrontation mit dem Beeinträchtigungsbild hier eher schleichend statt, Frau Dammann und ihr Mann erleben eine ‚Interpretationsphase‘ (in Abgrenzung zu Rosenthals Interpretationspunkten, vgl. Rosenthal 1995, 143f). „Ein hohes Ausmaß an Unsicherheit kann den Anpassungsprozess und den Trauerprozess über enttäuschte Erwartungen und Hoffnungen gegenüber dem Kind beeinträchtigen“ (Retzlaff 2019, 43). Diese Phase findet

für Frau Dammann eher in Form einer ständigen und prozesshaften Auseinandersetzung mit veränderten Fähigkeiten ihres Sohnes statt. Sicherlich ist die Einsicht in die Beeinträchtigung ihres Sohnes als einschneidendes Erlebnis zu beschreiben, dieses ist aber nicht zwingend an die Übermittlung durch einen Dritten, quasi einen Verlaufskurveninitiator (vgl. Schütze 1983a), gebunden, sondern kann als innerpsychischer Prozess der Auseinandersetzung gewertet werden, möglicherweise auch als kommunikativer Prozess zwischen den beiden Ehepartnern, die sich über die ihnen auffallenden Veränderungen austauschen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass dieser Prozess nicht gleichmäßig verläuft, sondern dass immer wieder Beobachtungen die einmal geäußerten Vermutungen zu entkräften scheinen und Frau Dammann kurzfristig neue Hoffnung schenken, dass es sich doch nur um eine verlängerte Rekonvaleszenzzeit handelt und er alte Kompetenzen und Kapazitäten zurückerlangen wird (Hinweise über das Empfinden von Herrn Dammann in dieser belastenden Zeit gibt es nicht). Diese Phasen werden dann vermutlich wieder unterbrochen durch entgegengesetzte Einschätzungen, die eher auf eine langfristig beeinträchtigte Entwicklung hindeuten. Für Frau Dammanns Erleben in dieser Phase ist dabei vermutlich wesentlich, dass es für sie keine handfesten Belege, keine klare Diagnose einer Beeinträchtigung gibt, sondern dass ihr als Mutter die Aufgabe als Erste zukommt, mögliche Retardierungen nach der Erkrankung zu beobachten und zu bewerten. Auf diese Weise kommt die Diagnose weniger als ein plötzlicher Schock, sondern sie ist eher als ein schleichender Prozess zu beschreiben, der ihnen viel Freiraum für Interpretationen lässt, durch die es ihnen auch möglich ist, Veränderungen zu euphemisieren. Gleichzeitig ist eine im Kindesalter erworbene kognitive Beeinträchtigung einem täglichen Beobachtungs- und Bewertungsprozess ausgesetzt, der die (emotionalen und sozialen) Kapazitäten der Eltern bindet. Auch für die Entwicklung des beeinträchtigten Kindes können Nachteile daraus entstehen, wenn

„...Eltern sich unter Umständen länger unrealistischen Vorstellungen hingeben: Frühförderung wird verpaßt, Gefahr der Überforderung des Kindes, weil man es ja an den Leistungen nichtbehinderter Gleichaltriger mißt.“ (Cloerkes 2007, 284)

Frau Dammann bewegt sich vergleichsweise lange in der Grauzone zwischen Hoffen und Bangen, denn obgleich die organische Ursache der Beeinträchtigung feststeht, sind die Auswirkungen, die Symptome, nicht sofort in gleicher Weise manifest. Auf diese Weise wird nicht nur die Auseinandersetzung mit einer durch die Folgen der Erkrankung veränderten Gegenwart und Zukunft verhindert, sondern zudem auch die Beschäftigung mit anderen entwicklungsrelevanten Lebensthemen erschwert oder verdrängt. Die ehemals erprobte Strategie des Ehepaars, sich in ihren Entscheidungen und Handlungen an gemeinsam entworfenen und verbindlichen Zukunftsperspektiven zu orientieren (s. o.), wird durch die nicht vorhersagbaren möglichen Langzeitfolgen der Erkrankung des Sohnes ausgesetzt: Da sie nicht wissen, mit welchen Hilfebefürden in der Zukunft möglicherweise zu rechnen sein wird, ist auch eine Antizipation der Zukunft – zumindest vorübergehend – nicht möglich. Zusätzlich zur sehr belastenden Situation, in der sich die Eltern befinden, erschwert dieser Verlust an Handlungssicherheit zusätzlich die Lage der beiden.

8.3.2.5 Holgers Schulzeit bis etwa 1977

Vermutlich ein Jahr nach seiner Erkrankung, nachdem Holger rein körperlich wieder genesen ist, wird er in der örtlichen Grundschule eingeschult. Dies kann als Beleg für die Hoffnung aller Beteiligten verstanden werden, dass er sich von seiner Erkrankung wieder vollständig und ohne Folgeerscheinungen erholt. Die Grundschulzeit fällt ihm jedoch schwer, besonders Mathematik

stellt für ihn eine schier unüberwindbare Herausforderung dar. Lesen und Schreiben gelingen ihm einfacher, doch auch hier liegen seine Leistungen deutlich hinter denen seiner Mitschüler*innen (vgl. Dammann 1559ff). Frau Dammann beschreibt die schulischen Misserfolge als „immer so deprimierend“ (Dammann 1562) für Holger. Abseits der Schule scheint er gut zu rechtzukommen und entwickelt sich im Alltag zu einem selbstständigen Jungen, was sich u. a. in seinem ausgeprägten Orientierungssinn und seiner Mobilität äußert (vgl. Dammann 1593ff). Gedanken über einen Wechsel zur Sonderschule scheint es auf Seiten der Dammanns nicht zu geben. Dies kann Ausdruck ihrer Hoffnung sein, dass sich Entwicklungsverzögerungen noch ‚rauswachsen‘. Gleichzeitig kann es auch ihr Streben nach Normalität symbolisieren. Beide Aspekte schließen sich nicht aus.

Spätestens am Ende der Grundschulzeit werden die Eltern jedoch von Seiten der Grundschule mit der Lernbeeinträchtigung ihres Sohnes konfrontiert: Holger wird ein Wechsel zur Sonderschule nahegelegt. Möglicherweise hat es schon zuvor Gespräche über Holgers Schwierigkeiten in der Schule gegeben, die die Dammanns dann aber anscheinend ignoriert haben. Diese Situation hat das Potenzial, zu einem Schlüsselerlebnis für die Dammanns in Bezug auf die Beeinträchtigung ihres Sohnes zu werden.

Das Ehepaar folgt den Empfehlungen der Grundschule nicht und entscheidet sich für die Anmeldung an einer privaten Waldorfschule. Mit Blick auf die damalige Zeit stellt dies die einzige Option der Dammanns dar, ihr Kind im weitesten Sinne integrativ zu beschulen, wobei die Privatschule vermutlich nicht auf sonderpädagogisch geschultes Personal zurückgreifen kann. Bemerkenswert ist zum einen das Selbstbewusstsein der Eltern, die es wagen, den Empfehlungen der Lehrer*innen zu widersprechen. Es zeugt von einem gewissen Selbstbewusstsein (und/oder möglicherweise auch einem Einkommen¹²⁶), der es ihnen erlaubt, Bewertungen von Fachkräften (hier: Lehrer*innen) offen in Frage zu stellen.

Mit ihrer Entscheidung für die Waldorfschule verhindert das Ehepaar eine öffentliche Etikettierung ihres Sohnes als ‚behindert‘, die sich mit einem Wechsel auf die Sonderschule unweigerlich vollzogen hätte. Gleichzeitig kann es ebenso Ausdruck der ‚Verleugung‘ sein, ein Abwehrmechanismus im Umgang mit der Diagnose (vgl. Cloerkes 2007, 285ff). Möglicherweise soll der Wechsel auf eine Privatschule Holger aber auch zusätzliche Zeit verschaffen, die Entwicklungsverzögerungen wieder aufzuholen, die zur Empfehlung einer Sonderschule geführt haben. Nicht zuletzt kann ihre Entscheidung auch ihren Versuch symbolisieren, die Verunsicherung zu bewältigen, die durch die Konfrontation mit den Beeinträchtigungen des Sohnes durch die Grundschule ausgelöst wurde.

Das pädagogische Konzept der Waldorfschule kommt seinen Bedürfnissen entgegen:

„das hat ihm auch gutgetan. Da ist er gerne hingegangen. Man hatte auch Kontakt zu den Lehrern (.) so, nicht? Das war nicht alles so: ne? Und (.) und dieser Stress war ja nicht da, ne? Ja. Mhm. (.) ‚Mhm‘. Und (.) die haben ja auch so=n so=ne ganz andere Unterrichtsmethode, ne? (.) Ja. ‚Mhm‘. ‚Ne‘. Ja. (.) Die arbeiten immer, wenn die zum Beispiel Geschichte, dann machen die sechs Wochen nur Geschichte. (.) Ne? Oder=ode:r (.) oder Mathe oder=oder so, da, ne? Das machten die immer sechs Wochen lang. (.) Ne? Und (.) und irgendwie w-war das auch ganz gut, ne? Da kam er so einigermäßen zurecht. (.) Ne? Auf jeden Fall kann er ganz gut, also schreiben (.) und lesen tut er gerne.“ (Dammann 1505ff)

Auch die Enttäuschung über schlechte Noten bleibt Holger dank des besonderen Beurteilungssystems erspart:

126 Dass sich die Familie die Finanzierung dieser Privatschule leisten konnte, ist ein wichtiges Indiz für ihre gesicherte finanzielle Situation (vgl. Dammann 1566).

„Aber dann hat er dann doch noch, äh, bin, sind ja froh, dass wir ihn zur Waldorfschule geschickt haben. Das hatte ihm gutgetan. Ja. Mhm, äh, äh da gab es nicht diesen Stress, du musst jetzt, ne? Und so, es gab dann, äh auch keine Noten auf dem Zeugnis, es gab nur ne Beurteilung, ne? Ja. Mhm, und dann fühlen die, die sich doch schon ganz anders, ne? Wie er da erst die ersten vier Jahre auf der Volksschule, ja, dann (.) wenn sie denn Diktat geschrieben hatten und so, dann stand dann immer der Klassenstand drunter und wenn er dann immer bei den Schlechtesten wa:r, nicht?“ (Dammann 1554ff)

Die Dammanns können die Entscheidung für die Privatschule folglich als ‚richtig‘ werten. Herr Dammann ist beruflich sehr eingebunden, Frau Dammann ist dagegen mit dem Haushalt und der Erziehung betraut. Da ihr Mann häufiger für mehrere Wochen im Ausland beschäftigt ist, verbringt sie viel Zeit alleine mit ihrem Sohn. Dies verspricht einerseits große Freiheiten für beide Ehepartner und ihre Zeitgestaltung, gleichzeitig verlangt es ihnen ein hohes Maß an Selbstständigkeit ab. Das biografische Handlungsschema, das Frau Dammann im jungen Erwachsenenalter entwickelt hat, ist damit weiterhin von Bedeutung und wirksam. Die Zeit zwischen dem Wechsel zur Waldorfschule bis 1977, dem Ende von Holgers Schulzeit, scheint eine Zeit der familiären Ruhe und Stabilität zu sein, die geprägt ist von Phasen des Getrenntseins und Phasen der Gemeinsamkeit sowie von den Strukturen, die Holgers Schule vorgibt. Dafür spricht, dass sich Frau Dammann keinen weiteren Details bzw. Ereignissen aus dieser Zeit zuwendet.

8.3.2.6 Umzug, Übergang des Sohnes ins Arbeitsleben und Entwicklung von Zukunftsperspektiven ab 1977

1977 kommt es in zweifacher Hinsicht zu einer Veränderung im Alltag der Dammanns: Zum einen ziehen sie aus ihrer Wohnung in C-Stadt aus und ziehen in ein eigenes, neu gebautes Haus in einem etwa 15 km entfernten Vorort von C-Stadt (A-Dorf). Die Beweggründe für einen Umzug sind nicht bekannt, denkbar ist jedoch, dass Herr Dammann, der zu diesem Zeitpunkt etwa 58 Jahre alt ist, mit Blick auf den bevorstehenden Ruhestand aus der Wohnung, die möglicherweise weiterhin über den Arbeitgeber vermietet wird, ausziehen muss.

Etwa zur selben Zeit endet Holgers Schulzeit und er muss sich – vermutlich gemeinsam mit seinen Eltern – mit seiner beruflichen Zukunft auseinandersetzen. Auch dies kann ein Anlass für die Umzugsentscheidung sein, etwa wenn es das Ziel ist, in das Einzugsgebiet einer bestimmten Werkstatt für Behinderte zu gelangen (oder anders formuliert: dem Einzugsgebiet einer anderen zu entgehen).

In dieser Zeit ändern sich also sowohl die häuslichen Strukturen als auch der Tagesablauf des Sohnes und sein sozialer Status: Holger wird erwachsen und wird aus dem vergleichsweise ‚behüteten Schulalltag‘ entlassen. Und auch das Ehepaar Dammann beginnt möglicherweise aufgrund des nahenden Ruhestands über ihre eigene Zukunft nach dem Berufsleben nachzudenken. Aus dieser Perspektive heraus erscheint ein Zusammenhang zwischen dem Hausbau und der sich verändernden Lebenssituation aufgrund der jeweiligen chronologischen Lebensalter und deren sozialen Bedeutungen für die Familienmitglieder sehr wahrscheinlich.

Bemerkenswert ist, dass Holger von der Schule anscheinend bedenkenlos in den Arbeitstrainingsbereich einer WfbM wechselt und Holger mit fast 18 Jahren erstmalig in Berührung mit einem professionellen Kontext der Behindertenhilfe kommt. Nachdem seine Eltern sehr bemüht waren, eine Sonderbeschulung zu verhindern, ist es also erstaunlich, dass sie sich jetzt scheinbar unbeirrt für eine Einrichtung der Behindertenhilfe als Ort beruflicher Teilhabe entscheiden. Die Interpretationsphase, die mit der körperlichen Gesundung von der Hirnhautentzündung begonnen hat, scheint spätestens hier an einen Punkt gelangt zu sein, an dem sie auf

spezielle Angebote zurückgreifen und damit signalisieren, die kognitiven Beeinträchtigungen als Folge der Erkrankung zu erkennen. Das Ehepaar scheint entweder zu dem Ergebnis gekommen zu sein, dass Holgers Unterstützungsbedarf – unter Beachtung aller ausgeprägten Kompetenzen – so umfassend ist, dass entweder eine Ausbildung auf dem ersten Arbeitsmarkt nicht möglich erscheint, oder es scheut sich vor der Konfrontation, die mit der Suche nach einem regulären Ausbildungsplatz verbunden wäre, bei dem aber auf Holgers Unterstützungsbedarf Rücksicht genommen wird.

Der Umzug unterstützt in diesem Zusammenhang möglicherweise die Auseinandersetzung, mit Holgers Wechsel in den Arbeitstrainingsbereich als ‚Familie mit einem behinderten Kind‘ etikettiert zu werden.

Der Arbeitstrainingsbereich entspricht offensichtlich kaum Holgers Wünschen und Bedürfnissen. Immer wieder verlässt er eigenständig das Gelände der Werkstatt und fährt nach Hause oder besucht seinen Vater im Betrieb. Auch Frau Dammann bewertet die Qualität des Angebots kritisch. Dennoch scheint von der Familie keine Initiative für eine Veränderung seiner Situation auszugehen:

- FD: „(...) Ja, ah da-das hat er auch gemacht, als er erst in H-Dorf [im Arbeitstrainingsbereich; L. O.] war. (.) Ne? Da mochte er ja nicht sein. (.) Ne?
- II: Ach so, das war nix erst.
- FD: Ne:in. Und dann hatte er das ganz/(.) schnell rausbekommen, H-Dorf, dann fuhr der Bus (.) äh nur noch eine Station weiter und dann wieder zurück. (.) Dann ist er ausgestiegen und ist mit diesem zurück, wieder mit zurückgefahren. Ja., dann war er wieder zu Hause. Ja. Mhm. Ja. Ne? Ne, einmal da kam er auch, da kam er, ich sag, kannst doch nicht einfach, ich soll den ganzen Tag Schrauben zählen, Mama, da hatte ich keine Lust zu, sagt er, da bin ich weggegangen. @Ja: (.)@
- II: Der ist sehr, sehr selbstständig, echt. Also,
- FD: Ja. Nee, ne:e das wollte er nicht, ne? Nein. (2) Und dann ist er immer, wenn er dann bei uns war, dann ist er mit dem Bus noch wieder ein Stück weitergefahren (.) und dann, ich weiß nicht, ob Sie C-Stadt, kennen Sie?
- II: Ich, ja, ein bisschen.
- FD: Da in [nennt Stadtteil von C-Stadt], wo das ist? (.) Ja, da war damals die Firma [nennt Namen der Firma], da war mein Mann, (.) dann ist er bis=bis dahin im Bus mitgefahren, hat Papa besucht.
- II: Oh schön. @ (.) Und der hat sich bedankt.(2)@
- FD: Tja. Ja.Dann konnte er ihn ja auch nicht wegschicken. Ne? Ja.Mhm. Ja. Oh nee, da war mein Mann anders, da stand er auch zu. Nee, ne:e dann durfte er dann auch da bleiben. (Dammann 1607ff)

In gewisser Weise garantiert die Inanspruchnahme der Behindertenhilfe also ein unaufgeregtes Familienleben, in dem Frau Dammann nicht weitergehend mit der Beeinträchtigung ihres Sohnes konfrontiert wird. Auf diese Weise erscheint ihr ihr Leben wieder planbar und verlässlich.

1979 wechselt Holger in den regulären Arbeitsbereich der Werkstatt. Zwei Jahre später, nach der Eröffnung eines neuen Werkstattstandortes, wechselt er aufgrund des Einzugsgebiets nach F-Dorf, einer im Vergleich zum Standort des Arbeitstrainingsbereichs wesentlich kleineren, familiären Zweigstelle, in der er trotz einer weiterhin unterfordernden Beschäftigung deutlich zufriedener ist. Er schließt mit mindestens einem Beschäftigten eine enge Freundschaft (vgl. Dammann 245ff) und verlässt den Standort nicht mehr während der Arbeitszeit. Hier scheint sich also eine gewisse Stabilität und Routine einzustellen.

Der Gedanke liegt nahe, dass der Hausbau 1977 noch durch eine weitere Vision befeuert wird, die eng mit dem eigenen Älterwerden der Eltern, dem Erwachsenwerden des Sohnes und der

Zuwendung zur Behindertenhilfe verbunden ist: der Frage nach der Zukunft ihres Sohnes nach ihrem Tod. Da Holger keine Geschwister hat, besteht nicht die von beiden idealisierte Option, dass diese die Begleitung ihres Bruders nach dem Tod der Eltern übernehmen.

Aus der Reihe ihrer Geschwister bietet sich aus Sicht von Frau Dammann niemand als potenzielle neue Familie für Holger an. Sie empfindet eine gewisse Abwehr bzw. Ausgrenzung dieses Thema betreffend und schreibt auch ihrem Sohn ein ähnliches Empfinden zu:

„Ja, wenn Sie keine Kinder haben und (.) und ich hab immer gesagt, so äh anderen, so, nee (.) wenn (2) die hatten auch alle selber ihre Sorgen, alle, ne? So, zum Beispiel mein Bruder, mein jüngster Bruder (.) ja, ich-ich weiß noch, wie Holger mal zu ihm sagte, Onkel Max, du mit deinen vielen *Kindern*, der hat acht Kinder @(.). Ja.@ Mhm. Ja. Ja. Und (.) und=und meine Schwestern, die waren auch verheiratet, und da hätten die *Männer* das nicht mitgetragen, dass Holger da gewesen wäre für immer. Ne? (.) Nein. Und wenn man das schon weiß, man braucht das, man *merkt* das ja, ne? Ja. Und Holger, der ist ganz feinfühlig. Der merkt ganz genau, wer es gut mit ihm meint oder wer ihm so ein bisschen so. Ja.“ (Dammann 1060ff)

Diese aus der eigenen Herkunftsfamilie stammende Verletzung stärkt vermutlich ihr Misstrauen anderen gegenüber und festigt ihre Überzeugung, dass nur auf ihre eigene Kernfamilie Verlass ist.

Aus dieser Not heraus entwickelt das Ehepaar im Laufe seines gemeinsamen Lebens mit Holger die Vorstellung, ihr Haus nach ihrem Tod in ein Wohnheim für behinderte Menschen umzuwidmen und ihrem Sohn rechtlich ein lebenslanges Wohnrecht darin zu sichern. Es ist zwar nicht bekannt, wann sie diese Überlegung entwickeln, grundsätzlich denkbar ist aber, dass dies von den bereits erwähnten Veränderungen ab 1977 angestoßen wird. Möglicherweise werden diese Überlegungen auch erst in Zusammenhang mit der Erkrankung von Herrn Dammann initiiert (s. u.). Ein Umzug in ein bereits bestehendes Wohnheim stellt für das Ehepaar ein „rotes Tuch“ (Dammann 359) dar:

„diese *Vorstellung*, ihn abgeben zu müssen (.) in ein *Heim*, zu fremden *Leuten* und in eine fremde *Umgebung* und, nee, das konnte ich einfach nicht, nein. Nein. Meinem Mann ging's genauso“ (Dammann 422ff).

Anders als im Kontext ‚Arbeit‘, wo sie scheinbar ohne Bedenken auf die Behindertenhilfe als Unterstützung zurückzugreifen scheinen, präsentiert sich die Situation im Kontext ‚Wohnen‘ deutlich anders. Ihre Idee zeugt von dem Bestreben, ein passgenaues Angebot für ihren Sohn zu finden, das den Verbleib in gewohnten räumlichen und sozialen Bezügen sichert¹²⁷. Holger ist in A-Dorf in der Nachbarschaft und auch darüber hinaus gut vernetzt, er ist sehr kommunikativ und geht selbstständig auf Menschen zu, die ihm sympathisch sind. Er schafft es, Beziehungen zu verschiedenen Personen herzustellen, auszubauen und zu halten, wie das folgende Beispiel verdeutlicht:

FD: (...) In A-Dorf, da hat er (.) zwei so, so junge Frauen und da=sagt=er=immer=das=sind=meine=Schwestern. Er w- er hat immer, er hat es immer eigentlich vermisst, dass er Einzelkind war, dass er keine Geschwister hatte. Und dann hat-, hatten wir so=n Kaplan in- in A-Dorf, und äh, äh

127 Vermutlich ist zum Zeitpunkt ihrer Überlegungen das Angebot Ambulanter Assistenz noch nicht ausgebaut oder den Dammanns nicht bekannt, möglicherweise wünschen sie sich eine umfassendere Begleitung ihres Sohnes, als eine Ambulante Assistenz dies gewährleisten kann. Konkrete Aussagen lassen sich dazu aber nicht treffen, da sich aus dem Interview nicht eindeutig ableiten lässt, wann genau Frau Dammann und ihr Mann anfangen, sich mit der zukünftigen Lebenssituation ihres Sohnes dezidiert auseinanderzusetzen.

der hatte ihn dann mit in die Gruppe genommen, der hatte so=ne Gruppe, nun waren das aber nur Mädchen, (.) und dann hat er gesagt, und, äh, äh, ne? Dann kannst du auch, darfst mitsingen, (.) @aber sing mir nicht zu laut, ne@ Und dann hat er sich da mit so ein paar Mädchen so angefreundet, (.) gucken Sie mal, das ist jetzt schon über zehn Jahre her. Und das hält immer noch an. Ich fand das so toll, dass die dann, und dann hab ich immer gedacht, oje, jetzt ist da so eine dicke Freundschaft geworden, wenn die jetzt mal, die waren ja damals noch jung, alle, (.) wenn die jetzt mal einen Freund haben und heiraten, (.) ne? Aber die haben das so geschickt gemacht, die haben- haben gesagt, so, so einige so, besonders zwei waren das, ne? So: „Wir haben jetzt einen Freund, und wir werden auch heiraten, aber du bleibst unser Freund.“ (.) Ne? Und das haben die bis heute, ja, gemacht. Die besuchen ihn (.) ja.

11: Toll.

FD: Ja. Zum Geburtstag waren sie alle da. Und, ‚doch‘ doch, das muss ich sagen, also, von daher hatten wir Glück“ (Dammann 524ff)¹²⁸

Neben der Möglichkeit der Fortsetzung sozialer Kontakte wäre bei einem Verbleib im Elternhaus auch die Bindung an seinen Arbeitsplatz gewährleistet. Und nicht zuletzt hat dieser Plan den Vorteil, sich auch als Eltern den zukünftigen Alltag des Sohnes vergleichsweise konkret vorstellen zu können. Konkrete Gespräche mit der Behindertenhilfe finden aber vermutlich zu diesem Zeitpunkt noch nicht statt. Das Ehepaar Dammann schiebt insofern die Auseinandersetzung mit der Zukunft ihres Sohnes nicht auf, sie nehmen sie durchaus aktiv in die Hand, wenn auch zunächst noch zurückhaltend. Die Voraussetzungen, über eine räumliche Veränderung nachzudenken, sind also auch hier durchaus davon beeinflusst, ob „es für den behinderten Menschen annehmbare Alternativen zum Leben in der Familie gibt“ (Guski & Langlotz-Brunner 1991, 38), die Dammanns arbeiten aber ihrerseits aktiv an der Schaffung einer Alternative, statt abwartend auf passgenaue Angebote der Behindertenhilfe zu warten.

8.3.2.7 Familienalltag und Ruhestand von Herrn Dammann 1983

Dem Umzug und Holgers Wechsel in den Arbeitsbereich der Werkstatt für behinderte Menschen scheinen unaufgeregte, aber harmonische Jahre zu folgen, in denen, ähnlich wie in der Schulzeit ab der 5. Klasse, die besonderen Arbeitsbedingungen von Herrn Dammann den Alltag der Familie strukturieren: Da er beruflich bedingt weiterhin häufig für mehrere Wochen im Ausland ist, spielen das Voneinander-getrennt-Sein und die Wiedersehensfreude (weiterhin) eine große Rolle im Leben des Ehepaars und vermutlich auch im Leben ihres Sohnes. Während Holger seinen Vater mitunter auf seinen Reisen begleitet, bleibt Frau Dammann lieber zu Hause, ihr ist das untätige Warten auf ihren Mann zu langweilig:

„dann hab ich gesagt, du, ich sag, ich habe absolut keine Lust [ihren Mann erneut auf Geschäftsreisen zu begleiten; L. O.], ich sitze den ganzen Tag im Hotel, und wenn er abends wiederkommt, is=er müde (.) ne? Ja, und unterhalten könnt ich mich auch [nicht, L. O.], kein Mensch sprach Deutsch (.) ne?“ (Dammann 1418ff)

Hier lassen sich auffällige Parallelen zu den ersten 15 Beziehungsjahren des Paares aufzeigen, die ebenso von Trennung und der Vorfreude und der Vorbereitung eines Wiedersehens geprägt waren. Die Langeweile (und möglicherweise auch gefühlte ‚Nutzlosigkeit‘, die Frau Dammann erlebt, wenn sie ihren Mann auf Geschäftsreisen begleitet) belegt, dass sie ihre Rolle nicht als die einer passiv Wartenden versteht, sondern die Zeit bis zur Rückkehr ihres Mannes stets selbst-

128 Für die Beziehung zu anderen Personen verwendet er ebenfalls familiäre Bezeichnungen wie ‚Geschwister‘ (vgl. Dammann 571ff), ‚Tante‘ (vgl. Dammann 720ff) oder ‚wie ein Bruder‘ (Dammann 611).

bestimmt gestaltet. Dafür spricht auch ihre Darstellung im Vorgespräch, in der sie davon sprach, dass sie und ihr Sohn die Zeit ohne ihren Mann auch genossen haben: Im Vorgespräch kommentiert sie das folgendermaßen: „aber das durften wir natürlich nicht sagen“.

Diese Routine verändert sich spätestens durch den Ruhestand von Herrn Dammann, der etwa auf das Jahr 1983 zu datieren ist: Der Ehemann verbringt jetzt vermutlich wesentlich mehr Zeit zu Hause, und dies nicht nur tagsüber, sondern auch in Bezug auf die Kalenderwochen: Während er zuvor einige Wochen im Jahr nicht anwesend war, besteht nun zumindest die Möglichkeit eines dauerhaften Miteinanders. Den Erzählungen von Frau Dammann folgend scheint die Familie sich problemlos in der neuen Lebensphase zurechtzufinden und gestaltet in einem guten Miteinander ihren gemeinsamen neuen Alltag.

8.3.2.8 Erkrankung und Tod von Herrn Dammann: Erarbeitung einer konkreten Zukunftsperspektive für Holger bis 2006

Dies ändert sich massiv, als bei Herrn Dammann eine ernsthafte Erkrankung diagnostiziert wird. Der Zeitpunkt dafür ist unklar, es spricht jedoch vieles dafür, diesen auf die beginnenden 2000er Jahre zu datieren: Herr Dammann ist zu diesem Zeitpunkt etwa 80 Jahre alt. Das Ehepaar, das bis zu diesem Zeitpunkt ein sehr selbstbestimmtes und gesundes Leben geführt hat, das bereits 17 Jahre lang vom Ruhestand des Ehemannes geprägt war, muss sich nun mit der realistischen Bedrohung des Todes von Herrn Dammann und des Endes ihrer Beziehung auseinandersetzen und möglicherweise auch mit einem körperlichen Leidensweg.

Mit dem Erleben ihres Ehemannes als sterblich beginnt für Frau Dammann vermutlich eine sehr schwierige Zeit, mit der möglicherweise auch eine Veränderung im Bewusstsein für ihre eigene Sterblichkeit oder Anfälligkeit einhergeht. Diese Prozesse sind wiederum geeignet, sich intensiver und konkreter mit der Planung von Holgers Zukunft auseinanderzusetzen. Dies umso mehr, als dass es weiterhin eine geteilte Überzeugung der Eltern ist, dass ein Wohnheim für behinderte Menschen nicht der geeignete Lebensort für ihren Sohn sein kann, und sie gewillt sind, *gemeinsam* eine Zukunftsentscheidung zu treffen. ‚Gemeinsam‘ bezieht sich hier allerdings nur auf das Ehepaar Dammann. Es gibt keine Hinweise im Interview darauf, dass ihr Sohn Holger in ‚gemeinsame‘ Entscheidungen involviert ist.

Frau Dammann ist zu diesem Zeitpunkt auch schon in einem fortgeschrittenen Alter, im Jahr 2000 wird sie 76 Jahre alt. Sicherlich hat sie zu diesem Zeitpunkt bereits Verluste in ihrem näheren Umfeld erleben müssen, möglicherweise sind Geschwister oder Freunde schwer erkrankt oder schon verstorben. Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Tod drängt sich vermutlich also nicht erst mit der schweren Erkrankung ihres Ehemannes auf. Und dennoch ist es vermutlich erst dieser Schicksalsschlag, der sie direkt im engsten Umfeld trifft, der das volle Potenzial entfaltet, die Bedeutung der eigenen Endlichkeit zu begreifen und aktiv zu werden in Bezug auf die Zukunftssicherung ihres Sohnes.

Die wie erläutert möglicherweise schon früher entwickelte Vorstellung, das eigene Haus nach ihrem Tod der Behindertenhilfe zu vermachen und es in ein Wohnheim umzuwidmen, in dem Holger über ein lebenslanges Wohnrecht verfügt, muss nun in Zusammenarbeit mit der Behindertenhilfe konkretisiert werden. Sie nehmen dazu Kontakt mit der Behindertenhilfe auf. Diese prüft diese Option, muss die Dammanns aber enttäuschen: Wegen zu geringer Quadratmeterzahlen sei eine Umwidmung in ein teilstationäres Wohnheim nicht möglich (vgl. Dammann 1656ff). Frau Dammann und ihr Mann erleben damit vermutlich eine herbe Enttäuschung ihrer Überlegungen und stehen vor der Herausforderung, eine neue akzeptable Zukunftsperspektive für ihren Sohn zu entwickeln. Möglicherweise fühlen sie sich auch gekränkt, weil ihr Haus den Ansprüchen eines Wohnheims nicht gerecht wird – einer Wohnform, der sie unter

anderem den Vorwurf der Anonymität unterstellen (vgl. Dammann 427ff), während ihr Haus für sie ein Symbol des vertrauten Familienlebens ist.

Im Gespräch mit der Haushaltshilfe der Dammanns ergibt sich aber eine neue Option, wobei auch hier der genaue Zeitpunkt der Entscheidung nicht bekannt ist. Die Haushaltshilfe bietet den Dammanns an, nach deren Tod mitsamt ihrer Familie, zu der auch ihr (körperlich) beeinträchtigter Sohn gehört, in das Haus der Dammanns einzuziehen und die Begleitung von Holger zu übernehmen. Sie versteht sich gut sowohl mit Frau Dammann und ihrem Mann als auch mit Holger, sie kennt den Haushalt der Dammanns und es besteht eine stabile Vertrauensbasis. Die Haushaltshilfe ist durch ihren beeinträchtigten Sohn ans Haus gebunden, Frau Dammann kann also von einer verlässlich anwesenden Bezugsperson ausgehen. Dem Ehepaar wird von dieser Idee abgeraten (vgl. Dammann 408f), aber das Bedürfnis, einen Umzug in ein Wohnheim zu vermeiden und vermutlich auch noch zu Lebzeiten von Herrn Dammann *gemeinsam* eine Zukunftsentscheidung zu treffen, führt dazu, dass die Dammanns das Angebot ihrer Haushaltshilfe annehmen und ihr Testament entsprechend formulieren (vgl. Dammann 407ff). Ob bzw. inwieweit Holger in diese Überlegungen involviert ist, geht aus dem Interview nicht hervor.

Die Dammanns haben damit das Thema „Holgers Zukunft“ für sich erfolgreich bearbeitet und können sich gedanklich wieder stärker auf das Hier und Jetzt konzentrieren, das vermutlich mit der Zeit von einem immer weiter fortschreitenden Krankheitsverlauf von Herrn Dammann geprägt ist.

Lebensgeschichtlich betrachtet ist es für Frau Dammann und ihren Mann von größter Bedeutung, *gemeinsam* eine Entscheidung für die Zukunft getroffen zu haben, eine verbindliche Entscheidung, die sie beide konkret und übereinstimmend antizipieren können und über die sie sich austauschen können. Es gelingt ihnen auf diese Weise, die Verantwortung, die mit der Entscheidung über die Zukunft ihres Sohnes verbunden ist, gemeinsam zu tragen und mit der konkreten Vorstellung der Zukunft dem drohenden Tod von Herrn Dammann in zumindest einem Punkt den Schrecken zu nehmen: Sie können über die Zeit sprechen, in der er nicht mehr da sein wird, sie können diese Zeit gemeinsam planen und – zumindest ideell – zusammen gestalten.

Im Jahr 2006 stirbt Herr Dammann. Frau Dammann verliert damit einen der zwei zentralen Menschen in ihrem Leben, einen Menschen, der sie seit etwa ihrem 16. Lebensjahr, also seit mittlerweile fast 70 Jahren begleitet hat, mit dem sie eine Familie gegründet und mit dem sie sowohl historische Herausforderungen, wie die Trennung während des Zweiten Weltkriegs und die Belastungen der Nachkriegszeit, sowie den privaten Schicksalsschlag der folgenschweren Erkrankung ihres Sohnes bewältigt hat. Das weitere Zusammenleben von Frau Dammann und ihrem Sohn ist der unbedingte Wille der Familie, Frau Dammann ist sich also bewusst, auch dem Wunsch ihres Mannes damit nachzukommen. Insofern kann von einer relativen Handlungssicherheit in einer Zeit gesprochen werden, die zwar von Trauer und Verlust geprägt ist, in der Frau Dammann gleichzeitig aber auch von dem beruhigenden Wissen getragen ist, den gemeinsam entworfenen Lebensentwurf auch im Sinne ihres Mannes fortzusetzen und auf den vereinbarten Zukunftsentwurf zu vertrauen.

8.3.2.9 Abkehr vom testamentarisch verfügbaren Zukunftsmodell, Demontage der Handlungsstrategie und Gegenwartsorientierung nach 2006

Kurze Zeit nach dem Tod ihres Mannes muss Frau Dammann für zwei Wochen stationär im Krankenhaus behandelt werden. Während dieser Zeit kümmert sich die bereits erwähnte Haushaltshilfe um Holger; er verbringt die Zeit allerdings in ihrem Haushalt und in ihrer Familie. Durch dieses Arrangement geht Frau Dammann vermutlich relativ beruhigt ins Krankenhaus:

Sie weiß ihren Sohn bei einer ihr vertrauten Person, zu der auch Holger ein enges Verhältnis hat. Zudem bleibt er in der näheren Umgebung, kann also weiter seinen Alltag selbstbestimmt und entsprechend seinen Vorlieben gestalten. Noch dazu bewertet sie den Aufenthalt wahrscheinlich auch als eine gute Vorbereitung auf den sich in der Zukunft vollziehenden Wechsel der Bezugspersonen, bei dem sich alle Beteiligten unter realistischen Bedingungen näher kennenlernen können.

Die zwei Wochen gestalten sich jedoch anders als erwartet: „Also Holger wollte ja **überhaupt** nicht, mochte da **überhaupt** nicht sein“ (Dammann 383f). Besonders für die adoleszenten Söhne der Haushaltshilfe scheint es schwierig zu sein, eine neue, für sie relativ fremde Person im Privatbereich um sich zu haben, und Holger fühlt sich von den Söhnen drangsaliiert (vgl. Dammann 404f). Nach ihrer Entlassung muss Frau Dammann einsehen, dass der noch zusammen mit ihrem Mann beschlossene Zukunftsentwurf nicht tragfähig ist, weil weder Holger noch die andere Familie damit glücklich werden könnten. Ihre Haushaltshilfe ist in diesem Punkt mit ihr einer Meinung und Frau Dammann ändert umgehend das Testament. Dies muss als eine sehr einschneidende und verändernde Handlung bewertet werden, denn sie löst damit die gemeinsam mit ihrem Mann beschlossene und als verbindlich geltende Zukunftsperspektive auf, ohne jedoch mit ihm noch eine neue Option entwickeln zu können. Fortan ist sie alleine verantwortlich für Entscheidungen, die das weitere Leben ihres gemeinsamen Sohnes betreffen, während es gleichzeitig scheinbar keine akzeptablen Varianten, durch die ein Leben im Wohnheim verhindert werden könnte, mehr gibt.

Die Auflösung dieses Arrangements, das noch zu Lebzeiten ihres Mannes getroffen wurde und mit dem beide große Hoffnungen auf Verwirklichung ihres Wunsches verbunden haben, dass der Sohn in gewohnten Bezügen weiterleben kann, scheint einen Veränderungsprozess bei Frau Dammann anzustoßen: Enttäuscht darüber, dass sich all ihre gemeinsamen Anstrengungen für eine Alternative zum Wohnheim nicht gelohnt haben, scheint sie geradezu bewusst dazu überzugehen, sich von ihrer Strategie zu verabschieden, die Zukunft als gestaltbar zu interpretieren und ihre eigenen Handlungskapazitäten entsprechend zu aktivieren. Stattdessen scheint sie eine indifferent wirkende Haltung zu entwickeln, die von der Erfahrung enttäuschter Absichten gespeist wird. Ihre Zukunftsperspektive beschränkt sich fortan auf ein ‚weiter so‘:

„ich hatte einfach gedacht, ich bleib zu Hause. Ich bleib zu Hause und irgendwie (2) äh, also ich hatte mir das eigentlich abgewöhnt, im Voraus zu planen. Es kommt doch immer anders, als- als wie man glaubt. Ne? Ne?“ (Dammann 965ff)

Frau Dammann beginnt nach dieser Veränderung, bewusst mit ihrem Sohn über ihr eigenes Älterwerden zu sprechen und darüber, dass sie irgendwann sterben wird. Dies führt unweigerlich zu der Frage, wie es dann für Holger weitergehen soll, die aber gleichsam unbeantwortet bleibt:

„Nun hatten wir aber auch immer schon mal drüber gesprochen, als=die=beiden=als=mein=Mann=(j etzt?)=schon=gestorben=war [In einem Atemzug gesprochen]. Dann hab ich zu ihm gesagt, ich sag (.) ich sag: „Holger, auch ich lebe nicht ewig, ne? Und kein Mensch lebt immer, ne? (.) Ja, Mama, ich kann doch nicht alleine hierbleiben, sagt er denn, ne? (.) Ja. Nein, ich sag, das kannst du auch nicht. Ich habe ihm nicht vorgeredet, das kannst du wohl.“ (Dammann 56ff)

Es scheint, als sei das Wohnheim trotz aller Abwehr und aller Kritik mittlerweile doch zur einzigen Antwort auf die Frage geworden zu sein, wer nach dem Ende der Unterstützung durch Frau Dammann die Begleitung Holgers übernehmen könnte. Holger selbst wehrt sich jedoch vehement gegen alle Überlegungen, die in Richtung Wohnheim weisen, und übernimmt damit

in gewisser Weise die Verantwortung für die Einhaltung der verbindlichen Vereinbarung des Paares: „[ihren Sohn zitierend, L. O.]: ich gehe **nie** in ein Heim. (2) Und wenn die **Polizei** mich holt, sagt er immer, ich gehe nie hier **nicht** weg, ne“ (Dammann 54f).

So kommt es zu der bemerkenswerten Situation, dass in dem Moment, in dem sich Frau Dammann der Auseinandersetzung mit der Option eines Umzugs in ein Wohnheim – wenn auch gezwungenermaßen – annähert, ihr Sohn die familiäre Abwehr dagegen aufrechtzuerhalten scheint. Die Aufgabe, aktiv und gemeinsam mit ihm eine gute Lösung zu suchen, überfordert Frau Dammanns Handlungskapazitäten zu diesem Zeitpunkt.

Frau Dammann wird jedoch an anderer Stelle aktiv: Sie kümmert sich um eine Vorsorgevollmacht für sich selbst und um eine rechtliche Betreuung für ihren Sohn. Beide Aufgaben vertraut sie ihrer Nachbarin und Vertrauten Frau Laubacher an. Anscheinend wird die rechtliche Betreuung für Holger aber erst wirksam, sobald die Vorsorgevollmacht für Frau Dammann wirksam wird bzw. sobald diese verstirbt. Frau Dammann gelingt es hier, die rechtlichen und finanziellen Angelegenheiten für ihren Sohn und auch für sich für die Zukunft abzusichern. Ihr scheint ihre prekäre Lage also durchaus bewusst zu sein und mit dieser Entscheidung sorgt sie dafür, dass zukünftige Entscheidungen ihren Sohn betreffend von einer ihm vertrauten Person getroffen werden, die aber, anders als sie selbst, nicht an die Vereinbarung mit Herrn Dammann gebunden ist.

Frau Dammanns Lebenssituation – und auch die ihres Sohnes – kann zu diesem Zeitpunkt als ein sehr fragiles Gerüst bezeichnet werden, das jederzeit dem Risiko ausgesetzt ist, in sich zusammenzubrechen. Dennoch kommen sie im Alltag gut zurecht und benötigen keinerlei zusätzliche Hilfen. Es gelingt ihr, das Handlungsschema ‚Streben nach normaler Familie‘ fortzusetzen, auch wenn sie die Zukunft, zumindest stellenweise, nicht mehr als gestaltbar deutet. Die Orientierung am Konstrukt ‚Familie‘, die sie durch das Zusammenleben mit ihrem Sohn und durch ihre Unterstützung ihres Sohnes herstellt und präsentiert, ermöglicht es ihr, sich weiter als ‚unentbehrliche Mutter‘ zu präsentieren und sich auf die Erfordernisse des Alltags zu konzentrieren.

8.3.2.10 2008: Frau Dammanns Herzinfarkt und die Folgen

An einem Morgen im Jahr 2008 wacht Frau Dammann morgens auf und fühlt sich nicht gut. Sie teilt ihrem Sohn mit, dass er an diesem Morgen alleine zurechtkommen muss, da sie sich nicht in der Lage sieht, aufzustehen. Ein über ihren Sohn benachrichtigter Nachbar ruft den Rettungsdienst. Dieser diagnostiziert einen schweren Herzinfarkt, gleich nach der Ankunft im Krankenhaus muss sie reanimiert werden, zusätzlich wird sie in ein dreiwöchiges künstliches Koma versetzt. Sie erleidet zudem noch einen Schlaganfall. Als Folge dieser akuten und lebensbedrohlichen Ereignisse ist sie linksseitig gelähmt, auch ihr Sprachvermögen ist vorübergehend stark beeinträchtigt.

Während dieser drei Wochen wird Frau Laubacher wie vereinbart in ihrer Funktion als Vorsorgebevollmächtigte für Frau Dammann und gesetzliche Betreuung für Holger aktiv. Sie kümmert sich um eine erste provisorische Unterbringung von Holger, der nicht alleine zu Hause leben kann. Die folgenden Tage und Wochen sind auch für ihn sehr belastend, nicht nur aufgrund des Schocks und der Sorge um seine Mutter, sondern auch, weil für ihn ein Leben im Wohnheim bis dato indiskutabel war (vgl. Dammann 53ff). Er reagiert mit dramatischen psychosomatischen Beschwerden auf die veränderte Situation und es wird ein Krankenhausaufenthalt notwendig, ehe ein vorübergehendes Arrangement gefunden wird, auf das Holger sich einlassen kann:

„Und da [nach dem Herzinfarkt; L. O.] musste er ins Heim. Ja. (2) Da=is=er=jetzt=noch=wie=er=da
as=hörte (.) da sagt er mir, da hat er sich so aufgeregt (.) und da sagte die äh Frau Laubacher, *die Frau Laubacher is- (.) is seine Betreuerin*, ne? Da sagte sie, gut, dass du das nicht gesehen hast, der Junge hat

Blu:ut gebrochen, sagt sie. Ich hab *nur* gedacht, jetzt stirbt der Junge auch noch (.). Und denn ist er erst, wollten sie ihn in B-Dorf ins Heim bringen, und dann hat er sich so aufgeregt, da hat er erst 14 Tage noch da auf der Intensivstation gelegen. (3) Mmh, ja, wie er sich dann wieder erholt hatte (.). es war um=Weihnachten=rund=und- es war nirgendwo ein Platz frei. (:). Wie das denn immer so ist, ne? (.). Ja, und=und in B-Dorf, da mochte er nun absolut nicht sein, ne? (.). Und dann haben sie (.). äh Holger war schon wohl (.). wohl äh ab und zu in (.). in C-Dorf gewesen (.). *Kurzzeitpflege* in C-Dorf. Und da hat er Leute, die er wohl gerne mochte auch, ne? Und da er nun in B-Dorf *überhaupt* nicht sein mochte, ist die Frau Laubacher nach C-Dorf hingefahren (.). und dann hat der Leiter da in C-Dorf, der hat gesagt: Nein, wenn der Holger da (.). *überhaupt* nicht sein mag, dann *hol* ich ihn nach hier. (.). Und ich fand das ganz toll. Da hat er ihn nach C-Dorf geholt, und da war er mit Leuten zusammen, die er schon kannte und die er auch mochte, äh (.). und dann hat der gesagt: Wir behalten ihn so lange hier, bis wir was *Gutes* für ihn gefunden haben.“ (Dammann 159ff)

Als Frau Dammann aus dem Koma wieder erwacht, sieht sie sich mit einer vollkommen veränderten und nicht selbst gewählten Lebenssituation konfrontiert, von der sie selbst, aber auch ihr Sohn betroffen ist. Es dauert Wochen, bis sie sich so weit erholt hat, dass sie sich ihren Handlungsoptionen zuwenden kann, die neuen Bedingungen beurteilen kann und erkennt, dass eine Rückkehr in das alte Leben unmöglich ist: Sie ist körperlich stark beeinträchtigt, auf einen Rollstuhl angewiesen und kann ihren linken Arm nicht benutzen. Ihr aktives Sprachvermögen ist nach dem Schlaganfall vorübergehend beeinträchtigt und es dauert einige Zeit, bis sie wieder sprechen kann. Frau Laubacher kümmert sich in dieser Zeit um einen Platz in einem Alten- und Pflegeheim. Frau Dammann selbst erlebt sich in dieser Zeit als unbeteiligt und fremdbestimmt in Bezug auf ihre – gleichzeitig alternativlos erscheinende – neue Lebenssituation¹²⁹: „Da hab ich, (.). ich hab gar nicht überlegen brauchen (.). oder **können**, ob ich hierhin will oder nicht. Es gab keine andere Lösung“ (Dammann 49ff). Erschwerend kommt hinzu, dass ein Leben in einem Pflegeheim für sie keine adäquate Lebensform darstellt: „Ich wollte ja auch nie, ich hab ja auch immer gesagt, ich geh nie ins Heim. Ich hab immer gesagt, und wenn ich rein muss, dann werd ich nicht mehr lange leben. Weil ich das einfach dann nicht mehr **will**“ (Dammann 430ff).

Und auch in Bezug auf die Situation ihres Sohnes wird sie mit dieser Erfahrung von Handlungsunfähigkeit konfrontiert: „da gab's ja gar keine andere Lösung. (3) Ne? Ja. Es ging ja gar nicht. Ich hätte **nie** Holger weggegeben. (2) Ne? Ja. (.). Aber es ging ja nicht.“ (Dammann 942) Sie muss der Alternativlosigkeit ins Auge sehen und die Entscheidung von Frau Laubacher akzeptieren. Es ist wahrscheinlich, dass sie von Schuldgefühlen gequält wird, weil eine Situation eingetreten ist, die ihr Mann und sie immer verhindern wollten. Möglicherweise wird sie aber auch dadurch entlastet, dass sie die Entwicklung im Koma nicht verhindern konnte und sie damit nicht ‚schuld‘ an der aktuellen Situation ist.

Das sich jetzt abzeichnende Krisenpotenzial hat sich, blickt man auf die Entwicklung ihrer Lebensgeschichte der letzten Jahre zurück, durchaus angekündigt. Dennoch scheint es Frau Dammann gelungen zu sein, dies über einen gewissen Zeitraum (vermutlich seit der zweiten Änderung des Testaments) zu verdrängen, indem sie den Sinn jeglicher Auseinandersetzung mit Zukunftsperspektiven in Zweifel gezogen hat (vgl. Dammann 966f). An diesem Argumentationsschema festhaltend werden ihre Erkrankung und die Folgen zu einem Beweis für dessen Richtigkeit.

Fraglich ist, wie bzw. ob es ihr gelingt, nach dieser akuten Krisenerfahrung noch an ihr altes Leben anzuschließen, bzw. ob diese Erfahrung die Zuwendung zu einem neuen Sinnsystem und damit eine totale Verwandlung bei ihr auslöst.

129 Die Bedeutung dieses Erlebens wird an späterer Stelle diskutiert (vgl. 8.3.4).

8.3.2.11 Leben im Alten- und Pflegeheim: Krisenhaftes Erleben als Dauerzustand

Frau Dammann verbringt einige Zeit im Krankenhaus, bis sie in ein Alten- und Pflegeheim in E-Dorf umzieht. Zwar verbessert sich ihr körperlicher Zustand langsam und auch ihr Sprachvermögen kehrt zurück, dennoch bleibt sie linksseitig beeinträchtigt, weshalb sie auf einen Rollstuhl angewiesen ist und auch in vielen anderen Alltagsdingen Unterstützung benötigt, da sie die linke Hand nicht einsetzen kann. Eine Rückkehr in ein selbstständiges Leben mit ihrem Sohn erscheint ihr aussichtslos:

FD: „(...) Wenn mein Mann noch gelebt hätte, wäre ich wohl nie hier gelandet.
(2)

I1: Ja, dann wäre man zu zweit gewesen.

FD: Aber (2) das weiß man auch nicht. Er war dann ja auch zum Schluss krank und wie es dann geworden wäre, weiß man ja auch nicht, ne? Ne? (.) Mhm. Ja. Dann hätte ich schon richtig fit wieder werden müssen(.) oder bleiben müssen. (.) Sonst hätte das gar nicht gegangen, ne?“ (Dammann 945ff)

Kurz nach ihrem Einzug wird sie durch eine Fehlentscheidung der zuständigen Fachkräfte im Pflegeheim unerbittlich mit ihrer Abhängigkeit und ihrem neuen ‚Status‘ als beeinträchtigte alte Frau konfrontiert, deren Lebensleistung und Bedürfnisse in den Routinen der Einrichtung keine Rolle zu spielen scheinen:

„Wir haben ja da wohl so einen Esssaal, ne? Aber das haben die mir auch, im Anfang haben die mir das auch vergault. Ja, da ging es mir selber ja auch wohl noch schlecht, so wie sie mir immer alle sagen, ne? Und dann haben die mich immer in eine Ecke gesetzt, da wo nur diese (2) ähm Leute die, wo sie sich überhaupt nicht mit unterhalten können, ne? Hm, ja. Und die auch nicht alleine essen konnten und=und so, ne? Und dann kam mal Schwester Renate, was ich Ihnen sagte, die ich da von uns (.) und auf dem Sonntagabend und da sagt sie, da hast du den ganzen Abend, den *ganzen* Nachmittag hier in der Ecke gegessen? Ich sag, ja, was soll ich *machen* (.) ne?“ (Dammann 1102ff)

Auf Initiative einer Freundin hin wird dafür gesorgt, dass Frau Dammann fortan ihre Mahlzeiten alleine bei sich im Zimmer einnimmt. Auch abseits der Mahlzeiten meidet sie den Kontakt zu den anderen Bewohner*innen des Pflegeheims. Sie führt dort ein von den übrigen Bewohner*innen vergleichsweise isoliertes Leben, das nur durch die Besuche von Freunden und die Telefonate und Besuche ihres Sohnes unterbrochen wird.

Das soziale Netzwerk aus ehemaligen Nachbarn und Freunden erweist sich dabei als durchaus tragfähig, regelmäßig bekommt sie von vielen Seiten Besuch, der sie häufig auch zu Unternehmungen einlädt. Ihr Sohn besucht sie wöchentlich mit Unterstützung von Mitarbeiter*innen des Wohnheims. Zudem telefoniert sie täglich mehrfach mit ihm, vor der Arbeit und auch später, sobald er aus der Werkstatt zurück ist.

Nachdem er sich in der Kurzzeitpflege psychisch stabilisiert hat, erprobt Holger etwa sechs Monate nach dem Herzinfarkt seiner Mutter das Wohnen im Wohnheim in D-Dorf. Es scheint ihm zu gefallen, sogar Frau Dammann wirkt darüber immer noch in gewisser Weise überrascht und begründet dies mit den guten Beziehungen, vor allem zum Personal des Wohnheims:

„er fühlt sich da eigentlich ganz wohl. (.) Was mich eigentlich sehr gewundert hat. Aber wie die das geschafft haben, weiß ich nicht, ne? Mhm. Ja. Aber er sagte immer: Mama, hier sind sie *alle* lieb zu mir. (.) Ne? Da hab ich gedacht, was macht das was aus, mit was für *Menschen* man zusammen ist. Ne? Ja, ne? Ja. Mhm. Ja. Ja, und=da=ist=er=jetzt=immer=noch=und=da =fühlt=er=sich=auch=ganz=wohl. Ja. Mhm. Und ich muss sagen, die sind auch *sehr* nett alle. *Alle*. Ja, der Leiter da, das ganze Personal (.) die sind sehr nett zu ihm, ja.“ (Dammann 191ff)

Schließlich entscheidet sich Holger für einen Einzug in das Wohnheim in D-Dorf, mit dem auch ein Wechsel seines Werkstattstandortes verbunden ist. Dieser gelingt ihm, wie auch der Umzug in das Wohnheim, sehr erfolgreich. Frau Dammann erlebt, wie Holger Kontakte zu Mitbewohner*innen und Kolleg*innen knüpft und Vertrauen zu Mitarbeiter*innen des Wohnheims fasst. Gleichzeitig halten auch die alten Nachbar*innen und Freund*innen weiterhin Kontakt zu ihm, beispielsweise besuchen sie ihn am Wochenende (vgl. u. a. Dammann 569ff).

Während Frau Dammann also erlebt, wie sich ihr Sohn in eine neue Lebenssituation einlebt, bewertet sie ihr eigenes Leben als stagnierend, abhängig und in Bezug auf eine Verbesserung aussichtslos:

„Ich kann doch (.) ich kann mir doch *nichts* mehr vornehmen, was ich mal machen will oder so. (.) Und wo ich mal hingehen will oder (.) äh es = *es geht* doch nicht. (.) Ne? (.) Ne, ich = kann = ja = nicht = mal = ich = kann nicht alleine aufstehen (.) nech die müssen mich ins Bett bringen, die müssen mich (.) müssen mich wieder rausholen, ich- ich kann doch nichts, ne? (.) Ja. Ähm (.) man hat ja auch keine Zukunft, man (2) man weiß genau (.) es bleibt so bis ans Lebensende, ja.“ (Dammann 453ff)

Frau Dammann gerät, ausgelöst durch die akuten gesundheitlichen Ereignisse und deren Folgen, in eine massive Lebenskrise: Ihre Handlungsstrategie in schwierigen Zeiten, gemeinsam mit ihrem Mann Zukunftsperspektiven zu entwickeln, wurde bereits durch das Scheitern des Lebensentwurfes, der auf der Übernahme des Hauses und Betreuung des Sohnes durch die Haushaltshilfe fußte, erschüttert. Die Beziehung zu ihrem Sohn und das Wissen, dass er sie braucht, hielt sie in dieser Zeit aufrecht und ermöglicht ihr eine Handlungsperspektive für das Hier und Jetzt. Während Frau Dammann zum damaligen Zeitpunkt aber noch die Möglichkeit nutzen konnte, sich auf die Aufgaben der Organisation des täglichen Lebens mit ihrem Sohn zu fokussieren, erlebt sie sich in ihrer gegenwärtigen Situation bedingt durch ihre eigene Abhängigkeit als ohnmächtig und perspektivlos. Die Entwicklung eines Kohärenzgefühls, wie beispielsweise in den Jahren vor ihrer Hochzeit, ist jetzt ausgeschlossen. Ihre aktuelle Situation symbolisiert alles, wogegen sie in ihrem Leben gekämpft hat. Ihre Kapazitäten, Gefühle der Verstehbarkeit, Bewältigbarkeit und Sinnhaftigkeit zu entwickeln, sind nicht ausreichend (vgl. Antonovsky 1997, Leipold 2015, 30f). „[E]ine Veränderung der eigenen Ziel- und Wertestruktur“ (Leipold 2015, 31) ist ihr nicht möglich, eine Auseinandersetzung mit ihrem weiteren Leben erscheint ihr damit weitestgehend obsolet.

8.3.3 Biografisches Handlungsschema, Krise und partielle Verwandlung: Die generative Struktur in Frau Dammanns Lebensgeschichte

Die Fallrekonstruktion wirft bereits ein Licht auf die entwickelten biografischen Handlungsschemata von Frau Dammann, die totalen Lebenskrisen sowie die partiellen Verwandlungen, die in ihrem Fall biografische Diskontinuitäten nach sich ziehen, die im Alter ihren Tribut fordern. Dieses Kapitel setzt sich intensiv mit den Zusammenhängen dieser Prozesse auseinander: Ihre Bestrebungen nach Renormalisierung in Bezug auf die Beeinträchtigung ihres Sohnes, gepaart mit der Orientierung an einem Handlungsschema, das sich als nicht mehr tragfähig erweist, führen zunehmend zu biografischen Diskontinuitäten. Diese im Folgenden differenziert betrachteten Zusammenhänge illustrieren, weshalb Frau Dammanns Lebenssituation im Alter biografietheoretisch betrachtet nahezu unausweichlich erscheint. Damit ist die Emergenz von Biografien nicht in Frage gestellt, auch Frau Dammann wäre es selbst im hohen Alter prinzipiell noch möglich gewesen, aus der generativen Struktur ihrer Lebensgeschichte auszubrechen. Während diese Option aber eine biografische Wendung verkörpern würde, bildet die tatsäch-

liche Lebensgeschichte die naheliegende Wirklichkeit ab. Aus diesem Grund wird hier der Ausdruck der ‚scheinbaren Unausweichlichkeit‘ verwendet.

8.3.3.1 Handlungsschema ‚Streben nach Familie‘

Die erste im Interview nachzuweisende orientierungsgebende Instanz für das Handeln von Frau Dammann kann als das ‚Streben nach Familie‘ bezeichnet werden. Auch ohne ihren Mann gekannt zu haben, kann, wie die folgende Darstellung zeigt, davon ausgegangen werden, dass jener dieses Handlungsschema mit seiner Frau teilt, mehr noch: dass es sich dabei um ein gemeinsames und um ein verbindliches Schema der Eheleute handelt. Biografisch wird dieses ausgelöst durch die Trennung des noch sehr jungen Paares zu Beginn des Zweiten Weltkriegs. Wie das noch junge Paar während dieser sieben Jahre Kontakt hält, ist nicht bekannt – sicher ist jedoch, dass sie nach Herrn Dammanns Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft ihre vor dem Krieg eingegangene Beziehung fortsetzen, wobei sie eine räumliche Trennung noch lange Zeit aufrechterhalten. Dies ist mit Blick auf ihr damaliges Alter und die große Zeitspanne des Getrennt-Seins und die in dieser Zeit stattfindenden körperlichen, psychischen und psychosozialen Reifungsprozesse überraschend. In der Rekonstruktion der Fallgeschichte wird spekuliert, dass die beiden mit Hilfe von Briefen in Beziehung bleiben und dass sich daraus eine verbindende und verbindliche Zukunftsvorstellung entwickelt (vgl. 8.3.2.2). Dies könnte der gemeinsame Traum von Familie sein, den sie als ein geteiltes und verbindliches Familienleitbild visualisieren. Die Kraft, die von derartigen Leitbildern als

„Bündel aus kollektiv geteilten, bildhaften Vorstellungen des ‚Normalen‘, das heißt von etwas Erstbenswertem, sozial Erwünschtem, und/oder mutmaßlich weit Verbreitetem, also Selbstverständlichem“ (Lück & Diabaté 2015, 19)

ausgeht, ist dabei nicht zu unterschätzen: „Familienleitbilder reichen in ihrer Beschaffenheit ... bis hin zu sehr konkreten bildhaften Vorstellungen und Szenen von Familien- und Partnerschaftsleben, die sich Personen ausmalen“ (Diabaté/Ruckdeschel & Schneider 2014, 14). Was für die Trennung während der Kriegsgefangenschaft nur vermutet werden kann, kann in Bezug auf die weiteren acht Jahre ihrer Beziehung aus dem Interview heraus belegt werden: Das Paar konzentriert sich intensiv auf die Karriere von Herrn Dammann mit dem Ziel, eine gute Ausgangsposition für eine Hochzeit bzw. Familiengründung zu erreichen:

„Er hatte doch auch, er hatte doch nur seine Lehre, er war 27 (.) und hatte doch gar nichts (.) ne? (.) Ne? (.) Da waren andere, die, die waren mit 18 schon, schon angefangen zu arbeiten, ne? (.) Ja. (.) Mhm. ‚Ja: Da mussten wir erst mal sehen, dass er erst mal noch was lernen konnte, ne?“ (Dammann 1393ff)

Dafür nehmen sie auch eine Fortsetzung der räumlichen Trennung in Kauf, die wie beschrieben für Frau Dammann möglicherweise auch mit einer fortgesetzten Orientierung an ihrer Unabhängigkeit einhergeht. Aus der gemeinsamen Zukunftsvorstellung entwickelt sich ein gemeinsames Handeln, das als ein ‚Streben nach Familie‘ beschrieben werden kann. Das ‚Streben‘ drückt dabei gleichzeitig sowohl die Karrierefokussierung von Herrn Dammann aus als auch die dieser Fokussierung immanente Orientierung am Ziel ‚Familiengründung‘. Dieses ‚Streben nach Familie‘ war vermutlich schon während der Kriegsgefangenschaft von Herrn Dammann das handlungsleitende Motiv ihrer Beziehung und wird in diesem Sinne fortgesetzt. Es wird damit weniger an die Paarbeziehung, wie sie vor Kriegsbeginn war, angeknüpft, sondern es wird das verbindende Motiv weiterverfolgt.

Biografiethoretisch kann dieses auf das ‚Streben nach Familie‘ ausgerichtete Handlungsschema der Futurisierung also als eine Art autonom konstituierter Phasenmarkierer im Sinne Rosen-

thals beschrieben werden. Schütze arbeitet dies in seinen Ausführungen zur Biografiethorie detaillierter heraus und spricht von einem „Handlungsschema von biographischer Relevanz“ (Schütze 1983a, 70): Das Paar richtet seine Aufmerksamkeit bewusst auf die Karriere des Mannes, um dem Ziel ‚Familie‘ näherzukommen. Somit kann auch von einer ‚biografischen Initiative zur Änderung der Lebenssituation‘ (vgl. Schütze 1983a, 76) gesprochen werden, einem Untertyp biografisch relevanter Handlungsschemata. Dieses ist charakterisiert durch die folgenden intentionalen Elemente (vgl. ebd., 70ff), die sich auch im Verhalten der Dammanns nachweisen lassen:

- Interaktionsbezug: Handlungsschemata dieser Art sind kommunikativ auf andere angewiesen. Im vorliegenden Fall personifiziert Herr Dammann den signifikanten Dritten, es handelt sich dabei um ein Beziehungsschema markierter biografischer Relevanz. Das Besondere an diesem Verhältnis ist die Tatsache, dass Herr Dammann signifikanter Dritter *und* wesentliches Subjekt ihres angestrebten biografischen Ziels ist.
- Ankündigungsstruktur: Neben dem kommunikativen Gegenüber muss es auch einen Inhalt der Kommunikation geben, damit ist die Ankündigung gemeint. Hier verkörpert der Austausch über das gemeinsame Ziel der Gründung einer Familie die Ankündigungsstruktur.
- Durchführungsstruktur: Mit der Durchführungsstruktur sind die Schritte zur Erreichung des angekündigten Ziels gemeint. Hierzu können zum Beispiel die gegenseitige Loyalität der Partner, eine potenzielle finanzielle Unterstützung durch das erzielte Einkommen von Frau Dammann oder der Ehrgeiz während des Besuchs der Fachschule gezählt werden.
- Evaluation und Ergebnis: Die Passung des Handlungsschemas der Futurisierung für das Erreichen des angestrebten Ziels ‚Familie‘ wird fortlaufend überprüft (vgl. Dammann 1533ff).

Spekulationen darüber, wie sich das Handlungsschema innerhalb der ersten sechs Jahre als Familie entwickelt, können aufgrund der fehlenden Datenlage im Interview nicht gemacht werden. Denkbar ist, dass sie ihre kommunizierten Vorstellungen von Familie ‚leben‘, sie aktiv herstellen (vgl. exemplarisch Jurczyk/Lange & Thiessen 2014) (vgl. auch Kapitel 3).

Für Frau Dammann ist dieses Streben nach Familie verbunden mit der Möglichkeit, ihren persönlichen Gestaltungsspielraum, den sie sich während der Kriegszeit angeeignet hat, aufrechtzuerhalten: Durch die räumliche Trennung von ihrem Partner auch nach seiner Rückkehr ermöglicht ihr seine Konzentration auf seine berufliche Karriere eine weitgehend unveränderte Fortsetzung ihrer entwickelten Routine und ihrer finanziellen Selbstständigkeit. Dieser Aspekt wird von ihr im Interview jedoch nicht explizit beschrieben, er scheint aus ihrer Sicht mit dem von ihr sehr deutlich artikulierten ‚Streben nach Familie‘ nicht recht vereinbar zu sein. Möglicherweise war auch ihrem Mann nicht bewusst, dass das verbindende Handlungsschema für sie zusätzlich mit einer ganz eigenen Agenda verbunden war. In diesem Sinne wäre es möglich, dass sich hier bereits eine partielle Verwandlung von Frau Dammann vollzieht.

8.3.3.2 Reinszenierung von ‚normaler Familie‘ und partielle Verwandlung

Mit der Frage nach potenziellen Langzeitfolgen der Hirnhautentzündung kommt es zu einer längeren Krise, einer ‚Interpretationsphase‘, die es erfordert, „den Spielraum für sein Handeln optimal auszuschöpfen, d. h. soviel zu ‚handeln‘ wie möglich und so wenig zu ‚erleiden‘ wie nötig“ (Kohli 1981, 162; zit. nach Rosenthal 1987, 50). Das Ehepaar setzt hier auf ein demonstratives ‚weiter so‘ und orientiert sich dabei an ihren alten Bildern von Familie. Genauer: Sie orientieren sich an den vor ihrer Heirat während der Zeit ihres Getrenntseins entwickelten Vorstellungen einer Zukunft mit Familie und inszenieren dieses Familienbild im Sinne eines Displaying Family. Möglicherweise kommt es dabei zu einer „Bewältigung durch komparatives

Denken“ (Filipp & Aymanns 2010, 163ff). Im Sinne eines ‚Abwärtsvergleichs‘ (vgl. ebd., 163) könnten sie zu dem Schluss gelangen, dass sie – zumindest in Bezug auf ihren Wunsch nach Familie – bereits schwierigere Zeiten durchgemacht haben (nämlich die des Getrenntseins und die der ungewollten Kinderlosigkeit) und nun ihr Ziel ‚Familie‘ erreicht haben. Diese Sichtweise ermöglicht ihnen eine Orientierung an einer positiv besetzten Wirklichkeit und erleichtert es, die negativen Aspekte weniger stark zu bewerten.

Bei ihrer Bewertung verschleiern sie jedoch einen ganz wesentlichen Aspekt, der im weiteren Verlauf ihrer Lebensgeschichte als eine biografische Diskontinuität erhebliches Risikopotenzial entfalten wird: Sie machen sich nicht bewusst, dass das Familienleben, das sie inszenieren, die Vorstellung eines Lebens mit einem nicht beeinträchtigten Kind verkörpert, während sie fortan mit den Herausforderungen eines Lebens mit einem beeinträchtigten Kind konfrontiert werden¹³⁰. Aus diesem Grund können sie ihr angestrebtes Familienbild nie voll erfüllen, sondern sich ihm stets nur annähern. Sehr deutlich wird dies zu Beginn ihrer biografischen Großerzählung, die sie mit dem Motto einleitet: „Och, da gibt es eigentlich gar nicht viel zu erzählen. (.) Ne? Wir haben (.) w-wie eine normale Familie, haben wir zusammen gelebt (.) ne?“ (Dammann 14f) Sie präsentiert sich hier nicht *als* ‚normale Familie‘, sondern vergleicht sich mit einer solchen und betont die Ähnlichkeit. Der notwendige Vergleich impliziert dabei aber die grundsätzlich von ihr konstruierte Verschiedenheit.

Das Handlungsschema ‚Streben nach Familie‘ entwickelte sich als biografische Initiative zur Änderung einer Lebenssituation. Es diente dazu, der Zeit des Getrenntseins und des Wartens einen Sinn zu geben und die Bindung aneinander durch die verbindliche Repräsentation einer gemeinsamen Zukunft zu stärken. Das Bild, das hier als Projektionsfläche diente, war vermutlich eines, das auch eine zeitliche Variante enthält und eine Entwicklung des Konstrukts ‚Familie‘ und ihrer Mitglieder grundsätzlich impliziert. Es ermöglichte Frau Dammann auch die Fortsetzung ihrer Unabhängigkeit, wenn auch nach Holgers Geburt und der Beendigung ihrer Berufstätigkeit unter veränderten Umständen. Im Gegensatz dazu dient das Ideal, an dem sie sich nach Holgers Erkrankung orientieren, der Gewährleistung von Sicherheit und Verlässlichkeit in der Gegenwart. Es verkörpert ein statisches Bild von einer Familie, in der Eltern mit einem Kind zusammenleben, das in einem gewissen Maße von der Unterstützung der Eltern abhängig ist. Einer „diachrone[n] Perspektive“ (Lenz 2014, 123), die Veränderungen im Beziehungsverlauf der Familienmitglieder im Sinne einer Familienbiografie beinhaltet, scheint sich das Paar zu verschließen. Ungeachtet der damit einhergehenden Risiken gelingt es ihnen auf diese Weise zunächst sehr erfolgreich, sich trotz ihrer verunsicherten Lage als handlungsfähig zu präsentieren. Hinzu kommen die Bestrebungen von Frau Dammann, die sich zunehmend bemerkbar machende Beeinträchtigung ihres Sohnes zu renormalisieren (vgl. Schütze 2006):

„...ich würde ihn [Holger, L.O.] fast gar nicht als Behinderter bezeichnen (...) was der im Kopf hat, wenn er man *umsetzen* könnte, ne? Was er so:o ne (.) aber das ist schwierig für ihn, ne. Ja. Mhm. Ja. Mhm. (5) Sonst, Sie können sich mit ihm unterhalten, wie Sie sich mit mir unterhalten jetzt, ne?“ (Dammann 335ff)

Sie gerät damit in eine missliche Lage, denn die Renormalisierung erfordert paradoxerweise eine Thematisierung des Auffälligen (hier der Beeinträchtigung), um es zurück in den Status der Unauffälligkeit zu überführen:

130 Ausdrücklich sei hier darauf hingewiesen, dass die Unterscheidung zwischen ‚Familie‘ und „Familie mit beeinträchtigtem Kind“ eine Unterscheidung ist, die Frau Dammann selbst trifft und die nicht von der Autorin dieser Arbeit ausgeht.

„Andererseits: wenn man ihn dann schließlich aber doch thematisiert, muss man dem Interaktionspartner und sich selber gegenüber zugeben, dass ein solcher Bruch überhaupt stattgefunden hat, und das stört nun wiederum das tiefsitzende Bedürfnis nach einer nomischen Betrachtungsweise der sozialen Realität.“ (Schütze 2006, 207f)

Bezogen auf diesen biografischen Strang ihres Familienlebens findet bei Frau Dammann eine partielle Verwandlung statt, die sie jedoch zugunsten der Renormalisierung negiert: Sie orientiert sich am im Grunde für sie nicht mehr funktionierenden Handlungsschema ‚Streben nach (‚normaler‘) Familie‘ und gewinnt so ihre Handlungsfähigkeit zurück. Sie verschleiert damit jedoch die veränderte Ausgangsposition, die sich durch die Beeinträchtigung ihres Sohns ergibt, und legt damit den Grundstein für biografische Diskontinuitäten, die die wesentliche Ursache für die Krisenanfälligkeit ihres Familiensystems bilden. Durch die Orientierung an einem statischen Bild von Familie können keine Strategien der Anpassung an sich verändernde Umstände entwickelt werden, die aber mit Blick auf den Lebens- und Familienzyklus notwendig sind. Während die Eltern beispielsweise im Prinzip nicht altern dürfen, um das Konstrukt nicht zu gefährden, muss auch Holger seinen Status als ‚Kind‘ behalten.

8.3.3.3 Die Zeit als Prozessor für ein zunehmendes Hervortreten der Diskontinuitäten

Frau Dammann gelingt es über einen langen Zeitraum, ein funktionierendes Familiensystem aufrechtzuerhalten. Gemeinsam mit ihrem Mann gelingt es ihr sogar, eine Zukunftsperspektive für ihren Sohn zu entwickeln. Über viele Jahre können sie so ihre Vorstellung von Familie leben und die Diskrepanzen, die zwischen ihren Vorstellungen und ihren realen Bedingungen als Familie mit beeinträchtigtem Kind liegen, verschleiern.

Mit zunehmendem Alter treten diese Diskrepanzen jedoch mehr und mehr zutage, das Handlungsschema erweist sich als nicht zukunftsfähig, denn Holger „**könnte nicht alleine sein.** (.) **Alleine** leben mit und sich alleine versorgen oder alles alleine machen. Das geht nicht, ne?“ (Dammann 154ff) Besonders als Frau Dammann nach dem Tod ihres Mannes die gemeinsam entwickelte Zukunftsperspektive verwerfen muss (vgl. 8.3.2.9), wird ihr bewusst, dass sie ihr Handlungsschema anpassen muss, um mit den zunehmenden Belastungen, die sich durch die nun wieder offene Frage über die Zukunft ihres Sohnes ergeben, zurechtzukommen. Sie passt ihre Strategie insofern an, als dass sie die Zukunft fortan nicht mehr als plan- und gestaltbar definiert (was ein ganz wesentliches Element ihres Handlungsschemas darstellte), sondern als grundsätzlich schicksalhaft und offen (vgl. Dammann 966ff). Von nun an etabliert sie eine fast schon an Ignoranz grenzende Haltung in Bezug auf ihre Zukunft und die ihres Sohnes (vgl. Dammann 965) und argumentiert mit Erfahrungen ihrer hochaltrigen Geschwister, warum ihr Planungen für die Zukunft überflüssig erscheinen:

„Ich denk dann so an meine Schwester, die ist immer noch für sich alleine, die is, die is 89 und die ist *auch* noch alleine zu Hause. (.) Ne? Ja. Die würde, und dann denk ich auch immer an meinen Bruder, der war die letzten Jahre ja auch alleine. Der hat immer gesagt, so lange ich noch *kriechen* kann, geh ich nie in ein Heim. (.) Ja? Ja. (2) Und er ist im Garten umgefallen, ne? War ihm auch (.) jede (.) Überlegung und jeder (.) Entschluss, den er fassen musste, das war ihm abgenommen. Da war es vorbei. Seine Frau war schon lange tot, und er ist aber lang auch alleine, hat sich alleine versorgt, hat immer gesagt so lange ich kriechen kann, bleib ich zu Hause. Ja, und dann ist er im Garten umgefallen. (.) Ja. (2) Ja. Ist er wenigstens so lange zu Hause gewesen, wie es immer sein Wunsch war. Ja. Ne? (.) Oft (.) ist es einfach Schicksal dann, ne?“ (Dammann 968ff)

Diese rigide Haltung ermöglicht es ihr, eine intensive Auseinandersetzung mit der Zukunft ihres Sohnes und die damit verbundenen Sorgen ein Stück weit zu verdrängen. Ihr Alltag scheint

davon nicht betroffen zu sein, sie setzt ihr Leben mit ihrem Sohn – nach außen scheinbar unbeirrt – fort:

„Da kam ich auch wieder zurück aus dem Krankenhaus (.) und dann waren wir beide wieder zu Hause. Ne? Das war auch kein Problem, ne, er (3) ging morgens zur Arbeit, kommt nachmittags nach Hause, ne? Und so hatte, ging ja auch überall alleine hin, das war ja kein Problem.“ (Dammann 396)

Dies verändert sich grundlegend durch die Veränderungen, die durch ihren Herzinfarkt und den Schlaganfall ausgelöst werden. In der Folge der Auslöschungskrise muss Frau Dammann dauerhaft in ein Alten- und Pflegeheim umziehen, ihr Sohn zieht schließlich in ein Wohnheim für behinderte Menschen. An dieser Stelle scheint sich das gesamte vorab aufgebaute Krisenpotenzial zu entladen. Es kommt zu einer in der Literatur über ältere Familien wiederholt beschriebenen Krisen- oder Notfallsituation, die mit erheblichen Risiken für alle beteiligten Familienmitglieder, zuvorderst jedoch für den beeinträchtigten Menschen verbunden ist (vgl. Lindmeier et al. 2018, 34f; Mencap 2002): Die Lebensumstände verändern sich abrupt und massiv, jedes Familienmitglied wird aus seinem gewohnten Umfeld gerissen und findet sich in nicht selbst gewählten und unbekanntem Strukturen wieder, die vorher nicht ausreichend antizipiert worden sind:

„Ein erwachsener Sohn mit Behinderung verliert zuerst seine geliebte Mutter, die als Hauptbetreuungsperson zu Hause lebte. Nachdem sie verstorben war, muss der Sohn ins Wohnheim. Er verliert zusätzlich seinen bekannten Wohnraum und mit der Nachbarschaft das komplette soziale Umfeld.“ (Burtscher/Heyberger & Schmidt 2015, 25)

Holger muss neben der Trennung von seiner Mutter auch den Auszug aus dem Elternhaus und einen Wechsel des Arbeitsortes verarbeiten – er sieht sich also plötzlich einer Vielzahl unvertrauter Unterstützer*innen gegenüber. Glücklicherweise verfügt er über ein enges Netzwerk vertrauter Nachbarn und Freunde, die ihm in dieser Zeit zur Seite stehen und ihm helfen, sich in der fremden Situation zurechtzufinden.

Auch Frau Dammann muss einen Umzug an einen unbekanntem Ort verkraften, in dem ihr unbekanntem und fremdbestimmten Strukturen ihren Alltag bestimmen. Noch dazu ist sie mit ihrer eigenen körperlichen Abhängigkeit konfrontiert, was eine erhebliche Belastung für sie darstellt, die sich zeitlebens als weitgehend unabhängige und selbstbestimmte Frau erlebt (und inszeniert) hat. In der folgenden Aussage macht sie die erlebten Veränderungen und die Auswirkungen auf ihr Wohlbefinden und ihre Lebensqualität deutlich:

„Und sitze (.) muss ein Leben im Rollstuhl führen, ne? Das ist auch nicht so einfach. Ne? Ja! (4) ‚Naja! (2) Ich mein, ich kann mich nicht beklagen, die hier sind sie auch alle nett (.) und freundlich (.) und so, ne? Aber es ist eben, (.) *es ist kein Zuhause*. Kann’s ja auch nicht sein, ne? (5) Nein. Und (.) irgendwie (.) hm (.) ja (.) ja, und dadurch, dass ich nun so wenig fit bin, dass ich nicht laufen kann, ich kann ja auch n-nichts selbstständig unternehmen, nicht? Ich kann- ich kann nicht sagen: Heute geh ich mal nach draußen oder (.) oder ich geh mal irgendwohin und so. Es ist- *geht* ja nichts mehr, (.) ne? (.) Und dann hatte ich noch den Schlaganfall, dadurch ist meine linke Seite ja auch beeinträchtigt, dass ich auch (.) mit d- mit d- mit der linken Hand kaum was machen kann. Ja.(.) Ja (.) jetzt sitz ich hier im Rollstuhl, ne? Ja, mh. (.) Tja. (7) Ja! (.) Da muss man sich auch erst mal mit abfinden und das ist auch nicht so einfach.“ (Dammann 434ff)

Das Krisenpotenzial der eingetretenen Situation ist aber nicht ausschließlich in ihrer eigenen Abhängigkeit begründet, sondern stellt sich noch wesentlich komplexer dar, da sie das Ende ihrer Lebenssituation mit dem Ende ihrer Familie gleichsetzt, wie das folgende Zitat nahelegt: Im Kontext einer Erzählung über Besuch, den sie im Pflegeheim bekommt, erzählt sie, dass sie am Wochenende kaum Besuch bekommt, da ihre Verwandten dann selbst Besuch empfangen.

Anders sei dies bei ihrer Schwester, „die hat **auch** keine Kinder, die ist auch viel alleine“ (Dammann 1159f). In ihrer neuen Situation scheint sie sich mit ihrer kinderlosen Schwester zu identifizieren, implizit lässt sie damit erkennen, dass sie sich nun auch als kinderlos versteht: Das besonders betont ausgesprochene ‚auch‘ kann als starkes Indiz dafür gelesen werden.

Ihr Versuch, mit Hilfe der Orientierung an einem statischen Familienbild Handlungssicherheit zu erlangen, konnte nur für einen gewissen Zeitraum erfolgreich sein. Das Festhalten an einer bestimmten familialen Lebensphase verhindert langfristig die Weiterentwicklung des Familiensystems, mehr noch, es schürt ein erhebliches Krisenpotenzial, da sich die einzelnen Mitglieder zwangsläufig zumindest biologisch weiterentwickeln und altern. Die Vulnerabilität nimmt mit dem Älterwerden zu und selbst bei potenziell bester Gesundheit bleibt das Leben endlich. Unter diesem Aspekt entwickelte sich das Konservieren des Familienbildes von einer Bewältigungsstrategie zu einem zunehmenden Risikofaktor:

„Gerade wenn im Kontext biografischer Widrigkeiten und aversiver Lebensumstände so manche Abwehrmechanismen – partiell oder temporär – seinerseits womöglich durchaus sinnvoll und adaptiv waren, verhindern permanente Verleugnungen, verzerrte Wahrnehmungen oder ein anhaltendes Hadern mit dem eigenen Schicksal die Entwicklung von Resilienz im Alter“ (Fookon 2017, 394)

In Anlehnung an Abb. 4 (vgl. 2.3.2) gesprochen war bis zum Eintritt der Krise durch die eigenen körperlichen Beeinträchtigungen das *Handeln* das Element des dialektischen Zusammenhangs, das Frau Dammann kontrollierte¹³¹: Ihr Handeln hat sich über Jahrzehnte am Ziel der Inszenierung von Familie ausgerichtet und sie auf diese Weise handlungsfähig sein lassen. Mit dem Eintritt der Krise erlebt sie sich zunächst als handlungsunfähig, gewinnt dann aber in Bezug auf ihre Stellung im Alten- und Pflegeheim bzw. auf ihre Beziehung zu ihrem Sohn und dessen neuen Unterstützungspersonen einen Teil ihrer Handlungsfähigkeit zurück, indem sie sich so gut wie möglich als Familie inszeniert (Anrufe und wöchentliche Besuche). Dennoch gelingt es ihr aus den oben angeführten Gründen nicht, ihr Handeln von der biografisch entwickelten Ausrichtung zu entkoppeln und an die neuen Umstände so anzupassen, dass sie ihre Selbstbestimmung unter den neuen Lebensbedingungen zurückgewinnt.

8.3.4 Präsentationsinteressen

Die unter 8.3.3.3 beschriebenen biografischen Diskontinuitäten, die sich aus dem Versuch der Verschleierung partieller Verwandlungen entwickeln, finden ihren Ausdruck auch im Präsentationsinteresse von Frau Dammann.

Deutlich wird dies vor allem am Nebeneinander ihrer Darstellung zum einen als Mutter, die für ihren Sohn unerlässlich ist, und zum anderen als hilfloses Opfer des Schicksals. Beide Präsentationen finden sich im Interview nebeneinander wieder. Dieses Nebeneinander so unterschiedlicher Präsentationsinteressen – die Betonung ihrer Unverzichtbarkeit für ihren Sohn einerseits neben der Hervorhebung des eigenen Leidens und der eigenen Hilflosigkeit – rufen beim Zuhören ein Gefühl der Inkongruenz hervor, wecken den Eindruck einer verzweifelten Frau, die sich auf dem Kontinuum zwischen diesen beiden Polen verloren zu haben scheint.

8.3.4.1 Präsentationsinteresse als unentbehrliche Mutter

Frau Dammann präsentiert sich im Interview immer wieder als Mutter, die für ihren Sohn unentbehrlich ist, die in hohem Maße gebraucht wird, obwohl sowohl die rechtliche Betreuung

131 Damit unterscheidet sie sich von Herrn Köhne, für den vor allem seine biografischen Erfahrungen handlungsleitend sind (vgl. 8.2).

ihrer Sohnes durch eine andere Person geregelt ist und ihr Sohn mittlerweile in einer betreuten Wohnform lebt und – zumindest theoretisch – ständige Ansprechpartner*innen für seine tägliche Bedürfnisse hat.¹³²

Das häufige tägliche Telefonieren hat neben der kommunikativen Funktion zusätzlich den Effekt, ihre Position – nicht nur im Interview, sondern auch täglich in Bezug auf die Fachkräfte im Alten- und Pflegeheim sowie im Wohnheim ihres Sohnes – zu demonstrieren und zu sichern. Angebote, Therapien oder Routinen müssen den Gesprächen mit ihrem Sohn Vorrang lassen, auch wenn diese sich in der Regel ‚nur‘ um alltägliche Handlungen drehen, wie das Wäschewaschen oder das Mittagessen in der Werkstatt. Sie verweist auf die Bedeutung, die die Kontakte für ihren Sohn haben, und unterstreicht damit ihre eigene Wichtigkeit:

„Und er hat ja auch jetzt so niemand mehr, ne? Mama ist ja sein Ein und Alles, ne? Ja. Nicht? Es vergeht kein Abend, wenn er Gutenacht sagt, Mama, dass du aber nicht wieder krank wirst. Ne? (.) Wenn ich dran denke, krieg ich schon Bauchschmerzen, sagt er dann, ne? (.) Nech da kommt er nicht mit klar (.) ne?“ (Dammann 94ff)

In gewisser Weise gewinnt sie damit gleich zweifach: Zum einen ist diese Strategie geeignet, ihren Selbstwert zu erhöhen: Sie ist nicht in erster Linie eine pflegebedürftige Klientin, sondern sie ist vor allem eine Mutter, deren Einsatz für ihren beeinträchtigten Sohn von Bedeutung ist. Aufgrund dieser Verpflichtungen, so die Konsequenz, kann nicht erwartet werden, dass sie sich den Routinen des Alten- und Pflegeheims einfach unterwirft.

„Ne‘ wenn er das nicht mehr könnte. (.) Anrufen. (.) Das wäre schlimm. (2) Ich war mal ein paar Tage im Krankenhaus, und dann konnte er mich nicht erreichen. (.) Und wenn er mich jetzt nicht immer gleich erreicht, dann ruft er sofort bei den Schwestern an. Nicht? Ja, aber die- die kennen das schon, die wissen das schon, ne? Ne? Ja. Dann sagt er immer: Dann=krieg=ich=schon=wieder=Bauchschmerzen=Mama, dann=hab=ich=schon=wieder=Angst, dass=du=krank=wirst, ne? (.) Ja.“ (Dammann 482ff)

Nicht nur im Alten- und Pflegeheim demonstriert sie damit ihre Bedeutung, auch gegenüber den Fachkräften im Wohnheim ihres Sohnes verdeutlicht sie damit ihre Position, was den zweiten Gewinn ihrer Strategie dokumentiert: „und jetzt ist es so weit wieder (2) er kommt ja jeden Freitag mich besuchen, ne? Ja. **Da lebt er für.** Mama, bald ist schon wieder Freitag, ne?“ (Dammann 326ff) Auch die Zeit, die das Telefonieren in Anspruch nimmt, ist Zeit, die Holger nicht mit Mitarbeiter*innen und Mitbewohner*innen im Wohnheim verbringen kann – Zeit, in der keine tiefergehenden Beziehungen geknüpft werden können, in der er für das soziale Miteinander in der Gruppe nicht bereitstehen kann, sofern er das möchte¹³³. Auf der einen Seite scheint sie damit ihren Selbstwert zu stützen: Sie präsentiert sich – trotz ihrer Pflegebedürftigkeit und trotz ihrer biografisch betrachteten desolaten Situation (das heißt: alleine, ohne Familie und gegen ihren Willen in einem fremden, institutionell geprägten Kontext) – weiterhin als wichtigste Person im Leben ihres Sohnes. Dieser Einschätzung ist in gewisser Weise gleichzeitig eine Geringschätzung der Behindertenhilfe inhärent: Auch wenn sie die Arbeit der Fachkräfte grundsätzlich positiv einschätzt, betont sie gleichzeitig ihre Überraschung darüber, dass es ihrem Sohn in der neuen Umgebung so gut gefällt:

132 Damit ist ausdrücklich nicht impliziert, dass eine rechtliche Betreuung und eine Betreuung durch Fachkräfte die Zuwendung durch andere, hier durch die Mutter, überflüssig machen. An dieser Stelle wird, unabhängig davon, ihr Selbstpräsentationsinteresse analysiert.

133 Die häufigen Telefonate mit seiner Mutter, die Ausdruck ihrer engen Beziehung sind, könnten Holger gleichzeitig einen besonderen Status innerhalb der Bewohner*innen ermöglichen: Er kann sich auf diese Weise als Sohn, als Carer, als ein Mensch mit engen sozialen Kontakten präsentieren.

„Darum bin ich auch heute (.) heute so erstaunt und so froh, dass er sich da wohlfühlt. Mhm, mhm und hab auch neulich noch zu dem Andi @(.).@ Andi noch gesagt (.) mhm, wie habt ihr das bloß geschafft, dass er sich jetzt bei euch so wohlfühlt, nich? Da sagt er, na:a, so *ganz* einfach war das auch nicht, ne? Ich kriegte immer nur zur Antwort: Ich= bin=nur=zur=Probe=hier, ne? Ja. Ne? Ja, und jetzt ist er, ist er ganz selzig mit seinem Andi.“ (Dammann 412ff)

Dennoch lässt sie an manchen Stellen subtile Bemerkungen fallen, die auf eine nach wie vor kritische Einschätzung der Möglichkeiten der Behindertenhilfe verweisen, Menschen ein echtes Zuhause zu bieten:

FD: „(...) Da sagt er diese Tage, sagt er noch Mama, brauchst dir keine Sorgen machen, ich bin bei Franziska gut aufgehoben=Franziska ist auch eine von den Leiterinnen da, ne? Ja, die leitet das Heim da mit einem jungen Mann, mit dem, hier der war doch

II: Mit Andreas Kolkmeier

FD: Mit Andi.

II: Ja:a, genau.

FD: @Ja, ich kenn ihn, das ist einfach Andi.@

II: @Schön@

FD: Ja. Der macht das auch ganz prima, muss ich sagen. Und Franziska auch. Ja. Doch. (2) Tja. Da wird er jetzt wohl bleiben müssen (.) mhm (2)“ (Dammann 198ff)

An anderer Stelle erklärt sie, dass Holger im Wohnheim ihres Erachtens nicht ‚dazugehört‘, wird in ihren Ausführungen aber von einem weiteren Anruf von Holger unterbrochen. Der Gesprächsfaden wird hinterher nicht wieder aufgenommen, da ein weiterer Anruf zu erwarten ist.

II: Und haben Sie das Gefühl, im, im Wohnheim jetzt, (.) dass er da auch dazugehört, oder ist das da noch anders?

FD: Nee, da is (.) äh, nein (Telefonklingeln), da findet er nicht so:
[Telefonat mit Holger]

Ihre subtil formulierte Kritik am Wohnheim bzw. der Behindertenhilfe findet auch in ihren im Interview mehrfach artikulierten Sorgen um seine Zukunft ihren Ausdruck:

„Ja. (2) Ja, aber (.) aber=wenn=die=dann mit 65 da nicht mehr bleiben können, das macht mir eigentlich Sorge. Dann haben sie sich da eingele:ebt (.) und eingewohnt, und dann müssen sie *wieder* weg. (.) Ne? Mhm. (.) Muss das sein?“ (Dammann 270ff)

„Meine große Sorge ist, wenn er 65 wird, wenn er dann, was wird dann. Das ist meine. Das ist meine Sorge. Weil er sich jetzt da wohlfühlt und wenn sie dann *wieder* woanders hinhüßten, (.) ne?“ (Dammann 1637ff)

Sie kritisiert damit implizit die Angebote der Behindertenhilfe als nicht auf Dauer angelegt und bereitet dabei zugleich den Boden für eine spätere Familienzusammenführung im Pflegeheim. Mit der folgenden Überlegung unterstreicht sie erneut ihre eigene Position und präsentiert sich als den letzten Rettungsanker für ihren Sohn:

„Es=es könnte höchstens die Überlegung geben, wenn mein Sohn 65 ist, dass er hier- (.) hierhinkommt. (.) Ne? Das ist möglich. Er könnte hier, das ist ja ein Altenheim. (.) Er könnte hierhinkommen, ne? Ob das nun gerade gut für mich wäre, ich weiß es nicht. (.) Er ist sehr, sehr besorgt und (.) und will mich den ganzen Tag betüdeln, @ne?@ Ja, ne? (.) Aber das würde sich auf die Dauer auch normalisieren.“ (Dammann 467ff)

Ihr Verhalten weist eine bestimmte Tragik auf: Als Mutter, die stets ein enges und gutes Verhältnis zu Holger hatte, müsste sie auch unter den veränderten Bedingungen im Prinzip nicht um

ihre einzigartige Stellung im Leben ihres Sohnes fürchten. Auch wenn sie nicht mehr alleine die Verantwortung für das tägliche Leben ihres Sohnes trägt, bleibt sie „lebenslang Begleiter und Anwalt“ (Seifert 2003, 50) ihres Sohnes, verkörpert für ihn die „Sicherheit vertrauter Beziehungen, Stabilität und Verlässlichkeit“ (ebd.) in einem sich verändernden Umfeld. Zwar ist ihre Gemeinsamkeit durch die unterschiedlichen und weit voneinander entfernten Wohnorte mittlerweile zeitlich beschränkt und Holger gelingt es, aus den neu entstandenen Kontakten neue Beziehungen aufzubauen. Dieses vergrößerte Netzwerk bedeutet jedoch nicht ein Ende der Exklusivität der Mutter-Sohn-Beziehung, sondern eine Erweiterung seiner Kontakte. Diese waren schon vor dem Umzug vorhanden, scheinen aber zu diesem Zeitpunkt nie ein Problem gewesen zu sein, weil sie das familiäre Konstrukt nicht in Frage gestellt haben. Jetzt, da das Zusammenleben als Symbolisierung von Familie nicht mehr verwirklicht ist, scheint die Exklusivität ihrer Beziehung und ihrer Beziehungsgestaltung für Frau Dammann eine deutlich bedeutendere Rolle einzunehmen.

Frau Dammanns Präsentationsinteresse kann sich dabei potenziell nachteilig auf Holgers Beziehungen auswirken: Holger könnte befürchten, seine Mutter zu enttäuschen oder zu hintergehen, wenn er eine zu vertrauensvolle Beziehung zu anderen, allen voran Mitarbeiter*innen, Mitbewohner*innen oder neuen Arbeitskolleg*innen aufbaut. Dass Holger Freunde und Bekannte häufig mit eigentlich verwandtschaftlich konnotierten Begriffen (‚Schwester‘ (Dammann 524ff), ‚Bruder‘ (Dammann 585ff), ‚Tante‘ (Dammann 723)) anspricht, dass es dabei sogar einen ‚Papa‘ gibt (vgl. Dammann 770ff), aber keine ‚Mama‘, ist ein mögliches Indiz für seine Sensibilität in Bezug auf die Bedürfnisse und Erwartungen seiner Mutter.

Entsprechend scheint Frau Dammann auch die Partnerschaft ihres Sohnes mit Sarah, einer Kollegin aus der Werkstatt für behinderte Menschen, als Konkurrenz oder Bedrohung ihrer Rolle als unentbehrliche Mutter wahrzunehmen (vgl. Dammann 794ff): Zwar berichtet sie vordergründig gelassen darüber, dass ihr Sohn eine Freundin hat, erzählt bereitwillig über den Wunsch des Paares, zu heiraten und zusammenzuwohnen. Einleitend präsentiert sie Sarah jedoch geradezu despektierlich anmutend als „so=ne Freundin“ (Dammann 794) und inszeniert die Beziehung im Weiteren eher als eine kindliche Freundschaft und nicht als eine Beziehung unter Erwachsenen, die ebenso wie die Mutter-Sohn-Beziehung einen exklusiven Charakter aufweist – wenn gleich natürlich ganz anders ausgestaltet. So spricht sie beispielsweise von Sarah als einem ‚netten Mädchen‘ (vgl. Dammann 801f), das sich in der Arbeitsgruppe neben Holger setzen soll, damit er auf sie aufpasst. Das Zusammenwohnen sieht Frau Dammann auch nur in Form eines Wohnens in der gleichen besonderen Wohnform zu verwirklichen, wo sich die beiden dann „besuchen“ (Dammann 848) können – die Möglichkeit, tatsächlich in eine gemeinsame Wohnung zu ziehen, thematisiert sie nicht (vgl. Dammann 818ff). Und auch das Heiraten scheint in ihren Augen keine Option für ihren Sohn zu sein. Sie verweist stattdessen auf ein anderes Paar, das in einer Einliegerwohnung der besonderen Wohnform lebt und das kürzlich geheiratet hat: „Die arbeiten auch beide da in der Werkstatt, ja. (2) Aber die sind ganz clever, so“ (Dammann 899ff). Entgegen ihren sonstigen Renormalisierungsbestrebungen scheint der Unterstützungsbedarf ihres Sohnes hier also für ihre Selbstpräsentation als unentbehrliche Mutter – auch mit Blick auf die Konkurrenz zur Partnerin ihres Sohnes – von Bedeutung zu sein.

Das Präsentationsinteresse als Mutter, die gebraucht wird, hat sich möglicherweise nicht erst in der Folge der Veränderungen seit ihrem Herzinfarkt entwickelt. Es ist naheliegend, dass dieses aktive Bestreben bereits in der Zeit, in der sie noch zusammengelebt haben, dazu diente, das Familienbild zu festigen, aus dem sie ihre Handlungssicht gezogen hat. Das Festhalten an einem Familienbild, das eine Selbstpräsentation als unentbehrliche Mutter ermöglicht, verhindert aber zusätzlich, dass es

Frau Dammann gelingt, ihren Sohn als erwachsenen Mann wahrzunehmen: Damit ihre Unterstützung notwendig bleibt, muss nicht nur die Behindertenhilfe Schwächen aufweisen, auch der Hilfebedarf ihres Sohnes muss als Begründung für ihre notwendige Unterstützung angeführt werden. Dies steht wieder in deutlichem Kontrast zu ihren Renormalisierungsbestrebungen. Diese verwickelte Dynamik macht deutlich, warum eine Veränderung ihrer Handlungsschemata eine so große Herausforderung für sie darstellt.

8.3.4.2 Präsentationsinteresse als Opfer

Neben ihrer Selbstpräsentation als unentbehrliche Vertraute für ihren Sohn weist sie ein weiteres darstellerisches Interesse auf, das sich von diesem unterscheidet.

Sie präsentiert sich in Bezug auf ihre aktuelle Lebenssituation und die ihres Sohnes deutlich als Opfer der Umstände:

„dies war ja ne, ne Lösung, das *ging* ja gar nicht anders. Mein Mann war nicht mehr da, ich war nich-, ich konnte nicht mehr, es war ja überhaupt keine, keine Aussicht da, dass ich jemals zu Hause wieder sein könnte. Ne? Ich kann ja nicht laufen und und ich bin ja auch hier nach dem Schlaganfall linksseitig ge-handicapt, und (.) äh (.) äh (.) da gab's ja gar keine andere Lösung. (3) Ne? Ja. Es ging ja gar nicht. Ich hätte *nie* Holger weggegeben. (2) Ne? Ja. (.) Aber es ging ja nicht. (2) Mhm. Ja. (.) Mhm. (2) Wenn mein Mann noch gelebt hätte, wäre ich wohl nie hier gelandet.“ (Dammann 938ff)

Mit dieser Selbstpräsentation gelingt es ihr, sich gegenüber ihrem verstorbenen Mann von der Verantwortung für die aktuelle Situation freizusprechen, in der genau das eingetreten ist, was beide immer verhindern wollten. Mit den vielen Verweisen auf die Dramatik der damaligen Situation betont sie das Schicksalhafte des Moments. Ihr eigenes Leiden unter der aktuellen Situation tabuisiert ein Nachfragen, warum keine frühzeitigere, umsichtiger Vorbereitung auf die Zukunft stattgefunden hat: Gesprächspartner*innen, hier den Interviewerinnen, wird damit – umgangssprachlich formuliert – signalisiert: ‚ich leide schon genug, konfrontieren Sie mich nicht auch noch damit‘ (vgl. Dammann 430ff).

„Die Trennung vom behinderten Menschen ist häufig mit Schuldgefühlen verbunden; für den Fall, daß der behinderte Mensch ‚abgeschoben‘ würde, werden negative gesellschaftliche Sanktionen erwartet. Der einzig legitime Grund für die Trennung kann demzufolge nur das eigene körperliche Unvermögen sein. Erst die sichtbare körperliche Erschöpfung der Eltern gibt ihnen das ‚Recht‘, die Betreuung ihres behinderten Kindes anderen Einrichtungen und Personen zu überlassen.“ (Guski & Langlotz-Brunner 1991, 38)

Das Festhalten und Betonen ihrer eigenen körperlichen Versehrtheit ist wichtig, um loyal gegenüber dem mit ihrem Mann gemeinsam entworfenen Ziel zu sein; gleichzeitig kann auch sie damit an ihrer biografischen Orientierung festhalten. Da ihr Mann tot ist und sich nicht mehr selbst vom Wohlbefinden und der Lebensqualität seines Sohnes ein Bild machen kann, kann sie sich von dieser gefühlten Illoyalität nicht entlasten. Um nicht daran zu zerbrechen, dass alles, woran sie seit ihrem jungen Erwachsenenalter glaubt und woran sie ihr biografisches Handeln bisher ausgerichtet hat, aufgrund ihrer eigenen Beeinträchtigung hinfällig ist, konzentriert sie sich auf ihre eigene Gebrechlichkeit und spricht sich mit dem Verweis auf das Schicksal anderer Personen wie ihrer ehemaligen Nachbarin oder auf ihren Bruder (vgl. Dammann 968ff) (s. u.) frei.

8.3.5 Sprachliche Besonderheiten

Die biografischen Diskontinuitäten, die sich im Kontext der partiellen Verwandlungen entwickelt haben, prägen die Geschichte von Frau Dammann, in deren Darstellung sie an vielen Stellen bemüht ist, die Inkongruenzen der verschiedenen Lebensabschnitte zu verschleiern. Diese

Versuche nimmt sie mit Hilfe sprachlicher Mittel vor, die im Folgenden illustriert werden. Es geht dabei nicht um eine Bewertung ihres Verhaltens. Es geht ausschließlich darum, die sprachlichen Mittel zu beschreiben, mit denen sie sich vor entsprechenden Konfrontationen und Bewertungen schützt.

8.3.5.1 Strategien zum Erhalt der Deutungshoheit über ihre inkongruente Lebensgeschichte

Frau Dammann geht bei der Strukturierung ihrer Lebensgeschichte im Wesentlichen von ihrer zum Zeitpunkt des Interviews aktuellen Situation aus. Ausgehend von dieser von ihr als schicksalhaft präsentierten und sehr belastenden Situation (vgl. 8.3.4.2) erzählt sie von ihrem guten Leben, das sie mit ihrem Ehemann und ihrem Sohn geführt hat. Als Auslöser für Veränderungen präsentiert sie einzelne Ereignisse als schicksalhaft, verschweigt jedoch ihren eigenen Anteil am Geschehen.

So macht sie beispielsweise ihren Herzinfarkt dafür verantwortlich, dass ihr Sohn heute im Wohnheim lebt. Sie unterschlägt dabei aber, dass sie sich zuvor – über 80 Jahre alt und verwitwet – nicht aktiv um Perspektiven gekümmert hat: „Ich werde so oft gefragt: Wann haste dir das denn überlegt und wann haste dir das ausgesucht? Ich sag, ich hab mir gar nichts ausgesucht. Ne? Es hat sich einfach so ergeben. Es **ging** nicht anders“ (Dammann 953ff).

FD: (...) Wie ich aus=m Koma aufwachte=da=hatten=die=schon=alles=in=ne=Wege=geleitet. Da hab ich, (.) ich hab gar nicht überlegen brauchen (.) oder *können*, ob ich hierhin will oder nicht. Es gab keine andere Lösung.

I1: Ja.

FD: Und es gab auch für meinen *Sohn* keine andere Lösung, als ins Heim zu gehen, obschon er immer gesagt hatte, ich gehe *nie* in ein Heim. (2) Und wenn die *Polizei* mich holt, sagt er immer, ich gehe nie hier *nicht* weg, ne? (.) (Dammann 47ff)

Eine direkte Konfrontation der Interviewerin mit potenziellen Handlungsalternativen pariert sie mit einem Verweis auf ihre Lebenserfahrung, nach der am Ende doch alles anders käme als geplant.

I1: Und angenommen, Sie hätten noch zurückgekonnt, das wäre noch gegangen, können Sie sich vorstellen, dass Sie dann (2) dann hätten Sie wahrscheinlich einen Schuss vor den Bug gekriegt, wie man so sagt, und würden sagen, ich muss jetzt irgendwie, ich muss doch mir was überlegen. Was wäre so Ihre ideale Vorstellung? Wie, wie es am besten wäre, wenn Sie zaubern könnten oder wenn, wenn Geld keine Rolle spielt, wie auch immer?

FD: *Ne:in*, ich hatte gar nicht, ich hatte einfach gedacht, ich bleib zu Hause. Ich bleib zu Hause und irgendwie (2) äh, also ich hatte mir das eigentlich abgewöhnt, im Voraus zu planen. Es kommt doch immer anders, als- als wie man glaubt. Ne? Ne? (Dammann 959ff)

Dieses propagierte Lebensmotto steht in deutlichem Kontrast zu ihrem jahrzehntelang gepflegten Handlungsschema (vgl. Kapitel 8.3.3), allerdings findet keine inhaltliche Auseinandersetzung mit diesem Strategiewechsel statt, was als Beleg für die biografischen Diskontinuitäten gewertet werden kann. Zur Verdeutlichung ihrer ‚neuen‘ Haltung führt sie ein dramatisches Beispiel von ihrem verstorbenen Bruder an, der bis zuletzt selbstständig lebte und schließlich „im Garten umgefallen“ (Dammann 973) ist, ohne sich vorher mit belastenden Fragen über die Zukunft auseinandersetzen zu müssen.

Die Heftigkeit ihrer Ausführungen verbietet ein erneutes Nachfragen der Interviewerin, tabuisiert es regelrecht und Frau Dammann erhält damit ihre Deutungshoheit über die Darstellung

ihrer Lebensgeschichte zurück, die sie anscheinend durch die Aufforderung der Interviewerin in Frage gestellt sah.

Ihre Lebensgeschichte ist geradezu exemplarisch für den lebenslangen Einsatz von Eltern für ein gutes Leben ihrer Kinder, zeigt aber auch, dass mit zunehmendem Alter, mit dem Verlust des Partners und der Erfahrung des Scheiterns verschiedenster Ansätze die Kraft für die Auseinandersetzung mit weiteren Lösungsmöglichkeiten aufgebraucht ist.

8.3.5.2 Sprachliche Strategien zur Renormalisierung

In Kapitel 8.3.3.2 wurde bereits auf Frau Dammanns Tendenz zur Renormalisierung in Bezug auf den Umgang mit der Beeinträchtigung ihres Sohnes hingewiesen. Schütze unterstreicht, dass ein solches Handeln auf anspruchsvolle sprachliche Praktiken angewiesen ist. Mit Verweis auf Kafkas Werk „Der Prozess“ (2003) zeigt er auf,

„wie schwierig die Aufgabe für den Problembetroffenen ist, einen Bruch in der Alltagsrealität durch Sprechen zu renormalisieren, sofern man diesen Bruch der Alltagsrealität nicht wirklich thematisieren will.“ (Schütze 2006, 207)

Bezogen auf Frau Dammanns Situation bedeutet das, dass sie – um den ‚Normalzustand‘ ihrer Vorstellung von Familie wiederherstellen zu können – zunächst den Aspekt der Beeinträchtigung explizieren und gleichzeitig so weit verharmlosen muss, dass ein Normalzustand wieder möglich erscheint. Dies versucht sie in mehrfacher Hinsicht: zum einen durch ein Kleinreden der Beeinträchtigung: „wenn Sie ihn so sehen, merken Sie ihm auch nichts an“ (Dammann 153f). Zum anderen vergleicht sie ihn mit anderen beeinträchtigten Menschen aus seinem sozialen Umfeld der WfbM, hier mit einem Freund, und resümiert:

„Nu:un ist der Martin [Freund und ehemaliger Arbeitskollege von Holger; L. O.] auch ein bisschen, der *Martin* auch ein bisschen(.) mehr behindert als=als äh Holger so, ne? Ja. Mhm. (.) Ja:a. Ich sagte neulich noch so, Holger=ich=sag=willst du nicht den Martin nicht mal wieder anrufen? Da sagt er (.) mmh, ach, der redet immer so=n Quatsch=und=so, der=will=nix=mehr=mit=mir=zu=tun=haben. Dann=ruf=ich=ihn=auch=nicht=mehr=an. @(.) Tja nun? (.) Ja, was soll's, ne?@.“ (Dammann 262ff)

In beiden Fällen wird die Interaktionsparadoxie deutlich, die mit ihren Versuchen der Renormalisierung verbunden ist: Sie muss sprachlich gerade das hervorheben, was sie mit ebendieser Handlung überspielen möchte. Schütze spricht umgekehrt auch von dem „Dilemma, dass gerade *das* nicht angesprochen werden sollte, was eigentlich bearbeitet werden müsste“ (Schütze 2006, 208). Versuche der Renormalisierung sind eine Herausforderung für Interaktionen, denn den Kommunikationspartner*innen kommt einerseits die sehr wichtige Aufgabe zu, intersubjektiv zu verbürgen, dass alles normal ist. Gleichzeitig sind sie aber Teil des paradoxen Interaktionsgeschehens und es gibt daher im Grunde gar keine echte Handlungsoption, mit der dem um Renormalisierung bemühten Gegenüber am Ende bestätigt werden könnte, dass seine Initiative erfolgreich war.

Betrachtet man beispielsweise die Grundschulzeit ihres Sohnes, so ist es denkbar, dass ihre Renormalisierungsversuche, unterstützt durch die noch nicht lange zurückliegende Erkrankung, dazu geführt haben können, dass Lehrer*innen über Jahre die Konfrontation der Eltern mit Holgers Lernschwierigkeiten vermieden haben. Mit der verharmlosenden Darstellung des Unterstützungsbedarfs ihres Sohnes hat Frau Dammann möglicherweise eine Tabuisierung der Kommunikation über entsprechende Hilfen bewirkt. Erst am Ende der Grundschulzeit – so erzählt es jedenfalls Frau Dammann – wird eine Empfehlung für eine Sonderschule ausgesprochen.

Die Art der Darstellung seines Hilfebedarfs im Interview legt nahe, dass dies auch für den Themenbereich ‚Wohnen‘ in ähnlicher Weise stattgefunden hat, was eine Auseinandersetzung mit passgenauen Hilfen in gewisser Weise unmöglich macht: Das Bestreben, einen Hilfebedarf so kleinzureden, dass er nicht mehr relevant ist, während gleichzeitig jedoch – und dies ist das große Dilemma ihrer von Diskontinuitäten geprägten biografischen Struktur – nach Einschätzung der Mutter (bzw. der Eltern) ein selbstständiges Wohnen ausgeschlossen ist, verhindert die konstruktive Entwicklung von Zukunftsperspektiven. Dies gilt nicht nur in Gesprächen mit Dritten, z. B. Freund*innen oder Fachkräften, dies gilt bereits für die intrapersonale Kommunikation, das Nachdenken über Alternativen.

8.3.6 Frau Dammann: Abschließende Bemerkungen

Die Auswertung des Interviews mit Frau Dammann illustriert die Schwierigkeit, nach einer partiellen Verwandlung die einzelnen Lebensphasen des ‚Vorher‘ und ‚Nachher‘

„in einen konsistenten Zusammenhang zu stellen. Zum einen begreift sie sich als jemand, der sich verändert hat, spielt jedoch diese Veränderung in ihrer Bedeutung herunter, um die Vergangenheit nicht radikal reinterpreting zu müssen und damit vor dem Problem zu stehen, sich erklären zu müssen, wer sie heute nun eigentlich ist.“ (Rosenthal 1987, 32)

Die partielle Verwandlung wird ausgelöst durch die Erkrankung ihres Sohnes und die allmähliche Einsicht, dass seine Erkrankung bleibende Hirnschäden hinterlassen hat.

Mit der Reaktivierung ihres Handlungsschemas ‚Streben nach Familie‘ vermeidet sie einen elementaren Bruch ihrer „subjektiven Weltsicht und Selbstwahrnehmung“ (Rosenthal 1987, 31), um dies zu ermöglichen, greift sie auf die Strategie der Renormalisierung (vgl. Schütze 2006) zurück.

Da aber durchaus eine Verwandlung stattgefunden hat, kommt es bei dem Versuch, darüber hinwegzutäuschen, zu biografischen Diskontinuitäten, die sich in ihrem Präsentationsinteresse abbilden lassen (vgl. 8.3.4), und die sie mit Hilfe sprachlicher Mittel zu kaschieren versucht (vgl. 8.3.5). Vermutlich bereits während der Interpretationsphase der Krise orientiert sich das im Umgang mit Herausforderungen erprobte Ehepaar an ihrem biografisch relevanten Handlungsschema ‚Streben nach Familie‘: Ihrer Vorstellung von Familie folgend inszenieren sie fortan das angestrebte Familienleben und bewirken so die Rückgewinnung von Handlungsfähigkeit und -sicherheit. Dies geschieht jedoch, ohne sich näher mit den veränderten Bedingungen durch die Beeinträchtigung des Sohnes auseinandergesetzt zu haben, die die partielle Verwandlung in Gang setzt. So kommt es zu den biografischen Diskontinuitäten: Das verfolgte und inszenierte Familienbild, das für das Zusammenleben von ausschlaggebender Bedeutung ist, ist nicht kongruent mit der veränderten Selbstwahrnehmung. Das gelebte Familienleben kann sich dem Ideal nur annähern, geht aber nie ganz in diesem auf: „Wir haben (.) w-wie eine normale Familie, haben wir zusammen gelebt (.) ne?“ (Dammann 14)

9 Fallübergreifender Vergleich

Bis hierher leistet die biografische Fallrekonstruktion nach Rosenthal eine intensive Analyse der erhobenen Lebensgeschichten. Der Fokus lag auf den ganz individuellen erzählten und erlebten lebensgeschichtlichen Verläufen der Biografieträger*innen, den Präsentationsinteressen sowie auf den jeweiligen sprachlichen Strukturen und Besonderheiten. Mit Blick auf die in Kapitel 2 dargelegte Biografiethorie war das Ziel dabei die Annäherung an die Dialektik von Struktur und Handlung als biografiekonstituierende Elemente – und zwar zunächst auf der Ebene des einzelnen Falles. Ein Vergleich der Fälle ist an der Stelle ausdrücklich vermieden worden.

Nach dieser ersten Analyse lässt sich konstatieren, dass sich die Lebensgeschichten der Protagonist*innen Wellmann, Köhne und Dammann in manchen Punkten ähneln bzw. unterscheiden. Parallelen, die auf Grundlage einer reinen Rezeption der erzählten Geschichte hätten gezogen werden können, hätten lediglich die markant sichtbare Oberfläche beschrieben, hätten jedoch keine Aussagen über die biografische Struktur der Fälle ermöglicht. Mehr noch: Ein vorschnelles Fokussieren augenscheinlicher Gemeinsamkeiten hätte vermutlich die Aufmerksamkeit für strukturelle Ähnlichkeiten getrübt: Während Frau Dammann auf Basis der rein erzählten Geschichte beispielsweise mit Herrn Köhne die Absicht gemeinsam hat, möglichst bis zuletzt als Familie zusammenzuleben, belegt die biografische Fallrekonstruktion, dass die Motivation dahinter von einer ganz anderen biografischen Struktur durchdrungen ist. Die auf der Hand liegende Gemeinsamkeit von Herrn Wellmann und Herrn Köhne, nämlich *Väter* behinderter Kinder zu sein, geht einher mit sehr unterschiedlichen biografischen Orientierungen, Präsentationsinteressen und unterschiedlichen familialen Herstellungsleistungen.

9.1 Krisen, Handlungsschemata und (Ver-)Wandlungen

An dieser Stelle soll ein erster fallübergreifender Vergleich auf der Ebene der in diesem Kapitel fokussierten Aspekte der Krise, der Handlungsschemata zur Bewältigung von Lebenssituationen und der sich vollziehenden (Ver-)Wandlungen vorgenommen werden. Den Schwerpunkt bilden hier der Blick auf die biografischen Handlungsschemata, Krisen und (Ver-)Wandlungen sowie der Zusammenhang zwischen diesen übergreifend nachweisbaren Elementen.

Lebenskrisen werden als eine umfassende Erschütterung der bisherigen biografischen Auslegungssysteme erlebt, in denen erprobte und bewährte Handlungsstrategien nicht mehr erfolgreich angewendet werden können. ‚Routinierte‘ und vorher nicht näher reflektierte Handlungsabläufe werden fraglich und erfordern eine bewusste Zuwendung. Die Rekonstruktion von Krisen ermöglicht daher eine Annäherung an (alte) Handlungsstrategien und – im Falle von Verwandlungen – ebenso die Analyse neuer Sinnstrukturen und entsprechend veränderter Handlungsorientierungen (vgl. 2.2.3).

Die Fallrekonstruktionen haben illustriert, dass alle drei Biografieträger*innen Krisen erlebt haben, die die jeweilige Handlungsstrategie außer Kraft gesetzt haben und zu einer Anpassung ebendieser geführt haben (partielle Wandlung), bzw. im Falle von Herrn Köhne die Krise mit einer latenten Wandlung einherging. Der fallübergreifende Vergleich beleuchtet die krisenauslösenden Ereignisse und die veränderten Handlungsschemata der Protagonist*innen im Vergleich. Da diese Themen im Kern bereits Bestandteil der einzelnen Fallrekonstruktionen waren, fällt dieser Abschnitt im Vergleich zu den folgenden (9.2 bis 9.4) kürzer aus.

Für Herrn Wellmann und Frau Dammann stellt die Geburt bzw. die Diagnosemitteilung ‚beeinträchtigtetes Kind‘ das krisenauslösende Ereignis dar, wobei bei Herrn Wellmann von einer Auslösenkrisen gesprochen werden kann, während bei Frau Dammann die Krise eher schleichend ihren Lauf nahm und eher von einer Interpretationsphase die Rede sein muss.

Die Geburt eines (hier: kognitiv) beeinträchtigten Kindes bzw. die Diagnosestellung kann an sich als ein potenziell krisenauslösendes Ereignis gewertet werden. Einerseits geht mit der Geburt eines Kindes immer eine Veränderung der Familiendynamik einher (vgl. Hartshorne et al. 2013, 361), für beeinträchtigte Kinder gilt dies jedoch in besonderer Weise:

„Hopes and dreams appear dashed at the start. The web of relationships is not very balanced. The needs and demands that shape new role arrangements are far different than anyone could have imagined. And there is an abiding fear that this child will never be able to make his or her way in the world.“ (ebd.)

Zwar hat sich der wissenschaftliche Blick auf Familien mit beeinträchtigten Kindern erfreulicherweise immer stärker weg von der Gleichsetzung ‚behindertes Kind – behinderte Familie‘ (vgl. Engelbert 1989; dies. 2011) bewegt und die Forschung bestätigt grundsätzlich die Resilienz auch von Familien mit beeinträchtigten Kindern (vgl. u. a. Retzlaff 2019; Eckert 2014). Nichtsdestotrotz ist resilientes Verhalten gekoppelt an die Konfrontation mit gravierenden Bedrohungen, Schäden oder Verlusten (vgl. Leipold 2015, 18) und als solche wird das Vorliegen einer Beeinträchtigung des Kindes auch bei den interviewten Biografieträger*innen mehr oder weniger deutlich interpretiert:

Herr Wellmann äußert sich zum krisenauslösenden Ereignis der Diagnosemitteilung, wobei er im Sinne seines Präsentationsinteresses deutlich unterscheidet zwischen der stets selbstverständlichen und zweifelsfreien Annahme seiner Tochter einerseits und seinen zunächst eingeschränkten Fähigkeiten andererseits, sich für sie zu engagieren (vgl. Wellmann 32ff). Unterstrichen wird dies durch seine konkrete Beschreibung späterer Maßnahmen, mit denen er sich diese Fähigkeiten aneignet, etwa, dass er sich bewusst mit seiner Tochter in der Öffentlichkeit zeigt (vgl. Wellmann 118f). Wie herausgearbeitet werden konnte, ist der Antrieb, sich mit der eigenen Unfähigkeit zu konfrontieren, auf das Ziel zurückzuführen, die Beziehung zu seiner Frau zu erhalten: Der „Schwur“ (vgl. u. a. 8.1.4.3) scheint ausschlaggebend zu sein, sich auch in der Öffentlichkeit zu seiner kognitiv beeinträchtigten Tochter zu bekennen. Dies ermöglicht ihm eine partielle Verwandlung ohne biografische Diskontinuitäten: Er hält weiter an seinem Weltbild fest, erweitert sein damit verbundenes Familienbild aber so, dass auch seine kognitiv beeinträchtigte Tochter und die damit einhergehenden Abweichungen in das Schema des Strebens nach beruflichem Erfolg, Anerkennung und Anpassung integriert werden können. Dies gelingt ihm u. a. mit Hilfe des Engagements für andere im Rahmen eines Elternvereins und der besonderen Position als Vorsitzender dieses Vereins.

Auch für Frau Dammann stellt die – zunächst noch drohende – Beeinträchtigung ihres Sohnes ein krisenauslösendes Ereignis dar, ihre Fallrekonstruktion verdeutlicht jedoch eine völlig andere ‚Bewältigungsstrategie‘, die auf Renormalisierungsversuche und die Rückbesinnung auf frühere Zukunftsperspektiven setzt und sich bemüht, einen stabilen Zustand herzustellen, der die weitere biografische Entwicklung behindert (vgl. 8.3.3). Insofern liegt bei ihr eine partielle Verwandlung vor, die mit sich verstärkenden Diskontinuitäten verbunden ist und die zu einem kumulierenden Krisenpotenzial führt.

Anders präsentiert sich die Situation bei Herrn Köhne: Wie beschrieben wurde, verkörpert die Fluchterfahrung bzw. die Erfahrung als Geflüchteter am Ende des Zweiten Weltkriegs den krisenauslösenden Prozess. Als ‚Überlebensstrategie‘ in dieser belastenden Phase hat er die Bewäl-

tigungsstrategie des ‚Durchhaltens‘ entwickelt, die eine latente Wandlung symbolisiert, durch die aber die von der Krise weiterhin ausgehende Bedrohung (die Identifikation und Zuordnung als ‚Fremder‘) diffus erhalten bleibt. Auf die Beeinträchtigung seines Sohnes reagiert er entsprechend seiner entwickelten Handlungsstrategie. Zudem ist eine konkrete Diagnosemitteilung ausgeblieben, Herr Köhne gerät damit unter einen ständigen Erklärungsdruck in Bezug auf seinen Sohn. In der Fallrekonstruktion können diese Erfahrungen – anders als die Erfahrungen der Flucht – nicht im Sinne einer Krise rekonstruiert werden. Anders als im Fall von Herrn Wellmann und Frau Dammann ist für Herrn Köhne mit der plötzlichen ‚Zuordnung‘ in den Kontext ‚Behinderung‘ weniger das belastende Gefühl einer Be- oder Aussonderung verbunden, sondern vielmehr ein langersehntes Gefühl von Zugehörigkeit zu Eltern behinderter Kinder, für deren Belange er sich ähnlich wie Herr Wellmann engagiert. Auf seine Handlungsstrategien hat dies allerdings keinen Einfluss: Seine Strategie des ‚Durchhaltens‘ führt, ähnlich wie bei Frau Dammann, zu einem zunehmenden Krisenpotenzial.

Die Beeinträchtigung der Kinder aktiviert also aufgrund ihrer krisenauslösenden Wirkung neue Bewältigungsstrategien bzw. reaktiviert bereits bewährte Bewältigungsstrategien. Die biografische Genese dieser Bewältigungsstrategien wurde in Kapitel 8 für die drei Fälle illustriert. Darüber hinaus deuten sich noch weitere Gemeinsamkeiten an: Neben den verbindenden Elementen des Erlebens von Krisen, der Anpassung von Handlungsschemata und (Ver-)Wandlungen scheint auch das Thema ‚Familie‘ in allen drei Fällen von besonderer Bedeutung für die Dialektik von Struktur, biografischer Erfahrung und Handlung zu sein. Dies wird im folgenden Abschnitt fallübergreifend diskutiert.

9.2 Die Bedeutung von Familie

In Zusammenhang mit den Lebensgeschichten fragt diese Arbeit auch nach den Vorstellungen vom familiären Zusammenleben der Biografieträger*innen. Die Fallrekonstruktionen in Kapitel 8 belegen, dass ‚Familie‘ sowohl einen wichtigen Bestandteil der Selbstpräsentation der Biografieträger*innen symbolisiert und darüber hinaus ein wichtiges Element ihres biografischen Handelns verkörpert.

- Herr Wellmann entwirft ‚Familie‘ ausgehend von der Paarebene als ein sich entwickelndes Konstrukt, in dem sich die Kinder mit der Zeit von ihren Eltern abnabeln und auch räumlich eigene Wege gehen. Bis dahin dokumentieren seine Erzählungen, dass er Familie als eine konservative Institution mit einer Rollentrennung der Geschlechter zur „Sozialisation der nachwachsenden Generation“ (Huinink & Konietzka 2007, 71) versteht. Darüber hinaus ist ihm die Präsentation einer ‚heilen‘ Familie und eines harmonischen Familienlebens wichtig.
- In gewissem Sinne ähnlich stellt sich das Familienverständnis von Herrn Köhne dar, der darin eine „Versorgungs- und Verantwortungsgemeinschaft“ (Kunze 2018, 53) sieht, in der die Ökonomisierung der Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Haushaltsführung durch besondere Geschlechterrollen von Bedeutung ist und in der die heranwachsenden Kinder so lange versorgt werden, bis sie für sich selbst sorgen können. Diese „exklusive Solidargemeinschaft“ (Schneider 2008, 13) setzt er, bedingt durch den lebenslangen Unterstützungsbedarf seines Sohnes, entsprechend seinem Familienverständnis unbefristet fort. Sein Präsentationsbestreben forciert allerdings nicht die familiären Beziehungen, sondern stellt eher die Fraglosigkeit der Solidarität als solche in den Vordergrund.
- Auch Frau Dammann präsentiert nach außen ein traditionelles Familienbild, in dem der Vater die Rolle des Ernährers und die Mutter die Aufgaben der Kindererziehung und des Haushalts übernimmt. Allerdings bleibt die Rolle ihres Ehemannes in ihren Erzählungen auf-

fallend unkonkret. Für sie scheint Familie vor allem einen Zustand des Zusammenseins von Eltern und Kind darzustellen, den es durch häufige Wechsel aus Phasen des Getrenntseins und des Wiedersehens zu inszenieren gilt.

Dabei ist ‚Familie‘ als gesellschaftliche Struktur, mit der die Biografieträger*innen aufgrund ihrer Biografie und ihrer (früheren) Lebenssituation konfrontiert werden bzw. wurden, als kopräsent anzunehmen: Sie leb(t)en über einen sehr langen Zeitraum mit ihren Söhnen und Töchtern in einem gemeinsamen Haushalt¹³⁴ (Generationsdifferenzierung), sie übernehmen eine exklusive soziale Rolle (Vater- oder Mutterrolle) für die Person, mit der sie zusammenleb(t)en, und ihr Verhältnis ist von einer besonderen Solidarität und Verbundenheit geprägt¹³⁵. Die rekonstruierten Lebensgeschichten illustrieren die hohe individuelle Bedeutung des Konstrukts ‚Familie‘ für die einzelnen Protagonist*innen.

In allen Fällen liegt ein in der Außerdarstellung vergleichbares, wenn auch in der inneren Strukturierung durchaus unterschiedlich ausgeprägtes Selbstverständnis als Familie vor, das sich an einem als ‚traditionell‘ zu charakterisierenden Familienleitbild orientiert (vgl. 3.5). In diesem Zusammenhang ist auch die von den Biografieträger*innen vertretene Vater- bzw. Mutterrolle zu interpretieren. Hier deutet vieles darauf hin, dass sich die einzelnen Protagonist*innen an einer Familiennormalität orientieren, die sie einerseits anstreben, von der sie andererseits aber befürchten, ihr nicht voll zu entsprechen. Darin dokumentiert sich auch der besondere gesellschaftliche Wert von ‚Familie‘ und die Herausforderung, sich als Elternteil bzw. Familie mit beeinträchtigtem Kind in diesem Konstrukt zu verorten.

Fürsorge – oder Care – wird in dieser Arbeit als *ein* zentrales Element der Familiendefinition (vgl. 3.5.3) gewertet. In den geführten Interviews lassen sich Elemente von Fürsorge nachweisen, die Bestandteil der Selbstdefinition der befragten Biografieträger*innen ist. Care wird damit auch Teil der konkreten Herstellungsleistung von Familie (vgl. Jurczyk 2014, 50). In diesem Zusammenhang muss auch das tiefe Misstrauen gegenüber familienfremden Personen in Bezug auf das Erbringen von Care-Leistungen diskutiert werden.

Diese angedeuteten Aspekte treten zwar nicht in übereinstimmender Weise in den Interviews auf, sie sind aber strukturell in jedem Interview vorhanden und repräsentieren somit ein verbindendes Element der befragten Elternteile.

Ziel dieses Kapitels ist es somit nachzuzeichnen, welches Selbstverständnis von Familie sich in den einzelnen Familien biografisch entwickelt hat, welche biografische Bedeutung Familie hat, wie sie Familie herstellen und inwieweit diese Sinngebungen miteinander vergleichbar sind. Dabei bildet das beeinträchtigte Kind ausdrücklich *nicht* den Ausgangspunkt der Betrachtungen – eine solche Herangehensweise liefe Gefahr, Zusammenhänge zu konstruieren, und würde das abgelegte Schema ‚behindertes Kind – behinderte Familie‘ (vgl. Engelbert 1989) reaktivieren:

„Viele Forscher neigen dazu, jedwede Besonderheit und Variationen normaler Familienprozesse als ‚typische‘ Behinderungsauswirkung fehlzuinterpretieren und damit den Fokus vornehmlich auf Defizite zu richten.“ (Retzlaff 2019, 16)

134 Das Leben in einem gemeinsamen Haushalt ist keine zwingende Voraussetzung mehr für die Definition als ‚Familie‘ (vgl. u. a. Lenz 2013). In der vorliegenden Studie wird jedoch davon ausgegangen, dass das Zusammenleben der Akteur*innen von zentraler Bedeutung ist (vgl. auch Kapitel 3), insofern stellt es bei der Auswahl der Interviewpartner*innen ein Selektionskriterium dar: Herr Wellmann und Frau Dammann haben mehr als 40 Jahre mit ihrem beeinträchtigten Kind in einem gemeinsamen Haushalt gelebt, Herr Köhne lebt auch zum Zeitpunkt des Interviews mit seinem 46-jährigen Sohn zusammen.

135 Wobei das Stichwort ‚Verbundenheit‘ noch nichts über den genauen Charakter ihrer Verbindung aussagt, der sich im Einzelfall durchaus sehr ambivalent darstellen kann.

Dennoch – dies sei hier vorgreifend erwähnt – stellt das Erleben der Behinderung mit all seinen Konsequenzen auf der strukturellen Ebene (die, dem dialektischen Verhältnis folgend, auch auf Handeln und Erfahrung übergreifen) einen wesentlichen Aspekt für die Herstellungsleistungen von und das Selbstverständnis als Familie dar. Auf diese Weise wird Familie zu einem von den Biografieträger*innen konstruierten, bedeutsamen Unterscheidungsmerkmal, durch das sie einerseits Ausgrenzung und Anderssein erleben, mit dem sie sich andererseits selbst abgrenzen und sich damit aufwerten und mit dem sie quasi als Folge aus diesen Zusammenhängen Gefahr laufen, sich in eine riskante Lebenssituation zu manövrieren.

Der Darstellung der Ergebnisse vorgeschaltet ist eine theoretische Annäherung an das Konstrukt ‚Familie‘ (vgl. 3.1; 3.5).

„Familie ist ein historisch und kulturell wandelbares System persönlicher, fürsorgeorientierter Generationen- und Geschlechterbeziehungen, das sich im Familienverlauf bzw. im Lebensverlauf der Individuen immer wieder hinsichtlich Zusammensetzung, Leistungen und Bedeutung für seine Mitglieder verändert und das, nach welchen Kriterien auch immer beurteilt, Erfolg haben oder scheitern kann. Familie existiert mithin nicht als unveränderliche Festlegung, sondern wird vielmehr zu einer immer wieder zu erbringenden ‚Herstellungsleistung‘ (vgl. Schier/Jurczyk 2007). Diese wird von den einzelnen Mitgliedern im Zusammenwirken mit den sie umgebenden gesellschaftlichen Teilsystemen und Institutionen erbracht, welche die Herstellungsleistungen strukturell einschränken oder erst ermöglichen und sich so unmittelbar auf das Doing Family auswirken. Zu diesen Opportunitäts- bzw. Restriktionsstrukturen zählen vor allem Betreuungs-, Bildungs- und wohlfahrtsstaatliche Institutionen, das Erwerbssystem sowie der soziale Nahraum.“ (Schneider 2014, 208)

Diese Arbeit nimmt *nicht* für sich in Anspruch, familiäre Praxis abzubilden. Dies ist auf der Grundlage des Materials, das auf Einzelinterviews beruht, nicht möglich. Familiäre Praxis wird zwar durch den Beitrag einzelner Individuen hergestellt, performiert sich aber erst im gemeinsamen Zusammenspiel. Dennoch kann rekonstruiert werden, wie die befragten Biografieträger*innen Familie in ihren Erzählungen (re)konstruieren.

9.2.1 Herstellungsleistungen von ‚Familie‘ im fallübergreifenden Vergleich: Zusammenleben und Care

Die Grundformen der Herstellung von Familie – Balancemanagement, Konstruktion von Gemeinsamkeit und Displaying Family – zeichnen sich in den vorliegenden Interviews ganz wesentlich in zwei Aspekten ab: dem Zusammenleben mit dem beeinträchtigten (erwachsenen) Kind und in Form von Care, der (gegenseitigen) Sorge um- bzw. füreinander. Mit Hilfe dieser für ältere Familien markanten Merkmale gelingt es den befragten Personen,

- Familie im Alltag zu verwirklichen, gemeinsame Zeit zu gestalten und dies mit ausreichend Zeit für sich selbst und für den Beruf bzw. weiteren Aufgaben in Einklang zu bringen (Balancemanagement),
- eine Identität als Familie zu definieren und sich gegenüber Nicht-Familienmitgliedern abzugrenzen (Konstruktion von Gemeinsamkeit) und
- sich nach außen als Familie zu präsentieren (Displaying Family).

9.2.1.1 Balancemanagement

Auf das Balancemanagement, also der Frage der Vereinbarkeit von Zeiten für Beruf, Haushalt, dem Nachgehen eigener Interessen und natürlich Familie, ist in den Fallrekonstruktionen bereits umfassend eingegangen worden, da es in den einzelnen Biografien von einiger Bedeutung ist:

- Ehe und Familienleben von Herrn Wellmann sind stark durch seine berufliche Tätigkeit bzw. die damit einhergehenden zeitlichen Anforderungen beeinflusst: Herr Wellmann ist beruflich über lange Zeit Pendler (vgl. Wellmann 757), was gemeinsame Familienzeit unter der Woche erschwert: Die gemeinsame Zeit mit seinen Kindern beschränkt sich auf „ein, zwei Stunden“ (Wellmann 759). Hinzu kommt sein in den ersten Lebensjahren der Tochter ausweichendes Verhalten in Bezug auf gemeinsame Auftritte in der Öffentlichkeit. Auch seine Frau, die sich um Therapien und ‚Förder‘-Maßnahmen für die beeinträchtigte Tochter kümmert, scheint häufig außerhäuslich unterwegs zu sein. Das ‚Funktionieren als Familie‘ (vgl. Jurczyk 2014, 61) – gemessen an ihrem Selbstverständnis als Familie – wird dadurch stark beeinträchtigt, bis es, wie in der Fallrekonstruktion umfassend beschrieben, zu einem Wendepunkt kommt.

Herr Wellmann wird sich in diesem Zusammenhang des Wertes seiner Beziehung und der akuten Vulnerabilität ebendieser bewusst. Fortan organisiert er gemeinsam mit seiner Frau einerseits bewusst Qualitätszeiten für die Ehe, andererseits betont er den Wert gemeinsamer Familienurlaube: „Drei Wochen ,irgendwo Abstand und irgendwo in einer ganz anderen Umgebung (.) das hilft, meine ich, auch, so den Zusammenhalt zwischen und das **Verständnis** füreinander für alle zu stärken“ (vgl. Wellmann 754ff).

- Herr Köhne, der als Polsterer in einer Fabrik arbeitet, hat vermutlich sehr geregelte Arbeitszeiten, sodass die Familienzeit im Alltag verlässlich planbar ist. Gemeinsame Urlaube sind in der Familie Köhne aufgrund unvereinbarer Urlaubszeiten von Herrn Köhne und seinem Sohn nicht möglich. Beide verreisen in ihren Urlauben selbstständig, gemeinsamer Urlaub der Eltern oder der Eltern mit ihrem Sohn findet – mit einer Ausnahme – während Herrn Köhnes Arbeitsleben nicht statt. Dies lässt vermuten, dass Herr Köhne wenig Notwendigkeit für ein über den Alltag hinausweisendes Balancemanagement sieht, dass ihm die gemeinsamen Zeiten im Alltag genügen.
- Frau Dammanns Ehe- und Familienleben ist von den häufigen und langen Auslandsaufenthalten ihres Ehemannes geprägt und ihre Erfahrungen einer gebundenen, aber im Alltag häufig auf sich allein gestellten Frau setzen sich fort. Die Inszenierung von Trennung und Wiedersehen markiert wichtige Bezugspunkte in ihrem Alltag. Auch nach der räumlichen Trennung von ihrem Sohn scheint sie an dieses Modell der ‚zirkulären Mobilität‘ (s. o.) anzuknüpfen, indem die wöchentlichen Besuche ihres Sohnes zum Familie-konstituierenden Element werden.

Das Balancemanagement, das in der Literatur als eine aufwendige und kraftraubende Aktivität beschrieben wird, für das „vielfältige organisatorische, logistische Abstimmungsleistungen“ (Jurczyk 2014, 61) notwendig sind, stellt sich in den Lebensgeschichten der befragten Familien eher weniger aufwendig dar, da sie sich überwiegend an einem Familienmodell mit nur einem berufstätigen Elternteil orientieren, sodass eine Koordination gemeinsamer Zeiten einfacher erscheint.

Mit zunehmendem Alter der Eltern wird das Balancemanagement durch das Zusammenleben sogar noch einfacher, denn die erwachsenen Kinder sind dank der Tagesstruktur durch die Werkstatt für behinderte Menschen zu einem Großteil des Tages außer Haus, sie sind im weiteren Sinne ‚beschäftigt‘ und – in vielen Fällen – sozial integriert. Wenn sie am späten Nachmittag nach Hause kommen, hatten auch die Elternteile bereits einige Zeit für sich, für Erledigungen etc. Der ‚Feierabend‘ kann als Familie gestaltet werden, beispielsweise durch ein gemeinsames Abendessen.

Gemeinsame Zeit kann natürlich auch nach einer räumlichen Veränderung organisiert werden, mit zunehmendem Alter der Eltern wird dies jedoch tendenziell schwieriger, denn die Anforderungen an Mobilität nehmen zu, während die Kompetenzen dazu eher abnehmen. Das heißt, ein Balancemanagement nach einer räumlichen Veränderung erfordert wesentlich mehr Arbeit. Im Beispiel von Herrn Wellmann ist dies sowohl aufgrund der guten körperlichen Konstitution von Herrn Wellmann und seiner Tochter als auch aufgrund der Tatsache, dass das Wohnheim fußläufig vom Elternhaus zu erreichen ist und die Tochter entsprechend mobil ist, nur in Bezug auf gemeinsame Termine eine Herausforderung. Anders stellt sich dies bei Frau Dammann und ihrem Sohn dar: Die Strecke zwischen ihren beiden Wohnorten ist realistisch betrachtet nicht mit dem ÖPNV zu bewältigen. Frau Dammann ist aufgrund ihres Pflegebedarfs nicht mobil und so sind die beiden für ihre wöchentlichen Treffen von der Unterstützung der Mitarbeiter*innen des Wohnheims oder ihrer Freund*innen und Bekannten abhängig.

Das Beispiel von Herrn Wellmann unterstreicht allerdings auch, dass die Anforderungen, denen sich seine Familie, genauer: seine Frau und er, durch die Beeinträchtigung der Tochter gegenüber sahen, in den ersten Lebensjahren der Tochter zu einem deutlich erschwerten Balancemanagement geführt haben: Während er sich der gemeinsamen Familienzeit mit Verweis auf seinen Beruf entzogen hat, hat sich Frau Wellmann stark auf Therapien und ‚Förder‘-Maßnahmen konzentriert, wodurch das Funktionieren der Familie gefährdet wurde. Erst der gemeinsame Schwur hat dazu geführt, sich dem Balancemanagement bewusst zuzuwenden und gemeinsame Zeiten als Paar (wöchentlich mit der Tanz- und Wandergruppe), als Vater (als öffentliches Zusammensein mit der beeinträchtigten Tochter, zum Beispiel auf dem Wochenmarkt) und als Familie (in den jährlichen gemeinsamen Urlauben) zu organisieren.

Das Zusammenleben verkörpert also in den ausgewählten Fällen einen eindeutigen Vorteil für die älteren Familien. Neben den Erleichterungen bei der Organisation gemeinsamer Familienzeit bietet es aber auch Chancen für die Konstruktion von Gemeinsamkeit. In diesem Kontext ist auch der damit eng verbundene Aspekt von Care von Bedeutung.

9.2.1.2 Konstruktion von Gemeinsamkeit

Wie stellen die Biografieträger*innen Familie her? Wie gelingt es ihnen, sich als Familie zu definieren? Anhand welcher Kriterien entscheiden sie, wer zur Familie dazugehört und wer ausgeschlossen wird? An dieser Stelle gibt es überwiegend große Überschneidungen zum Selbstverständnis als Familie, denn das Leitbild, an dem sich die einzelnen Subjekte orientieren, gibt in gewisser Weise auch die Verhaltensweisen vor, nach denen sich Zugehörigkeit definiert.

Es sind vor allem drei Aspekte, die sich im fallübergreifenden Vergleich abzeichnen, die für die Konstruktion von Gemeinsamkeit von Bedeutung sind: die Partnerschaft, das Zusammenleben und Care. Dabei verkörpert Herr Köhne, wie schon im Abschnitt Balancemanagement, eine in gewisser Weise konträre Position zu Herrn Wellmann und Frau Dammann. Diese kann im Kern auf das anders ausgerichtete familiäre Selbstverständnis zurückgeführt werden.

Die Partnerschaft als Element der Konstruktion familialer Gemeinsamkeit:

Die Partnerschaft, gemeint ist das Zusammenhalten der Elternteile, verkörpert *einen* Aspekt, durch den familiäre Gemeinsamkeit konstruiert wird. Da dieses Thema bereits in den Fallrekonstruktionen umfassend diskutiert wurde, wird es hier lediglich sehr reduziert in seiner Funktion für die Konstruktion von Gemeinsamkeit dargestellt.

- Frau Dammann konstruiert familiäre Gemeinsamkeit bis zum Tod ihres Mannes ganz wesentlich gemeinsam mit ihrem Partner, und zwar durch das Verfolgen, das Anstreben und das Umsetzen der gemeinsam entwickelten Vision eines Familienlebens (vgl. 8.3).

- Bei Herrn Wellmann geschieht dies durch die bereits umfassend erläuterten gemeinsamen Aktivitäten, durch die die Eheleute „Qualitätszeit“ (Lenz 2014, 116) erlangen und genießen. Die Bedeutsamkeit dieser Zeit wird auch von der Initiative Herrn Wellmanns unterstrichen, einen unterstützenden Dienst für Familien mit beeinträchtigten Kindern zu initiieren:

„und (2) dieses Angebot, ich sag mal so, im *Hinterkopf* hatte ich auch immer so ein bisschen den *Eigenutzen* mit im Sinn, denn wir haben den *von Anfang an* für unsere Tochter dann mit in Anspruch genommen.“ (Wellmann 295ff)

„*wir* haben es ganz einfach so genutzt, wir haben äh Fixtermine gehabt, wir haben jeden Donnerstag-nachmittag beispielsweise für drei Stunden, dann war da für uns die Gewähr, die Nadja ist in guten Händen und *wir* haben diese *Zeit für uns* mal.“ (Wellmann 316ff)

Auch die gemeinsamen Urlaube, die bereits einen wichtigen Aspekt des Balancemanagements darstellen, sind zugleich bedeutsam für die Konstruktion von Gemeinsamkeit (vgl. Wellmann 754ff).

- Das Zusammenhalten der Eltern zielt bei Herrn Köhne eher darauf ab, gemeinsam etwas aufzubauen, konkreter: das gemeinsame Heim zu finanzieren und zu optimieren. Dies wird von Herrn Köhne nicht direkt ausgesprochen, findet sich aber sehr deutlich im Subtext seiner Geschichte wieder, in der er sehr häufig das Haus, die Kosten für das Haus sowie seinen Eigenanteil an den jeweiligen Bauphasen thematisiert, während seiner Frau die Rolle der Haushälterin, Erzieherin und auch Versorgerin seiner Eltern, die mit im Haus lebten, zugeschrieben wird (vgl. Köhne 893ff).

Das Zusammenleben und Care als Aspekte der Konstruktion familialer Gemeinsamkeit

Das Zusammenleben schafft nicht nur Raum und Zeit für familiäre Gemeinsamkeit im Sinne des Balancemanagements, im Falle der befragten Elternteile scheint es sogar zur Konstruktion von Gemeinsamkeit beizutragen, stellt Gemeinsamkeit also ganz unmittelbar her.

Frau Dammann hebt dies gleich zu Beginn des Interviews mit der bereits zitierten Feststellung hervor: Zur Familie gehören die, die zusammenleben. Nach dem Tod ihres Mannes präsentierten ihr Sohn und sie die Familie. Die räumliche Trennung von ihrem Sohn nach ihrem Herzinfarkt markiert – zumindest auf der erzählerischen Ebene – das Ende der Familiengeschichte¹³⁶. ‚Familie‘ ist für sie geradezu untrennbar an das Zusammenleben gekoppelt:

II: Und das Interview heute, da möchten wir Sie erst mal bitten, ich hab es hier auch noch mal aufgeschrieben, alles zu erzählen, was Ihnen so einfällt zum Zusammenleben mit Ihrer Familie. Alles, was Ihnen wichtig erscheint, solange Sie wollen, wir hören einfach zu. Wir fragen erst mal nicht. Sie haben alle Zeit der Welt.

(1)

FD: Och, da gibt es eigentlich gar nicht viel zu erzählen. (.) Ne? Wir haben (.) w-wie eine normale Familie, haben wir zusammen gelebt (.) ne? So (3) hm, bis mein Mann gestorben is; dann hab ich noch mit meinem Sohn (.) alleine gelebt, noch Moment, er ist (.) hm (.) 2006 is mein Mann gestorben, und=Holger=is=glaub=ich zweitausend- (.) neun ins Heim gekommen. (.) Ja. Oder schon 2008. ‚das=weiß=ich=gar=nicht=mehr=so=gar=nicht=so=genau‘. Ne? (2) Da war ich, da hatte ich einen Herzinfarkt bekommen (2) [...] Ja, und dann gab's ja keine Möglichkeit mehr, weil mein Mann ja auch nicht mehr lebte, dass ich wieder nach Hause konnte. (Dammann 8ff)

Bei Frau Dammann gibt es also eine kausale Verknüpfung von Zusammenleben und Familie. Biografisch ist dies rekonstruiert worden als der Versuch, nach der Erkrankung und Beeinträch-

¹³⁶ Die Fallrekonstruktion zeigt sehr deutlich, mit welchen Strategien sie Familie auch unter veränderten Bedingungen neu inszeniert.

tigung des Sohnes Handlungsfähigkeit zurückzugewinnen und eine ‚neue‘ Normalität herzustellen. Diese Normalität als Familie orientiert sich jedoch an einer bestimmten Phase der Familienbiografie, nämlich der, in der Kinder noch abhängig von den Eltern zu Hause leben. Insofern markiert das Zusammenleben eine notwendige Bedingung für die Definition als Familie. Damit drückt sie ihre Zustimmung zu einem weit verbreiteten Kriterium für Familie aus, nach dem „das Zusammenleben mit Kindern eine überragende Bedeutung bei der Wahrnehmung einer Lebensform als Familie [hat, L. O.]“ (Lück & Ruckdeschel 2015, 65). Dafür spricht auch ihr Zögern vor dem Interview, das sie damit begründet, nicht mehr mit ihrem Sohn zusammenzuleben. Nach der Fallrekonstruktion kann dies als ein Hinweis dafür gewertet werden, dass sie in ihrem Fall die notwendigen Bedingungen für Familie nicht mehr erfüllt sieht. Ihre Strategien zur Inszenierung von Familie nach der räumlichen Distanzierung von ihrem Sohn sind in ihren Augen folglich nicht mehr ausreichend, sich nach außen eindeutig als Familie zu präsentieren, ebenso scheinen sie für ein überzeugtes Selbstbild als Familie nicht mehr automatisch zu genügen.

In der neuen Lebenssituation, die durch eine erhebliche räumliche Entfernung zu ihrem Sohn markiert ist, kompensiert sie dies durch eine stärkere Betonung ihrer unerlässlichen und unersetzlichen Funktion als fürsorgende Mutter und stellt damit familiäre Gemeinsamkeit her: Die Sorge bezieht sich dabei einerseits ganz konkret auf Sorgen um die Zukunft ihres Sohnes, der – nach heutigem Stand – nach seiner Verrentung den Wohnort wechseln muss. Zum anderen meint Care hier auch das Festhalten an der Sorge um die Lebensqualität und das Wohlbefinden ihres Sohnes im Wohnheim. Familiäre Gemeinsamkeit stellt sie hier über ihre Position als enge verwandte Bezugsperson her, mit der sie sich von Fachkräften unterscheidet, denen sie – trotz aller wohlmeinender Zuwendung zu ihrem Sohn – am Ende doch vor allem einen Versorgungsgedanken unterstellt (vgl. Dammann 428f). Sie wertet professionelle Sorgebeziehungen als weniger emotional verlässlich als die von Privatpersonen. Dies zeigt sich auch im folgenden Zitat:

„Nee, ich wollte nur sagen, der Vater von- von Doris, von einer seiner Schwestern¹³⁷, (.) ne? Da sagte er immer Papa zu. Ja. Ja. Mhm, ja. Ja, und der kommt auch und besucht ihn, ich find das ganz toll, ja. Mhm. Ja. Mhm. Nee, der wird, der gehört da=als=wenn=er zur Familie gehört, der gehört einfach dazu. Ja. Und auch die *Kinder* von, von Doris, ich mein, die sind ja auch jetzt schon wieder groß, der, der eine, der studiert jetzt in England, aber auch wenn der dann mal zu Hause ist (.), nee der gehört einfach dazu. Ja, Holger *gehört zur Familie*. Ja, mhm. Ja. Doch, das muss ich sagen. Nicht? Dass er so das, das Gefühl hat, hier, weg, und du bist behindert und=oder=oder so, nich? Überhaupt nicht. Ne:in, er gehört einfach dazu. Ja. Mhm. Nee. (.) Es ist auch nicht so selbstverständlich, ne?“ (Dammann 770ff).

Auch Herr Wellmann scheint sich bei seiner Präsentation der Familie an den Personen zu orientieren, die zusammenleben. Seinem Sohn, der bereits seit vielen Jahren ausgezogen ist, wendet er sich erst im zweiten Segment ‚Erfahrungen mit anderen Menschen‘ zu. Zu Beginn wird er zwar als erstes Kind aufgezählt, seine Persönlichkeit bleibt aber im Gegensatz zur Tochter und zu seiner Ehefrau unkommentiert. Erst nach dem ausdrücklichen Hinweis „man muss ja dann auch die (.) gesamte Familie sehen“ (Wellmann 44) und einer kurzen Erzählung über verletzende Erfahrungen mit Eltern und Schwiegereltern widmet er sich seinem Sohn: „dann hatten wir ja auch noch einen Sohn“ (Wellmann 55f). In der Fallrekonstruktion wurde bereits vermutet, dass die auffallend späte und gesonderte Einführung seines Sohnes in seine Lebensgeschichte dem Schutz seiner Privatsphäre dienen soll. In Zusammenhang mit dem Selbstverständnis als Familie

137 Mit dieser ‚Schwester‘ ist hier nicht eine tatsächlich blutsverwandte Schwester gemeint, Holger bezeichnet eine ihm eng vertraute Frau als Schwester.

lässt das dann aber auch den Schluss zu, dass der Schutz von Privatsphäre mit einer Ausgrenzung vom inneren Kern der Familie einhergeht – dass Privatsphäre folglich nur um den Preis eines Ausschlusses möglich ist. Ein Auszug stellt ein wesentliches Element dieses Ausschlusses und des Strebens nach Privatsphäre dar. Dies gilt jedoch so nicht für den Auszug seiner beeinträchtigten Tochter: Diese ist – wenngleich noch nicht lange – auch ausgezogen, dennoch zählt Herr Wellmann sie eindeutig zur Familie. Dies wird unterstrichen durch Erzählungen über konkrete gemeinsame Unternehmungen wie den letzten gemeinsamen Urlaub oder durch den expliziten Hinweis, in Bezug auf seine beeinträchtigte Tochter stets in einer gewissen Verantwortung zu stehen: Als das Interview durch einen Telefonanruf unterbrochen wird, überprüft Herr Wellmann die eingehende Telefonnummer und nimmt den Anruf an. Hinterher erklärt er: „Ich hätte, jeden anderen hätte ich äh abgedrückt @(.)@, abgewürgt, aber [nennt Wohnheim], ja, da gehts um irgendetwas, ‚wird man doch berührt.“ (Wellmann 368f).

Der Auszug seiner Tochter hat bei Herrn Wellmann keine Krise ausgelöst, die räumliche Trennung stellt sein familiäres Selbstverständnis nicht in Frage, anders als bei Frau Dammann. Das Zusammenleben stellt für ihn zwar eine Bedingung für das Vorhandensein einer Familie dar, allerdings ist Familie nicht *zwingend* an das Zusammenleben gebunden:

„Familie und Familienbeziehungen mögen in bestimmten Phasen der Familienentwicklung auf den gemeinsamen Haushalt konzentriert sein. In anderen Phasen der Familienentwicklung verteilen sich diese Beziehungen möglicherweise auf mehrere Haushalte, ohne daß deswegen diese Beziehungen und Unterstützungsleistungen verschwinden.“ (Bertram 2000, 103)

Dies ist auf ein Familienbild zurückzuführen, dem eine Entwicklungsfähigkeit inhärent ist und das eine diachrone Perspektive enthält – anders als das im Familienbild von Frau Dammann der Fall ist, ein Familienbild, das auf eine bestimmte Phase der Familienbiografie festgelegt, geradezu reduziert ist. Herr Wellmann orientiert sich durchaus an einer eher ‚normativen‘ Familienbiografie, nach der seine Tochter eigentlich schon längst hätte ausgezogen sein müssen. Es gelingt ihm aber, dem Wunsch seiner schwer erkrankten Frau nachzukommen und – von der Norm abweichend – auffallend lange mit seiner Tochter zusammenzuleben. Grund dafür ist die erfolgreich vollzogene partielle Verwandlung, durch die es ihm gelungen ist, die veränderte Situation, also Vater einer beeinträchtigten Tochter zu sein, in Einklang zu bringen mit seinem bisherigen Wertesystem, das u. a. von einem Erfolgsstreben und einem angepassten Auftreten in der Öffentlichkeit geprägt ist. Er kann die eigene ‚Abweichung von der Norm‘ (hier in Bezug auf das lange Zusammenleben) rechtfertigen und akzeptieren, dass sich die Familienbiografie anders entwickelt. Dass seine Tochter recht kurzfristig nach dem Tod seiner Ehefrau auszieht, unterstreicht zusätzlich, dass er das Zusammenleben nur während einer gewissen Lebensphase als Voraussetzung für Familie sieht. Es scheint, dass in seinem Fall eher die gemeinsame Orientierung an Fürsorge und Unterstützung familienbildend wirkt und weniger das Zusammenleben. Auch für Herrn Köhne scheint familiäre Gemeinsamkeit durch das Zusammenleben konstruiert zu werden. Dies lässt sich an seinem erzählerischen Umgang mit seiner Tochter festmachen, die er zwar chronologisch korrekt in die Entstehungsgeschichte der Familie einordnet, aber umgehend darauf verweist, dass sie früh ausgezogen ist und auf eigenen Beinen stand:

HK: Unser erstes (.) Kind bekamen wir (2) neunzehnhundertundsechzig, eine Tochter, (.) die heute in (2) [nennt Stadt] lebt, (.) und in [C-Stadt], (2) im Krankenhaus [nennt Name des Krankenhauses], da=wie's- (.) ob=rechts=oder=links=weiß=ich=jetzt=auch=nich' @(.)@

11, 12 und HK: @(.)@

HK: ich gla- ich glaube links (.) rechts ist in [D-Stadt] (humorvoll gesprochen)

I1 und I2 @(..)@

HK: Is da *Kinderkrankenschwester*, (2) und hat mittlerweile, selbst drei Kinder.(.) (Köhne 17ff)

Diese Selbstständigkeit, und hier ähnelt sein Familienverständnis dem von Herrn Wellmann, scheint sie vom Kern der noch zusammenlebenden Familie auszuschließen, denn er erwähnt sie im weiteren Interview nur noch selten. Eine tragende Rolle gibt er ihr nicht. Dies ist vermutlich zum einen darauf zurückzuführen, dass er dem vermuteten Interesse der Interviewerinnen folgt und sich eher auf Einzelheiten über seinen beeinträchtigten Sohn fokussiert als auf Details aus dem Leben seiner Tochter. Zudem drückt sich hier möglicherweise auch seine Tendenz aus, Familie stärker unter dem Aspekt einer exklusiven Solidargemeinschaft mit als nachrangig bewerteter emotionaler Bindung zu deuten. Und auch seine Frau, die aufgrund einer fortgeschrittenen demenziellen Erkrankung in einem Pflegeheim lebt, findet nur wenig Raum in seiner allerdings ohnehin spärlich detaillierten Lebensgeschichte. Die Zugehörigkeit zur Familie ist für ihn wesentlich markiert durch ein gemeinsames finanzielles und haushälterisches Wirtschaften. Mit dem in 8.2.2.14 angeführten Zitat über den von ihm als rechtlichem Betreuer geforderten Umgang mit den Nachweisen über finanzielle Ausgaben (vgl. Köhne 1062ff) präsentiert er sich und seinen Sohn explizit als Familie, die sich (auch) durch gemeinsames Wirtschaften formiert. Sehr deutlich drückt er seine Entrüstung über den Eingriff in die Privatsphäre der Familie – genauer: in seine ökonomische Selbstbestimmung – aus. Vor dem Hintergrund seiner Biografie lässt sich dies mit seinen frühen Erfahrungen von Deprivation als Geflüchteter begründen, dem es gelungen ist, sich in der Fremde eine Existenz aufzubauen. Hinzu kommen seine entwickelten Handlungsstrategien, die wenig Raum für Lebensfreude und Genuss lassen, sondern stattdessen ein geradezu stoisches Aushalten schwieriger Lebenssituationen propagieren. Ein Verständnis von Familie, in dem das Aufziehen der Kinder bis hin zu ihrer Verselbstständigung im Mittelpunkt steht, kann so auch biografisch begründet werden.

Das Zusammenleben stellt also auch für Herrn Köhne eine Leistung zur Konstruktion von Gemeinsamkeit dar, auch wenn dies – bedingt durch ein anderes Selbstverständnis als Familie – anders begründet zu sein scheint als bei Herrn Wellmann und Frau Dammann. Hinweise auf Care als Konstruktionsleistung zur Herstellung von Gemeinsamkeit sind aus seinem Material nicht konkret zu entnehmen. Am ehesten sind noch die finanzielle Absicherung seines Sohnes und das Bereitstellen eines Schutzraumes für seinen Sohn, in dem er seinen ‚Marotten‘ nachgehen kann, als Ausdruck von Care zu beschreiben.

Abseits der bis hierher genannten Aspekte zur Konstruktion von Gemeinsamkeit findet sich im Interview mit Herrn Köhne zusätzlich ein weiterer Aspekt, den die anderen Interviews nicht enthalten. Herr Köhne konstruiert familiäre Gemeinsamkeit, indem er auf gemeinsame Hobbys oder vergleichbare Verhaltensweisen blickt:

HK: (...) Dat is hier seins:‘ da wird da auch ganz böse wenn hier einer wat macht, oder sacht irgendwie: dat=is:‘ dat=is=er gewöhnt, das=is=sein=s obwohl wir das- (3) nie so:- also: von=uns=aus betont haben, nech?

I1: Mhm

HK: Mein Vater der=hat=dann=immer=gesagt: Ja. das=s=mein=s, nech?=so: wie die alten Leute:‘ so sind- ob man auch so is, weiß ich nich,

I1: @(..)@

HK: aber der- mein Vater sacht=das=denn=immer ja, is=mein=s

I1: Ja

HK: Und dann sch- stand er schon immer da sein=s auch [macht eine Geste: klopft sich mit der Hand auf die Brust und zeigt dann auf die Umgebung]. (Köhne 1444ff)

Bemerkenswert dabei ist, dass er sich damit plötzlich nicht mehr ausschließlich auf seine selbst gegründete Kernfamilie konzentriert, sondern Verbindungen zu weiteren Familienmitgliedern seiner Herkunftsfamilie deutlich werden. Dies illustriert sich an der folgenden Textstelle:

- HK: Aber (2) so=n bisschen (.) war=scho:n (.) *Fernweh drin* in unsrer Familie.
 I1: Ich wollt grad sagen, dass ist Ihnen glaub ich im Blut: @hm@
 HK: Dat=is=äh- Auch der Schwager wo ich sachte=de:r, [A-Stadt] =da=am=Gericht war, nech? (.)
 Ja=d-de:r d- (.) [Insel C], (3) und wie heißt dies: [Insel D]...
 I1: Mhm
 HK: Da war der Stammgast, im Robinson-Club, Jungeselle, was=sollt=der=andres=machen?
 I1: Joah @kann=er=machen, ne?@ @(.).@
 HK: Meine Tochter auch die=is: (2) auf [nennt außereuropäische, exotische Ziele],
 I1: Ah die hat das Gen auch abgekiegt, von Ihnen @und den Großeltern@
 HK: Joah=dat=is: (2) nur meine Frau, di:e wollte nie da mitspieln (2) d- ich wär gefahrn [nachdenklich gesprochen]. (Köhne 2609ff)

Betrachtet man das Privileg der „biologische[n] Nachkommenschaft durch den Modus Verwandtschaftlichkeit“ (Helming 2014, 72), überrascht es, dass sich dieser Aspekt der Konstruktion von Gemeinsamkeit, also der Verweis auf Vererbung und die Folgen für die Konstruktion von Familie, beispielsweise durch gemeinsame Hobbys oder ein familiär ausgeprägtes Temperament, in den anderen Interviews nicht wiederfindet.

9.2.1.3 Displaying Family

Partnerschaft, Zusammenleben und Care können auch im Kontext der Präsentation als Familie zu den wesentlichen Strategien der Biografieträger*innen gezählt werden. Wie in 9.2.2 noch näher erläutert wird, orientieren sich die Biografieträger*innen stark am weit verbreiteten Familienleitbild aus ‚Vater, Mutter, Kind‘, während sie sich gleichzeitig ungewollt als ‚anders‘ wahrnehmen und auch als ‚anders‘ behandelt werden. Für sie gewinnt das ostentative „Bekräftigen des Status der Familienhaftigkeit der Beziehungen und Tätigkeiten“ (Helming 2014, 73) erheblich an Bedeutung. Während dies im Falle von Herrn Wellmann erklärterweise schon nach den ersten Lebensjahren der Tochter in Form eines öffentlichen ‚Zurschaustellens‘ der Vaterschaft (vgl. Wellmann 118ff) stattfindet, wird dies beispielsweise in gemeinsamen Urlaube(n) (vgl. Wellmann 743ff) oder bildlich sehr treffend im gemeinsamen Tandemfahren (vgl. Wellmann 764ff) fortgesetzt. Das ‚Wir‘ präsentiert sich zudem auch sehr deutlich in seiner Bereitschaft, dem Wunsch seiner Frau in Bezug auf das Aufschieben eines Auszugs der Tochter zu folgen, statt seine eigene Überzeugung einzufordern:

„Es (2) war bei meiner Frau da so eine gewisse (2) Blockade will ich nicht sagen, aber es war eine Abneigung, sie jetzt ins Wohnheim zu geben. Und *vielleicht* äh, wenn sie (2) ne Krankheit gehabt hätte, die sie an den Rollstuhl gebunden hätte oder sonst irgendetwas, nicht, äh (.) dass sie dann den Eindruck gehabt hätte, sie könnte selbst hier nicht mehr ausreichend für die Nadja sorgen, aber das konnte sie bis zum Schluss, äh und hat sie bis zum Schluss getan und äh deswegen (2), ja, war auch nicht dieser *Druck* da, nicht, dass man sagen müsste, jetzt muss Nadja äh ins Wohnheim, weil sie hier zu Hause nicht mehr versorgt werden kann. (.) ‚Nee das‘ die Notwendigkeit bestand nicht...“ (Wellmann 642ff)

Herr Wellmann ist also bereit, sich – eher entgegen seiner eigentlichen Handlungsorientierung (vgl. 8.1.4) – nach außen als ‚ältere Familie‘ zu präsentieren, zugunsten der familialen Konstruktion von Gemeinsamkeit, für die die Harmonie mit seiner Frau von wesentlicher Bedeutung ist. Care und das Zusammenleben stellen auch für Frau Dammann wesentliche Elemente des Displaying Family dar. Mit dem Zusammenleben inszeniert sie sich als ‚normale Familie‘ entspre-

chend ihrem Familienleitbild, zu dem das Zusammenleben mit dem beeinträchtigten Kind zwingend dazugehört. Mit dem Ende des Zusammenlebens droht damit aus ihrer Sicht auch das Ende der Familie. Um sich dennoch gemeinsam mit ihrem Sohn als zusammengehörig und als Familie zu inszenieren, tritt fortan stärker der Care-Aspekt in den Vordergrund, der sich ganz konkret im Alltag an den häufigen Telefonaten der beiden illustriert (vgl. 8.3.4). Zum anderen manifestiert sich das Element Care als Ausdruck des Displaying Family vor allem in der Frage um die Zukunft ihres Sohnes ab seiner Verrentung:

„Denn so wie Holger, die keine Angehörigen haben (2) ja, dann ist gut, wenn (.) wenn=der sagen könnte=dann=geh=ich=wieder=nach=Hause (.) ne? (.) Aber wenn niemand da ist? (.) Ja? Dann fühlen sie sich da wohl und haben sich da gut eingelebt (.) und dann müssen sie wieder weg, ne?“ (Dammann 287ff)

Sie zieht in Betracht, in diesem Fall ihren Sohn zu sich ins Pflegeheim zu holen (vgl. Dammann 467ff).

Auch auf diese Weise gelingt es ihr, sich über die Aufgabe der Fürsorge (die sich in diesem Zitat tatsächlich als eine gegenseitige Sorge ausdrückt, vgl. Barnes 2016; Schües 2016) nach außen als Familie zu präsentieren¹³⁸.

Nicht zuletzt präsentiert sie sich auch mit ihrer Trauer um die veränderte Lebenssituation als eine Familie, die ein schweres Schicksal getroffen hat, eine Familie, der großes Unglück zugestoßen ist. Auch hier verhindert sie eine Weiterentwicklung der Familie, vergleichbar mit ihrem Festhalten am familienbiografischen Status der Familie mit minderjährigen Kindern im Haushalt.

Bei Herrn Köhne gestaltet sich das Displaying Family anders als bei Herrn Wellmann oder Frau Dammann. Zudem gestaltet er es erzählerisch weniger präzise, weshalb es stärker rekonstruiert und interpretiert werden muss und das Ergebnis damit ungleich spekulativer bleiben muss. Die Bedeutung des Zusammenlebens für die Präsentation als Familie ist noch vergleichsweise einfach zu erläutern: Sein biografisch bedingtes Streben nach Zugehörigkeit wurde bereits an mehreren Stellen diskutiert. Das eigene Haus dokumentiert eine Form des Angekommen-Seins. Die Zugehörigkeit zur Behindertenhilfe aber verkörpert für ihn tatsächliche und verlässliche Zugehörigkeit: Durch das gesamte Interview ziehen sich Aufzählungen verschiedenster Personen, mit denen er aus diesem Kontext verbunden ist. Insofern kann behauptet werden, dass das Zusammenleben mit seinem Sohn wesentlich für diese Verbundenheit ist. Sein Sohn ist das Bindeglied zwischen ihm und den anderen Eltern sowie den Mitarbeiter*innen der Werkstatt. Das Zusammenleben mit seinem Sohn formiert sie zur Familie und macht ihn zum ersten Ansprechpartner.

Der Care-Aspekt ist bei Herrn Köhne schwierig zu rekonstruieren und bleibt insgesamt sehr spekulativ, denn es fehlen Aussagen bzw. Erzählungen, die seine fürsorgende Rolle thematisieren. Insgesamt scheint es, als wolle er seinem Sohn noch möglichst lange ein Zuhause bieten, in

138 Darüber hinaus dokumentieren ihre Sorgen um die Zukunft ihres Sohnes ab der Rente ganz aktuell, dass die Behindertenhilfe es auch heute noch nicht gewährleistet, verlässliche Angebote für beeinträchtigte Menschen auf Lebenszeit anzubieten. Ältere Familien, die, wie in Kapitel 3 bereits beschrieben, von den Angeboten ihrer Zeit wenig profitieren konnten, weil sie einfach noch nicht ausreichend entwickelt und verbreitet waren, geraten erneut in die Rolle der Eltern, die ihre Probleme mit fehlenden bzw. nicht passgenauen Unterstützungsleistungen selbstständig lösen müssen. So sind beispielsweise Wohnheime, bzw. „besondere Wohnformen“, wie sie nach den Änderungen des BTHG (vgl. SGB XII §42a, Abs.2 Nr.2) genannt werden, sind noch immer nicht eingestellt auf ein Altwerden ihrer Bewohner*innen und den damit einhergehenden veränderten Ansprüchen. Dieses Beispiel für ein Präsentationsinteresse von Frau Dammann darf nicht dazu führen, die Sorge an sich nicht mehr ernstzunehmen: Die Sorge kann gleichzeitig beides sein: Verkörperung eines Präsentationsinteresses *und* berechtigte Kritik am bestehenden System.

dem er seinen Routinen nachgehen kann. Da der Sohn sehr selbstständig ist und im Alltag keine direkten Hilfen beansprucht, ist es möglicherweise das Bereitstellen einer Umgebung, die Lebensqualität und Wohlbefinden garantiert, in dem sich sein fürsorgendes Verhalten ausdrückt. Dies lässt sich, anders als beispielsweise im Fall von Frau Dammann, für die der Care-Aspekt aufgrund der großen Entfernung zu ihrem Sohn ein ganz wesentliches Element des Displaying Family wird, kaum explizit belegen, weshalb eine Rekonstruktion entsprechend oberflächlich und spekulativ bleiben muss.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es – trotz aller subjektiven Unterschiede – Gemeinsamkeiten in den drei dargestellten Biografien mit Blick auf das Thema „Familie“ gibt: Alle drei Biografieträger*innen orientieren sich an einem vergleichbaren traditionellen Familienleitbild, in dem das Vorhandensein von und das Zusammenleben mit Kindern eine tragende Rolle spielt, auch wenn dies im Fall von Herrn Wellmann streng genommen nur für minderjährige Kinder gilt bzw. bei Herrn Köhne abhängig von der erreichten Selbstständigkeit der Kinder ist. Dies scheint auch für die jeweiligen Herstellungsleistungen von Familie wesentlich zu sein, für die vor allem das Element des Zusammenlebens und der Aspekt Care von großer Bedeutung sind. Sie sind gewissermaßen der Beweis, eine Familie zu sein. Bedenkt man das lange Streben nach ‚Normalität‘ und die strukturellen Bedingungen, die dieses Streben immer wieder haben scheitern lassen, wird verständlich, warum ein Festhalten an dieser Lebenswirklichkeit so bedeutsam für ältere Familien sein kann:

- Sie profitieren von dem gut eingespielten Alltag, der ein zufriedenstellendes Balancemanagement ermöglicht¹³⁹.
- Sie bewahren damit ihr Ideal von Familie möglichst lange vor einer Veränderung. Dabei handelt es sich um ein Ideal, für das sie lange gekämpft haben und das sie weiterhin in eine Außenseiterrolle drängt (jetzt als ‚alte Familien‘), das ihnen mit zunehmendem Alter aber eben auch Vorteile bringt (vgl. Kapitel 9.4).
- Das Zusammenleben schützt auch ihren Status als Familie. Gemeinsame Zeit, Gemeinsamkeit und das nach außen sichtbare Familie Sein wären mit einer räumlichen Trennung schnell verschwunden, zumal die Beteiligten häufig aufgrund des Alters bzw. des Hilfebedarfs auf Unterstützer*innen angewiesen sind, wenn es um ein Wiedersehen geht. Die aus Sicht von Eltern häufig unzureichenden Angebote der Behindertenhilfe des Wohnens für beeinträchtigte Menschen reduzieren die Bereitschaft zum Wandel zusätzlich.

Die Identifikation und die Präsentation als Familie sind für die Biografieträger*innen bedeutsam. Sie erlauben es ihnen, sich auch im hohen Alter positiv von gleichaltrigen Eltern nicht beeinträchtigter Kinder abzuheben: Das Zusammenleben als Familie dokumentiert ihre Lebensleistung als Elternteil eines beeinträchtigten Kindes, darüber hinaus drücken sie damit ihre Werteorientierung aus. Im Bild der biografischen Prozessstruktur gesprochen nehmen sie so über ihre Handlung (das Zusammenleben) Einfluss auf die Struktur. Andererseits ist die so geformte und gesellschaftlich wirksame Unterscheidung – in mehrfacher Hinsicht – auch eine bedrohliche Kategorie der Ausgrenzung, nämlich indem die gesellschaftliche Struktur auf das Handeln zurückwirkt: Das Zusammenleben als Familie im hohen Alter der Eltern entspricht nicht der gesellschaftlichen Norm und Eltern werden mit den bereits zitierten Vorwürfen einer

139 An dieser Stelle muss natürlich betont werden, dass die beeinträchtigten Kinder der hier porträtierten Biografieträger*innen vergleichsweise wenig pflegerische Unterstützung im Alltag benötigen, Leistungen im Sinne einer körpernahen Grundpflege zum Beispiel nicht notwendig sind, womit sich ihre Situation erheblich von anderen, beispielsweise von Frau Worthmann, die ebenfalls interviewt wurde, unterscheidet.

Überbehütung – und damit einer offenen Infragestellung ihrer Lebensleistung – ebenso konfrontiert wie mit eingeschränkten Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit dem eigenen Älterwerden und der Entwicklung von Zukunftsperspektiven für sich und ihre beeinträchtigten Kinder (vgl. Seifert 2003).

9.2.2 Familienleitbilder und geschlechterspezifische Elternrollen

Übereinstimmend zeichnet sich in den ausgewerteten biografischen Erzählungen ein Spagat zwischen einer kulturell mehr oder weniger geteilten Norm darüber ab, was Familie ist und wie sie gelebt wird. Dabei dokumentiert sich ein weitgehender Konsens über das Familienleitbild.

9.2.2.1 Familienleitbilder und familiales Selbstverständnis im fallübergreifenden Vergleich

Auch in den Interviews zeichnet sich eine Orientierung am oben beschriebenen Familienleitbild ab: Alle erwähnen nach dem Einstiegsimpuls, in dem sie gebeten werden, die ‚Geschichte ihrer Familie‘ zu erzählen, die jeweiligen Ehepartner*innen und ihre Kinder bzw. einzelne Kinder (s. u.). Weitere Personen, die theoretisch auch zur Familie gezählt werden könnten, wie im Falle von Herrn Köhne beispielsweise die eigenen Eltern, die mit im Haus gelebt haben, werden erst im weiteren Verlauf des Interviews und – vor allem – im Kontext anderer thematischer Felder erwähnt.

Näher betrachtet dokumentiert sich auf struktureller Ebene eine Übereinstimmung darin, dass das Zusammenleben mit dem (beeinträchtigten) Kind ein eindeutiges Kriterium für das Vorhandensein von Familie ist. Darin drückt sich die Orientierung an der Zwei-Generationen-Familie aus, die, wie oben dargestellt, auch heute noch als Paradebeispiel für Familie gilt. Allerdings sehen sich die Familien hier mit Herausforderungen konfrontiert, denn sie nehmen sich als ‚anders‘ war, sie definieren sich nicht per se als ‚normale‘ Familie.

„Behinderung‘ wird zumeist als etwas Nicht-Veränderliches, Nicht-Beeinflussbares, relativ Statisches wahrgenommen, als etwas, welches das familiäre Leben in ‚negativer, belastender, leidvoller Art und Weise‘ getroffen hat. Der Wert der Familie scheint in Gefahr.“ (Ziemen 2004, 52)

Schon in den frühen Jahren ihrer Familiengeschichte erlebten (und erleben) Familien mit beeinträchtigten Kindern Ausgrenzung, sei es durch die Abkehr der Herkunftsfamilien nach der Diagnosemitteilung, durch abwertende Reaktionen der Öffentlichkeit oder durch den Ausschluss von den örtlichen Bezügen beispielsweise durch eine Sonderbeschulung.

Dieses Gefühl des Nicht-Dazugehörens führt bei allen zur Tendenz einer starken Fokussierung auf die eigene Familie¹⁴⁰, in der das Zusammenleben zunehmend an Bedeutung gewinnt: Es versinnbildlicht die ersehnte Normalität von Familie (s. o.) und gewährleistet intergenerationale Solidarität (vgl. Kohli & Szydlik 2000, 11) genau an der Stelle, an der die gesellschaftliche Solidarität aufgrund der Ausgrenzungserfahrungen als nicht mehr vorhanden wahrgenommen wird. Im Fall von Frau Dammann wird dies ganz explizit, wie der schon mehrfach zitierte Vergleich des Zusammenlebens „w-wie eine normale Familie“ (Dammann 14f) verdeutlicht.

Herrn Wellmann gelingt es erst nach der partiellen Verwandlung, „die Kernfamilie als Optimum und Koordinatenbezugspunkt [zu werten, L. O.] und daneben eine Vielfalt unterschiedlicher Lebenskonstellationen als relevanten und annehmbaren Teil der Lebenswirklichkeit“ (Lück & Ruckdeschel 2015, 64) zu integrieren. Der Begriff der ‚Lebenskonstellationen‘ ist allerdings in diesem Fall irreführend, denn in seinem Fall geht es eher um die Bereitschaft, auch

¹⁴⁰ Sehr deutlich zeigt sich dies auch in dem hier nicht als Ankerbeispiel angeführten Interview mit Frau Worthmann.

Beeinträchtigung als eine Variation von Normalität zu definieren. Bei beiden Elternteilen sind als Reaktion auf die Beeinträchtigung der Kinder innere Konflikte aufgetreten, die auf die Konfrontation mit einer dem Familienleitbild nicht entsprechenden Wirklichkeit zurückzuführen sind. Die beschriebenen Handlungsstrategien, die bei Frau Dammann und Herrn Wellmann sehr unterschiedlich ausfallen, dienen dazu, diese inneren Konflikte zu bewältigen.

Bei Herrn Köhne stellt sich die Situation nur insofern anders dar, als dass er den Wert von Familie anders begründet als Herr Wellmann und Frau Dammann. Für ihn steht vor allem die funktionale Dimension der intergenerationalen Solidarität im Vordergrund, zu der neben der Ko-Residenz auch monetäre Transfers und instrumentelle Hilfeleistungen zählen (vgl. Kohli & Szydlik 2000, 11). Darüber hinaus versteht er Familie stärker als auf relative Dauer angelegte „exklusive Solidargemeinschaft zwischen zwei oder mehr Personen“ (Lück & Ruckdeschel 2015 63), „ohne dafür eine unmittelbare Belohnung zu erwarten“ (Bertram 2000, 101). Ein erwarteter emotionaler Nutzen (vgl. Nauck 2011, 415) als Form einer solchen Belohnung stellt beispielsweise keine Voraussetzung dar.

„Diese Fürsorge und Solidarität zwischen verschiedenen Generationen mag von den Beteiligten durchaus als Bürde gesehen werden und ist in vielen Fällen auch tatsächlich eine schwere Last, die keinesfalls immer freiwillig getragen wird. Dennoch können sich die meisten Familienmitglieder darauf verlassen, im Rahmen dieser Generationsbeziehungen von den anderen Familienmitgliedern unterstützt zu werden. [Es kann davon ausgegangen werden, L. O.]..., daß diese Generationsbeziehungen selbst dann bestehen bleiben, wenn die Kosten für diese Beziehungen höher werden als der unmittelbare Nutzen.“ (Bertram 2000, 101)

Familie im Sinne dieser exklusiven Solidargemeinschaft präsentiert sich eher unauffällig und bescheiden, was gut mit Herrn Köhnes Präsentationsinteresse in Einklang zu bringen ist. Mit Blick auf diese starke Ausrichtung an der sozialen Unauffälligkeit könnte man argumentieren, dass ein beeinträchtigtes Kind einen erheblichen Konflikt hervorruft, Belege dafür liefert das Interview mit Herrn Köhne jedoch nicht. Im Gegenteil, es scheint, als habe die Zugehörigkeit zur ausgegrenzten Gruppe der Eltern beeinträchtigter Kinder ihm erstmals eine eindeutige und sichere Zugehörigkeit ermöglicht, von der er aus biografischer Perspektive profitiert. Damit geht Familie über den reinen soziokulturellen Nutzen hinaus, der emotionale Gewinn, der damit erreicht wird, ist aber eher als ein Nebenprodukt zu bewerten, das nicht vorab beabsichtigt war oder erwartet wurde, sondern das sich schicksalhaft ergeben hat.

Auf prozessualer Ebene geraten ältere Familien in ähnlich gelagerte Konflikte, denn das

„...Wechselspiel struktureller und prozessualer Aspekte des Familienleitbilds, also das Sich-Gegenseitig-Bedingen von Zuständen und Abläufen, lässt nicht nur das übergeordnete Leitbild einer ‚normalen‘ Familie, sondern auch das einer ‚normalen‘ Familienbiografie entstehen, also eine logische Abfolge familienbiografischer Phasen und Ereignisse.“ (Lück & Diabaté 2015, 22)

Ältere Familien werden in eine Außenseiterrolle gedrängt, denn mit zunehmendem Alter der Eltern und dem der Kinder unterscheiden sich diese Familien erneut von ‚normalen Familien‘, in denen erwachsene Kinder in der Regel den Impuls entwickeln, auszuziehen und sich finanziell selbst zu versorgen. Die Vorstellung einer ‚normalen Familienbiografie‘ wird hier zum ausgrenzenden Faktor, der älteren Familien den Status des ‚Ungewöhnlichen‘ verleiht. Bekräftigt wird dies mitunter auch von Seiten der Behindertenhilfe, wenn etwa auf bessere Entwicklungs-/Anpassungsmöglichkeiten der Kinder in einem Alter hingewiesen wird, in dem auch

„Eltern noch ausreichend in der Lage sind, sich selbst auf die neue Situation einzulassen und ihr ‚Kind‘ bei diesem Entwicklungsprozess zu unterstützen. Nach unserer Erfahrung sollte ein Auszug aus dem Elternhaus mit spätestens 35 Jahren erfolgt sein.“ (Emmelmann & Greving 2019, 16)

Die Chancen der unter 2.4 beschriebenen reflexiven Modernisierung sind für beeinträchtigte Menschen und ihre Familien scheinbar nicht greifbar (vgl. auch Muche 2013, 170): Ihnen wird weiter eine Außenseiterrolle zugeschrieben. Neben Frau Dammanns explizitem Vergleich mit ‚normalen Familien‘, der auch den prozessualen Aspekt beinhaltet, wird dies auch deutlich in Herrn Wellmanns Selbstkritik, die von seinem doppelten Präsentationsinteresse geprägt ist (vgl. 8.1.4). Er analysiert hier die Gründe für das lange Zusammenleben alter Eltern mit ihren beeinträchtigten Kindern und resümiert: „Also ich sehe [verlässt den Raum] diese Situation **schon** als Problem, dass (.) und wir haben es ja (.) in unserer Familie auch nicht viel besser hingekriegt @(.).@“ (Wellmann 830ff). Mit dem abschließenden Auflachen drückt sich die ihm unangenehme Einsicht aus, zu genau diesem Personenkreis zu gehören, von dem er sich abzugrenzen bemüht. Seine Identifikation mit dem weit verbreiteten Familienleitbild, das eben auch eine prozessuale Dimension enthält, macht seine Abgrenzung notwendig. Selbst ihm scheint es im Kontext des Interviews nicht möglich, die eigene Situation bzw. die strukturellen Herausforderungen, denen alte Eltern beeinträchtigter Kinder ausgesetzt sind, differenziert zu betrachten und sich kritisch mit dem Leitbild auseinanderzusetzen: Die Erwartung des Auszugs des Kindes, die häufig noch verbunden ist mit dem Vorwurf, die Entwicklung der Kinder zu behindern, verkörpert in mehrerer Hinsicht eine hochgradig konfliktgeladene Aufforderung:

- Eine Auflösung des räumlichen Zusammenlebens würde das Selbstverständnis als Familie massiv bedrohen, wie es am Beispiel von Frau Dammann gezeigt wurde. Dies wird noch dadurch verstärkt, dass es immer noch sehr unwahrscheinlich ist, dass ein kognitiv beeinträchtigter erwachsener Mensch selbst eine Familie gründet. Neben häufig kritischen Einstellungen alter Eltern gegenüber dieser potenziellen Möglichkeit ist die Wahrscheinlichkeit, eine Großelternrolle und eine ‚normale‘ Weiterentwicklung von Familie zu erleben, damit sehr gering.
- Hinzu kommt, dass die Elternteile der heute älteren Familien mit der Beeinträchtigung ihrer Kinder zu einem Zeitpunkt konfrontiert wurden, zu dem das Hilfesystem noch kaum ausgebaut war. Gleichzeitig ist davon auszugehen, dass das nationalsozialistische Gedankengut über kognitiv beeinträchtigte Menschen in der sie umgebenden Gesellschaft noch weit verbreitet war. Das Leben in der Familie bot ihren Kindern den besten Schutz vor einer Außenwelt, die als nicht sicher, nicht akzeptabel, nicht menschenwürdig eingeschätzt werden musste (vgl. Kapitel 3). Während die heutigen jungen Generationen von Eltern beeinträchtigter Kinder auf ein etabliertes Hilfesystem zurückgreifen können¹⁴¹, haben sich die heute älteren Familien selbstständig mit ihrer Situation arrangiert und für sich gängige Lösungen gefunden. Das neue Familienleitbild mit einer – gerade in Bezug auf das Leben kognitiv beeinträchtigter Erwachsener – relativ engen Definition von ‚Normalität‘ (gemeint ist ein Leben außerhalb des Elternhauses) entspricht nicht zwingend dem Selbstverständnis älterer Familien. Hinzu kommen Barrieren in der Kooperation mit Eltern, die „im Kontext der Frühförderung etabliertes Ziel und grundlegende Prämisse ...[ist, während L. O.] bei der Problematik der Ablösung vom Elternhaus erst zögerlich darüber debattiert [wird, L. O.]“ (Ziemen 2004, 50).

Im Fall der hier dargestellten Interviews dokumentiert sich also eine Orientierung an einem traditionellen Familienleitbild, während sich gleichzeitig die Herausforderungen nachweisen lässt, diesem nicht voll entsprechen zu können, was sich im Einzelfall krisenauslösend auswirkt.

¹⁴¹ Auch wenn sich das System der Behindertenhilfe mittlerweile deutlich breiter und personbezogener aufgestellt hat, entspricht es in vielerlei Hinsicht noch immer nicht den Erwartungen und Bedarfen der beeinträchtigten Menschen und ihren Familien (vgl. etwa Hellermann 2018).

Eng verbunden mit dem Familienleitbild sind auch die daraus hervorgehenden Mutter- bzw. Vaterleitbilder. Diese werden in einem weiteren Abschnitt diskutiert.

9.2.2.2 Mutter- bzw. Vaterrolle im fallübergreifenden Vergleich

Wie die Familienleitbilder existieren auch die Mutter- bzw. Vaterleitbilder auf individueller und gesellschaftlicher Ebene (vgl. Diabaté 2015, 208) und wirken damit in beide Richtungen, wenn gleich postuliert werden kann:

„Individuelle Ansichten wandeln sich schneller als die gesellschaftlich gültigen, das allgemeine Mutterleitbild ist dahingehend starrer, zumal es auch stärker durch institutionelle Rahmungen fixiert ist (z. B. Gesetze, Familien- und Sozialpolitik) und dadurch tradierte Rollenbilder von Müttern weiterhin reproduziert werden.“ (ebd., 224)

Mit Blick auf die hier porträtierten Elternteile müssen zwei Aspekte beachtet werden:

- Ihre Elternschaft begann in den 1960er Jahren, einer Zeit, in der „das Mutterleitbild in Deutschland mit Haus- und Familienarbeit verbunden war“ (ebd., 211).
- Ihre Elternschaft ist gekennzeichnet durch die Geburt eines kognitiv beeinträchtigten Kindes (bzw. den Erwerb einer kognitiven Beeinträchtigung) und die veränderten Bedingungen von Eltern- bzw. Mutter- und Vaterschaft, dessen Auswirkungen im vorangegangenen Abschnitt bereits näher erläutert wurden (vgl. u. a. Engelbert 2001).

Interessant ist, dass sich die Vorstellungen von der eigenen Vater- bzw. Mutterrolle in den drei porträtierten Fällen auffallend unterscheiden.

Herr Wellmann präsentiert seine Vorstellungen der Mutter- und Vaterrolle sehr explizit: Er be ruft sich auf den Mythos der Mutterliebe (vgl. Diabaté/Ruckdeschel & Schneider 2014, 24; Herwartz-Emden 1995, 32f) und nimmt für sich in Anspruch, als Vater quasi per Geschlecht der Elternteil mit dem größeren Abstand und damit mitunter auch mit mehr Geduld zu sein, während Mütter generell mehr mitfühlen würden (vgl. Wellmann 382ff). Trotz dieser Nähe zwischen Mutter und Kind, die er beschreibt und naturalisiert, hebt er aber auch die Berufstätigkeit seiner Frau hervor. Seine Vaterrolle reduziert er also nicht auf die typisch „instrumentelle“ Rolle“ (Lück 2015, 228) desjenigen, der das Haushaltseinkommen erwirtschaftet, sondern er präsentiert sich damit an dieser Stelle als eher moderner Ehemann (und weniger als Vater!) dieser Zeit, der den Wunsch seiner Frau, auch ein Leben abseits von Haushalt und Kindern zu führen, respektiert und unterstützt. Dennoch ist diese Präsentation der gelebten Vater- bzw. Mutterrolle zurückhaltend und im Kontext seines Präsentationsinteresses zu interpretieren (vgl. 8.1.4): Die Berufstätigkeit seiner Frau ist nicht nur Ausdruck und wichtige Präsentation seiner ‚modernen‘ Überzeugungen, die er damit deutlich artikuliert: Seine Formulierung, sie habe „im Grunde genommen... ständig gearbeitet“ (Wellmann 68), suggeriert eine Vollzeitstelle, während er jedoch später präzisiert, dass es sich um „Teilzeitbeschäftigung oder Minijobs“ (Wellmann 234) gehandelt habe. Ihre Berufstätigkeit dient auch dazu, sich selbst vom Schuldgefühl der ersten Lebensjahre seiner Tochter, in denen er sich auf seinen Beruf zurückgezogen hat, zu entlasten.

Auch Herr Köhne macht sehr deutlich, wie er die Verteilung der Verantwortung unter den Elternteilen versteht: Er vertritt sehr eindeutig das klassische Modell der bürgerlichen Kernfamilie, in der der Vater der Familienernährer ist, während die Mutter für Kinder und Haushalt zuständig ist (vgl. Köhne 892ff). Seine wenig ausgeprägte Fähigkeit, aus der gemeinsamen Zeit mit seiner Familie zu erzählen, dokumentiert, wie ausgeprägt diese Rollentrennung gewesen ist. Dem Status als Carer, wie es Kittay/Jennings & Wassuna (2005) beschreiben, entspricht er

während dieser Zeit nicht. Dies ändert sich mit der Erkrankung seiner Ehefrau, mit der er gleich für zwei Menschen zum fürsorglichen Partner werden muss: für seine Frau und für seinen Sohn. Frau Dammann identifiziert sich mit einer traditionellen Mutterrolle, beispielsweise gibt sie ihre Berufstätigkeit mit der Geburt ihres Sohnes auf. Ihr Beispiel macht deutlich, inwiefern diese als Herstellungsleistung verstanden werden kann: An der Möglichkeit, diese Rolle zu leben, hat sie aktiv mit ihrem Mann gearbeitet: Nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft ist sie es, die das Geld verdient, während er an seiner beruflichen Wiedereingliederung und erst dann an seiner Karriere arbeitet (vgl. Dammann 1533ff). In ihrer Vision von Familie scheint es also durchaus vorgesehen zu sein, dass der Mann das Geld verdient und die Frau sich um den Haushalt kümmert. Interessant ist aber, dass die Sorge um den Sohn offenbar nicht alleine Aufgabe von Frau Dammann war, sondern dass auch ihr Mann – trotz seiner Berufstätigkeit – jederzeit Ansprechpartner für seinen Sohn war. Dies dokumentiert sich zum Beispiel in ihrer Erzählung über die unangemeldeten Besuche ihres Sohnes am Arbeitsplatz ihres Mannes, bei denen er den restlichen Tag im Betrieb des Vaters bleiben durfte (vgl. Dammann 1625ff)¹⁴².

Außerdem begleitet er seinen Vater auf Geschäftsreisen, während Frau Dammann zu Hause bleibt: „Und, aber Holger war, hat sich immer gefreut, wenn er mitkonnte. Den nahm=er denn mit zur Arbeit, und der war dann bei den Frauen da war er Hahn im Korb, ne?“ (vgl. Dammann 1421ff) Während sich bei Herrn Köhne also eine klassische Aufgabenteilung zwischen Vater und Mutter abzeichnet, vertreten Herr Wellmann und Frau Dammann facettenreichere Rollenbilder, die durchaus traditionelle Anteile enthalten, an anderen Stellen aber darüber hinausgehen. Während sich dies bei Herrn Wellmann in Form der Berufstätigkeit seiner Frau und vor allem in der bestimmenden Tragweite des Schwurs abzeichnet – Herr Wellmann versteht sich nicht als ‚Chef‘ (vgl. Lück 2015, 230) und Entscheidungsträger in der Familie, sondern betont die partnerschaftliche Ausgestaltung von Entscheidungen) –, wird dies bei Frau Dammann durch die Selbstverständlichkeit deutlich, mit der sich der Sohn auch im (beruflichen) Alltag seinem Vater zuwendet und zuwenden darf.

9.3 Die Bedeutung des Wohnens

Ein weiterer Aspekt, der sich im fallübergreifenden Vergleich in allen Interviews abzeichnet, ist das Thema ‚Wohnen‘. Zwar taucht es bereits in Zusammenhang mit den Herstellungsleistungen von Familie auf, wo es Ausdruck einer Handlungspraxis ist (vgl. Kapitel 9.2.1). An dieser Stelle wird das Wohnen aber bewusst gesondert betrachtet, da es darüber hinaus als eine eigene Praxis identifiziert werden kann, die für sich genommen biografische Bedeutung hat.

Der Familienhaushalt wird von den interviewten Biografieträger*innen übereinstimmend als ein guter Ort zum Leben für sich selbst, aber auch für die erwachsenen beeinträchtigten Kinder beurteilt. Auffallend ist zudem, dass alle drei Biografieträger*innen über ein eigenes Haus verfügen, in dem sie leben¹⁴³. Dennoch gibt es in den Bewertungen und Bedeutungen Unterschiede, die im Folgenden diskutiert werden. Zudem äußern sich die Biografieträger*innen zu diesem Thema aus unterschiedlichen Perspektiven und unterschiedlich explizit.

Herr Wellmann und Herr Köhne thematisieren das Wohnen im Sinne einer Selbstverständlichkeit, auch wenn die bewusste Zuwendung zu den Zukunftsperspektiven ihrer Kinder diese

142 Dieses Zitat suggeriert – im Vergleich zu Herrn Wellmann – eine große Selbstverständlichkeit und ein großes Selbstbewusstsein von Herrn Dammann in Bezug auf den Umgang mit der Beeinträchtigung seines Sohnes. Dies kann aber aufgrund unzureichenden Quellenmaterials nicht weiter untersucht werden.

143 Von den fünf Interviewpartner*innen lebte nur eine Familie in einer Mietwohnung.

(scheinbare) Selbstverständlichkeit in Frage zu stellen vermag. Lediglich Frau Dammann fokussiert das Thema explizit – und auch extensiv. Als Bewohnerin einer Pflegeeinrichtung ist sie mit diesen Zusammenhängen direkt konfrontiert und nimmt eine differenziertere Haltung zum Wohnen und seiner Bedeutung ein.

9.3.1 Das eigene Haus als Rückzugsort

Das eigene Haus als Schutzraum vor der Umwelt lässt sich sowohl bei Herrn Wellmann als auch bei Herrn Köhne nachweisen.

Für Herrn Wellmann scheint sich gutes Wohnen vor allem in der Funktion eines Rückzugsortes zu manifestieren, dabei schließt das räumliche Wohnen auch die direkte Nachbarschaft mit ein. Hier spielt die bereits häufig zitierte, von ihm in den ersten Lebensjahren seiner beeinträchtigten Tochter als bedrohlich und feindselig wahrgenommene Umwelt eine Rolle, aus der er sich zunächst zurückgezogen hatte (vgl. Wellmann 127ff). Das eigene Zuhause bzw. der Nahbereich verkörpert den Raum, in dem er sich einbezogen und zugehörig fühlt:

„Ja, und (5) zu dem sozialen Umfeld, was ich hier sagte, nachbarschaftlich, sag ich ja schon, auch an anderen Orten haben wir es erlebt. Wir hatten immer das Glück, wir kamen nicht in eine gewachsene Nachbarschaft hinein, sondern haben gemeinsam mit den Nachbarn gebaut oder so, dann ist das ja ein ganz anderes Verhältnis, ne, das man zueinander gewinnt. Und da haben wir auch erlebt, dass die Nachbarn dann ihre Kinder zu uns schickten und sagten, holt die Nadja. Nehmt die mit und so weiter, nicht. (2) Also *Isolation*, muss ich sagen, hat es durch Nadja *nie* gegeben.“ (Wellmann 120ff)

Diese Beschreibung ist erzählerisch gerahmt von der Erinnerung an die erfahrene soziale Ausgrenzung, womit sehr deutlich wird, wie bedeutsam die nachbarschaftlichen Beziehungen gerade während der ersten Jahre nach der Diagnosemitteilung waren, denn sie bieten sich ihm in einem gemeinsamen thematischen Feld zusammen mit der erfahrenen Ausgrenzung an. Die verlässlichen und vertrauten sozialen Kontakte konnten zwar nicht über die Beeinträchtigung der Tochter hinwegtäuschen, aber die Nachbar*innen scheinen diese ‚selbstverständlich‘ akzeptiert zu haben und sind der Tochter im Alltag unbefangen begegnet (Wellmann 73ff), wodurch er eine Anerkennung als ‚normale‘ Familie erlebte. Anders als die erlebte Exklusion erfuhr er hier also aktive Inklusion, die es ihm ermöglicht hat, den sozialen Nahraum des Hauses als „*privates Refugium*“ (Fischer 1991, 254, Herv. i. O.) zu schätzen, als einen Ort, an dem er sich aus der unerbittlichen Öffentlichkeit zurückziehen kann und „wo Bewegungen und Ausdruck von Emotionen keiner sozialen Norm unterworfen werden müssen“ (ebd.).

Auffällig ist hier: Trotz der für ihn bedeutsamen Dimension des Wohnens als sozialer Rückzugsort, der eine „echte Schleuse zwischen gesellschaftlichen Ansprüchen und Forderungen und dem eigenen Privateigentum“ (Weinwurm-Krause 1995, 11) verkörpert, repräsentiert das Erscheinungsbild seines Hauses – innen wie außen – die konservativen Kriterien von Wohneigentum: ein sorgsam gestutzter Rasen in Vorgarten und Garten, gepflanzte und gepflegte Blumenbeete, die einer klaren ‚Architektur‘ folgen, ein aufgeräumtes, strukturiertes und sauberes Inneres. Ein Haus, das mit seinem Präsentationsinteresse und seinen biografischen Handlungsschemata in Einklang zu stehen scheint.

„Wohnweise und Wohnkultur repräsentieren auch die soziale Zugehörigkeit, die Normen einer Gesellschaft und die Verfügung über materielle und kulturelle Ressourcen. [...] Die Wohnung und ihre Einrichtung sind also immer auch eine Form der sozialen Distinktion.“ (Häußermann & Siebel 1996, 44)

Dies unterstreicht die Auffassung einer partiellen Verwandlung, die nur *einen* biografischen Strang (hier: Vater eines beeinträchtigten Kindes zu sein) betrifft, von der andere Sinnstruk-

turen aber nicht betroffen sind: Das angepasste, ordentliche Erscheinungsbild bleibt – auch in Bezug auf das eigene Wohnen – weiter von handlungsleitender Bedeutung.

Auch bei Herrn Köhne spielt die Schutzfunktion der eigenen vier Wände eine wesentliche Rolle für ein lebenswertes Zuhause. Auf der einen Seite geht es dabei um Schutz im physischen Sinne, hier wirken sich seine Fluchterfahrungen und die Erinnerung an die erste Unterkunft in einem Viehstall aus (vgl. Köhne 1680f)¹⁴⁴. Diese waren verbunden mit Gefühlen und Erfahrungen der Deprivation und der Ausgrenzung. In diesem Sinne wird das selbst gebaute Haus zu einem wichtigen Symbol nicht nur für physischen Schutz, sondern auch für den schützenden Rückzug vor einer ablehnenden und fremden Umwelt ins Vertraute und Private.

Deutlich stärker als bei Herrn Wellmann ist das Haus für Herrn Köhne wichtiger Bestandteil seiner Selbstpräsentation: Dabei geht es, anders als bei Herrn Wellmann, zwar auch um das ordentliche Äußere, mit dem er signalisiert, dass er seinen Besitz pflegt und instandhält, mehr noch geht es aber um die Präsentation des erfolgreichen Angekommenseins. Die Umbauten, von denen er im Interview ausschweifend und energisch erzählt, sind Ausdruck seiner finanziellen Mittel, mit denen er sein Haus erweitern kann, der Wintergarten kann als ein Prestigeobjekt gewertet werden. In diesem Sinne drückt sich im Haus seine biografische Kontinuität aus (vgl. 9.3.2).

Frau Dammann erlebt ihre Möglichkeiten des sozialen Rückzugs seit ihrem Umzug in ein Pflegeheim als erheblich eingeschränkt. Während dieser Aspekt des Wohnens während der Zeit in der eigenen Häuslichkeit scheinbar keine so explizite Rolle spielte wie bei Herrn Wellmann oder Herrn Köhne, wird er in ihrer aktuellen Lebenssituation zu einer deutlichen Belastung: Das Wohnen im Pflegeheim lässt ihr kaum Raum für Privatsphäre, die einzige Rückzugsmöglichkeit stellt ihr eigenes Zimmer dar, in das sie sich regelrecht ‚verschanzt‘, um größtmögliche Kontrolle über ihr Wohnen wiederherzustellen:

„Und seitdem bleib ich im Zimmer. Ne? Ja. Mhm. Bringen die mir mein Essen hierhin, (.) und und ich kann runtergehen, wenn ich will. Ich kann auch hierbleiben, wenn mal so Veranstaltungen sind, ich kann mitmachen, ich kann auch hierbleiben, ne? (.) Ja.“ (Dammann 1115ff)

9.3.2 Wohnen und biografische Kontinuität

Vor dem Hintergrund seiner Fluchterfahrung ist das eigene Zuhause für Herrn Köhne ein Ankerpunkt, eigenes (sicheres) Territorium und eine wichtige Stütze für biografische Kontinuität. Die Rolle als Geflüchteter macht es Herrn Köhne schwer, sich zugehörig zu fühlen. Ein eigenes Haus macht dagegen zumindest seine Verankerung im Ort für alle sichtbar. Er hat, im übertragenen Sinne, ‚Fuß gefasst‘, was jedoch noch nicht mit einer Zugehörigkeit gleichzusetzen ist (s. u.). Dies geht auch zurück auf die Tatsache, Land gekauft zu haben, also rechtmäßig über eigenes Territorium in der neuen Umgebung zu verfügen. Dies verortet ihn nicht nur, sondern ermöglicht ihm auch einen weiteren Statuswechsel: Er ist nun Grundbesitzer und Hausbesitzer. Er ist nicht mehr, wie in der von ihm als sehr belastend erlebten Zeit nach der Flucht, auf die Almosen und die Großzügigkeit der ansässigen Bewohner*innen angewiesen, sondern beweist mit seinem Hausbau, hart arbeiten zu können und damit selbst für sein Haus und seinen Unterhalt aufkommen zu können und über seine Abgabe von Steuern auch zum Wohl der Allgemeinheit beizutragen. Wie sehr er seinen sozialen Status an sein Haus koppelt, illustrieren auch seine detaillierten Erinnerungen an die verschiedenen Erweiterungen des Hauses, die er sogar noch mit

¹⁴⁴ Herr Köhne hat im Vorgespräch erzählt, dass er mit seiner Familie nach der Flucht in einem umgebauten Schweinestall untergekommen ist.

zum Teil genauen Kosten beziffert (vgl. Köhne 961ff). „Das Eigenheim insbesondere ist Ergebnis und sichtbarer Ausdruck der eigenen Leistungsfähigkeit, daß man es geschafft hat, Ausweis eines gelungenen beruflichen und familialen Lebens“ (Häußermann & Siebel 1996, 229).

Was mit dem Hausbau für ihn eindeutig nicht einhergeht, ist das Gefühl der selbstverständlichen Zugehörigkeit. Dies offenbart sich schon zu Beginn des Interviews, wenn er darauf hinweist, dass seine Frau in der näheren Umgebung verwurzelt ist, während es ihn erst nach der Flucht „nach: ‚[A-Dorf] verschlagen“ (Köhne 14) hat.

Das Wohnen ist für Herrn Köhne von großer Relevanz für die (Re-)Konstruktion seiner biografischen Kontinuität nach der Fluchterfahrung: Seine Lebensgeschichte, die er, wie in Kapitel 8.2.5 umfassend dargestellt, wenig strukturiert präsentieren kann, lässt sich vergleichsweise gut und stringent an der Entwicklung des Hauses nachzeichnen: Hier sind ihm Jahreszahlen und die Veränderungen, die damit einhergingen, geläufig. Auch sein Erzählstil verändert sich deutlich, sobald er auf das Haus zu sprechen kommt: Es gelingt ihm dann, sich thematisch länger zu fokussieren und sich nicht von der Erinnerung an involvierte Personen ablenken zu lassen.

Die enge biografische ‚Bindung‘ an das eigene Haus steht in Kontrast zu Herrn Wellmann, der seit seiner Familiengründung bereits mehrfach seinen Wohnort gewechselt hat: „An jedem Ort haben wir neu gebaut oder gekauft“ (Wellmann 744f). Die Wohnortwechsel können, wie bereits an anderer Stelle vermutet, gewertet werden als Ausdruck einer krisenhaften Lebensphase, in der die biografische Kontinuität ernsthaft gefährdet war. Zwar begründet er die Wohnortwechsel mit beruflichen Erfordernissen, schließt aber gleich an, dass er diese auch als Entschuldigung für seine zeitweilige Distanzierung vom Familienleben angeführt hat:

„Wir sind mehrfach umgezogen, das war beruflich bedingt, deswegen (.) tja. Wenn Sie so wollen, habe ich das so als Entschuldigung genommen, dass ich mich in den ersten Jahren nicht son bisschen äh so engagiert habe, nicht.“ (Wellmann 63ff)

Auf diese Weise vermittelt ihm das Wohnen auch eine biografische Kontinuität, allerdings ist diese deutlich anders gelagert als bei Herrn Köhne: Die Wechsel der Wohnorte werden für ihn zu strukturierenden Elementen seiner Lebensgeschichte, insbesondere zu den Zeiten, die er als krisenhaft erlebt hat: Sie markieren Wendepunkte in seinem Leben. Entsprechend gliedert er seine Lebensgeschichte auch mit Hilfe seiner Wohnorte, so verweist er beispielsweise explizit auf den Ort F-Stadt, an dem er sich erstmalig bewusst mit seiner Tochter in der Öffentlichkeit ‚gezeigt‘ hat (vgl. Wellmann 118).

Auch für Frau Dammann spielt das Wohnen eine wichtige Rolle für ihre biografische Kontinuität: Die eigene Häuslichkeit ermöglichte Frau Dammann bis zu ihrem Herzinfarkt die Reinszenierung von Familie bzw. bis zum Tod ihres Mannes die Reinszenierung von Trennung und Wiedersehen der Eheleute. Das eigene Zuhause repräsentierte nicht nur einen geschützten Rückzugsort, der der Konstruktion von Gemeinsamkeit und dem Miteinander der Eheleute und der Familie diente, sondern verkörperte auch einen Raum, an dem sie sich nicht mit der gesellschaftlichen Norm vergleichen mussten. In diesem Zusammenhang bedeutete das eigene Haus auch einen wichtigen Bezugspunkt für die biografische Kontinuität: Die häufigen Wechsel der An- bzw. Abwesenheit des Ehemanns konnten durch die eigene Häuslichkeit ‚sicher‘ gerahmt werden (vgl. 8.3). Gleichzeitig verkörpert dieses ‚familiale Balancemanagement‘ ihre Strategie, sich trotz Ehe als unabhängige Frau zu inszenieren. Noch dazu ermöglichte ihr das Haus auch nach dem Tod ihres Mannes das Zusammenleben mit ihrem Sohn und die Selbst-

präsentation als unentbehrliche Mutter. Diese Elemente sind wichtige Bestandteile ihrer biografischen Kontinuität und sind an eine eigene Häuslichkeit geknüpft.

Dies lässt sich auch anhand der Krise belegen, in der sie sich zum Zeitpunkt des Interviews befindet: In ihrer aktuellen Situation im Pflegeheim sind die Möglichkeit des sozialen Rückzugs, die Unabhängigkeit und die Bedeutung für andere genau *die* Aspekte, die in ihrer vorherigen Lebenssituation gegeben waren und die sie jetzt als nicht gewährleistet erlebt und die damit mitverursachend sind für ihre Unzufriedenheit und Verzweiflung. Die fehlende Privatsphäre im Pflegeheim verhindert es, ein vertrautes, privates und geschütztes Familienleben mit ihrem Sohn zu führen: Es fehlen sowohl Zeit als auch die sichere Ungestörtheit, um die gewohnte Beziehung wiederherstellen zu können. So wurde beispielsweise auch das Interview durch die Bereitstellung des Abendessens unterbrochen, ohne sich danach zu erkundigen, ob es gerade passend sei (vgl. Dammann 1022): Das Leben der Bewohner*innen muss sich den organisatorischen Strukturen unterwerfen (vgl. Trescher 2017a, 253). Im Vordergrund des Wohnens im Pflegeheim stehend erlebt sie die pflegerischen, versorgerischen Aspekte (vgl. Dammann 428ff).

9.4 Die Bedeutung der Konstrukte Alter und Altern

Alter und Altern sind Themen, die in den Interviews grundsätzlich als thematisch ko-präsent angenommen werden können. Es kann erwartet werden, dass sich dem Material Hinweise auf Altersdefinitionen, auf wahrgenommene altersbedingte Veränderungsprozesse, auf Reaktionen auf das Älterwerden oder auf besondere persönliche oder gesellschaftliche Vorteile und Herausforderungen des Älterwerdens entnehmen lassen. Erstaunlicherweise ist das Gegenteil der Fall: Die Interviews liefern so gut wie keine expliziten Aussagen zum Thema ‚Alter(n)‘, der Komplex scheint von den Biografieträger*innen geradezu vermieden zu werden, jedenfalls soweit es sie selbst betrifft. Damit unterscheidet es sich deutlich vom ebenfalls ko-präsenten Thema ‚Familie‘, von dem eine starke Identifikationskraft auszugehen scheint. Hier stehen sich Prozesse des Doings und Undoing-Difference gegenüber (vgl. Hirschauer 2014).

Dass das Thema Alter(n) so wenig präsent ist, überrascht in mehrfacher Hinsicht:

- Das offen kommunizierte Forschungsinteresse legt eine Auseinandersetzung mit dem Thema nahe.
- Das Alter der Biografieträger*innen und die lange Geschichte, auf die sie zurückblicken, rückt die Auseinandersetzung damit weiter in den Mittelpunkt.
- Die Lebenssituation aller Befragten ist geprägt von Bedingungen, wie sie erst ab einem bestimmten höheren Lebensalter erwartbar sind: Verwitwung, räumliche Trennung vom Partner*in durch einen notwendig gewordenen Umzug in ein Alten-/Pflegeheim, Verrentung.

Diese Themen finden für sich genommen durchaus Eingang in die biografischen Interviews, werden allerdings nicht in Verbindung mit dem eigenen Alter(n) gebracht. Wie also gelingt es den Biografieträger*innen angesichts der sich aufdrängenden Präsenz der Themen Alter und Altern, diese auszusparen? Welchen Einfluss hat das Präsentationsinteresse auf den Umgang mit dem Thema ‚Alter(n)‘? Antworten auf diese Fragen werden hier zunächst einzelfallbezogen¹⁴⁵ beantwortet, um anschließend in einem fallübergreifenden Vergleich die Gemeinsamkeiten und Unterschiede auf einer Metaebene zu interpretieren.

¹⁴⁵ Da das Thema ‚Alter(n)‘ in den Erzählungen der Biografieträger*innen kaum präsent ist, wird hier zunächst eine einzelfallbezogene Rekonstruktion der Prozesse notwendig, mit denen sie das Thema vermeiden.

9.4.1 Herr Wellmann

Wenngleich Herr Wellmann sich auch nicht als alternder Mensch definiert, verkörpert er dennoch in vielen Aspekten einen Mann, der erfolgreich und kompetent altert (s. u.). Dennoch dokumentieren sich auch implizit Aspekte über seinen Umgang mit dem Älterwerden und seine Konstruktion von Alter.

Streben nach Wissensweitergabe: Alter(n) und der Zugewinn von Weisheit

Kruse beschreibt den Impuls, Wissen und Erfahrungen an die nächsten Generationen weiterzugeben, als psychologische Potenziale des Alter(n)s (vgl. Kruse 2017). Vor dem Hintergrund von Herrn Wellmanns ausgeprägtem Selbstpräsentationsinteresse (vgl. 8.1.4) ist es nicht überraschend, dass sich dieser Aspekt, der häufig auch als ein Gewinn des Älterwerdens beschrieben wird, im Interview mit Herrn Wellmann abzeichnet. Dies geschieht auf zwei Ebenen, was sich wiederum mit seinem Präsentationsinteresse deckt:

- Einerseits gibt er sein Wissen als Vater einer beeinträchtigten Tochter weiter und sorgt damit dafür, „dass das in 20 Jahren so äh sein wird, dass man dann neue Ideen umgesetzt hat und sagt, das, was wir heute, also im Jahr 2010 machen, das darf im Jahr 2030 nicht mehr geschehen“ (Wellmann 935ff).
- Andererseits gibt er auch sein exklusives Wissen über ältere Familien weiter, von denen er sich, wie schon mehrfach erwähnt, aufgrund seiner eigenen Zugehörigkeit nur bedingt distanzieren kann, und zwar, indem er auf seine ‚Fachlichkeit‘, seine hervorgehobene Rolle als Vorsitzender eines Elternselbsthilfvereins verweist:

„Ältere Menschen (2) ich (.) sagte ja schon, ich habe viele Mütter schon (.) ‚nicht nur einzelne‘ viele wirklich schon gehört, die sagten, ja, ich möchte, dass mein Kind früher von der Welt geht. (.) Da ist die emotionale Bindung zu Menschen mit Behinderung zu Kindern mit Behinderung doch ne ganz andere ‚als zu anderen Kindern, nicht. Und‘ ich weiß nicht, wie man da den Müttern helfen kann.“ (Wellmann 822ff)

„Aber (2) das hat eben (2), ja, in [Getränk wird eingeschenkt] vielen Familien, glaube ich, wohl auch so ne enge Bindung zwischen Mutter und Kind, die dann dazu führt, dass die da meinen, ich kann doch mein Kind nicht weggeben, ich bin doch eine Rabenmutter, wenn ich das Kind jetzt weggebe. Ich, das ist mir, manche habe ich auch schon gehört, die das so mit religiösen äh Thesen begründen, die sagen, das (2) hat Gott mir übertragen, dieses Los und da kann ich mich jetzt nicht entziehen, äh, auch das habe ich schon gehört (3) ja, ich weiß nicht, wie man den Familien da helfen (.) kann.“ (Wellmann 834ff)

Altern in der reflexiven Modernisierung

Auch Herr Wellmanns Entscheidung für den Auszug der Tochter, der von ihrer Mutter seit Bekanntwerden ihrer erneuten Krebserkrankung nicht mehr in Betracht gezogen wurde, ist Ausdruck für sein kompetentes Altern: Während einer Phase, die noch von der Trauer um seine Frau geprägt ist, gelingt es ihm, eine Entscheidung zu treffen, zu der seine Frau emotional nicht in der Lage war. Er gesteht, „ich war anfangs froh, dass die Nadja noch hier war (.) ‚in der ersten Phase““ (Wellmann 727) und macht damit deutlich, dass er mit der Entscheidung auch das Risiko eingegangen ist, selbst einen wichtigen Halt im Leben zu verlieren.

Seine Fähigkeit, erfolgreich auf die Anforderungen des Älterwerdens zu reagieren, ist auf verschiedene Aspekte zurückzuführen.

Freisetzungsprozesse

Zum einen gelingt es ihm schon vergleichsweise früh, die Chancen, der Freisetzungsprozesse, mit denen die reflexive Modernisierung einhergeht (vgl. Schweppe 2000, 351), für sich zu nutzen: Beispielsweise unternimmt er – noch gemeinsam mit seiner Frau – eine sechswöchige

Fernreise (vgl. Wellmann 336f), sehr wahrscheinlich nach seiner Verrentung, und präsentiert sich damit als ein agiler älter werdender Mann, der die Vorteile der Modernisierung für sich zu nutzen weiß – gleichzeitig auch als jemand, der über die notwendigen Ressourcen für so eine Reise verfügt (s. u.). Doch auch der Auszug der Tochter, den er, wäre seine Frau auch dazu bereit gewesen, bereits wesentlich früher initiiert hätte (vgl. Wellmann 138ff), ist Ausdruck seines Strebens nach Freiheit und den Möglichkeiten, die er zu nutzen imstande ist. Außerdem ist er ehrenamtlich in der Behindertenhilfe sehr engagiert und füllt – neben seiner Rolle als Ehemann und Vater – eine weitere gesellschaftlich sehr anerkannte Rolle aus, durch die sich die Risiken, die von den Freisetzungsprozessen ausgehen, verringern.

Aufgrund des lebenslangen Unterstützungsbedarfes seines Kindes bleibt er mit hoher Wahrscheinlichkeit bis zu seinem Lebensende die wichtigste, engste Bezugsperson. Diese Anerkennung bleibt ihm bis zu seinem Lebensende bzw. bis zum Lebensende seiner Tochter erhalten. Den Rollenverlust als erfolgreicher berufstätiger Familienvater kann er durch diese Vielzahl selbst gewählter bzw. selbst entwickelter Rollen gut kompensieren. Die späte Freiheit, die ihm die reflexive Modernisierung gewährt, nutzt er erfolgreich für sich.

Biografisierung

Neben den Freisetzungsprozessen gelingt es ihm auch, sich erfolgreich den Anforderungen der Biografisierung zu stellen, die mit der Altersphase einhergehen. Seine Entscheidung für einen zeitnahen Umzug der Tochter in ein Wohnheim ist ein Beispiel dafür, wie es ihm gelingt, seine lebensgeschichtlich erworbene Ressource, also den Mut, innerhalb eines gesellschaftlichen Rahmens ‚anders‘ zu sein, zu nutzen. Das Interview macht seine schmerzhaft Auseinandersetzung mit der non-normativen biografischen Erfahrung der Geburt einer beeinträchtigten Tochter sehr deutlich. Es konnte rekonstruiert werden, wie es ihm gelungen ist, sich kritisch mit den gesellschaftlichen Normen auseinanderzusetzen und sich individuell über diese Normen hinwegzusetzen, sich zu trauen, ‚anders‘ zu sein. Durch eine partielle Verwandlung integriert er diese Erfahrung erfolgreich in sein Selbstbild, das sich trotz allem weiterhin durch eine starke Orientierung an gesellschaftlichen Normen auszeichnet. Kapitel 8.1.3.4 diskutiert die Herausforderungen, die mit dieser Handlungsorientierung verbunden sind: Die gesellschaftliche Norm eines ‚rechtzeitigen‘ Auszugs der beeinträchtigten Tochter konfliktiert mit dem Präsentationsinteresse einer ‚heilen‘ Familie und eines harmonischen Familienlebens: Dieses wäre gefährdet, denn seine Frau wollte den Auszug der Tochter nach der erneuten Krebsdiagnose nicht mehr. Nach dem Tod seiner Ehefrau löst sich dieses Dilemma auf, mit der Entscheidung für den Auszug der Tochter agiert er entsprechend seinem biografischen Handlungsschema.

Institutionenabhängigkeit der Lebensphase Alter:

Die kritisch diskutierte Institutionalisierung der Altersphase stellt sich für Herrn Wellmann als nicht belastend dar: Teil seiner Handlungsorientierung ist ein überzeugter Fortschrittsglaube, den er auch auf die Entwicklung von Institutionen – hier konkret: Einrichtungen für beeinträchtigte Menschen – bezieht, wie er zum Abschluss des Interviews noch einmal deutlich hervorhebt (Wellmann 914ff).

Durch seinen Glauben an Fortschritt ist auch seine Beziehung zur Behindertenhilfe von jeher von großem Vertrauen geprägt. Dem Umzug seiner Tochter in ein Wohnheim begegnet er in Bezug auf die Qualität der Begleitung daher unbesorgt:

„meinte meine Frau auch, das kann man im Wohnheim doch nicht alles erwarten, dass die das auch organisieren [gemeint sind die Vielzahl an Freizeit- und Förderangeboten, an denen die Tochter teil-

nimmt, L. O.], können die aber ‚auch, machen die auch‘. @(.)@ Deswegen, jetzt hat die Nadja sogar noch einen viel besseren Standort. Die Musikschule ist 300 Meter entfernt, Volkshochschule 300 Meter, die Ärztin 200 Meter, äh die Friseurin @300 Meter@, und Nadja mitten=dazwischen. Der Standort ist ideal.“ (Wellmann 636ff)

Gleiches ist vermutlich anzunehmen für sein Vertrauen in Pflege- und Alteinrichtungen, wie sie für ihn zukünftig in Frage kommen könnten, zumal davon auszugehen ist, dass Herr Wellmann auch über die notwendigen finanziellen Mittel verfügt (s. u.), aus einer Reihe von Angeboten auswählen zu können. Einschränkend muss betont werden, dass er seine in Zukunft mögliche eigene altersbedingte Abhängigkeit von Institutionen nicht thematisiert, weshalb hier nur spekuliert werden kann.

Ressourcen

Der selbstbestimmte Umgang mit Freisetzungprozessen, die Fähigkeit der Biografisierung sowie das Vertrauen in Institutionen verkörpern für sich genommen bereits wichtige Ressourcen für ein erfolgreiches Altern, die Herr Wellmann durch intensive psychosoziale Auseinandersetzung (Krise und partielle Verwandlung) erworben hat.

Darüber hinaus verfügt er über materielle und soziale Ressourcen, die ebenfalls Produkt seines Engagements sind.

- Die finanziellen Ressourcen erlauben ihm eine entsprechende Absicherung im Alter.
- Diese finanzielle Sicherheit ist auf eine gute (berufliche) (Aus-)Bildung zurückzuführen und ein großes Engagement im Beruf, für das die Familie häufig umziehen musste und in Kauf nehmen musste, dass Herr Wellmann als Pendler unter der Woche nur wenig Zeit mit der Familie verbringen konnte (vgl. Wellmann 757ff).
- Sein Engagement in einem Elternverein kann als Ressource gewertet werden, denn er gewinnt damit nicht nur soziale Kontakte, sondern auch eine hohe gesellschaftliche Anerkennung in seiner Rolle als Vorsitzender (vgl. Wellmann 278ff).
- Seine gute Beziehung zu seiner Ehefrau ist als eine weitere wesentliche Ressource zu beschreiben, biografisch betrachtet kann diese Beziehung sogar als die bedeutsamste Ressource beschrieben werden, die ihm auch über den Zusammenbruch seiner Handlungsorientierung nach der Diagnose der Beeinträchtigung seiner Tochter hinweggeholfen hat. Auch für diese Ressource hat er hart gearbeitet, denn der ‚Schwur‘, den er als so hilfreich beschreibt, geht sicher nicht nur mit einer klaren Handlungsorientierung einher, sondern erforderte vermutlich auch an verschiedensten Stellen eine klare Positionierung, der er sonst lieber aus dem Weg gegangen wäre.
- Nicht zuletzt sind auch seine intensiven Erfahrungen mit der Krise, die durch die Beeinträchtigung seiner Tochter ausgelöst wurde, als eine wesentliche Ressource zu nennen, die zu einer wesentlichen biografischen Lernerfahrung geführt haben, von der er auch im Alter noch profitieren kann.

Trotz dieser zahlreichen Beispiele für ein erfolgreiches Alter(n) wird das Thema selbst von Herrn Wellmann im Interview nicht angesprochen, es wird – trotz seiner Ko-Präsenz – ausgespart: Weder körperliche Veränderungen noch Rollenveränderungen oder der Tod der Ehefrau, der ganz konkret mit dem Älterwerden und der eigenen Vergänglichkeit konfrontiert, scheinen Herrn Wellmann dazu anzuregen, das eigene Älterwerden explizit zu thematisieren. Dies kann auch auf die Nachwirkungen der jüngsten Ereignisse (Tod der Ehefrau, Auszug der Tochter) zurückzuführen sein, die entweder zu einer (vorläufigen) Sättigung des Themas ‚Alter(n)‘ geführt

haben oder aber diesen Aspekt ganz einfach überlagern und dominieren. Er erlebt zum Zeitpunkt des Interviews eine Veränderung, die er möglicherweise als Aufschwung erlebt, da er von der täglichen praktischen Verantwortung für seine Tochter (und auch für seine schwer erkrankte Frau) befreit ist. Diese Veränderungen entsprechen nicht dem Bild eines alter(n)sbedingten Rückzugs aus dem sozialen Leben, sondern regen zu Aktivität und Neufindung im Sinne der ‚jungen Alten‘ an, mit denen er sich aber scheinbar auch nicht identifiziert.

In Anbetracht seiner aktuellen Lebensumstände ließe sich von einem Not-Doing Age (vgl. Hirschauer 2014) sprechen: Das Unterscheidungsmerkmal ‚Alter(n)‘ scheint vor dem Hintergrund der aktuellen Entwicklungen (vorübergehend) unbedeutend zu sein. Die Veränderungen rund um den Tod seiner Ehefrau, das Ende einer vermutlich längeren Phase gemeinsamen Leides und den Abschied sowie den Auszug seiner Tochter sind erheblich und weisen auf eine Aufbruchsituation hin¹⁴⁶.

9.4.2 Herr Köhne

Herr Köhne definiert das Alter als die Lebensphase, in der ein Mensch nicht mehr selbstständig und unabhängig leben kann (s. u.). Sich selbst grenzt er von dieser Lebensphase ab, er zählt sich noch nicht zu den ‚Alten‘, da er weiterhin selbstständig seinen Haushalt organisiert und sich um seinen Sohn kümmert. Das Thema Alter, das mit Blick auf sein Lebensalter, aber auch mit Blick auf die demenzielle Erkrankung seiner Ehefrau und ihrem Umzug in ein Alten- und Pflegeheim in seinem Leben durchaus kopräsent ist, greift er im Interview nicht als eigenes Thema auf, er bezieht es nicht auf sich.

Freisetzungsprozesse

Merkmale des Alterns wie Rollenverluste und Freisetzungsprozesse, beispielsweise durch den Übergang in das Rentenalter, die auf struktureller Ebene häufig diskutiert werden, stellen für Herrn Köhne aufgrund seiner biografischen Ausgrenzungserfahrungen grundsätzlich eine Bedrohung dar (vgl. 8.2.3). Diese kann er jedoch erfolgreich abwenden, indem er sich auf seine vergleichsweise altersunabhängigen Rollen und Zugehörigkeiten bezieht:

- Durch seine Rolle als Vater eines kognitiv beeinträchtigten Sohnes hat er eine soziale Rolle inne, die ihm auch mit dem Älterwerden nicht genommen werden kann.
- Darüber hinaus ermöglicht ihm seine Aufgabe als Verantwortlicher für seinen Sohn, die sich im Zusammenleben der beiden ausdrückt, die Weiterführung der wichtigen Rolle als Fürsorgender.
- Sein Haus ermöglicht es ihm, sich als aktiv zu präsentieren: Der Bau des Wintergartens, der bereits in die Phase seines Ruhestands gefallen ist, ist Ausdruck seiner Gestaltung der Altersphase.
- Damit verbunden sind seine Beziehungen zur Behindertenhilfe, die für ihn von großer Bedeutung sind – die unzähligen Textstellen im Interview, in denen er diese Kontakte aufzählt und sich damit als zugehörig präsentiert, symbolisieren dies.

Dies unterstreicht deutlich die Bedeutung bzw. den ‚Gewinn‘ des Zusammenlebens mit seinem beeinträchtigten Sohn: Mit dem Zusammenleben gelingt es ihm, altersbedingte Freisetzungsprozesse aufzuschieben.

¹⁴⁶ Dabei sei hervorgehoben, dass die Vorstellung eines Aufbruchs gemessen an den theoretischen Ausführungen zum Alter(n) eine durchaus stimmige Konnotation der Lebensphase darstellt. Dennoch scheint ein gesellschaftlicher Konsens hierzu noch nicht gegeben zu sein, weshalb hier von einem Not-Doing Age ausgegangen wird. Für eine Wertung seines Verhaltens als ein progressives ‚Doing Age‘ wäre eine explizite Benennung dieser Lebensphase notwendig.

Institutionenabhängigkeit der Lebensphase Alter

Ein konkretes Beispiel für die Institutionenabhängigkeit der Lebensphase Alter hat er bereits erlebt, nämlich in Zusammenhang mit der demenziellen Erkrankung seiner Ehefrau, die seit einiger Zeit in einem Alten- und Pflegeheim lebt. Ihr Alternsprozess, der durch einen fortschreitenden Abbau von Fähigkeiten geprägt ist, führte zur Notwendigkeit einer Veränderung, da ein ‚Durchhalten‘ im Sinne seiner Handlungsorientierung nicht mehr möglich war:

HK: (...) aber‘ das konnt ich nich, die Frau noch pflegen hier und dat alles, (.) nich?=das:- (2) Weil die Nächte dann *au:cb*, nech?=un dann: (.) hatt=se ers-s- 2–3 Stunden hat se meist geschlafen, wenn=se zehn Uhr, in=s Bett, joa: elf Uhr eingeschlafen bis eins, zwei dann, und dann ji- war=se wach‘ konnte nich schlafen *und dann hab ich auch kein Schlaf mehr jekriecht*

II: Ja

HK: Nech?=dann=hab=ich=denn‘ manchen Tach nur zwei oder drei Stunden geschlafen *und das hält kein Mensch aus.* (.) Und die Arbeit muss hier auch=wieja jemacht werden, nich? Das fing dann schon an das ich‘ die Wäsche machen musste, *kochen* (.) dass=se=das nich mehr konnte, nech? (Köhne 1280ff)

Dank der Einrichtung ist er nun wieder in der Lage, sein Leben im eigenen Heim fortzusetzen und seinen Sohn zu begleiten. Während seine Frau nun nach seiner Definition ‚alt‘ ist, kann er ohne institutionelle Hilfen leben und kann seine Zugehörigkeit zu dieser Lebensphase noch von sich weisen. Die Konfrontation mit dem Altern seiner Frau hat nicht dazu beigetragen, das eigene Alter(n) zu reflektieren. Seine Argumentation, ‚kein Mensch‘ habe die Belastungen aushalten können, verbietet deutlich eine alter(n)sbezogene Bewertung seiner Entscheidung. Herr Köhne vermeidet aktiv die Auseinandersetzung mit dem eigenen Alter(n), dies entspricht seinem biografischen Handlungsschemas des ‚Durchhaltens‘, das auch auf das Vertrauen verweist, mit den mitunter schicksalhaften Entwicklungen des Lebens umgehen zu können.

Biografisierung

Prägend für seine Lebenssituation bleibt die Prämisse des Durchhaltens (vgl. Köhne 1436f), die für ihn auch geeignet ist, der Auseinandersetzung mit dem Älterwerden aus dem Weg zu gehen. Dabei blendet er die Tatsache des Alterns nicht generell aus. Im Gegenteil: Seine Definition von ‚Alter‘ als der Lebensphase, in der man nicht mehr selbstständig für sich sorgen kann, ist sogar vergleichsweise präzise und beinhaltet die Erwartung, selbst einmal zur Gruppe der ‚Alten‘ zu gehören. Er negiert zwar nicht die Möglichkeit, selbst einmal alt zu sein, aber er bemüht sich darum, diesen Eintritt in die Altersphase möglichst weit hinauszuschieben.

Dies kann im Sinne einer Biografisierung interpretiert werden: Den modernisierungsbedingten Herausforderungen begegnet er durch ein Festhalten an seinen lebensgeschichtlich entwickelten Orientierungen, ohne sich dabei von gesellschaftlichen Bildern vom guten Altern verunsichern zu lassen.

In diesem Kontext ist auch das Festhalten am Zusammenleben mit seinem Sohn zu werten. Diese Definition von Alter, die ein Verständnis vom Altern als Prozess ausschließt, ist kongruent zu seiner schon mehrfach erwähnten Haltung, die Dinge auf sich zukommen zu lassen. Seine Orientierung an gesellschaftlichen Normen spiegelt wiederum auch, dass sich die Auseinandersetzung mit dem Älterwerden in seinem Milieu scheinbar anders vollzieht als beispielsweise bei Herrn Wellmann: Während beispielsweise die Fernreise der Wellmanns eine kostspielige besondere Erfahrung darstellt, die jedoch zeitlich begrenzt ist, legt Herr Köhne einen anderen Maßstab an seine Entscheidungen im Rentenalter an. Seine Gestaltung der Altersphase fokussiert sich vor allem auf den häuslichen Rahmen: Der Bau des Wintergartens dokumentiert die

Bereitschaft, auch im Ruhestand ‚etwas zu wagen‘, sich etwas zu leisten. Gleichzeitig illustriert dies in gewisser Weise auch Vernunft und Weitsicht, denn der Wintergarten kann im Alter ja zu einem wichtigen Aufenthaltsort werden, der einen Bezug zum ‚Draußen‘, zur Umwelt ermöglicht, selbst dann, wenn die Mobilität abnimmt.

Der Vergleich beider Lebensgeschichten macht deutlich, dass ein Unterschied des sozio-kulturellen Milieus der beiden besteht, was sich eben auch in der Norm dokumentiert, die Lebensphase Alter nach jeweils unterschiedlichen Maßstäben zu gestalten.

9.4.3 Frau Dammann

Aufgrund ihrer Lebenssituation als 86-jährige verwitwete, pflegebedürftige Bewohnerin eines Alten- und Pflegeheims ist Frau Dammann deutlich direkter mit dem Thema Alter(n) konfrontiert als Herr Wellmann oder Herr Köhne. Umso bemerkenswerter ist es, dass auch sie sich von der Lebensphase Alter distanziert und die Zugehörigkeit zu dieser Lebensphase zwar den anderen Bewohner*innen des Heims unterstellt, nicht aber sich selbst. Sie grenzt sich deutlich von ihren Mitbewohner*innen ab, vermeidet den direkten Kontakt und zieht sich auf ihr Zimmer zurück, um dort fernzusehen, zu lesen oder Besuch zu empfangen (vgl. Dammann 1124ff). Die angebotenen gemeinsamen Unternehmungen widersprechen ihrem Verständnis einer ‚erwachsenen¹⁴⁷‘ Beschäftigung, sie sind mit ihrem Selbstbild nicht vereinbar:

„Die [Mitarbeiter*innen im Pflegeheim, L. O.] sagen wohl manchmal, wollen Sie nicht doch run- mit runtergehen und so, ne? Auch wenn da mal so (2) wenn die da zusammensitzen und singen und so und dann (2) dann denk ich immer, das ist hier wie im (.) entschuldigen Sie, aber es ist wie im Kindergarten, ne? Wenn sie dann da (.) dazwischensitzen, ne? (.) Da bin ich immer froh, wenn ich wieder hier bin.“ (Dammann 1130ff)

Frau Dammann erlebt den gesellschaftlichen Umgang mit älteren, pflegebedürftigen Menschen als distanziert und defizitorientiert, was sich sowohl mit ihrem Erleben während der ersten Wochen im Alten- und Pflegeheim belegen lässt (vgl. Dammann 1102ff; siehe auch 8.3.2.11) wie auch mit ihrer Irritation über fehlende (deutsche) Fachkräfte in der Pflege:

„Die kommen fast alle aus Kasachstan, ne? (2) Ja. (.) Ja. Aber die sind alle so nett und hilfsbereit und=und=und immer, immer freundlich und so, ne? Ja. Aber ist ja komisch, dass wir diese Leute brauchen für die Pflege, ne? (.) Neulich war so ein junger Mann hier, ach, und da sprach der mich an, a:ch ja, der kommt auch entweder aus Polen oder so, hört man ja gleich an der Sprache, ne? Ja. (2) Dass wir *hier* von unseren Leuten nicht so die Leute kriegen, die das machen wollen, ne? (.) Nech? Die haben eine ganz andere Einstellung zum Altern.“ (Dammann 1078ff)

Obwohl ihr Alter, ihre körperliche Abhängigkeit und ihr Wohnumfeld starke Indizien für die Zugehörigkeit zur Gruppe alter Menschen sind, grenzt sie sich davon ab. Dies vollzieht sie allerdings nicht explizit, sondern eher subtil in Form eines Undoing Age:

- Sie geht den angebotenen Aktivitäten aus dem Weg (s. o.).
- Sie führt ihre Pflegebedarfe ausschließlich auf körperliche bzw. gesundheitliche Gründe zurück (vgl. Dammann 20ff) und weist einen altersbedingten Zusammenhang damit implizit von sich.

Neben Herrn Wellmann und Herrn Köhne vermeidet also auch Frau Dammann die Identifikation mit der Lebensphase Alter. Sie dekonstruiert dabei aber sehr deutlich ihre eigenen Al-

147 Hier wird bewusst auf den Ausdruck ‚altersangemessen‘ verzichtet, um der Doppeldeutigkeit des Alter(n)s zu entgehen.

terungsprozesse, indem sie sie auf den Aspekt der ‚Pflege‘ reduziert und diese wiederum auf körperliche Beeinträchtigungen zurückführt und einen möglichen Zusammenhang zum Alter(n) ausblendet.

Integrität vs. Verzweiflung

Trotz aller Versuche, eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Alter zu vermeiden, drängt sich der aktuelle Konflikt zwischen Integrität und Verzweiflung im Sinne Eriksons (1998), in dem sie sich zum Zeitpunkt des Interviews befindet, regelrecht auf. Frau Dammann erlebt sich als einer Situation ausgeliefert, die sie seit der Geburt ihres Sohnes versucht hat zu vermeiden. Es ist ihr nicht möglich, die aktuelle Krise erfolgreich zu bewältigen. Dies wurde bereits in 8.3.3 und 8.3.4 ausführlich diskutiert. Unter dem Einfluss der Kategorie ‚Alter(n)‘ erscheinen diese Zusammenhänge aber noch in einem anderen Licht: Ein Umdenken, das ihr während ihrer möglicherweise letzten Lebensphase eine Aussöhnung mit der neuen Ist-Situation ermöglichen könnte und das den psychosozialen Konflikt in Richtung des Pols der ‚Integrität‘ lösen könnte, wird ihr durch mindestens zwei Aspekte zusätzlich erschwert:

- Das Verständnis vom Alter(n), das ihr das Alten- und Pflegeheim als direktes soziales Umfeld vermittelt, widerspricht, wie erwähnt, deutlich ihrer Selbstwahrnehmung. Die Identifikation mit einem Bild vom alternden Menschen, das institutionell beispielsweise durch Spieleabende (vgl. Dammann 1132) oder Kochgruppen (vgl. Dammann 1140) vertreten wird, entspricht nicht ihrem Selbstverständnis, weshalb sie sich diesen Angeboten entzieht. Hier wird deutlich, welchen Einfluss die Institutionenabhängigkeit im Alter haben kann: Das vertretene Altersbild bietet Frau Dammann keinerlei Identifikationsmöglichkeit, mehr noch: Es bedroht ihr Selbstbild als selbstständige und unabhängige Frau und Mutter. Die Einrichtung bzw. die angestellten Fachkräfte können damit nicht zu signifikanten Dritten im Sinne Rosenthals (1987) werden, die ihr einen Ausweg aus ihrer aktuellen, destruktiven Weltsicht weisen könnten.
- Noch dazu scheint sie mit einer gewissen Erwartungshaltung von Personen ihres sozialen Netzes konfrontiert zu sein: Sie scheint den Eindruck zu haben, sich dankbar zeigen zu müssen dafür, dass sie sich selbst von der gesundheitlichen Krise wieder einigermaßen erholt hat, für die gute Unterstützung in der aktuellen Lebenssituation und für die Zufriedenheit ihres Sohnes in dessen aktueller Lage. Dies dokumentiert sich zum einen in den wiederholten Einwänden, mit denen sie an ihre zunächst positiven Darstellungen vom aktuellen Leben ihres Sohnes anschließt (vgl. Dammann 196ff; 425ff).

Weiterhin äußert sich diese Erwartung ganz konkret im Vorgespräch, in dem auch die ehemalige Nachbarin und gleichzeitig rechtliche Betreuung ihres Sohnes, Frau Laubacher, anwesend ist. Auf Frau Dammanns Aussage, dass sie, würde sie jetzt noch laufen können, weiterhin mit ihrem Sohn zusammenleben würde, antwortete Frau Laubacher scharf: „Das ginge jetzt auch nicht mehr!“ Auf Frau Dammanns provokant vorgebrachte Nachfrage „Wieso nicht?“ räumt diese zurückhaltender ein: „Oder nur mit viel Unterstützung, du könntest doch gar nicht mehr alleine einkaufen“.

Auch das soziale Umfeld von Frau Dammann begegnet ihr folglich mit einem bestimmten Altersbild: dem der alten Frau, die am Ende ihres Lebens dankbar dafür sein soll, dass die Systeme Altenhilfe und Behindertenhilfe ihr ihre Verantwortung abnehmen. Dies stellt ihre bisherige Lebensleistung in Frage und nimmt ihre jahrzehntelangen Bemühungen um eine Alternative zum Wohnheim für ihren Sohn nicht ernst.

Frau Dammann scheint sich folglich nicht sehr frei in ihren Möglichkeiten zu erleben, ihre aktuelle Lebenssituation in ihre Lebensgeschichte zu integrieren. Eher scheint sie sich unverstanden

zu fühlen, weshalb sie ihren – nach dem Tod ihres Mannes – jetzt sehr einsamen Kampf gegen die gegebenen gesellschaftlichen Strukturen fortsetzen muss, während sie und ihr Sohn gleichzeitig von eben diesen Strukturen abhängig sind.

Institutionenabhängigkeit der Lebensphase Alter

Die Institutionenabhängigkeit in der Altersphase, auch dies wurde bereits im letzten Abschnitt verdeutlicht, verstärkt ihre Verzweiflung und hindert sie daran, den innerpsychischen Konflikt zugunsten des Pols der Integrität zu bearbeiten. Sie erlebt sich selbst und ihren Sohn abhängig von Institutionen, während es das Ziel ihres Strebens war, einen privaten Rückzugsraum, einen Schutzraum vor eben diesen Institutionen zu schaffen. Auch ihr Selbstverständnis als Familie wird durch die Institutionenabhängigkeit in der Lebensphase Alter bedroht.

Ressourcen und Biografisierung

Erschwerend kommt außerdem hinzu, dass Frau Dammann ihre biografisch entwickelten Kompetenzen nicht nutzen kann: Ihre Ressourcen, die vor allem in ihrer Selbstständigkeit, in ihrer Fähigkeit, Zukunftsvisionen zu entwickeln und zu verfolgen, sowie in ihrer Loyalität zu ihrem Partner bzw. zu den gemeinsam beschlossenen Lebensplänen bestehen, sind Kompetenzen, die von Alternsprozessen generell latent bedroht werden, da sie stark an die Funktionsfähigkeit des Körpers gekoppelt sind bzw. im Falle der von ihr beschlossenen Lebenspläne an das Leben in den eigenen vier Wänden. Grundsätzlich erscheint es denkbar, diese Ressourcen an eine veränderte (körperliche) Ausgangslage anzupassen, im Falle von Frau Dammann gelingt dies jedoch nicht und sie erlebt sie – neben dem Scheitern der Vision für ihren Sohn – als verloren:

„und dadurch, dass ich nun so wenig fit bin, dass ich nicht laufen kann, ich kann ja auch n-nichts selbstständig unternehmen, nicht? Ich kann- ich kann nicht sagen: Heute geh ich mal nach draußen oder (.) oder ich geh mal irgendwohin und so. Es ist- geht ja nichts mehr, (.) ne? (Dammann 438ff)

Die Möglichkeiten, die die Biografisierung für die Gestaltung der Altersphase bietet, sind aufgrund des sehr eingeschränkten Zugriffs auf ihre Ressourcen also auch stark begrenzt.

Freisetzungprozesse

Die Chancen der Freisetzungprozesse, die mit den Alternsprozessen einhergehen, sind für Frau Dammann gering: Sie befindet sich aufgrund ihrer körperlichen Abhängigkeit und aufgrund ihrer Bindung an eine Institution, die eine Vollversorgung bietet bzw. die Inanspruchnahme ebendieser verlangt, in einer abhängigen Position und findet aufgrund ihrer eigenen starken Orientierung am Wert der Selbstständigkeit kaum eine Nische, die sie für sich nutzen könnte. Einzig ihre Rolle als Mutter eines beeinträchtigten Kindes bietet ihr eine Position, die sie aus dieser Abhängigkeit befreit: Sie verkörpert damit eine gesellschaftlich relevante Rolle, die von niemandem sonst in gleicher Weise übernommen werden kann: „Und er hat ja auch jetzt so niemand mehr, ne? Mama ist ja sein Ein und Alles, ne?“ (Dammann 94f) Mit den täglichen Telefonaten demonstriert sie also nicht nur, wie in 8.4.3 und 9.2.1.3 dargestellt, dass sie eine Familie hat. Diese Telefonate und die demonstrierte Verbindung zu ihrem Sohn dienen auch der Dekonstruktion ihres Erscheinens als abhängige alte Frau.

Das Thema Alter(n) wird also auch von Frau Dammann im Interview nur peripher gestreift, zum Personenkreis der ‚alten Menschen‘ zählt sie sich nicht, genau wie die weiteren Interviewpartner Herr Wellmann und Herr Köhne. Das Thema ‚Familie‘ bleibt so wichtig, dass das Alter(n) aktiv ausgeblendet werden muss.

9.4.4 ‚Undoing Age‘: fallübergreifender Vergleich

Auffallend ist, dass in allen drei dargestellten Interviews von den Biografieträger*innen das Thema Alter(n) nicht mit Bezug auf sie selbst thematisiert wurde. So wird erstaunlicherweise auch an keiner Stelle darauf verwiesen, wie sich das eigene Älterwerden auf die Fähigkeiten auswirkt, die eigenen Kinder zu unterstützen¹⁴⁸.

Betrachtet man verschiedene Aspekte der Lebenssituationen der Biografieträger*innen, wird deutlich, dass die Kategorie ‚Alter(n)‘ als kopräsent angenommen werden kann und es sich insofern um ein Undoing Age handelt. Die Biografieträger*innen sind mit dem Thema konfrontiert und somit gezwungen, in irgendeiner Weise Position zu beziehen – hier, indem sie das Thema ausblenden.

In Bezug auf Herrn Wellmann wurde bereits argumentiert, dass von einer (situativ bestimmten, vorübergehenden) Indifferenz der Kategorie ‚Alter(n)‘ ausgegangen werden kann. Sein Beispiel verdeutlicht darüber hinaus, wie es möglich ist, auch nach einer räumlichen Trennung für das beeinträchtigte Kind verantwortlich zu bleiben und einen wichtigen Ansprechpartner zu verkörpern.

Herr Wellmann unterscheidet sich damit von den beiden anderen Interviews. Zwar thematisiert auch er das Thema ‚Alter(n)‘ nicht (zu den Gründen vgl. 9.4.1), allerdings nutzt er die Chancen der Freisetzungprozesse im Alter extensiver als Herr Köhne oder Frau Dammann.

Risiken durch Freisetzungprozesse:

In allen Interviews dokumentiert sich, wie die Risiken, die von den Freisetzungsprozessen im Alter, beispielsweise durch Rollenverluste, ausgehen, kompensiert werden können mit Hilfe der Rolle als Elternteil eines beeinträchtigten Kindes:

- Die Rolle als Carer ermöglicht es den Elternteilen, sich weniger mit dem Verlust sozial anerkannter Rollen auseinandersetzen zu müssen, sondern sich – in genauer Abgrenzung zu diesen ‚typischen Herausforderungen‘ – als weiterhin bedeutsam und tatkräftig zu erleben und sich damit auch deutlich von ihren gleichaltrigen und älter werdenden Peers abzuheben.
- Die sozialen Folgen der Rollenverluste sind weniger negativ spürbar: Die Elternteile bleiben, besonders auch durch die enge Bindung durch das Zusammenleben, eine wichtige Bezugsperson für das beeinträchtigte Kind und sind in der Regel wesentlich für verschiedenste Aspekte von Care, u. a. einen strukturierten Tagesablauf und einen geordneten Haushalt, verantwortlich.
- Während häufig die mit der Verrentung einhergehende Herausforderung der Zeitgestaltung betont wird, scheint die gewonnene Zeit im Falle der befragten Elternteile beeinträchtigter Kinder eher als ein Gewinn gewertet zu werden: Da die erwachsenen Kinder durch ihre Beschäftigung in der WfbM tagsüber in einer festen Struktur außerhalb des Hauses beschäftigt sind, gleichzeitig ihre sozialen Kontakte pflegen und häufig auch ihren Hobbys nachgehen, gewinnen die Eltern mit der Rente Zeit, die sie vorher bedingt durch berufliche Verpflichtungen genauer aufteilen mussten. Das Balancemanagement wird deutlich vereinfacht. In keinem Interview wurde dies explizit dargestellt, dennoch dokumentieren die Rekonstruktionen der erzählten Geschichte deutlich, wie mit dem Eintritt in die WfbM „eine Phase relativer Ruhe einsetzte“ (Lindmeier et al. 2018, 11), die durch den eigenen Ruhestand mitunter erstmals seit Geburt der Kinder wieder selbstbestimmt gestaltet werden konnte.

¹⁴⁸ Herr Wellmann formuliert dies nur bezüglich der Erkrankung seiner Ehefrau, nicht in Bezug auf ihr Älterwerden: Trotz ihrer Erkrankung konnte sie sich noch gut um die Tochter kümmern (vgl. Wellmann 644f).

- Durch ihre Rolle als Carer erleben älter werdende bzw. alte Eltern eine – gemessen an ihrem Bezugssystem, in dem Familie und familialer Zusammenhalt von großer Bedeutung sind – soziale Aufwertung, was auch dazu führt, an eben dieser Rolle festzuhalten. Das Zusammenleben mit dem beeinträchtigten Kind unterstreicht diese Bedeutung zusätzlich. In allen drei Interviews, besonders jedoch bei Herrn Köhne und Frau Dammann, konnte die Bedeutung von Familie für das eigene Handlungsschema rekonstruiert werden. Auch wenn ältere Eltern sich also auf der einen Seite der Kritik von Fachkräften, aber auch von Verwandtschaft oder Nachbarschaft ausgesetzt sehen, das Entwicklungspotenzial ihrer Kinder zu behindern, ziehen sie aus der Außendarstellung bzw. Selbstwahrnehmung als Familie einen Gewinn und eine Bestätigung ihrer angestrebten Selbstpräsentation.
- Das Zusammenleben in einem Haushalt ermöglicht es, sich von typischen Anzeichen des Alter(n)s zu distanzieren.

Mit dem Ausblenden der Auseinandersetzung mit dem eigenen Alter(n) werden unter Umständen einzelne Gelegenheiten der aktiven und selbstbestimmten Gestaltung dieser Lebensphase verpasst. Demgegenüber sind jedoch die Gewinne, die die Elternteile dadurch für ihre aktuelle Lebenssituation (nicht aber für die zukünftige Gestaltung) ziehen, zu beachten. Diese weisen auf eine positive Abgrenzung von gleichaltrigen Peers hin, biografisch betrachtet vermutlich eine vergleichsweise neue Erfahrung. Eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Älterwerden erfordert daher zunächst eine Anerkennung ihrer aktuellen Lebenssituation, eine Wertschätzung ihrer familialen Identität und ihrer (Lebens-)Leistungen als Elternteile beeinträchtigter Kinder. Das Vermeiden der Auseinandersetzung mit dem Alter(n) ist aus der Perspektive der Biografieträger*innen also durchaus sinnvoll. Erst auf dieser Grundlage erscheint eine Annäherung an eine neue Lebensphase möglich, und auch nur, sofern eine aktive und wirksame Mitbestimmung dieser Phase – auch für ihre beeinträchtigten erwachsenen Kinder – realistisch erscheint.

Darüber hinaus scheint es, als sei das ‚Undoing Age‘ vor allem Ausdruck dafür, dass sie ihre Lebenssituation weniger von der Lebensphase ‚Alter‘ geprägt sehen wollen, sondern sie lieber als Ausdruck von ‚Familie‘ präsentieren möchten, dass das ‚Alter(n)‘ also von ‚Familie‘ überlagert wird, bzw. überlagert werden soll. Mit der Präsentation als Familie scheint zum einen ein deutlich größerer Gewinn sozialer Anerkennung verbunden zu sein. Zum anderen scheinen hier auch die Handlungsspielräume größer zu sein: Die Zukunftsperspektive bezieht im Kontext ‚Familie‘ auch die jüngeren Familienmitglieder ein, womit deutlich mehr Möglichkeiten greifbar erscheinen als bei einer Fokussierung auf die Zukunft aus dem Blickwinkel des Alter(n)s heraus. Dies wiederum legt eine noch immer defizitär orientierte gesellschaftliche Haltung gegenüber den Älterwerden nahe, jedenfalls gegenüber dem Älterwerden von Eltern beeinträchtigter Kinder, die mit diesen zusammenleben.

10 Rückblick und Ausblick

Dieses abschließende Kapitel dient einer Zusammenfassung der komplexen Ergebnisse (vgl. 10.1; 10.2) und – auf dieser Grundlage – der Formulierung von Empfehlungen zur Stärkung der Teilhabechancen älterer Familien mit erwachsenen beeinträchtigten Kindern (vgl. 10.3)¹⁴⁹.

10.1 Die Bedeutung des Zusammenlebens

Die obigen Ergebnisse verdeutlichen die Vielschichtigkeit der lebensgeschichtlichen Bedeutung des Zusammenlebens: Es kann sowohl als das Ergebnis einer Krise und der damit einhergehenden (Ver-)Wandlung sein als auch (gleichzeitig) die Verkörperung des subjektiven Verständnisses von Familie. Das Zusammenleben gewährleistet einen lebenswerten Wohnraum und bietet nicht zuletzt eine Möglichkeit, sich von gesellschaftlichen Alter(n)serwartungen zu distanzieren.

Für jede Biografie einzeln betrachtet verkörpert das Zusammenleben einen je ganz eigenen Wert:

- Herr Wellmann präsentiert das Zusammenleben als Zugeständnis an seine Frau, die aufgrund ihrer Erkrankung Abstand von der zuvor gemeinsam getroffenen Entscheidung für einen Auszug der Tochter genommen hat. Verlässt man jedoch Herrn Wellmanns Argumentationsmuster und betrachtet die Bedeutung des Zusammenlebens auf der Basis seiner biografischen Bedeutung, zeigt sich ein etwas anderes Bild: Das Zusammenleben ist Ausdruck seiner Handlungsorientierung, und zwar insofern, als dass es dazu dient, die Beziehung zu seiner Frau zu erhalten, dem geleisteten Schwur Treue zu leisten, der ihm garantiert, dass sie auch in Krisenzeiten eine Familie bleiben. Das fortgesetzte Zusammenleben, das im Falle von Herrn Wellmann seiner eigenen Überzeugung widerspricht, dient dazu, trotz der durch die Krise ausgelösten Verunsicherung an seinem biografischen Handlungsschema festzuhalten, zu dem auch die Unversehrtheit der Familie gehört, die sich für ihn in ihrer Vollständigkeit ausdrückt.
- Herr Köhne hat in Zusammenhang mit der durch die Fluchterfahrung ausgelösten Krise eine biografische Handlungsorientierung entwickelt, die es ihm ermöglicht, trotz der ständigen Bedrohung, die von der Fluchterfahrung ausgeht, handlungsfähig zu sein. Das Zusammenleben mit seinem Sohn ist mit der Zeit zu einem wesentlichen Element dieser Handlungsorientierung geworden: Es ist sichtbarer Ausdruck für seine biografische Handlungsstrategie des ‚Durchhaltens‘. Noch dazu bietet ihm das Zusammenleben die biografisch bedeutsame Zugehörigkeit zur Gruppe von Eltern beeinträchtigter Kinder. Wichtig ist: Das Festhalten am Handlungsschema des Durchhaltens, was sich eben auch in einer Fortsetzung des Zusammenlebens ausdrückt, ist wesentlich für die Bewältigung der latent weiterhin drohenden Verunsicherung, die vom immer noch wirksamen Status als Geflüchteter ausgeht, den er sich selbst zuschreibt.
- Im Fall von Frau Dammann lässt sich das Zusammenleben im Kern als Ausdruck ihrer Handlungsorientierung im Umgang mit der erlebten Lebenskrise der Erkrankung und nachfolgenden Behinderung des Sohnes interpretieren: Im Kontext der Krise greift sie zurück auf eine

¹⁴⁹ Von diesen verbesserten Teilhabechancen würden selbstverständlich auch jüngere Familien mit beeinträchtigten Kindern profitieren.

bewährte, aber in Anpassung an die Krise veränderte Handlungsorientierung, die als ‚Streben nach normaler Familie‘ bezeichnet werden kann. Das Zusammenleben wird in diesem Zusammenhang zum wesentlichen Ausdruck dieser Handlungsorientierung.

Lebensgeschichtlich betrachtet ist das Zusammenleben für die einzelnen Biografieträger*innen also von ganz unterschiedlicher Bedeutung. Für die Kontinuität von Lebensgeschichten allerdings lässt es sich übereinstimmend darstellen als Ausdruck von Handlungsstrategien zur Bewältigung von erlebten Krisen. Dabei sind diese Krisen ausdrücklich nicht zwingend auf die kognitive Beeinträchtigung des Kindes zurückzuführen, wie das Beispiel von Herrn Köhne zeigt¹⁵⁰, auch wenn sich die entwickelte Handlungsstrategie am Ende auch im Zusammenleben mit dem beeinträchtigten Kind kristallisiert. Das Zusammenleben verkörpert damit in beeindruckender Weise Hasses (2009) Definition der Lebenswelt als „Resonanzrahmen, in dem das eine oder andere Wohnen möglich ist oder unausweichlich wird“ (21).

10.2 Typen biografischer Bewältigungsstrategien

Die erhobenen Lebensgeschichten weisen unterschiedlich gelagerte Krisen auf und die Biografieträger*innen entwickeln ihre je eigenen Strategien, um auf diese Krisen zu reagieren, um wieder handlungsfähig zu werden. Diese Strategien sind in den biografischen Prozessstrukturen angelegt; selbst bei einer totalen Verwandlung, die in dieser Arbeit nicht rekonstruiert werden konnte und die mit einem ‚Konvertieren‘ zu einer neuen Weltansicht einhergeht (vgl. Rosenthal 1985), ist das Individuum auf die biografische Prozessstruktur entsprechend Abbildung 1 in 2.2.5 verwiesen. Auch die Zuwendung zum krisenauslösenden Ereignis bleibt biografisch bestimmt, wenngleich mit jedem Ereignis das Potenzial zur Veränderung der biografischen Prozessstruktur einhergeht.

Ein abschließender, typisierender Vergleich der Bewältigungsstrategien von Herrn Wellmann, Herrn Köhne und Frau Dammann kann dazu beitragen, die umfassenden Ergebnisse übersichtlich zusammenzufassen, auch wenn damit eine erhebliche Reduktion der in den Kapiteln 8 und 9 ausgebreiteten Komplexität verbunden ist.

Herr Wellmann: Inszenierung von Souveränität

Das krisenauslösende Ereignis, die Diagnose ‚Down-Syndrom‘ seiner Tochter, stellt seinen bis dato geltenden Lebensentwurf und sein biografisches Handlungsschema in Frage. In einem längeren Auseinandersetzungsprozess (vgl. 8.1.3) gelingt es ihm, an seiner Orientierung, die als ‚Zugehörigkeit zur erfolgsorientierten Mittelschicht‘ skizziert werden kann, festzuhalten. Dazu gibt er zunächst vor, keine Berührungängste mit der (sichtbaren) Beeinträchtigung der Tochter und den sozialen Reaktionen darauf zu haben. Er integriert die Möglichkeit einer (kognitiven) Beeinträchtigung in sein Konstrukt einer Mittelschichtorientierung und scheint damit schließlich sogar ein Distinktionsinteresse zu bedienen, was sich in seinem Engagement in verschiedenen Bereichen der Behindertenhilfe ausdrückt. Im Sinne der Bewältigungsstrategie gehören der Einsatz für beeinträchtigte Menschen und ihre Familien sowie die öffentlich sichtbare Auseinandersetzung mit der Frage, „wie man den Familien da helfen (.) kann“ (Wellmann 840f), zum

¹⁵⁰ Auch im hier nicht dargestellten Fall von Frau Fischer ist es nicht die im Kontext der Beeinträchtigung ihres Sohnes erlebte Krise, die zum Zusammenleben mit dem Sohn als Handlungsstrategie führt. Wie auch bei Herrn Köhne dient das Zusammenleben der Bewältigung eines anders gelagerten Krisenpotentials, ausgehend von einer partiellen Verwandlung.

guten Ton seines Präsentationsinteresses als Vertreter einer – gerade auch in diesem Zusammenhang – aufgeklärten Mittelschicht.

Da es sich um eine partielle Verwandlung handelt, bewegt sich seine Toleranz für ‚Abweichung‘ vom gesellschaftlich Akzeptierten bezogen auf sein Familienleben jedoch in Grenzen und verändert sein Weltbild nicht grundlegend. Dies lässt sich unter anderem an seinen expliziten Verweisen auf seine ‚liebe‘ (Wellmann 77, 133ff), ‚disziplinierte‘ (im nicht aufgezeichneten Gespräch am Rande des Interviews verweist Herr Wellmann darauf, dass seine Tochter auch nach dem Auszug aus dem Elternhaus ihre Kleidergröße gehalten, also nicht zugenommen hat), ‚engagierte und um Integration¹⁵¹ bemühte‘ (Wellmann 631ff) Tochter belegen.

Im Vergleich zu Frau Dammann (s. u.) arbeitet Herr Wellmann mit seiner Bewältigungsstrategie nicht daran, eine alte Normalität wiederherzustellen. Ihm geht es darum, eine neue, kontrollierbare Normalität zu inszenieren, in der er sich als souverän handelnder, aufgeklärter Mann präsentieren kann.

Herr Köhne: Demonstration von Stärke, Durchhaltevermögen und Rationalität

Die Flucht aus Ostpreußen am Ende des Zweiten Weltkriegs und das Ankommen in einer neuen Umgebung, in der er als Geflüchteter stigmatisiert wird, sind für Herrn Köhne krisenauslösend. In Auseinandersetzung mit seinen biografischen Erfahrungen zu der Zeit, den Erwartungen an ihn und seinen damaligen Möglichkeiten, darauf zu reagieren, entwickelt er eine Bewältigungsstrategie, mit der er sich in diesen prekären Lebensumständen so gut wie möglich behaupten kann. Es kommt zu einer latenten Wandlung (vgl. 8.2.3). Schon in seinem damals noch vergleichsweise jungen Lebensalter bildet er sich ein Verständnis von ‚richtig‘ und ‚falsch‘, das sich vermutlich weitestgehend an gesellschaftlichen Normen und Werten orientiert, das aber zunächst mit seinen eigenen Wertvorstellungen vereinbar sein muss und in dem Stärke, Durchhaltevermögen (auch im Sinne von Loyalität) und Rationalität im Sinne von Sachlichkeit und in Abgrenzung von Emotionalität zum Maßstab für sein weiteres Handeln werden. Dies drückt sich etwa in seiner mit Stolz vorgebrachten Erzählung über seine Zeit als Lehrling aus (vgl. Köhne 1819ff). Auf diese Strategie greift Herr Köhne bis zum Zeitpunkt des Interviews zurück, wie sich beispielsweise an seinem Umgang mit der demenziellen Veränderung seiner Frau aufzeigen lässt: Statt auf ihre Erinnerungslücken und die Geschichten, mit denen sie diese überspielt, in einer Weise zu reagieren, die den emotionalen Bedürfnissen ihrer Erzählungen folgt, regt er sie an, ‚noch einmal ‚richtig‘ nachzudenken‘:

HK: (...)Dat is: (.) dieses: (.) zwischen Wahrheit und (2) Vorstellung. (2) Das so: rauszufinden (.) gleich, dat is: gar nich so einfach.

II: Ja

HK: Welche sagen: „ja sach man es is so“, ich sach: „dat=äh [pustet aus] kann=ich=nich=machen“, wenn mir einer was sacht „das und das is so:“ und ich weiß dass das nich richtig is, dann kann ich doch nich sagen das is so richtig. Hinterher‘ heißt es „ja du hast es ja auch gesacht“, (.) nech? Nö: ich=sach=dann=immer ne: sach: „überlech nochmal (.) das kann nich so gewesen sein, nech?“ (Köhne 1393ff).

Aufgrund des zum Zeitpunkt der Krise noch jungen Alters von Herrn Köhne scheint noch keine ‚bewusste‘ Auseinandersetzung mit der Suche nach einem Bewältigungsverhalten einherzugehen, ein Bewusstsein für eine Veränderung kann nicht nachgewiesen werden. Aus diesem Grund wird bei Herrn Köhne von einer latenten Wandlung ausgegangen.

151 In Abgrenzung zum Begriff der Inklusion ist hier ausdrücklich die einseitig gerichtete Assimilation gemeint, bei der die Tochter sich bemüht, sich in einem bestehenden normativen System so gut wie möglich anzupassen.

Die Beeinträchtigung seines Sohnes scheint bei Herrn Köhne keine Krise auszulösen, es gelingt ihm, die Herausforderungen, die damit einhergehen, mit der beschriebenen Strategie zu bewältigen. Die Orientierung am eigenen Wertesystem macht ihn im Vergleich zu Herrn Wellmann vergleichsweise unabhängig von Urteilen von außen. Dennoch bleibt er, wie in der Auswertung auch rekonstruiert werden konnte, sehr von seinem Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Anerkennung geprägt. Diese Bedürftigkeit wird ‚bedient‘ beispielsweise durch seine Erfahrungen im Austausch mit anderen Eltern in der Behindertenhilfe. Um die Erfahrung der Bedürftigkeit zu vermeiden, die insofern bedrohlich ist, als dass sie ihn mit Erinnerungen an die krisenauslösenden Ereignisse konfrontiert, greift er auf die beschriebene Bewältigungsstrategie der Demonstration von Stärke, des Durchhaltens und der Rationalität zurück, mit denen es ihm gelingt, Gefühle der Bedürftigkeit zu unterdrücken.

Frau Dammann: Renormalisierung

Frau Dammann entwickelt schon früh das biografische Handlungsschema des ‚Strebens nach Familie‘, das sie gemeinsam mit ihrem Mann verfolgt, im Sinne einer biografischen Initiative zur Änderung einer Lebenssituation (vgl. Schütze 1983a, 76) (vgl. 8.3.3.1). Dieses diente dazu, während der langen Trennung voneinander ein Gefühl der Verbundenheit zu inszenieren. Es scheint aber, dass sich dieses Handlungsschema zumindest auf Seiten von Frau Dammann nach der Rückkehr von Herrn Dammann insofern ‚verselbständigte‘, als dass es nicht am Ziel ‚Familie‘ orientiert war, sondern dass das ‚Streben‘ als gemeinsame Herstellungsleistung im Vordergrund stand. Dies war zudem gut vereinbar mit den Berufsaussichten und der späteren beruflichen Wirklichkeit von Herrn Dammann, der viel Zeit im Ausland verbrachte. Dieses Streben bot Frau Dammann darüber hinaus ein Maß an Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, das sie als Frau ihrer gesellschaftlichen Schicht und in dieser Zeit in einem anders ausgerichteten Handlungsschema möglicherweise nicht so hätte verwirklichen können. Sie orientiert sich an dem Ziel der Demonstration von Unabhängigkeit und der Inszenierung von Verbundenheit. Die Beeinträchtigung ihres Sohnes löst eine Krise aus und stellt ihre Handlungsstrategie ‚Streben nach Familie‘ in Frage: Aufgrund der zu Beginn noch nicht absehbaren Folgen der Hirnhautentzündung bzw. späterer Ausprägungen der dadurch verursachten kognitiven Beeinträchtigung wird die Geltung des angestrebten Familienideals für sie als Familie mit einem beeinträchtigten Kind in Frage gestellt.

Mit der Zeit gelingt es Frau Dammann, ‚Familie‘ entsprechend wesentlichen Kriterien des ‚bisherigen‘ Verständnisses vor der Krise wiederherzustellen. Dazu gehört es aber, die Beeinträchtigung ihres Sohnes und die Auswirkungen auf seine Teilhabechancen herunterzuspielen und Auffälligkeiten zu ‚renormalisieren‘. Dies gelingt jedoch nicht vollständig, was sich etwa in der Entscheidung für den Arbeitstrainingsbereich der Werkstatt für Behinderte dokumentiert oder in ihrem Resümee, bei aller Selbstständigkeit ihres Sohnes, „(a)lleine leben mit und sich alleine versorgen oder alles alleine machen. Das geht nicht, ne?“ (Dammann 154f). Insofern bleibt auch die Konstruktion von Familie orientiert an einem Ideal von ‚normaler‘ Familie, das für sie – entsprechend ihrer eigenen Definition – nicht mehr voll gültig ist. Es kommt zur partiellen Verwandlung, die sich im biografischen Handlungsschema ‚Streben nach normaler Familie‘ dokumentiert. Auch hier ist wieder das handlungsorientierte Streben bedeutsamer für die Orientierung als die tatsächliche Absicht, das angestrebte Ziel auch zu erreichen.

Wesentliche Bewältigungsstrategien im Umgang mit der Krise und auch darüber hinaus bleiben die bereits zuvor erprobte und in ihrer Wirksamkeit bestätigte Demonstration von Unabhängigkeit und die Inszenierung von Verbundenheit. Diese wirken bis zum Zeitpunkt des

Interviews fort, zu dem Frau Dammann und ihr Sohn bereits nicht mehr zusammenleben, Frau Dammann aber weiterhin ihre Unabhängigkeit demonstriert, etwa im Umgang mit den unterstellten Erwartungen des Pflegeheims an ihre Kooperation, etwa bei Aktionen wie Kochangeboten oder gemeinsamem Singen (vgl. Dammann 1130ff). Verbundenheit inszeniert sie nicht nur mit Hilfe der täglichen und häufigen Telefonate mit ihrem Sohn, sondern auch in Form ihrer Sorge um seine Zukunft, die sie – trotz seiner Zufriedenheit mit seiner neuen Lebenssituation – nicht im Wohnheim sieht (vgl. Dammann 270ff; 467ff).

Dieses Ergebnis, dass das Zusammenleben deutlich über die Beziehung zum beeinträchtigten Kind hinaus und auf die Eigenständigkeit der Biografien der Elternteile hinweist, ist wesentlich für die Entwicklung von Empfehlungen, mit denen diese Arbeit zu einem veränderten Umgang mit und zu mehr Wertschätzung gegenüber älteren Familien beitragen möchte.

10.3 Empfehlungen

Die rekonstruierten Biografien belegen, dass das familiäre Zusammenleben nicht das Ergebnis einer ‚verpassten Ablösung‘ ist, sondern für die Eltern von erheblicher biografischer Bedeutung ist und ihre Vorstellungen von Familie repräsentiert. Aus diesem Grund muss pathologisierenden Bewertungen von älteren Familien eine Absage erteilt werden – sie bilden die erlebte Wirklichkeit der Familienmitglieder nicht in adäquater Weise ab. Die rekonstruierten Lebensgeschichten illustrieren deutlich, wie es den Biografieträger*innen gelungen ist, unter zum Teil erheblich erschwerten Bedingungen ihrer Familienentwicklung ein familiäres Gleichgewicht herzustellen.

Ausgehend von diesem Erleben werden abschließend Empfehlungen formuliert, die dazu beitragen sollen,

- die Sichtbarkeit älterer Familien zu erhöhen,
- den Respekt gegenüber alten Eltern und ihren Lebensleistungen zu stärken und
- die Chancen aller Familienmitglieder für eine selbstbestimmte Lebensplanung und -gestaltung zu verbessern.

Dies trägt zu einer Anerkennung des langen Zusammenlebens als *einer* Möglichkeit bei, wie erwachsene beeinträchtigte Menschen wohnen. Gleichzeitig werden alle Familienmitglieder ermächtigt, auch die Alternativen zu diesem Lebensmodell zu erkennen und selbstbestimmt zu entscheiden, ohne dabei befürchten zu müssen, auf ein biografisch bedeutsames Familienleben (bzw. ‚Familie leben‘) verzichten zu müssen.

Elternteile als Subjekte mit eigener Biografie wahrnehmen

Die vorliegende Arbeit konnte nachweisen, dass das Zusammenleben mit dem beeinträchtigten Kind einen großen Dienst für das Selbstbewusstsein der Eltern, für ihre Identität und ihr Selbstverständnis leistet: Die Selbstdefinition und das verlässliche Auftreten als (funktionierende) Familie ist ein Hilfsmittel geworden, sich aus der Krise der Ausgrenzung und Diskriminierung herauszuarbeiten, und wurde dann immer stärker Teil des eigenen Selbstverständnisses. Das Zusammenleben wird zum Symbol der elterlichen bzw. familiären Lebensleistung.

Darüber hinaus dient das Zusammenleben auch dazu, Auseinandersetzungen mit Alterungsprozessen aus dem Weg zu gehen: Auf der einen Seite wird dadurch die Konfrontation mit Rollenverlusten vermieden bzw. aufgeschoben. Auf der anderen Seite verhindert das Zusammenleben aber auch die Entwicklung neuer Rollen, die gerade erst mit zunehmendem Alter entwickelt und gelebt werden können. Ein Umzug bedroht die Eltern in einem deutlich umfänglicheren Maße als bisher angenommen. Insofern greift die Forderung zu kurz,

„Eltern bräuchten ... so etwas wie ein unabhängiges Angebot außerhalb der Leistungserbringer; einen Ort, an dem sie in ihrer Lebenslage verstanden werden und wo sie ihren Trauerprozessen nachgehen können. Vielleicht brauchen sie auch eine Art (Verbraucher-)Schutzorganisation, die bei Konflikten mit der Wohneinrichtung der Behindertenhilfe vermitteln kann.“ (Burtscher/Heyberger & Schmidt 2015, 132)

Alte Eltern brauchen *eigene* Angebote, die sie einerseits als Eltern anerkennen und die ihnen andererseits die Möglichkeiten bieten, sich als Subjekte ihrer eigenen Geschichte zu verstehen, zu präsentieren und die sie dabei unterstützen, diesen Aspekt deutlicher als bisher möglich auszugestalten – ohne dabei jedoch ihre Bedeutung und ihre Verantwortung für die Kinder in Frage zu stellen und ohne ihre Entwicklungsfähigkeit mit Verweis auf ihr hohes Alter in Frage zu stellen. Diese Empfehlung richtet sich weniger an die Behindertenhilfe als vielmehr an die Altenhilfe und vor allem an die Altenbildung, die ihr erwachsenenpädagogisches Angebot damit erweitern könnte.

Mit diesem Ergebnis geraten sehr viel stärker als zuvor die Persönlichkeiten der Elternteile in den Fokus. Sie können deutlich direkter und umfassender als zuvor als Subjekte wahrgenommen werden, in deren Lebensgeschichte die Elternschaft mit einem beeinträchtigten Kind zwar eine wichtige, aber nicht die einzige Rolle spielt. Was anfangs von der Autorin als ‚Schwäche‘ des Forschungsprozesses gedeutet wurde (ursprünglich sollten ergänzend zu den Lebensgeschichten der Eltern auch die der beeinträchtigten Kinder erhoben werden), erweist sich damit durchaus auch als zuträglich für den Erkenntnisgewinn. Daraus lassen sich Fragen für weitergehende Untersuchungen ableiten, etwa:

- Wie beeinflusst das jeweilige Alter die (Re-)Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte? Variiert die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte je nach Lebensalter? Wie kann dies vor dem Hintergrund altersspezifischer Entwicklungsaufgaben gedeutet werden?
- Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem soziokulturellen Herkunftsmilieu der Biografie-träger*innen und ihren entwickelten Strategien, die Altersphase zu gestalten?
- Welche Erkenntnisse liefert eine differenzierte Genderperspektive in Bezug auf die Lebensgeschichten und der subjektiven Zukunftsperspektiven?
- Welchen Einfluss hat die jeweilige Lebenssituation zum Zeitpunkt des Interviews – u. a. gemessen daran, ob die Elternteile mit dem beeinträchtigten Kind zusammenleben, geplant oder ‚ungewollt‘ getrennt leben und ob der Ehepartner bzw. die -partnerin noch leben, gesund oder erkrankt bzw. pflegebedürftig sind, auf die Zuwendung zur eigenen Lebensgeschichte und ihre (Re-)Konstruktion?

Erwachsenenstatus der beeinträchtigten Kinder stärken

Die vorliegende Arbeit verweist nicht nur auf die Elternteile als Subjekte. Sie dokumentiert auch, wie Eltern zwar deutlich die jeweilige Selbstständigkeit ihrer beeinträchtigten Kinder betonen, am Ende aber doch deren Bedarfe in einer Weise hervorheben, die ihren Erwachsenenstatus in Frage stellt:

- Nadja Wellmann hat sich zwar „gut entwickelt, ganz normal entwickelt“ (Wellmann 41), sie verfügt über eine „gewisse Selbstständigkeit und Eigenständigkeit“ (Wellmann; 43), aber in Bezug auf ihren Umzug verweist Herr Wellmann erleichtert auf die Fortsetzung der noch von seiner Frau ‚initiierten Hilfen‘ (vgl. Wellmann 628ff) und auf die notwendige Versorgung der Tochter, die seine Frau bis zu ihrem Tod leisten konnte (vgl. Wellmann 650ff).
- Mit dem Verweis auf die ‚Marotten‘ seines Sohnes stellt Herr Köhne dessen gleichzeitig präsentierte Selbstständigkeit und Verlässlichkeit in Frage.

- Im Falle von Frau Dammann ist das Nichterreichen des Status ‚Erwachsener‘ für ihren Sohn schon in ihrem biografischen Handlungsschema angelegt. Die Darstellung der beeinträchtigten Söhne und Töchter als ‚Kinder‘ (bezogen auf ihren Entwicklungsstand) äußert sich auch in der fehlenden Anerkennung der jeweiligen Partnerschaften: Eine Partnerschaft symbolisiert eine Zweierbeziehung, von der die Eltern ausgeschlossen sind, und markiert damit in gewisser Weise das Ende der Kindheit: Eine Partnerschaft kann potenziell darauf ausgerichtet sein, eine eigene Familie zu gründen. Auffallend ist, dass sich die Biografieträger*innen diesem Thema nicht zugewendet haben, wie im Fall von Herrn Wellmann, oder die Implikationen einer Partnerschaft ihrer Kinder in der Art und Weise, wie sie darüber sprechen, trivialisieren:
- Im Gespräch mit Herrn Wellmann gibt es keine Hinweise auf eine Partnerschaft der Tochter oder darauf, dass sie sich zu jemandem hingezogen fühlt. Es ist wenig wahrscheinlich, dass dieses Thema im Leben der Tochter bislang keine Rolle spielte, insofern fällt es, insbesondere mit Blick auf sein biografisches Handlungsschema und sein Präsentationsinteresse, ins Auge, dass er sich diesem Thema nicht zuwendet: Möglicherweise ist eine Partnerschaft seiner Tochter zu weit entfernt von der veränderten Norm, die er sich biografisch erarbeitet hat.
- In Zusammenhang mit der Aufzählung von ihm bekannten Personen kommt Herr Köhne auch auf die ehemalige Freundin seines Sohnes zu sprechen:

„er hatte denn (.) 'ne Freundin (3) die ist mit ihm durch dick=und=dünn gegangen. Die:e- (3) arme Mädchen tat uns immer so leid, die konnte so schlecht gehen (...) Ja det arme Mädchen musste immer mit ihm mit marschieren. (3) Die hat=er mitgeschlürt durch- (3) da is=er mit auch- die war auch so praktisch so alt wie er, da is=er in- in=a [Einrichtung A] mit zusammen gewesen und äh (2) und auch in [Einrichtung B] und dann is=sie auch (.) in [Werkstatt A] mit gewesen (2) und (.) dann auf einmal ja wie das bei Behinderten manchmal is das ruck-zuck sind die- Sterben die da is vorher keine Anzeichen meistens- (7) ‚[Gerda-Gerda E] ja: die‘ (überlegt) (6) Alles lange her dann, (.) die ganzen Namen kann man gar nicht behalten. Man kommt mit so vielen Namen zusammen, nech?“ (Köhne 307ff).

Die Beziehung seines Sohnes scheint Herr Köhne nicht sehr ernst genommen zu haben, wenngleich er die Beziehung scheinbar in der Form, wie sein Sohn diese gelebt hat, respektiert hat. Seine Frau und er kannten die Freundin, die er als ‚armes Mädchen‘ bezeichnet. Mit dieser Beschreibung setzt er die Partnerin seines Sohnes herab, präsentiert sie als Kind und nicht als Erwachsene. Darin drückt sich bereits ein Stück weit aus, wie wenig aus der Sicht von Herrn Köhne die Beziehung seines Sohnes zu einem veränderten Status als Erwachsener beigetragen hat. Er präsentiert die Partnerschaft im Sinne einer kindlichen Freundschaft und es ist gut möglich, dass er sie auch in diesem Sinne bewertet hat.

Es ist nichts darüber bekannt, wie Christian den Tod seiner Freundin aufgenommen und verarbeitet hat. Die Art und Weise, wie sich Herr Köhne diesem Thema zuwendet, bestätigt zunächst sein biografisches Handlungsschema und sein Präsentationsinteresse. Darüber hinaus wird die Vermutung bekräftigt, dass er die Beziehung nicht zum Anlass nimmt, den Erwachsenenstatus seines Sohnes zu reflektieren.

- Auch im Fall von Frau Dammann führt die Partnerschaft des Sohnes nicht zu einer veränderten Sichtweise auf ihren Sohn. Anders als bei Herrn Köhne thematisiert sie in Zusammenhang mit der Partnerschaft ihres Sohnes Aspekte wie Zusammenziehen und Heiraten, allerdings suggeriert ihre Darstellung der Beziehung eine kindliche Vorstellung dieser Zusammenhänge. Den Möglichkeiten, tatsächlich zu heiraten und evtl. sogar eine Familie zu gründen, wendet sie sich dagegen nicht zu. Ihr Handlungsschema ‚Streben nach Familie‘ und ihr Präsentationsinteresse als unentbehrliche Mutter verhindern die Vorstellung von ihrem Sohn

als erwachsener Mann mit (sexuellen) Bedürfnissen. Eine Anerkennung und Wertschätzung seiner Partnerschaft als eine ‚reife‘ Beziehung unter erwachsenen Partner*innen ist nicht vereinbar mit ihrem Streben nach Familie, für das Holger von ihr einen kindlichen, von ihr abhängigen Status zugeschrieben bekommt. Das folgende Zitat verstärkt diese Vermutung¹⁵².

„Holger hat ja jetzt so=ne Freundin. (.) ‚Ja?‘ (.) Und, und die Angelika ist eifersüchtig, die möchte den Holger auch als Freund haben. (...) [die Freundin, L. O.] das scheint wohl ein nettes Mädchen so zu sein. Und die (.) die wurde dann von dieser Angelika immer geärgert (...), und dann hat der Gruppenleiter gesagt, äh, äh weißt du was, Sarah heißt sie, Sarah, setz dich mal zu Holger, denn der passt wohl auf dich auf. (.) Ne? Ja, jetzt hat sich das so entwickelt mit den beiden, jetzt will die Sarah aber unbedingt heiraten. Und jetzt möchte die Sarah [Freundin, L. O.], die möchte so gerne ins Heim, äh (.) wo Holger ist. Die wohnt zu Hause. Ne? Ja, und jetzt haben die kein Zimmer frei. (.) Ja. Ne? Und das glaubt sie nicht. (...) Ja, und das mit Sarah, das, das ist schlimm, und die (.) die Angelika (.) äh (.) äh (.) die ist eifersüchtig. (.) Ja? Kommt sie immer und sagt er immer, dann boxt sie Sarah immer, ne? Ja. Mhm. Ja. Ja, es, es is, ach eigentlich, eigentlich ist das schade. Ne? Die haben ja auch ihre Gefühle, ne? Ja. Und Sarah möchte so gerne, ja, im Heim wohnen, dann könnte sie ihn immer besuchen ne (.) mhm. (.) Aber Andi sagt, das geht nicht, wir haben kein Zimmer frei.“ (Dammann 749ff)

Frau Dammann beschreibt die Partnerin ihres Sohnes abwertend als „so=ne Freundin“ (ebd.) und die weitere Erzählung über die Eifersucht zwischen der Partnerin Sarah und einer anderen Kollegin ihres Sohnes aus der WfbM und der aus diesem Grund vom Gruppenleiter veränderten Sitzordnung bagatellisiert die Beziehung ihres Sohnes, der sie damit ähnlich wie im Beispiel von Herrn Köhne eher einen kindlichen Charakter zuschreibt.

Mit der Beschreibung, die Sarah und Angelika hätten „auch ihre Gefühle“ (ebd.), kommentiert sie die Eifersucht zwischen den beiden. Hier drückt sich ein massives Othing¹⁵³ aus, mit dem sie die beiden als explizit anders als sich selbst und implizit auch anders als ihren Sohn, dem sie sich in Bezug auf seinen Umgang mit dem Konflikt zwischen den beiden Frauen nicht zuwendet, konzipiert. Mit diesem Othing ist eine Abwertung verbunden, wie sie sich in ihrer resignativ anmutenden Formulierung „eigentlich ist das schade“ (ebd.) ausdrückt. Interessant dabei ist, dass sie bei den ‚anderen‘, also in diesem Fall den beeinträchtigten Frauen, Gefühle – wenn auch sehr kindlich charakterisiert – toleriert, die sie ihrem Sohn nicht gestatten kann, da sie seinen Status als ‚Kind‘ in der Familie in Frage stellen würden.

Während Frau Dammann in den Interviews immer wieder den institutionellen Charakter von Wohnheimen und die geringe Verwirklichung von Inklusion bemängelt, kritisiert sie an dieser Stelle die Reaktion des Mitarbeiters nicht, der in Bezug auf Sarahs Wunsch, mit Holger zusammenzuziehen, darauf verweist, dass kein Zimmer im Wohnheim frei sei. Er beendet damit Sarahs Visionen von einer gemeinsamen Zukunft mit Holger, statt auf ihre Möglichkeiten zu verweisen, ihren Wunsch umzusetzen. Auch diese Reaktion von Frau Dammann ist Ausdruck dafür, dass es ihr nicht gelingt, eine Vorstellung von ihrem Sohn als erwachsenem Mann in einer Beziehung zu entwerfen.

152 Die Textstelle ist stark gekürzt und reicht bis in Zeile 849. Die Kürzungen waren notwendig, weil das Gespräch auch hier wiederholt von Anrufen des Sohnes unterbrochen wurde.

153 „Othing heißt der Prozess, der auch in feministischen und antirassistischen Wissenschaften gebraucht wird, um die Relevanz der oder des „Anderen“ für das „Normative“ zu charakterisieren. Zwei vermeintliche Pole wie Frau und Mann, schwarz und weiß, behindert und nichtbehindert, werden als scheinbar klar voneinander unterscheidbare Kategorien gedacht – und zeigen dabei jedoch bei näherem Hinsehen eine weit größere Verwandtschaft, als den ihnen Zugeordneten bewusst ist. Als der/die „Andere“ markiert, dient der abgewertete, als Abweichung von der Norm verstandene Pol dazu, dieser Norm überhaupt erst – spiegelbildlich – Gestalt zu geben. So gesehen dient die Abgrenzung behinderter Menschen von Nichtbehinderten dazu, eine Vorstellung von „Gesundheit“ und „Normalität“ herzustellen“ (Maskos 2015, o. S.).

Nicht nur die Eltern scheinen Schwierigkeiten damit zu haben, ihren Kindern als Erwachsenen zu begegnen. Auch mit Blick auf die Gesellschaft, in der kognitiv beeinträchtigte Menschen leben, wird deutlich, dass Erwachsene mit kognitiver Beeinträchtigung kaum sichtbar sind:

Die überwiegende Mehrheit kognitiv beeinträchtigter Erwachsener arbeitet – abseits der gesellschaftlichen Öffentlichkeit – in Werkstätten für behinderte Menschen. Etwa 320.000 beeinträchtigte Menschen arbeiten in Deutschland in Werkstätten für behinderte Menschen, deren Auftrag als Rehabilitationsmaßnahme es u. a. ist, auf den ersten Arbeitsmarkt vorzubereiten. Die Übergangsquote liegt aktuell bei weniger als 1 % (vgl. Behrend 2021), Werkstätten für behinderte Menschen können damit nur schwerlich als Orte der Inklusion bezeichnet werden, sondern scheinen eher den Status als bedürftiger ‚behinderter Mensch‘ – und damit eben nicht als teilhabeberechtigter Erwachsener zu zementieren.

Dazu trägt auch das geringe Einkommen bei, das Beschäftigte in Werkstätten erhalten: Menschen, die als Beschäftigte in Werkstätten für behinderte Menschen arbeiten, gelten als voll erwerbsgemindert und haben in der Werkstatt daher nur einen arbeitnehmerähnlichen Status. Anspruch auf den gesetzlich verankerten Mindestlohn haben sie darum nicht¹⁵⁴. Der Durchschnittslohn 2019 betrug 207 € (vgl. BAG WfbM, o.J.).

Ihre Teilhabechancen, ihre Zukunft zu gestalten, waren und sind sehr eingeschränkt. Lebensläufe werden durch die etablierten ‚Sondereinrichtungen‘ Förderschule (Sonderschule), Berufsbildungsbereich (Arbeitstrainingsbereich) und Arbeitsbereich der WfbM bzw. Tagesförderstätte stark organisiert. Das Beispiel von Frau Dammann zeigt, dass sich die Dammanns nach der erfolgreichen Vermeidung einer Sonderschule doch für den ‚normativen‘ Übergang in den Arbeitstrainingsbereich entschieden haben. Vermutlich waren die Aussichten auf Ausbildungs- bzw. Arbeitsplätze auf dem ersten Arbeitsmarkt zu dieser Zeit noch weniger erfolversprechend als heute.

Diese Erfahrungen der gesellschaftlichen Ausgrenzung und der ‚Besonderung‘, die eben auch mit einer – zumindest in Teilen – Nicht-Anerkennung des Erwachsenenstatus verbunden sind, erleichtern es Eltern, sich damit zu arrangieren, über einen langen Zeitraum als Familie zusammenzuleben – und selbst auch das Erwachsensein ihrer Kinder mitunter nicht immer anzuerkennen.

Um den Erwachsenenstatus volljähriger beeinträchtigter Menschen zu stärken, sind daher viele Aspekte von Bedeutung: Schon in der Schule sollte Wert auf ein freundschaftliches Netzwerk der beeinträchtigten Kinder untereinander gelegt werden. Die Möglichkeit, Partnerschaften einzugehen und diese auch zu leben, erfordert nicht nur bei Familien, sondern in der gesamten Gesellschaft eine deutlich größere Aufmerksamkeit und Offenheit. Abschlussklassen und Berufsbildungsbereiche sollten stärker die Chancen aufzeigen, die beeinträchtigten Menschen offenstehen, und mit ihnen daran arbeiten, individuelle Visionen zu entwickeln. Insgesamt würde eine inklusive Gesellschaft (siehe nächster Punkt) zu mehr Sichtbarkeit beeinträchtigter Menschen und zu mehr gegenseitigem Austausch beitragen, womit auch die beeinträchtigten Menschen selbst ihr Bild als Erwachsene schärfen und konkretisieren können. Daneben sind Angebote der Erwachsenenbildung geeignet, Vorstellungen vom Erwachsensein mit beeinträchtigten Menschen zu reflektieren und sich mit dieser Rolle auseinanderzusetzen und zu identifizieren (s. u.).

Schaffung inklusiver Lebensbedingungen

Die oben bereits erwähnte Nicht-Sichtbarkeit erwachsener kognitiv beeinträchtigter Menschen wird an dieser Stelle noch einmal vertieft: Mit der Schaffung von Sonderwelten für beeinträchtigte Menschen wie der Förderschule, dem Berufsbildungsbereich, der Werkstatt für behinderte

¹⁵⁴ Um ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können, haben Werkstattbeschäftigte u. a. Anspruch auf Grundsicherung im Alter und bei Erwerbsminderung.

Menschen oder besonderen Wohnformen ‚verschwinden‘ beeinträchtigte Menschen aus den Sozialräumen der ‚nicht beeinträchtigten‘ Gesellschaft. Die speziellen Angebote erfüllen ihren Anspruch auf Inklusion kaum.

Netzwerke und soziale Kontakte beeinträchtigter Menschen in begleiteten Wohnformen bestehen meistens vor allem zu Fachkräften innerhalb der jeweiligen Wohnform und zu Mitbewohner*innen (vgl. Wicki 2020, 393).

Anders stellt sich dies am Beispiel der Kinder der interviewten Biografieträger*innen dar, jedenfalls in der Zeit, in der sie im Elternhaus leben: Sie scheinen an ihrem Sozialraum aktiv teilzuhaben.

- Nadja Wellmann pflegte gute und enge Kontakte zur Nachbarschaft. Auch den weiteren Sozialraum eignete sie sich durch das selbstständige Verfolgen ihrer vielen Hobbys an. Ihre Bezüge kann sie dank des Umzugs in eine vom Elternhaus aus fußläufig zu erreichende Wohngruppe aufrechterhalten.
- Christian Köhne verantwortet regelmäßige Aufgaben in der Nachbarschaft, er wird hier auch bei größeren Arbeitseinsätzen um Hilfe gebeten (vgl. Köhne 420ff). Er genießt das Vertrauen der Nachbarschaft und pflegt einen guten Kontakt, der sich beispielsweise in Einladungen zu Feiern ausdrückt (vgl. Köhne 801ff). Christian erhält aber auch Unterstützung aus der Nachbarschaft, etwa von einer Nachbarin, die für ihn kochte, wenn seine Eltern nicht da waren (vgl. Köhne 1977ff). Darüber hinaus tritt er im Dorf als Kunde in verschiedenen Geschäften auf (vgl. u. a. Köhne 718f). Er verbringt außerdem viel Zeit auf dem Gelände einer nahegelegenen Spedition und pflegt dort Bekanntschaften mit den Mitarbeiter*innen (vgl. Köhne 814ff).
- Auch Holger pflegte in seinem Elternhaus soziale Netze in die Nachbarschaft und die weitere Umgebung. Außerdem war er Mitglied im Kirchenchor (vgl. Dammann 524ff)¹⁵⁵. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln konnte er selbstständig in die nahegelegene Stadt fahren. Unklar ist, wie weit es ihm gelungen ist, sich nach dem Umzug auch seinen neuen Sozialraum anzueignen: Frau Dammann macht dazu keine Aussagen. Dies entspricht auch den Ergebnissen, die Wicki (2020) zitiert:

„...Personen, die bis ins höhere Erwachsenenalter bei ihren Eltern leben, [haben, L. O.] größere soziale Netzwerke als Personen, die schon früh in eine Einrichtung für Menschen mit Beeinträchtigungen gezogen sind“ (ebd.),

auch wenn diese Kontakte vor allem auf Familienmitglieder fokussiert sind.

Um Eltern mit erwachsenen Kindern in die Lage zu versetzen, gestaltend über ihre Zukunft nachzudenken, ist es notwendig, die Räume, die sie in Zukunft ‚beleben‘ möchten, inklusiv zu gestalten und aktiv soziale Netzwerke zu gestalten: „Die begleitenden Fachpersonen brauchen einen klaren Auftrag sowie zeitliche Ressourcen für den Ausbau/das Aufrechterhalten der sozialen Netzwerke“ (Wicki 2020, 398). Darüber hinaus erscheint es bedeutsam, die Schaffung inklusiver Strukturen und den Aufbau von Netzwerken nicht nur an die Tätigkeit von Fachkräften zu binden, sondern Inklusion stärker noch im Sinne eines Mainstreamings gesellschaftlich zu verankern. Berechtigten Befürchtungen, die erwachsenen Kinder könnten in einer neuen Umgebung in soziale Isolation geraten, könnte damit – zumindest ein Stück weit – begegnet werden.

155 Dieser Chor war übrigens rein weiblich – was ein weiteres Beispiel dafür ist, dass Holger als ‚beeinträchtigt‘ und eben nicht als ‚erwachsener Mann‘ wahrgenommen wird.

Wohnangebote stärker individualisiert und familienorientiert ausrichten

Mit Blick auf die Wohnangebote für beeinträchtigte Menschen bedeutet dies, sich deutlich personenzentriert und auch familienorientiert aufzustellen: Sie müssen die Fortsetzung vorhandener Hobbys und Routinen bestmöglich gewährleisten und bei der individuellen Aneignung des neuen Sozialraums unterstützen. Gleichzeitig ist es wichtig, bei der Neujustierung des familiären Gleichgewichts zu unterstützen. Dazu gehört es nicht nur, Wege zu finden, wie die Familienmitglieder unter veränderten Bedingungen gemeinsame Zeiten verbringen können, sondern auch, einen geschützten Raum zu gewährleisten, in dem sie im engen Sinne ‚Familie sein‘ können: In einer besonderen institutionellen Wohnform, in der jederzeit damit gerechnet werden muss, dass andere Bewohner*innen anklopfen und die Privatsphäre einer Familie stören, kann dies eine besondere Herausforderung darstellen. Das Beispiel von Frau Dammann führt dies im Kontext der Besuche des Sohnes im Pflegeheim vor Augen. Von großer Bedeutung ist auch die Anerkennung und Wertschätzung der individuellen Strategien, sich als Familie bzw. als Familienmitglied zu präsentieren, auch wenn dies, wie etwa am Beispiel des Telefonierens von Frau Dammann mit ihrem Sohn deutlich wird, für Mitarbeiter*innen und Mitbewohner*innen mitunter strapaziös sein kann.

Einrichtungen haben in der Regel Arbeitshilfen für Mitarbeiter*innen und Familien entwickelt, die die Phase des Übergangs aus dem Elternhaus in eine neue Wohnform erleichtern sollen. Auch Projekte und Forschungsarbeiten begleiten diesen Übergang wissenschaftlich (vgl. etwa Schultz 2014; Fischer 2008; Bigby 2000). Sofern mit diesen Konzepten jedoch eine normative Haltung verbunden ist, die einen frühen Auszug aus dem Elternhaus als den einzig ‚richtigen‘ Weg wertet, eignen sie sich nicht für die Zusammenarbeit mit Familien. Letztlich sprechen sie damit den Familien die jeweilige Sinnhaftigkeit des Zusammenlebens und ihre Selbstbestimmung ab. Dies lässt sich etwa am Ansatz von Emmelmann & Greving (2019) zeigen: nicht nur, dass schon im Untertitel des Buches dem Leben im Elternhaus ein ‚Freiraumkonzept‘ antagonistisch gegenübergestellt und damit impliziert wird, dass diese Freiheit im Zusammenleben nicht möglich ist. Die Autoren äußern auch die Erwartung an die neuen Bewohner*innen, angeblichen ‚Rechten und Bedürfnissen‘ (vgl. Emmelmann & Greving 2019, 73) des neuen Lebensortes gerecht zu werden, die allerdings neue Zwänge verkörpern:

„So soll den Erwachsenen mit einer geistigen Behinderung/Beeinträchtigung vermittelt werden, dass auch die Mitbewohner den Wunsch haben, dass Urlaubstage zusammen in der Gemeinschaft verbracht werden.“ (ebd.)

Zudem lassen sich hier wiederholt Äußerungen im Sinne eines Ablösepostulats nachweisen, wenn die Autoren von Konflikten berichten,

„die von den Eltern an die Mitarbeiter herangetragen [werden; L. O.]. Es erscheint leichter, sich mit den Mitarbeitern zu streiten, als mit dem Kind, zumal die Eltern sich ja nun Zug um Zug zurücknehmen sollen, und die Mitarbeiter die scheinbaren Gewinner sind“ (ebd., 96).

Mit Haltungen wie diesen geraten Eltern in die Situation, dass ihre geäußerte Kritik von Seiten der Fachkräfte als nur vorgeschoben degradiert wird. Dahinter vermuten Mitarbeiter*innen mitunter vorschnell Konflikte, die Eltern aufgrund des langen Zusammenlebens mit dem beeinträchtigten Kind und einer vermeintlich verpassten ‚Ablösung‘ erleben und die in der Auseinandersetzung mit Fachkräften stellvertretend ausagiert werden. Verhindert wird dadurch aber, das „primäre Netzwerk ‚Familie‘... wieder stärker in seiner Funktion als soziale Ressource... [zu sehen, L. O.], die sich nicht nur hemmend, sondern auch förderlich auf eine eigenständige Ent-

wicklung von Erwachsenen mit Behinderung auswirken kann“ (Faßbender & Iskenius-Emmler 2012, 345).

Wichtig ist es dagegen, die Bedeutung der Familie beim Übergang in den Fokus zu nehmen und alle Familienmitglieder dabei zu unterstützen, neue Strategien für die Herstellung von Familie zu entwickeln. Das Freiraumkonzept ist normativ ausgerichtet und ist schon aus diesem Grund dafür nicht geeignet. Darüber hinaus unterstellt es Eltern, „Konflikte [zu, L. O.] initiieren, um die Gefühle wie Trauer und Abschiedsschmerz nicht zu zulassen [sic!]“ (ebd., 59), und nimmt diese damit ebensowenig ernst wie die erwachsenen beeinträchtigten Kinder (s. o.).

Zukunft als gestaltbar erlebbar machen

Die in dieser Arbeit aufgeführten Beispiele belegen, dass für die Familien spätestens mit dem Übergang in den Arbeitsbereich der WfbM eine Phase relativer Ruhe eingekehrt ist (vgl. Lindmeier et al. 2018, 11): Die mit Ausnahme von Herrn Köhne dichtereren Erzählungen aus der Zeit der Kindheit und der Jugend der beeinträchtigten Kinder stehen stärker zusammenfassenden Beschreibungen gegenüber, mit denen die ersten Jahre bzw. Jahrzehnte nach dem Übergang in die Werkstatt skizziert werden:

- Herr Wellmann berichtet intensiv über die ersten Jahre mit der beeinträchtigten Tochter, die Umzüge, die Krise, die Schulzeit und die Bestrebungen, die Schulzeit möglichst lange zu verlängern. In Bezug auf den Übergang in die Werkstatt spricht er von einem Entwicklungsschub für die Tochter, wendet sich dann aber der Erkrankung seiner Frau zu, die erst Jahre nach diesem Übergang diagnostiziert wurde.
- Auch Frau Dammann berichtet noch vom Übergang in die Werkstatt, die etwa zeitgleich mit dem Umzug einherging, wendet sich aber intensiv nur den letzten Jahren und der Kindheit und Jugend ihres Sohnes zu.

Während der Kindheit und Jugend ihrer Kinder werden die Eltern mit relativ häufigen normativen Übergängen konfrontiert, die für sie mit Erfahrungen der Aussonderung verbunden sind bzw. die sie im Falle von Frau Dammann vor die Herausforderung stellen, neue Wege zu finden, um einem Sondersystem zu entgehen. Die Veränderungen erfordern jedesmal neue Strategien zur Herstellung von Familie. Mit dem Übergang in die Werkstatt vollzieht sich ein vorerst letzter normativer Übergang – mit Blick auf die Kinder wäre der nächste ‚institutionalisierte‘ Übergang der Schritt ins Rentenalter. Diese Situation scheint innerhalb der Familien dazu zu führen, sich von den Strapazen und Aufregungen der letzten zwei Jahrzehnte mit den beeinträchtigten Kindern zu erholen. Während die Schule noch Hoffnungen auf weitere Entwicklungsschritte durch intensive Förderung weckt, suggeriert der Arbeitsbereich der Werkstatt eher eine gewisse Stabilität und ein Erhalten und Nutzen der erworbenen Fähigkeiten. Hinzu kommt, was oben bereits erwähnt wurde: Die Werkstatt für behinderte Menschen kann kaum als Chance auf einen Übergang auf den ersten Arbeitsmarkt gewertet werden. Die Zukunft scheint in dieser Lebensphase kaum mehr als aktiv gestaltbar wahrgenommen zu werden, weshalb von ihr auch kaum Impulse ausgehen, sie beeinflussen zu wollen¹⁵⁶.

Ohne entsprechende Angebote für Familien bzw. einzelne Mitglieder, die auch das Thema Zukunft betreffen, bleibt die Verantwortung und Herausforderung bei den Eltern, ‚Zukunft‘ für ihre Kinder bzw. mit ihren Kindern zu thematisieren und damit auch ‚über sich selbst hinaus‘ zu denken.

156 Dies bestätigen übrigens auch Ergebnisse aus der biografischen Arbeit der Autorin mit kognitiv beeinträchtigten Menschen: Die Frage nach der Zukunftsgestaltung sah vor allem das Feiern von Werkstattjubiläen und runder Geburtstage vor, gestalterische Perspektiven für die Zukunft mussten jedoch aktiv erarbeitet werden.

Ein erfolgreiches Beispiel für ein solches Angebot ist das Projekt „Mein Leben: Biografiearbeit mit einem Lebensbuch“ (vgl. Lindmeier et al. 2018), mit dem gleich mehrere der hier dargestellten Empfehlungen verwirklicht werden können:

- Die biografische Arbeit fördert den Respekt vor älteren Familien.
- Die alten Eltern erleben eine Würdigung ihrer Lebensleistung für die Familie.
- Die biografische Arbeit führt allen Familienmitgliedern den Erwachsenenstatus der Kinder vor Augen.
- Mit Hilfe der biografischen Arbeit wird die Zukunft als gestaltbar erlebt.
- Die erwachsenen Kinder werden befähigt, eigene Visionen von der Zukunft zu entwickeln und diese, wenn möglich, auch gegenüber ihren Eltern zu kommunizieren.

Auch die Schaffung Ergänzender Unabhängiger Teilhabeberatungsstellen (EUTB) als von Leistungsträgern und Leistungserbringern unabhängige Beratungsstellen können dazu beitragen, ergebnisoffen und vor allem personenzentriert Visionen für die Zukunft zu entwickeln bzw. Ansätze für die Umsetzung der Visionen zu erarbeiten.

Realistisch betrachtet wird das Zusammenleben auch weiterhin für Familien ein bevorzugtes Lebensmodell bleiben. Die Empfehlungen, die aus den Ergebnissen dieser Arbeit abgeleitet wurden, werden hoffentlich dazu beitragen können, dass dieses Modell sich nicht mehr dem pauschalen Vorwurf einer rückständigen und einengenden Fremdbestimmung ausgesetzt sieht. Es ist die *Zusammengehörigkeit als Familie*, die viele Eltern durch einen Auszug der erwachsenen Kinder in Frage gestellt sehen. Die Zusammengehörigkeit gilt es über räumliche Veränderungen und sich weiterentwickelnde Beziehungen der Familienmitglieder zueinander zu erhalten bzw. zu entwickeln. Was dies für Eltern und erwachsene Kinder bedeuten kann, lassen die eindringlichen Worte von Frau Worthmann, einer in dieser Arbeit nicht näher porträtierten Interviewpartnerin (vgl. 7.2), an ihre Tochter Simone vor deren Auszug ermessen, mit denen diese Arbeit beendet wird:

„... und ich hab ihr auch *immer* wieder gesagt Simone du *bist* bei uns du *bleibst* bei uns (.) du *bist immer* du *gehörst* zu uns und (.) das *war* auch unser ganzes *Leben* so.“ (Worthmann 808ff)

Literatur

- Alheit, Peter (1992): *Leben lernen? Bildungspolitische und bildungstheoretische Perspektiven biographischer Ansätze*. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts ‚Arbeit und Bildung‘ Band 16. Bremen: Universität Bremen
- Alheit, Peter (1993): *Transitorische Bildungsprozesse: Das >>biographische Paradigma<< in der Weiterbildung*. In: Mader, Wilhelm (Hrsg.): *Weiterbildung und Gesellschaft. Grundlagen wissenschaftlicher und beruflicher Praxis in der Bundesrepublik Deutschland*. Universität Bremen. S. 343–417
- Alheit, Peter (2000): *Biographie und „modernisierte Moderne“: Überlegungen zum vorgeblichen „Zerfall“ des Sozialen*. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* 1 (1), S. 151–165. Online unter <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/28068> [08.01.2020]
- Alheit, Peter (2003): *„Biographizität“ als Schlüsselqualifikation. Plädoyer für transitorische Bildungsprozesse*. In: *Arbeitsgemeinschaft für betriebliche Weiterbildungsforschung (Hrsg.): QUEM – Report: Weiterlernen – neu gedacht. Erfahrungen und Erkenntnisse. Schriften zur beruflichen Weiterbildung, Heft 78*. S. 7–21.
- Alheit, Peter (2006): *Biografizität*. In: *Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried & Meuser, Michael (Hrsg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich. 2. Auflage. S. 25
- Alheit, Peter (2010): *Identität oder „Biographizität“? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung*. In: *Griese, Birgit (Hrsg.): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung*. Wiesbaden: VS, S. 219–249
- Alheit, Peter & Dausien, Bettina (2000): *Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen*. In: *Hoerning, Erika M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation*. Stuttgart: Lucius und Lucius, S. 257–283
- Alich, Saskia (2011): *Angehörige erwachsener Menschen mit Behinderung. Ein Problemaufriss: empirisch-exemplarische Darstellung zur Lebenslage Angehöriger von Menschen mit Behinderung in Einrichtungen der Behindertenhilfe*. Berlin: LIT Verlag
- Antonovsky, Aaron (1997): *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen: dgvt-Verlag
- Aselmeyer, Laurenz (2008): *Community Care und Menschen mit geistiger Behinderung. Gemeinwesenorientierte Unterstützung in England, Schweden und Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Aust, Stefan & Burgdorff, Stephan (Hrsg.) (2013): *Die Flucht. Über die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten*. Augsburg: Weltbild
- Axmann, Jenny (2018a): *Eingliederungshilfe – Allgemeiner Teil*. In: *Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V. (Hrsg.): Recht auf Teilhabe. Ein Wegweiser zu allen wichtigen sozialen Leistungen für Menschen mit Behinderung*. Marburg: Lebenshilfe Verlag. S. 27–60
- Axmann, Jenny (2018b): *Soziale Teilhabe – Unterstützung bei Wohnen, Freizeit und Co*. In: *Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V. (Hrsg.): Recht auf Teilhabe. Ein Wegweiser zu allen wichtigen sozialen Leistungen für Menschen mit Behinderung*. Marburg: Lebenshilfe Verlag. 3., überarbeitete und aktualisierte Auflage. S. 61–76
- Axmann, Jenny (2018c): *Bundesteilhabegesetz und Co*. In: *Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V. (Hrsg.): Recht auf Teilhabe. Ein Wegweiser zu allen wichtigen sozialen Leistungen für Menschen mit Behinderung*. Marburg: Lebenshilfe Verlag. 3., überarbeitete und aktualisierte Auflage. S. 309–320
- Backes, Gertrud M. (2004): *Alter und Altern im Kontext der Entwicklung von Gesellschaft*. In: *Kruse, Andreas/Martin, Mike (Hrsg.): Enzyklopädie der Gerontologie. Altersprozesse in multidisziplinärer Sicht*. Bern: Verlag Hans Huber. S. 82–96
- BAG WfbM (o.J.): *Die Entgelt- und Einkommenssituation von Werkstattbeschäftigten*. Online unter: https://www.bagwfbm.de/page/entgelte_und_einkommen [20.05.2021]
- Baltes, Paul B. (1990): *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne: Theoretische Leitsätze*. In: *Psychologische Rundschau* 41. S. 1–24
- Balzer, Brigitte & Rolli, Susanne (1975): *Sozialtherapie mit Eltern Behinderter. Orientierungen für eine Konzeption im Rahmen eines psychohygienischen Gemeindeprogramms*. Weinheim und Basel: Beltz Verlag
- Barnes, Marian (2016): *Kontext und Erfahrung – Gelebte Praxis sorgender Beziehungen*. In: *Conradi, Elisabeth & Vosman, Frans (Hrsg.): Praxis der Achtsamkeit. Schlüsselbegriffe der Care Ethik*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag. S. 335–348
- Beck, Iris (2006): *Wohnen*. In: *Antor, Georg & Bleidick, Ulrich (Hrsg.): Handlexikon der Behindertenpädagogik*. Stuttgart: Kohlhammer Verlag. 2. Auflage. S. 386–389
- Beck, Iris (2009): *Sozialer Raum*. In: *Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete* 78 (4). S. 334–337
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag

- Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 10–39
- Behrend, Sophia (2021): Die Schattenseite der Inklusionspreisträger. Online unter: <https://dieneuenorm.de/arbeit/inklusionspreistrager-werkstaetten-behinderung/> [20.05.2021]
- Berger, Peter, L. & Luckmann, Thomas (1984): *Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Bertram, Hans (2000): Die verborgenen familiären Beziehungen in Deutschland: Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. In: Kohli, Martin & Szydlik, Marc (Hrsg.): *Generationen in Familie und Gesellschaft. Lebenslauf – Alter – Generation*. Wiesbaden: VS Verlag. S. 97–121
- Bigby, Christine (2000): *Moving on Without Parents: Planning, Transition and Sources of Support for Older Adults with Disabilities*. Sydney: MacLennan & Party
- Bigby, Christine (2004): *Ageing with a Lifelong Disability. A guide to Practice, Program and Policy Issues for Human Services Professionals*. London and Philadelphia: Jessica Kingsley Publishers
- BIP (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), o.J. Online unter: <https://www.bib.bund.de/Permalink.html?id=10219812> [05.06.2019]
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (2006): *Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik*. Berlin
- Boetticher, Arne von (2018): *Das neue Teilhaberecht*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft
- Bohleber, Werner (2014): Traumatische Kriegserfahrungen und deren transgenerationale Folgen. In: Fookes, Insa & Heuft, Gereon (Hrsg.): *Das späte Echo von Kriegskindheiten. Die Folgen des Zweiten Weltkriegs in Lebensverläufen und Zeitgeschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co.KG. S. 180–190
- Bohnsack, Ralf (2014): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Opladen & Toronto: Verlag Barbara Budrich. 9., überarbeitete und erweiterte Auflage
- Bollnow, Otto Friedrich (1954): *Mensch und Raum*. Stuttgart: Kohlhammer
- Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion. In: *BIOS* 3 (1). S. 75–81
- Bourdieu, Pierre (2000): Die biographische Illusion. In: Hoerning, Erika (Hrsg.): *Biographische Sozialisation*. Stuttgart: Lucius und Lucius. S. 51–59
- Bowey, Laura & McGlaughlin, Alex (2005): Adults with Learning Disabilities Living with Elderly Carers Talk about Planning for the Future: Aspirations and Concerns. In: *British Journal of Social Work* 35. S. 1377–1392.
- Bowey, Laura/McGlaughlin, Alex & Saul, Claire (2005): Assessing the Barriers to Achieving Genuine Housing Choice for Adults with a Learning Disability: The Views of Family Carers and Professionals. In: *British Journal of Social Work* 35. S. 139–148
- BPB (Bundeszentrale für Politische Bildung) (2014): 1929: Etappenerfolg für das humanitäre Völkerrecht. Online unter: <https://www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/188857/genfer-abkommen-von-1929-27-07-2014> [8.12.2020]
- Breckner, Roswitha (2009): *Migrationserfahrung – Fremdheit – Biografie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2. Auflage
- Bremer-Hübler, Ulrike (1990): *Streß und Streßverarbeitung im täglichen Zusammenleben mit geistig behinderten Kindern. Eine empirische Studie zur Situation der Mütter*. Frankfurt am Main: Lang
- Breuer, Franz (2003): Subjekthaftigkeit der sozial-/wissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzungen. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 4(2). Online unter: http://members.aon.at/groundedtheory/Subjekthaftigkeit_der_sozialwissenschaftlichen_Erkennnistigke.pdf [17.03.2020]
- Bronfenbrenner, Urie (1993): *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung: natürliche und geplante Experimente*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch
- Brose, Hanns-Georg & Hildenbrand, Bruno (1988): *Biographisierung von Erleben und Handeln*. In: Brose, Hanns-Georg & Hildenbrand, Bruno (Hrsg.): *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Opladen: Leske + Budrich. S. 11–31
- Brown, Cynthia & Lewis, Michael J. (2003): Psychological development of the elderly: An investigation into Erikson's ninth stage. In: *Journal of Aging Studies* 17. S. 417–426
- Brückner, Margit (2011): *Zwischenmenschliche Interdependenz – Sich Sorgen als familiäre, soziale und staatliche Aufgabe*. In: Böllert, Karin & Heite, Catrin (Hrsg.): *Sozialpolitik als Geschlechterpolitik*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. S. 105–122
- Bürger, Max (1960): *Altern und Krankheit als Problem der Biomorphose*. Leipzig: Thieme
- Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung (Beilage zu den amtlichen Nachrichten) (1960): *Ergebnisse der Berufsberatungsstatistik in der Bundesrepublik Deutschland für das Berichtsjahr 1958/1959*. Online unter: https://statistik.arbeitsagentur.de/Statistikdaten/Detail/195812/anba/berufsberatung/berufsberatung-d-0-pdf.pdf?__blob=publicationFile [26.2.2021]

- Bundesministerium für Gesundheit: Online Ratgeber Pflege. Stichwort: Pflegegrade. Online unter: <https://www.bundesgesundheitsministerium.de/pflegegrade.html> [12.02.2020]
- Bundesteilhabegesetz. Download unter https://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Meldungen/2016/bundesteilhabegesetz.pdf?jsessionid=63D07712BA969277B48C4E8640F64BAE?__blob=publicationFile&v=7 [12.02.2020]
- Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung (2008): 50 Jahre Lebenshilfe. Aufbruch – Entwicklung – Zukunft. Marburg: Lebenshilfe Verlag
- Burkart, Günter (2008): Familiensoziologie. Konstanz: UVK
- Burtscher, Reinhard (2012): Älter werdende Eltern und erwachsene Kinder mit Behinderung zu Hause. In: VHN 81 (4). S. 312–324
- Burtscher, Reinhard/Heyberger, Dominique & Schmidt, Thomas (2015): Die >>unerhörten<< Eltern. Eltern zwischen Fürsorge und Selbstsorge. Marburg: Lebenshilfe Verlag
- Cloerkes, Günther (2007): Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. Heidelberg: Edition S. 3., neu bearbeitete und erweiterte Auflage
- Conradi, Elisabeth (2001): Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Conradi, Elisabeth & Vosmann, Frans (Hrsg.) (2016): Praxis der Achtsamkeit. Schlüsselbegriffe der Care Ethik. Frankfurt am Main: Campus Verlag
- Corleis, Tanja & Keller, Samuel (2017): Fremdplatziertes Wohnen – Zwischen Möglichkeiten und Widersprüchen. Kindliche Perspektiven auf Aufwachsen am anderen Ort im Vergleich. In: Meuth, Miriam (Hrsg.): Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen. Wiesbaden: Springer. S. 149–170
- Cramer, Horst H. (2006): Werkstätten für behinderte Menschen. SGB-Werkstättenrecht, WerkstättenVO, Werkstätten-MitwirkungsVO mit Leistungsrecht, Sozialversicherungsrecht und sonstigen werkstattrelevanten Vorschriften. Kommentar. 4. Auflage
- Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat Verlag
- Dausien, Bettina (2000): „Biographie“ als rekonstruktiver Zugang zu „Geschlecht“ – Perspektiven der Biographieforschung. In: Lemmermöhle, Doris/Fischer, Dietlind/Klika, Dorle & Schlüter, Anne (Hrsg.): Lesarten des Geschlechts: Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Leske + Budrich. S. 96–115
- Dausien, Bettina (2010): Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In: Becker, Ruth & Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag, 3., erweiterte und durchgesehene Auflage. S. 362–375
- Dausien, Bettina & Kelle, Helga (2005): Biographie und kulturelle Praxis. Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnomethodologie und Biographieforschung. In: Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma & Rosenthal, Gabriele (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag. S. 189–212
- Dederich, Markus (2019): Angebote für Menschen mit Behinderung als sozialraumbezogenes Handlungsfeld. In: Kessel, Fabian & Reutlinger, Christian (Hrsg.): Handbuch Sozialraum, Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit. Wiesbaden: Springer. S. 501–518
- Deppermann, Arnulf (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion [61 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 14 (3). Online: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2064/3584> [01.04.2020]
- Destatis – Statistisches Bundesamt (2016): Ältere Menschen in Deutschland und der EU. Wiesbaden. Download unter https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/_inhalt.html#sprg262478 [06.11.2019]
- Destatis – Statistisches Bundesamt (2018): Rund jede fünfte Person in Deutschland ist 65 Jahre oder älter. Pressemitteilung Nr.370 vom 27.9.2018. Online unter https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2018/09/PD18_370_12411.html [06.11.2019]
- Destatis – Statistisches Bundesamt (2019): Lebenserwartung steigt nur noch langsam. Pressemitteilung Nr. 427 vom 5.11.2019. Online unter https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2019/11/PD18_427_12621.html [06.11.2019]
- Detka, Carsten (2005): Zu den Arbeitsschritten der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in der Analyse autobiographisch-narrativer Interviews. In: ZBBS 6 (2), S. 351–364
- Deutsche Hochschule der Polizei (o.J.), Polizei im Nationalsozialismus. Online unter https://www.dhpol.de/die_hochschule/hochschulbibliothek/polizei-im-nationalsozialismus.php
- Deutscher Bundestag (1975): Bericht über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland – Zur psychiatrischen und psychotherapeutisch/psychosomatischen Versorgung der Bevölkerung. Bonn: Universitäts-Buchdruckerei

- Deutschlandfunk (2006): Die Geschichte der staatlichen Studentenförderung (26.08.2006). Online unter https://www.deutschlandfunk.de/die-geschichte-der-staatlichen-studentenfoerderung.1180.de.html?dram:article_id=184511 [26.02.2021]
- Dew, Angela/Llewellyn, Gwynnyth & Balandin, Susan (2004): Post-parental care: a new generation of sibling-carers. In: *Journal of Intellectual & Developmental Disability* 29 (2), S. 176–179
- Dewe, Bernd; Ferchhoff, Wilfried; Scherr, Albert; Stüwe, Gerd (2001): Professionelles soziales Handeln. Soziale Arbeit im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis. Weinheim: Juventa
- Diabaté, Sabine (2015): Mutterleitbilder: Spagat zwischen Autonomie und Aufopferung. In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine & Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 207–236
- Diabaté, Sabine & Lück, Detlev (2014): Familienleitbilder: Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 26 (1), S. 49–69. Online abrufbar unter <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-404134> [5.11.2020]
- Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin & Schneider, Norbert F. (2015): Leitbilder als ‚missing link‘ der Familienforschung: Eine Einführung. In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine & Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 11–17
- Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin & Schneider, Norbert F. (2014): Familienleitbilder in Deutschland: Ihre Wirkung auf Familiengründung und Familienentwicklung. Paderborn: Bonifazius GmbH
- Dieckmann, Friedrich/Giovis, Christos/Schäper, Sabine/Schüller, Simone & Greving, Heinrich (2010). Vorausschätzung der Altersentwicklung von Erwachsenen mit geistiger Behinderung in Westfalen-Lippe. Erster Zwischenbericht zum BMBF-Forschungsprojekt „Lebensqualität inklusiv(e): Innovative Konzepte unterstützten Wohnens älter werdender Menschen mit Behinderung“ (LEQUI). Münster: Landschaftsverband Westfalen-Lippe/KatHO NRW. Online: https://www.katho-nrw.de/fileadmin/_migrated/content_uploads/Projekt_LEQUI_Altersvorausberechnung_Onlineversion_01.pdf [03.04.2020]
- Dieckmann, Friedrich & Metzler, Heidrun (2013): Alter erleben. Lebensqualität und Lebenserwartung von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter. Abschlussbericht des KVJS-Forschungsprojektes, Stuttgart. Online: https://www.katho-nrw.de/fileadmin/primaryMnt/Muenster/Downloads/Forschung_und_Entwicklung/Alter_erleben/FV_Alter_erleben_-_Abschl-Bericht-2013-05-06.pdf [03.04.2020]
- Dieckmann, Friedrich & Rohleder, Christiane (2017): Altwerden mit lebenslanger Behinderung. In: Schirra-Weidrich, Liane & Wiegelmann, Henrik (Hrsg.): Altern und Teilhabe. Herausforderungen für Individuum und Gesellschaft. Opladen: Barbara Budrich. S. 72–102
- Driller, Elke/Karbach, Ute/Ernstmann, Nicole/Alich, Saskia/Schulz-Nieswandt, Frank & Pfaff, Holger (2010): Umziehen in ein Heim? Gründe für die Inanspruchnahme von stationären Wohnangeboten der Behindertenhilfe. In: *Teilhabe* 49 (4). S. 163–170
- Eckert, Andreas (2002): Eltern behinderter Kinder und Fachleute. Bad Heilbrunn: Klinkhardt
- Eckert, Andreas (2007): Auszug ohne Abschied – Zur Bedeutung von Ablösungsprozessen im „Zusammenleben mit“ und dem „Sich-Trennen“ von Heranwachsenden mit einer Behinderung. In: *Behinderte Menschen* 1. S. 54–64
- Eckert, Andreas (2014): Familien mit Kindern mit einer Behinderung: Leben im Spannungsfeld von Herausforderung und Zufriedenheit. In: *Teilhabe* 53 (1). S. 19–23
- Elb, Johannes (1986): Geistige Behinderung – Formierungsprozesse und Akte der Gegenwehr. In: Kasztanowicz, Ulrich/Buchelt, Ingrid (Hrsg.): Wege aus der Isolation: Konzepte und Analysen der Integration Behinderter in Dänemark, Norwegen, Italien, Frankreich und Schweden. Heidelberg: Edition Schindele. 2., erweiterte Auflage. S. 56–105
- Emmelmann, Ingo & Greving, Heinrich (2019): Erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung. Vom Ablösekonzept zum Freiraumkonzept. Stuttgart: Kohlhammer
- Engelbert, Angelika (1989): Behinderte Kinder – „gefährdete Familie“? Eine kritische Analyse des Forschungsstandes. In: *Heilpädagogische Forschung* 15 (2). S. 104–111
- Engelbert, Angelika (1999): Familien im Hilfenetz. Bedingungen und Folgen der Nutzung von Hilfen für behinderte Kinder. Weinheim und München: Juventa Verlag
- Engelbert, Angelika (2011): Die Familiensituation von Kindern mit Behinderung. Online unter: [http://www.familie-in-nrw.de/vertiefungstext-kinder-behinderungen.html#:~:text=Grund%C3%A4tzlich%20muss%20man%20davon%20ausgehen,niedrigere%20Berufsposition%20haben%20\(Heckmann%202004](http://www.familie-in-nrw.de/vertiefungstext-kinder-behinderungen.html#:~:text=Grund%C3%A4tzlich%20muss%20man%20davon%20ausgehen,niedrigere%20Berufsposition%20haben%20(Heckmann%202004) [20.02.2021]
- Erikson, Erik H. (1973): Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag
- Erikson, Erik H. (1995): Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart: Klett-Cotta. 12. Auflage
- Erikson, Erik H. (1998): Der vollständige Lebenszyklus. Frankfurt am Main: Suhrkamp 4. Auflage

- Erikson, Erik H./Erikson, Joan M. & Kivniq, Helen Q. (1986): *Vital involvement in old age*. New York/London: WW Norton & Company
- Essex, Elizabeth Lehr/Seltzer, Marsha Mailick & Krauss, Marty Wyngaarden (1997): Residential transition of adults with mental retardation. Predictors of waiting list use and placement. In: *American Journal on Mental Retardation* 101. S. 613–629
- Falkenstörfer, Sophia (2020): Implizite Behinderungsvorstellungen und Menschenbilder im BTHG. Mögliche Auswirkungen des neuen Bundesteilhabegesetzes (BTHG) auf Menschen mit komplexen Behinderungen. In: *Teilhabe* 59(1). S. 4–9
- Faltermaier, Toni/Mayring, Philipp/Saup, Winfried & Strehmel, Petra (2014): *Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters*. Stuttgart: Kohlhammer. 3., vollständig überarbeitete Auflage.
- Faßbender, Karl-Josef & Iskenius-Emmler, Hildegard (2012): Gemeinsam unter einem Dach leben – Sichtweisen und Bedürfnisse von Eltern Erwachsener mit Behinderung. In: *Zeitschrift für Heilpädagogik* 8, S. 345–351
- Featherstone, Mike & Hepworth, Mike (1991): The Mask of Ageing and the Postmodern Life Course, in: Featherstone, Mike/Hepworth, Mike & Turner, Brian S. (Hrsg.): *The Body. Social Processes and Cultural Theory*. London: Sage. S. 371–389
- Fend, Helmut (2003): *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Opladen: Leske + Budrich. 3., durchgesehene Auflage
- Feurer, Barbara & Lindmeier, Bettina (2011): Aufsuchende Familienberatung für erwachsene Menschen mit Behinderung. In: *Teilhabe* 50(3). S. 123–129
- Filipp, Sigrun-Heide (Hrsg.) (1995): *Kritische Lebensereignisse*. München: Beltz Psychologie-Verlags-Union. 3. Auflage
- Filipp, Sigrun-Heide & Aymanns, Peter (2010): *Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen: Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens*. Stuttgart: Kohlhammer
- Fischer, Manfred (1991): Umwelt und Wohlbefinden. In: Abele, Andrea & Becker, Peter (Hrsg.): *Wohlbefinden. Theorie – Empirie – Diagnostik*. Weinheim und München: Juventa. S. 245–266
- Fischer, Ute (2008): *Autonomie in Verbundenheit. Ablöseprozesse in Familien mit erwachsenen Angehörigen, die als schwer geistig behindert gelten – Die Sicht der Eltern – Deskription und Analyse von Ablöseprozessen aus bindungstheoretischer Perspektive*. Dissertation. <https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/16413/fischer.pdf?sequence=1&isAllowed=y> [16.01.2020]
- Fischer, Wolfram (1982): *Time and Chronic Illness. A Study on the Social Constitution of Temporality*. Berkeley (Eigenverlag) – zugleich: Habilitationsschrift. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, 1982
- Fischer, Wolfram (1989): *Perspektiven der Lebenslaufforschung*. In: Herlth, Alois & Strohmeier, Klaus Peter (Hrsg.): *Lebenslauf und Familienentwicklung, Mikroanalysen des Wandels familialer Lebensformen*. Opladen: Leske + Budrich. S. 279–294
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995): *Schweigen – Rechtfertigen – Umschreiben. Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten*. In: Alheit, Peter & Fischer-Rosenthal, Wolfram (Hrsg.): *Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte*. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 43–86
- Flade, Antje (2020): *Wohnen in der individualisierten Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer
- Fookon, Insa (2017): *Resilienz durch reflexive Reminiscenz. Autobiografische Reflexionen im Alter als ‚späte Schutzfaktoren‘*. In: Göppel, Rolf & Zander, Margherita (Hrsg.): *Resilienz aus der Sicht der betroffenen Subjekte. Die autobiografische Perspektive*. Weinheim: Beltz Juventa. S. 390–407
- Freedman, Ruth I./Krauss, Marty Wyngaarden & Seltzer, Marsha Mailick (1997): *Agging Parents' Residential Plans for Adult Children With Mental Retardation*. In: *Mental Retardation* 35(2), S. 114–123
- Freund, Alexandra M. (2004): *Entwicklungsaufgaben*. In: Kruse, Andreas & Martin, Mike (Hrsg.): *Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht*. Bern: Verlag Hans Huber. S. 304–313
- Frewer-Graumann, Susanne & Schäper, Sabine (2015): *Die unsichtbaren Alten – Bilder über das Altern von Menschen mit lebenslanger Behinderung*. In: *Journal für Psychologie* 23(1). Online unter <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/342/399> [12.02.2020]
- Friesen, Astrid von (2012): *Der lange Abschied. Psychische Spätfolgen für die Zweite Generation deutscher Vertriebener*. In: Surminski, Arno (Hrsg.): *Flucht und Vertreibung*. Hamburg: Ellert & Richter Verlag. S. 244–249
- Früchtel, Frank & Budde, Wolfgang (2010): *Bürgerinnen und Bürger statt Menschen mit Behinderungen*. In: *Teilhabe* 49(2). S. 54–61
- Fthenakis, Wassilios E. (1999): *Transitionspsychologische Grundlagen des Übergangs zur Elternschaft*. In: *Deutscher Familienverband (Hrsg.): Handbuch Elternbildung. Band 1: Wenn aus Partnern Eltern werden*. Opladen: Leske + Budrich. S. 33–68

- Fuchs-Heinritz, Werner (2009): *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 4. Auflage
- Fuhs, Burkhard (2007): *Zur Geschichte der Familie*. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): *Handbuch Familie*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. S. 17–35
- Gärtner, Debora/Lange, Katrin & Stahlmann, Anne (2020): Was der Gender Care Gap über Geld, Gerechtigkeit und die Gesellschaft aussagt. Einflussfaktoren auf den Gender Care Gap und Instrumente für seine Reduzierung. Forschungsbericht. Online unter: <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/154696/bb7b75a0b9090bb4d194c2faf63e-b6aa/gender-care-gap-forschungsbericht-data.pdf> [06.05.2021]
- Gasteiger-Klicpera, Barbara & Klicpera, Christian (1997): *Leben in der Familie. Eine Untersuchung in Südtirol zur Lebenssituation von Erwachsenen mit geistiger Behinderung, die keine Einrichtungen für behinderte Menschen in Anspruch nehmen*. In: *Geistige Behinderung* 3. S. 251–262
- Gerding, Masha (2009): *Doing Time. Eine ethnomethodologische Analyse der Zeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Giddens, Anthony (1996): *Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft*. In: Beck, Ulrich/Giddens, Anthony & Lash, Scott (Hrsg.): *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. S. 113–194
- Giddens, Anthony & Fleck, Christina & Egger di Campo, Marianne (2009): *Soziologie*. Graz: Nausner & Nausner. 3., überarbeitete Auflage
- Grant, Gordon (1986): *Older Carers, Interdependence and the Care of MEntally Handicapped Adults*. In: *Ageing and Society* 6. S. 333–351
- Grant, Gordon (1989): ‚Letting go‘: Decision making among family carers of people with a mental handicap. In: *Austalien and New Zealand Journal of Developmental Disabilities* 15. S. 190–200
- Grant, Gordon (1990): *Elderly parents with handicapped children: anticipating the future*. In: *Journal of Aging Studies* 4(4). S. 359–374
- Grant, Gordon/Ramcharan, Paul/McGrath, M./Nolan, Mike & Keady, John (1998): *Rewards and gratifications among family caregivers: towards a refined model of caring and coping*. In: *Journal of Intellectual Disability Research* 42(1). S. 58–71
- Groppe, Carola (2007): *Familiengedächtnisse und Familienstrategien*. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): *Handbuch Familie*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. S. 406–423
- Guhlmann, Hannah/Herlan, Laura & Sarimski, Klaus (2020): *Großeltern von Kindern mit Down-Syndrom – Was bedeutet die Diagnose für ihr eigenes (Er-)Leben?* In: *Zeitschrift für Heilpädagogik* 71. S. 24–31
- Gurwitsch, Aron (1959): *Beitrag zur phänomenologischen Theorie der Wahrnehmung*. In: *Zeitschrift für Philosophische Forschung* 13. S. 419–437
- Guski, Elin & Langlotz-Brunner, Carola (1991): *Die Ablösung von der Familie. Konsequenzen für Einrichtungen*. In: *Geistige Behinderung* 1. S. 37–43
- Habbe, Christian (2013): *Der zweite lange Marsch*. In: Aust, Stefan & Burdorff, Stephan (Hrsg.): *Die Flucht. Über die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten*. Augsburg: Weltbild. S. 244–255
- Häußermann, Hartmut & Siebel, Walter (1996): *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*. Weinheim und München: Juventa Verlag
- Hahn, Alois (1988): *Biographie und Lebenslauf*. In: Brose, Hanns-Georg & Hildenbrand, Bruno (Hrsg.): *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Opladen: Leske + Budrich. S. 91–105
- Hartshorne, Timothy S./Schafer, Alyson/Stratton, Kasee K. & Nacarato, Tasha M. (2013): *Family Resilience Relative to Children with Severe Disabilities*. In: Becvar, Dorothy S. (Hrsg.): *Handbook of Family Resilience*. Heidelberg: Springer. S. 361–383
- Hasse, Jürgen (2009): *Unbedachtes Wohnen*. Bielefeld: transcript Verlag
- Hasse, Jürgen (2017): *Wege der Wohn-Forschung – Leben an Orten*. In: Meuth, Miriam (Hrsg.): *Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen*. Wiesbaden: Springer. S. 37–58
- Haveman, Meindert & Stöppler, Reinhilde (2004): *Altern mit geistiger Behinderung. Grundlagen und Perspektiven für Begleitung, Bildung und Rehabilitation*. Stuttgart: Verlag W.Kohlhammer
- Heckmann, Christoph (2004): *Die Belastungssituation von Familien mit behinderten Kindern. Soziales Netzwerk und professionelle Dienste als Bedingungen für die Bewältigung*. Heidelberg: Edition S
- Heller, Tamar & Factor, Alan (1991): *Permanency Planning for Adults With Mental Retardation Living With Family Caregivers*. In: *American Journal on Mental Retardation* 96(2). S. 163–176
- Heller, Tamar; Miller, Alison B. & Factor, Alan (1997): *Adults with mental retardation as supports to their parents: Effects on parental caregiver appraisal*. In: *Mental Retardation* 94. S. 195–215
- Hellermann, Andrea (2018): *Coping und Verantwortung. Eine kontextsensible Analyse der Situation von Familien mit beeinträchtigten Kindern*. Dissertation. <https://eldorado.tu-dortmund.de/handle/2003/38314> [04.12.2019]

- Hellmann, Michaela/Borchers, Andreas & Olejniczak, Claudia (2007): Perspektiven alternder Menschen mit schwerster Behinderung in der Familie. Abschlussbericht.
- Helming, Elisabeth (2014): Alltagspraxis von Pflegefamilien: Vulkane, Eisberge und der sanfte Sog der Beiläufigkeit. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas & Thiessen, Barbara (Hrsg.): *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist.* Weinheim & Basel: Beltz Juventa. S. 71–94
- Hennies, Irina & Kuhn, Eugen J. (2004): Ablösung von den Eltern. In: Wüllenweber, Ernst (Hrsg.): *Soziale Probleme von Menschen mit geistiger Behinderung. Fremdbestimmung, Benachteiligung, Ausgrenzung und soziale Abwertung.* Stuttgart: Verlag W.Kohlhammer. S. 131–146
- Hennig, Marina (2014): Familienbeziehungen über Haushaltsgrenzen hinweg – Familien als Netzwerk. In: Steinbach, Anja/Hennig, Marina & Arránz Becker, Oliver (Hrsg.): *Familie im Fokus der Wissenschaft. Familienforschung.* Wiesbaden: Springer, S. 141–172
- Herwartz-Emden, Leonie (1995): *Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept. Eine interkulturell vergleichende Untersuchung.* Weinheim und München: Juventa Verlag
- Hildenbrand, Bruno (1999): Was ist für wen der Fall? Problemlagen bei der Weitergabe von Ergebnissen von Fallstudien an die Untersuchten und mögliche Lösungen. In: *Psychotherapie und Sozialwissenschaften. Zeitschrift für qualitative Forschung* 1 (4), S. 265–280
- Hildenbrand, Bruno (2011): Ereignis, Krise und Struktur – ein Konzept von Wandel im Lebenslauf und in Beratung und Therapie. In: *Familiendynamik systemische Praxis und Forschung*, 36.Jg., Heft 2. S. 92–100
- Hirschauer, Stefan (2014): Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. In: *Zeitschrift für Soziologie* 43 (3). S. 170–191
- Höblich, Davina & Meuth, Miriam (2013): Wohnen im Übergang ins Erwachsenenalter. In: Wolfgang Schröer/Stauber, Barbara/Walther, Andreas/Böhnisch, Lothar & Lenz, Karl (Hrsg.): *Handbuch Übergänge.* Weinheim; Basel: Beltz Juventa. S. 291–310
- Hoerning, Erika M. (1989): Erfahrungen als biographische Ressourcen. In: Alheit, Peter & Hoerning, Erika M. (Hrsg.): *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung.* Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 148–163
- Hoffmann-Riem, Christa (1984): *Das adoptierte Kind. Familienleben mit doppelter Elternschaft.* München: Karl Fink Verlag
- Hogg, James & Lambe, Loretto (1998): Older people with Learning Disabilities: A review of the literature on residential services and family caregiving.
- Hong, J. & Seltzer, M. M. (1995): The psychological consequences of multiple roles: The nonnormative case. In: *Journal of Health and Social Behavior* 36. S. 386–398
- Hubert, Jane & Hollins, Sheila (2000): Working with elderly carers of people with learning disabilities and planning for the future. In: *Advances in Psychiatric Treatment* 6. S. 41–48
- Hubert, Jane & Hollins, Sheila (2002): People with intellectual disabilities and their elderly carers. Download unter <http://www.intellectualdisability.info/life-stages/articles/people-with-intellectual-disabilities-and-their-elderly-carers> [11.02.2020]
- Hüllemann, Ulrike/Reutlinger, Christian & Deinet, Ulrich (2019): Aneignung als strukturierendes Element des Sozialraums. In: Kessl, Fabian & Reutlinger, Christian (Hrsg.): *Handbuch Sozialraum, Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit.* Wiesbaden: Springer. S. 381–398
- Huinink, Johannes & Konietzka, Dirk (2007): *Familiensoziologie: eine Einführung.* Frankfurt am Main: Campus Verlag
- Hurrelmann, Klaus & Bauer, Ullrich (2020): *Einführung in die Sozialisationstheorie. Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung.* Weinheim Basel: Beltz. 13.Auflage
- Hüter, Michael (2019): Das Ende der Familie. In: Focus Online. Online unter: https://www.focus.de/familie/kinderheitsforscher-michael-hueter-das-ende-der-familie_id_10838101.html [25.2.2021]
- Jahnke, Karl Heinz (1993): *Hitlers letztes Aufgebot. Deutsche Jugend im sechsten Kriegsjahr 1944/1945.* Essen: Klartext Verlag
- Jewell, Albert J. (2014): Tonrstan's notion of gerotranscendence: Re-examining and questioning the theory. In: *Journal of Aging Studies* 30. S. 112–120
- Jokinen, Nancy S. (2006): Family Quality of Life and Older Families. In: *Journal of Policy and Practice in Intellectual Disabilities* 3 (4), S. 246–252
- Jonas, Monika (1990): *Behinderte Kinder – behinderte Mütter? – Die Unzumutbarkeit einer sozial arrangierten Abhängigkeit.* Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag
- Jurczyk, Karin (2014): Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas & Thiessen, Barbara (Hrsg.): *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist.* Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 50–70

- Jurczyk, Karin/Lange, Andreas & Thiessen, Barbara (2014): Doing Family als neue Perspektive auf Familie. Einleitung. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas & Thiessen, Barbara (Hrsg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 7–48
- Jurczyk, Karin/Lange, Andreas & Thiessen, Barbara (Hrsg.) (2014): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim und Basel: Beltz Juventa
- Kade, Sylvia (1994): Individualisierung und Älterwerden – der paradoxe Weg in die Moderne. In: Kade, Sylvia (Hrsg.): Individualisierung und Älterwerden. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt. S. 17–44
- Kade, Sylvia (2009): Altern und Bildung. Eine Einführung. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag, 2., aktualisierte und überarbeitete Auflage
- Kafka, Franz (2003): Der Prozeß. Berlin: Edition Holzinger
- Kallenbach, Kurt (1992): Zur psychosozialen Situation von Vätern körperlich und/oder geistig behinderter Kinder – Eine kritische Analyse des Forschungsstandes. In: Behindertenpädagogik 31 (3). S. 264–277
- Kardorff, Ernst von & Ohlbrecht, Heike (2014). Familie und Familien in besonderen Lebenslagen im Kontext sozialen Wandels – soziologische Perspektiven. In: Wilken, Udo & Jeltsch-Schudel, Barbara (Hrsg.): Elternarbeit und Behinderung. Stuttgart: Kohlhammer. S. 13–24
- Kittay, Eva Feder (1999): Love's Labor: Essays on Women, Equality, and Dependency. New York: Routledge
- Kittay, Eva Feder & Feder, Ellen F. (Hrsg.) (2002): The subject of Care. Feminist Perspectives on Dependency.
- Kittay, Eva Feder/Jennings, Bruce & Wassuna, Angela A. (2005): Dependency, Difference and the Global Ethic of Longterm Care. In: The Journal of Political Philosophy 13 (4). S. 443–469
- Klauß, Theo (1988): Probleme der Loslösung bei geistig Behinderten und ihren Familien. In: Geistige Behinderung (2). S. 111–120
- Klauß, Theo (2007): Ablösung. In: Theunissen, Georg/Kulig, W. & Schirbort, K. (Hrsg.): Handlexikon geistige Behinderung. Stuttgart: Kohlhammer. S. 15–16
- Kleemann, Frank/Krähne, Uwe & Matuschek, Ingo (2009): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung in die Praxis des Interpretierens. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Klicpera, Christian & Gasteiger-Klicpera, Barbara (1998): Einstellungen von Angehörigen und Betreuern zum Leben eines erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung in der Familie und im Heim. Vergleich einer Großstadt und einer ländlichen Region. In: Geistige Behinderung 2. S. 108–206
- Kohli, Martin (1981): Biographische Organisation als Handlungs- und Strukturproblem. Zu Fritz Schützes: Prozeßstrukturen des Lebenslauf. In: Matthes, Joachim/Pfeiffenberger, Arno & Stosberg, Manfred (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung. S. 157–168
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37. S. 1–29
- Kohli, Martin (1988): Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Brose, Hanns-Georg & Hildebrand, Bruno (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske + Budrich. S. 33–53
- Kohli, Martin (1994): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. S. 219–244
- Kohli, Martin & Szydlik, Marc (2000): Einleitung. In: Kohli, Martin & Szydlik, Marc (Hrsg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen: Leske und Budrich. S. 7–18
- Kohli, Martin & Szydlik, Marc (Hrsg.) (2000): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen: Leske und Budrich
- Kruse, Andreas (2000): Zeit, Biographie und Lebenslauf. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie. Suppl.1: S. I/90–I/97
- Kruse, Andreas (2017): Lebensphase hohes Alter. Verletzlichkeit und Reife. Berlin: Springer
- Kruse, Katja & Tenbergen, Sebastian (2019): BTHG: Was ändert sich für erwachsene Bewohner stationärer Einrichtungen ab 2020? Merblatt des Bundesverbandes für körper- und mehrfachbehinderte Menschen e.V. Im Internet unter: https://bvkm.de/wp-content/uploads/2019/08/merkblatt_bthg.pdf [4.2.2021]
- Küstners, Yvonne (2009): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2.Auflage
- Kunze, Rolf-Ulrich (2018): Lehrbuch Familiengeschichte. Eine Ressource der Zeitgeschichte. Stuttgart: Verlag W.Kohlhammer
- KVJS – Kommunalverband Jugend und Soziales Baden-Württemberg (2008): Alter und Behinderung. Informationen, Meinungen und Praxisbeispiele zu einem aktuellen Thema. Dokumentation von zwei KVJS-Fachtagungen und weiteren Materialien. Online unter: https://www.kvjs.de/fileadmin/publikationen/soziales/Alter_und_Behinderung.pdf [25.2.2021]

- Lange, Andreas (2011): Gestaltungsaufgaben in der Familienbiographie. In: Macha, Hildegard & Witzke, Monika (Hrsg.): Familie. Handbuch der Erziehungswissenschaft 5. Paderborn, München, Wien, Zürich: Ferdinand Schöningh, S. 437–455
- Lange, Andreas (2014): Familienzeiten als Ressource: Vorstellungen und Realitäten. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas & Thiessen, Barbara (Hrsg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim & Basel: Beltz Juventa. S. 128–143
- Lazarus, R. S. (1995): Streß und Streßbewältigung – Ein Paradigma. In: Filipp, S.-H. (Hrsg.): Kritische Lebensereignisse. 3. Auflage. München. Beltz PsychologieVerlagsUnion. 198–232.
- Lehr, Ursula (1987): Erträge biographischer Forschung in der Entwicklungspsychologie. In: Jüttemann, Gernd & Thomae, Hans (Hrsg.): Biographie und Psychologie. Berlin: Springer. S. 217–248
- Leipold, Bernhard (2015): Resilienz im Erwachsenenalter. München & Basel: Ernst Reinhardt Verlag
- Lenz, Karl (2013): Was ist eine Familie? Konturen eines universalen Familienbegriffs. In: Krüger, Dorothea Christa/Herma, Holger & Schierbaum, Anja (Hrsg.): Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 104–125
- Lenz, Karl (2014): Zeit(en) in der alltäglichen Lebensführung von Paaren. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas & Thiessen, Barbara (Hrsg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim & Basel: Beltz Juventa. S. 113–127
- Leschinsky, Achim (2000): Schule in der Diktatur. Die Umformung der Schule im Sowjetkommunismus und im Nationalsozialismus. In: enner, Dietrich & Ternothe, Heinz-Elmar (Hrsg.): Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert. Weinheim: Beltz. S. 116–138
- Lindmeier, Bettina (2011): „Ältere Menschen wohnen doch alle im Wohnheim!“ Zur Situation älterer Menschen mit geistiger Behinderung im Elternhaus. In: VHN 80 (7), S. 7–18
- Lindmeier, Bettina & Lindmeier, Christian (2012): Pädagogik bei Behinderung und Benachteiligung. Stuttgart: Kohlhammer Verlag
- Lindmeier, Bettina & Oermann, Lisa (2017): Biographiearbeit mit behinderten Menschen im Alter. Weinheim & Basel: Beltz Juventa
- Lindmeier, Bettina/Stahlhut, Hanna/Oermann, Lisa & Kammann, Cornelia (2018): Biografiearbeit mit einem Lebensbuch. Ein Praxisbuch für die Arbeit mit erwachsenen Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung und ihren Familien. Weinheim Basel: Beltz Juventa
- Lindmeier, Bettina; Windheuser, Jochen; Riecken, Andrea; Oermann, Lisa; Schippmann, Nadin; Thulke, Astrid; Kösters, Frauke (2012): „Anders alt?“ Ergebnisse des Forschungsprojekts „Lebensqualität für Menschen mit geistiger oder mehrfacher Behinderung“. <https://www.os-hho.de/hho/projekte/projekt-anders-alt.html> [10.05.2014]
- Lindmeier, Christian (2004): Ein Weg zur Selbstbestimmung – >Supported living<. In: Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Tagungsdokumentation. S. 1–18. Im Internet unter: http://www.forsea.de/ForseA_Dateien/projekte/Marsch-aus-den-Institutionen-Reisst-die-Mauern-nieder/Lindmeier.pdf [27.01.2021]
- Lindmeier, Christian (2013): Biografiearbeit mit geistig behinderten Menschen. Weinheim und München: Juventa. 4. Auflage
- Lindmeier, Christian (2019): Differenz, Inklusion, Nicht/Behinderung. Grundlinien einer diversitätsbewussten Pädagogik. Stuttgart: Kohlhammer
- Loch, Ulrike (2008): Spuren von Traumatisierungen in narrativen Interviews [20 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 9(1). Online: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/320/701> [01.04.2020]
- Loch, Ulrike & Rosenthal, Gabriele (2002): Das Narrative Interview. In: Schaffer, Doris & Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung, Bern u. a.: Huber. S. 221–232
- Lucius-Hoene, Gabriele & Deppermann, Arnulf (2004): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2. Auflage
- Lück, Detlev (2015): Vaterleitbilder: Ernährer und Erzieher? In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine & Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 227–245
- Lück, Detlev & Diabaté, Sabine (2015): Familienleitbilder: Ein theoretisches Konzept. In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine & Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 19–28
- Lück, Detlev & Ruckdeschel, Kerstin (2015): Was ist Familie? Familienleitbilder und ihre Vielfalt. In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine & Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 62–76
- Lüscher, Kurt (2012): Familie heute: mannigfaltige Praxis und Ambivalenz. In: Familiendynamik 37 (3), S. 212–223

- Mader, Wilhelm (1994): Emotionalität und Individualität im Alter – Biographische Aspekte des Alterns. In: Kade, Sylvia (Hrsg.): Individualisierung und Älterwerden. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt. S. 95–114
- Mader, Wilhelm (1995): Altwerden in einer alternden Gesellschaft? – Auf dem Wege zu pluralen Alterskulturen. In: Mader, Wilhelm (Hrsg.): Altwerden in einer alternden Gesellschaft. Kontinuität und Krisen in biographischen Verläufen. Opladen: Leske + Budrich. S. 13–36
- Maggs, Christopher & Laugharne, Charles (1996): Relationship between elderly carers and the older adult with learning disabilities: an overview of the literature. In: *Journal of Advanced Nursing* 23. S. 243–251
- Magrill, Dalia (2005): Supporting older families: making a real difference. London: The Mental Health Foundation
- Magrill, Dalia (o. J.): Being a Carer and having a Carer's Assessment. How to get help if you are doing a lot to look after another person. A Resource Pack for People with Learning Disability. Online unter <https://www.mentalhealth.org.uk/sites/default/files/being-a-carer-and-having-a-carers-assessment.pdf> [25.2.2021]
- Magrill, Dalia/Sanderson, Helen & Short, Alison (2005): Person-centred approaches and older families. London: The Mental Health Foundation.
- Mannheim, Karl (1928): Das Problem der Generationen. In: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* 7 (2), S. 157–185; (3) S. 309–330
- Maskos, Rebecca (2015): Ableism und das Ideal des autonomen Fähig-Seins in der kapitalistischen Gesellschaft. Online unter: <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/277/260> [25.06.2021]
- Maslow, Abraham H. (1954): Motivation and personality. New York: Harper and Row
- Mayer, Karl Ulrich/Baltes, Paul B. (1999): Die Berliner Altersstudie. Das höhere Alter aus interdisziplinärer Perspektive. Berlin: Akademie Verlag, 2., korrigierte Auflage
- McGlaughlin, Alex/Gorfin, Laura & Saul, Claire (2004): Enabling Adults with Learning Disabilities to Articulate their Housing Needs. In: *British Journal of Social Work* 34. S. 709–726
- Meier, Hans-Bernd (1999): Vertriebene und Flüchtlinge im ehemaligen Regierungsbezirk Osnabrück 1945–1970: Zuwanderung, Flüchtlingsverwaltung, wirtschaftliche Integration und regionaler Strukturwandel. Inauguraldissertation. Online unter: https://repositorium.ub.uni-osnabrueck.de/bitstream/urn:nbn:de:gbv:700-2001062218/2/E-Diss129_thesis.pdf [25.02.2021]
- Meier-Seethaler, Carola (1997): Gefühl und Urteilskraft. Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft. München: CH Beck
- Mencap (2002): The Housing Timebomb. The housing crisis facing people with a learning disability and their older parents.
- Metzler, Heidrun & Rauscher, Christine (2004): Wohnen inklusiv. Wohn- und Unterstützungsangebote für Menschen mit Behinderungen in Zukunft – Projektbericht. Stuttgart: Diakonisches Werk, Abteilung Behindertenhilfe 103, III
- Meuth, Miriam (2017) (Hrsg.): Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen. Wiesbaden: Springer
- Meuth, Miriam (2018): Wohnen. Erziehungswissenschaftliche Erkundungen. Weinheim Basel: Beltz Juventa
- Miethe, Ingrid (2017): Biografiearbeit. Lehr- und Handbuch für Studium und Praxis. Weinheim Basel: Beltz Juventa. 3., durchgesehene Auflage
- Muche, Claudia (2013): Übergänge und Behinderung. In: Wolfgang Schröer/Stauber, Barbara/Walther, Andreas/Böhnisch, Lothar & Lenz, Karl (Hrsg.): Handbuch Übergänge. Weinheim; Basel: Beltz Juventa. S. 158–175
- Müller, Klaus (2002): Die Strukturierung der Moderne: Anthony Giddens Beitrag zu Sozialtheorie und soziologischer Zeitdiagnose. In: Stark & Lahusen (Hrsg.): Theorien der Gesellschaft. Einführung in zentrale Paradigmen der soziologischen Gegenwartsanalyse. München: R. Oldenbourg Verlag. S. 163–201
- Müller, Rolf-Dieter (2015): Der Zweite Weltkrieg. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Müller-Zurek, Ch. (2002): Die Situation von Familien aus Elternperspektive. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung (Hrsg.): Familien mit behinderten Angehörigen. Marburg: Lebenshilfe Verlag. S. 30–34
- Nauck, Bernhard (2001): Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53. S. 407–435
- Nave-Herz, Rosemarie (2002): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt: Primus Verlag. 2., überarbeitete und ergänzte Auflage.
- Nave-Herz, Rosemarie (2013): Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland. In: Krüger, Dorothe Christa/Herma, Holger & Schierbaum, Anja (Hrsg.): Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 18–35
- Nelson, Hilde L. (1992): Against Caring. In: *The Journal of Clinical Ethics* 3 (1). S. 8–15
- Nelson, Eric (2008): From Primary Goods to Capabilities. In: *Political Theory* 36 (1). S. 93–122
- Niedecken, Dietmut (2003): Namenlos. Geistig Behinderte verstehen. Weinheim, Basel, Berlin: Beltz Verlag. 4., überarbeitete und erweiterte Auflage

- Niediek, Imke (2010): Das Subjekt im Hilfesystem. Eine Studie zur individuellen Hilfeplanung im Unterstützten Wohnen für Menschen mit einer geistigen Behinderung. Wiesbaden: VS Verlag
- Nirje, Bengt (1993): Das Normalisierungsprinzip. In: Fischer, Ute/Hahn, M. Th./Klingmüller, B & Seifert, Monika (Hrsg.): WISTA: Experten Hearing 1993. Wohnen im Stadtteil für Erwachsene mit schwerer geistiger Behinderung. Reutlingen: Diakonie Verlag. S. 175–202
- Noack Napoles, Juliane (2015): Der Einfluss des Alters auf Altersbilder am Beispiel der Arbeiten Erik H. Eriksons. In: Journal für Psychologie 23 (1), o. S. Online unter: <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/331/395> [02.05.2021]
- Noddings, Nel (1984): *Caring, A Femine Approach to Ethics & Moral Education*. Berkeley/Ls Angeles and London: University of California Press
- Nolan, Mike/Keady, John & Grant, Gordon (1995): Developin a typology of family care: implications for nurses and other service providers. In: Journal of Advanced Nursing 21. S. 256–265
- Oermann, Lisa (2015): Alternde Menschen mit Komplexer Behinderung im Elternhaus. In: Maier-Michalitsch, Michaela & Grunick, Gerhard (Hrsg.): *Alternde Menschen mit Komplexer Behinderung*. Düsseldorf: verlag selbstbestimmtes leben. S. 99–107
- Oevermann, Ulrich (1983): Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse. In: von Friedeburg, Ludwig & Habermas, Jürgen (Hrsg.): *Adorno KONfrenz 1983*. Frankfurt: Suhrkamp. S. 234–289
- Oevermann, Ulrich/Allert, T./Konau, E. & Krambeck, J. (1979): Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H. H. (Hrsg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzler. S. 352–434
- Olbrich, Erhard (1992): Das Kompetenzmodell des Alterns. In: Dettbarn-Reggentin, Jürgen & Reggentin, Heike (Hrsg.): *Neue Wege in der Bildung Älterer*. Freiburg im Breisgau: Lambertus. S. 53–61
- Oswald, Wolf D. (2000): Psychologische Alter(n)shypothesen. In: Becker, Susanne/Veelken, Ludger & Wallraven, Klaus Peter (Hrsg.): *Handbuch Altenbildung: Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft*. Opladen: Leske und Budrich. S. 106–117
- Papastefanou, Christiane (2000): Der Auszug aus dem Elternhaus – ein vernachlässigter Gegenstand der Entwicklungspsychologie. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 20 (1). S. 55–69
- Peuckert, Rüdiger (2007): Zur aktuellen Lage der Familie. In: Earius, Jutta (Hrsg.): *Handbuch Familie*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. S. 36–56
- Pollmächer, Angelika & Holthaus, Hanni (2013): *Wenn Menschen mit geistiger Behinderung älter werden. Ein Ratgeber für Angehörige*. München und Basel: Ernst Reinhardt Verlag
- Preiß, Holger (2006): *Ein psychoanalytischer Blick auf geistige Behinderung. Impulse für Theorie und Praxis der Geistigbehindertenpädagogik*. Würzburg: edition von freisleben
- Przyborski, Aglaja & Wohlrab-Sahr, Monika (2014): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg Verlag. 4., erweiterte Auflage
- Radebold, Hartmut (2006): Eröffnungsvortrag am 14. April 2005: Kriegskindheiten in Deutschland – damals und heute. In: Radebold, Hartmut/Heuft, Gereon & Fooker, Insa (Hrsg.): *Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive*. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 15–25
- Radebold, Hartmut (2008): *Kriegsbedingte Kindheiten und Jugendzeit. Teil I: Zeitgeschichtliche Erfahrungen, Folgen und transgenerationale Auswirkungen*. In: Radebold, Hartmut/Bohleber, Werner & Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): *Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen*. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 45–55
- Radenbach, Niklas & Rosenthal, Gabriele (2012): Das Vergangene ist auch Gegenwart, das Gesellschaftliche ist auch individuell. Zur Notwendigkeit der Analyse biographischer und historischer ‚Rahmendaten‘. In: *sozialersinn* 13 (1). S. 3–37
- Retzlaff, Rüdiger (2019): *Familien-Stärken. Behinderung, Resilienz und systemische Therapie*. Stuttgart: Klett-Cotta. 3. Auflage
- Riemann, Gerhard (1987): *Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten*. München: Wilhelm Fink Verlag
- Rohrmann, Albrecht (2009): Teilhabe planen. Ziele und Konzepte kommunaler Teilhabepflege. In: *Teilhabe* 48 (1). S. 18–25
- Rohrmann, Eckhard (2005): *Ambulant oder stationär. Unterstützung behinderter Menschen im Rahmen der Eingliederungshilfe*. Vortrag auf der Veranstaltung „De-Institutionalisierung von Menschen mit Behinderungen – ein Schlüssel der Disability Studies“ am 15.4.2005 in Kassel. Online unter: <http://www.forsea.de/aktuelles/Ambulant%20oder%20stationaer.pdf> [16.02.2021]

- Rosenbaum, Heidi (2014): Familienformen im historischen Wandel. In: Steinbach, Anja/Hennig, Marina & Arránz Becker, Oliver (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft. Familienforschung. Wiesbaden: Springer, S. 19–40
- Rosenthal, Gabriele (1987): „...Wenn alles in Scherben fällt...“ Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Opladen: Leske + Budrich
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Campus: Frankfurt am Main/New York
- Rosenthal, Gabriele (1994): Zur Konstitution von Generationen in familienbiographischen Prozessen. Krieg, Nationalsozialismus und Genozid in Familiengeschichte und Biographie. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 5 (4). S. 489–516
- Rosenthal, Gabriele (1997): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Rosenthal, Gabriele (2002a): Biographisch-narrative Gesprächsführung: zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft 4 (3). S. 204–227. Online: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56763> [01.04.2020]
- Rosenthal, Gabriele (2002b): Erzählte Lebensgeschichten zwischen Fiktion und Wirklichkeit. Zum Phänomen ‚falscher‘ Identitäten. In: Diekmann, Irene/Schoeps, Julius H. (Hrsg.): Das Wilkomirski-Syndrom: eingebildete Erinnerungen oder von der Sehnsucht, Opfer zu sein. Zürich: Pendo Verlag. S. 216–235
- Rosenthal, Gabriele (2014): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim und München: Beltz Juventa, 4. Auflage
- Rosenthal, Gabriele & Loch, Ulrike (2002): Das Narrative Interview. In: Schaeffer, D. & Müller-Mundt, G. (Hrsg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Bern u. a.: Huber. S. 221–232. Online unter https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/5767/ssoar-2002-rosenthal_et_al-das_narrative_interview.pdf?sequence=1 [26.02.2020]
- Ross, Allison & Searle, Marc (2018): A conceptual model of leisure time physical activity, neighborhood environment, and sense of community. In: Environment and Behaviour 51 (6). S. 749–781
- Rupp, Marina & Blossfeld, Hans-Peter (2008): Familiäre Übergänge: Eintritt in nichteheliche Lebensgemeinschaften, Heirat, Trennung und Scheidung, Elternschaft. In: Schneider, Norbert F. (Hrsg.): Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Theorien, Methoden, empirische Befunde. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich. S. 139–166
- Schäper, Sabine/Diekmann, Friedrich (2015): Das Alter als wertvolle Lebensphase erleben – auch mit Komplexer Behinderung. In: Maier-Michalitsch, Nicola & Grunick, Gerhard (Hrsg.): Alternde Menschen mit Komplexer Behinderung. Düsseldorf: verlag selbstbestimmtes leben
- Schatz, Günther (1998): Geistig behinderte Erwachsene und ihre Herkunftsfamilien. Ein Beitrag zur Verdeutlichung der Notwendigkeit und des Stellenwertes emanzipatorischer Familienarbeit. In: Jakobs, Hajo/König, Andreas & Theunissen, Georg (Hrsg.): Lebensräume – Lebensperspektiven. Butzbach-Griedel: Afra Verlag. 2., völlig neu bearbeitete Auflage. S. 126–149
- Schiek, Daniela (2011): Aktivistinnen der Normalbiographie. Zur biographischen Dimension prekärer Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Schier, Michaela & Jurczyk, Karin (2008): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. In: Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst soFid, Familienforschung 1, S. 9–18. Online unter: <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/20176> [15.10.2019]
- Schierbaum, Anja (2013): Eine Minimalskizze der Entwicklung von Familie, Familienleitbildern und Familienformen. In: Krüger, Dorothea Christa/Herma, Holger & Schierbaum, Anja (Hrsg.): Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 51–70
- Schmidt, Axel (2005): Rebellion und Reform. Die Bundesrepublik der Sechzigerjahre. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. Online unter dem Titel „Trau keinem über 30“ unter <https://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/68er-bewegung/51760/trau-keinem-ueber-30?p=0> [4.12.2020]
- Schmidt, Roland (1994): Altern zwischen Individualisierung und Abhängigkeit. In: Kade, Sylvia (Hrsg.): Individualisierung und Älterwerden. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt. S. 59–71
- Schneewind, Klaus A. (2010): Familienpsychologie. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH, 3., überarbeitete und erweiterte Auflage
- Schneider, Norbert F. (2008): Grundlagen der Familienforschung – Einführende Betrachtungen. In: Schneider, Norbert F. (Hrsg.): Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich. S. 9–21
- Schneider, Norbert F. (2014): Die räumliche Dimension der Herstellung von Familie. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas & Thiessen, Barbara (Hrsg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim & Basel: Beltz Juventa. S. 208–221
- Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine & Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich

- Schües, Christina (2016): Ethik und Fürsorge als Beziehungspraxis. In: Conradi, Elisabeth & Vosman, Frans (Hrsg.): Praxis der Achtsamkeit. Schlüsselbegriffe der Care Ethik. Frankfurt a. M.: Campus Verlag. S. 251–271
- Schütz, Alfred (1971): Gesammelte Aufsätze, Bd.1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag (Original: Collected Papers, Vol.1, The Problem of Social Reality. Den Haag)
- Schütz, Alfred (1972): Der Fremde. In: Gesammelte Aufsätze Band 2. Den Haag: Nijhoff. S. 53–69
- Schütze, Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung. Alltagswissen und Alltags Handeln. Gemeindeforschung, Polizei, Politische Erwachsenenbildung. München: Fink. S. 159–260
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie
- Schütze, Fritz (1983a): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: Matthes, Joachim/Pfeifenberger, Arno & Stosberg, Manfred (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen – Nürnberg. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereingung e. V., S. 67–156
- Schütze, Fritz (1983b): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 3. S. 283.-294
- Schütze, Fritz (1987): Symbolischer Interaktionismus. In: Ammann, Ulrich/Dittmar, Norbert & Mattheis, Klaus J. (Hrsg.): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin/New York: de Gruyter. S. 520–552
- Schütze, Fritz (2006): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, Winfried & Marotzki, Michael (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung.
- Schütze, Yvonne (1986): Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“. Bielefeld: Kleine
- Schultz, Ann-Kathrin (2009): Familien im Ablösungsprozess. Der Übergang von Menschen mit geistiger Behinderung in das Wohnen außerhalb des Elternhauses in der Perspektive ihrer Eltern. Dissertation. Online unter: <https://d-nb.info/1007549440/34> [30.06.2021]
- Schultz, Ann-Kathrin (2011): „Ich bin dann mal weg!“ Der Übergang von Menschen mit geistiger Behinderung in das Wohnen außerhalb des Elternhauses in der Perspektive ihrer Eltern. Eine qualitative Studie. In: Zeitschrift für Heilpädagogik 5. S. 188–2000
- Schultz, Ann-Kathrin (2014): Ablösung vom Elternhaus. Der Übergang von Menschen mit geistiger Behinderung in das Wohnen außerhalb des Elternhauses in der Perspektive der Eltern. Marburg: Lebenshilfe Verlag. 3., unveränderte Auflage
- Schulz, Dieter (2012): Besondere Wege. Welche Bedeutung haben Kinder mit Behinderung für die Biografie ihrer Eltern. Stuttgart: Verlag Freies Geistesleben. 2., erweiterte Auflage
- Schulze, Theodor (1993): Lebenslauf und Lebensgeschichte. Zwei unterschiedliche Sichtweisen und Gestaltungsprinzipien biographischer Prozesse. In: Baacke, Dieter & Schulze, Theodor (Hrsg.): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. Weinheim und München: Beltz Juventa. S. 174–226
- Schwender, Clemens (2011): Feldpost als Medium sozialer Kommunikation. In: Didczuneit, Veit/Ebert, Jens & Jander, Thomas (Hrsg.): Schreiben im Krieg. Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege. Essen: Klartext Verlag. S. 127–138
- Schweppe, Cornelia (1998): Biographisierung der Altersphase und Biographieorientierung in der Sozialen Altenarbeit. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 31 (5). S. 325–330
- Schweppe, Cornelia (2000): Biographie und Alter(n) auf dem Land. Lebenssituation und Lebensentwürfe. Wiesbaden: Springer Fachmedien
- Schweppe, Cornelia (2006): Biographieforschung und Altersforschung. In: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2. überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. S. 341–359
- Schweppe, Cornelia (2007): Alter und Familie. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. S. 270–282
- Schwitalla, Johannes (1991): Das Illustrieren- eine narrative Textsorte mit zwei Varianten. In: Dittmann, Jürgen/Kästner, Hannes & Schwitalla, Johannes (Hrsg.): Erscheinungsformen der deutschen Sprache: Literatursprache, Alltagssprache, Gruppensprache, Fachsprache. Berlin: Schmidt. S. 189–204
- Seifert, Monika (1994): Über 1000 Menschen mit geistiger Behinderung fehlplaziert... Ergebnisse einer Studie zur Wohnsituation von Menschen mit geistiger Behinderung in Berlin. In: Geistige Behinderung 1. S. 4–17
- Seifert, Monika (2003): Mütter und Väter von Kindern mit Behinderung. Herausforderungen – Erfahrungen – Perspektiven. In: Wilken, Udo & Jeltsch-Schudel, Barbara (Hrsg.): Eltern behinderter Kinder. Empowerment – Kooperation – Beratung. Stuttgart: Kohlhammer. S. 43–59
- Seifert, Monika & Steffens, Birgit (2009): Das Gemeinwesen mitdenken. Die Inklusionsdebatte der Schnittstelle zwischen Behindertenhilfe und Sozialer Arbeit. In: Teilhabe 48 (1). S. 11–18

- Seligmann, Claudia (2018): Pflege. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe e. V. (Hrsg.): Recht auf Teilhabe. Ein Wegweiser zu allen wichtigen sozialen Leistungen für Menschen mit Behinderung. Marburg: Lebenshilfe Verlag, 3., überarbeitete und aktualisierte Auflage. S. 167–208
- Seltzer, Marsha Mailick/Floyd, Frank/Song, Jieun/Greenberg, Jan & Hong, Jinkuk (2011): Midlife and Aging Parents of Adults With Intellectual and Developmental Disabilities: Impacts of Lifelong Parenting. In: *American Journal on Intellectual and Developmental Disabilities* 116 (6). S. 479–499
- Seltzer, Marsha Mailick & Krauss, Marty Wyngaarden (1989): Aging Parents With Adult Mentally Retarded Children: Family Risk Factors and Sources of Support. In: *American Journal on Mental Retardation* 94 (3). S. 303–312
- Seltzer, Marsha Mailick/Krauss, Marty Wyngaarden & Tsunematsu Naoyuki (1993): Adults With Down Syndrome and Their Aging Mothers: Diagnostic Group Differences. In: *American Journal on Mental Retardation* 97 (5). S. 496–408
- Shearn, Julia & Todd, Stuart (1997): Parental work: an account of the day-to-day activities of parents of adults with learning disabilities. In: *Journal of Intellectual Disability Research* 41 (4). S. 285–301
- Sinus Markt- und Sozialforschung GmbH (2018): Informationen zu den Sinus-Milieus 2018. Download unter [https://www.sinus-institut.de/veroeffentlichungen/downloads/\[05.11.2019\]](https://www.sinus-institut.de/veroeffentlichungen/downloads/[05.11.2019])
- Siouti, Irini (2018): Forschungsethik in der Biografieforschung: Herausforderungen im Forschungsfeld der politischen Partizipation [31 Absätze]. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 19 (3). Online: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/rt/printerFriendly/3141/4292> [01.04.2020]
- Spranger, Helga (2012): Die Überlebenden und ihre Erinnerungen. Verarbeitung der Traumata des Zweiten Weltkriegs. In: Surminski, Arno (Hrsg.): *Flucht und Vertreibung*. Hamburg: Ellert & Richter Verlag. S. 232–243
- Sprung, Manuel/Kaiser, Elmar/Streibl, Lore & Riffer, Friedrich (2018): Resilienz und posttraumatische Reifung. In: Riffer, Friedrich/Kaiser, Elmar/Sprung, Manuel & Streibl, Lore (Hrsg.): *Das Fremde: Flucht – Trauma – Resilienz*. Berlin: Springer. S. 205–213
- Stader, Ingo (2011): Feldpostbriefe – eine Art ‚Social Media‘ im Dritten Reich? In: Dideczuneit, Veit/Ebert, Jens & Jander, Thomas (Hrsg.): *Schreiben im Krieg. Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege*. Essen: Klartext Verlag. S. 139–149
- Stamm, Christhof (2009): Erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung im Elternhaus – familiäre Situation und Zukunftsperspektiven aus Sicht der Hauptbetreuungspersonen. Ergebnisse einer empirischen Studie. In: *Zeitschrift für Heilpädagogik* 7. S. 255–264
- Stegmann, Monika & Röß, Susanne (2013): Familien als Ganzes in den Blick nehmen. In: *forum erwachsenenbildung* 3. Familienbildung: Realitäten und Ansprüche. S. 18–23. Online unter: https://www.wbv.de/journals/zeitschriften/forum-erwachsenenbildung/artikel/shop/detail/name/_/01/FEB1303W018/facet/FEB1303W018////////nb/0/category/732.htm [08.10.2019]
- Stein, Bertram von der (2008): „Flüchtlingskinder“ Transgenerationale Perspektive von Spätfolgen des Zweiten Weltkrieges bei Nachkommen von Flüchtlingen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. In: Radebold, Hartmut/Bohleber, Werner & Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): *Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen*. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 183–191
- Strauss, Anselm L. (1991): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Fink
- Theuvsen, Georg (2002): *Altenbildung und Behinderung, Impulse für die Arbeit mit Menschen, die als lern- und geistig behinderten gelten*. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt.
- Thiessen, Barbara & Sandner, Eva (2012): Familienbilder bei Professionellen. Bei „Risikofamilien“ besser weniger Diversität? In: Effinger, Herbert/Borrmann, Stefan/Gahleitner, Silke Birgitta/Köttig, Michaela, Kraus, Björn, Stövesand, Sabine (Hrsg.): *Diversität und soziale Ungleichheit. Analytische Zugänge und professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit*. Opladen Berlin Toronto: Barbara Budrich. S. 142–152
- Thimm, Antonia/Rodekohl, Bianca/Dieckmann, Friedrich & Haßler, Theresia (2018): Wohnsituation Erwachsener mit geistiger Behinderung in Westfalen-Lippe und Umzüge im Alter. Erster Zwischenbericht zum Forschungsprojekt „Modelle für die Unterstützung der Teilhabe von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter innovativ gestalten“ (MUTIG). Münster: LWL/KATHO NRW
- Thimm, Walter (1994): *Das Normalisierungsprinzip: Eine Einführung*. Marburg: Lebenshilfe Verlag
- Todd, Stuart & Shearn, Julia (1996): Struggles with Time: the careers of parents with adult sons and daughters with learning disabilities. In: *Disability and Society* 11 (3). S. 379–401
- Todd, Stuart & Shearn, Julia (1997): Family Dilemmas and Secrets: parents' disclosure of information to their adult offspring with learning disabilities. In: *Disability & Society* 12 (3). S. 341–366
- Tong, Rosemary (1997): *Feminist approaches to Bioethics. Theoretical reflections and practical application*. Colorado: Westview Press
- Trescher, Hendrik (2015): Die Würde des Privaten. Zur Diskussion institutionalisierter Lebensbedingungen von Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung. In: *Behindertenpädagogik* 54 (2), S. 136–153

- Trescher, Hendrik (2017a): Zur bürokratischen Überformung der Subjekte. Wohnen in der stationären Alten- und Behindertenhilfe. In: Meuth, Miriam (Hrsg.): Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen. Wiesbaden: Springer. S. 245–266
- Trescher, Hendrik (2017b): Wohnräume als pädagogische Herausforderung. Lebenslagen institutionalisiert lebender Menschen mit Behinderung. Wiesbaden: Springer. 2. Auflage
- Vogel, Thomas (2015): Kriegsfolgen. Online unter: <https://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/der-zweite-weltkrieg/202284/kriegsfolgen> [8.12.2020]
- Wacker, Elisabeth (2013): Überall und nirgendwo – „Disability Mainstreaming“ im kommunalen Lebensraum und Sozialraumorientierung als Transformationskonzept. In: Becker, Ulrich/Wacker, Elisabeth & Banafsche, Minou (Hrsg.): Inklusion und Sozialraum. Behindertenrecht und Behindertenpolitik in der Kommune. Baden-Baden: Nomos. S. 45–55. Online unter: <https://www.nomos-elibrary.de/10.5771/9783845248998-25.pdf> [17.02.2021]
- Wacker, Elisabeth (2014): Verwobene Behinderungsprobleme. Diversität und Inklusivität als Spagat und Zwickmühle. In: Soziale Probleme 25 (2). S. 231–267
- Wagner, Michael (2008): Entwicklung und Vielfalt der Lebensformen. In: Schneider, Norbert F. (Hrsg.): Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Theorien, Methoden, empirische Befunde. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich. S. 99–120
- Walker, Carol (2005): Unfinished Business: An evaluation report on progress to provide services to older families of people with learning disabilities.
- Walmsley, Jan (1996): Doing what Mum Wants Met to Do: Looking at Family Relationships from the Point of View of Adults with Learning Disabilities. In: Journal of Applied Research in the Intellectual Disabilities 9. S. 324–341
- Walther, Andreas & Stauber, Barbara (2019): Übergänge im Lebenslauf. In: Wolfgang Schröder/Stauber, Barbara/Walther, Andreas/Böhnisch, Lothar & Lenz, Karl (Hrsg.): Handbuch Übergänge. Weinheim; Basel: Beltz Juventa. S. 23–43
- Weinwurm-Krause, Eva-Maria (1995): Wohnen Behinderter – behindertes Wohnen. In: Weinwurm-Krause, Eva-Maria (Hrsg.): Wohnen Behinderter. Aachen: Verlag Shaker. S. 9–20
- Weiß, Hans (1993): Liebespflicht und Fremdbestimmung. Das Annahme-Postulat in der Zusammenarbeit von Eltern und Fachleuten. In: Geistige Behinderung 4. S. 308–322
- Weiß, Hans (2002): Älter-Werden mit behinderten Angehörigen. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Familien mit behinderten Angehörigen. Marburg: Lebenshilfe Verlag, 167–177
- Welzer, H. (1993): Transitionen. Zur Sozialpsychologie biographischer Wandelungsprozesse. Tübingen: Ed. Diskord
- Wendt, Sabine (2008): Die Entwicklung der Rechte geistig behinderter Menschen in den letzten 50 Jahren. In: Geistige Behinderung 47 (1). S. 62–77
- Wertheimer, Alison (2003): Today and Tomorrow. The Findings of the Growing Older with Learning Disabilities programme.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender & Society 1 (2). S. 125–151
- Westphal, Manuela/Motzek-Öz, Sina & Otyakmaz, Beririn Özlem (2017): Elternschaft unter Beobachtung. Herausforderungen für Mütter und Väter mit Migrationshintergrund. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE) 37 (2), S. 142–157
- Wicki, Monika (2020): Soziale Netzwerke von älteren Personen mit Behinderung in Wohneinrichtungen. In: Zeitschrift für Heilpädagogik 71 (8), S. 393–399
- Wicki, Monika T./Adler, Judith & Hättlich, Achim (2016): „Die Zukunft ist jetzt!“ – Ein wirkungsvolles Kursangebot zur Unterstützung der Zukunftsplanung von Erwachsenen mit einer intellektuellen Behinderung, die bei ihren Eltern leben. In: Zeitschrift für Heilpädagogik 67 (5). S. 215–226
- Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich. 33. Jahrgang/2013: Schöner Wohnen II. Wohnen und Soziale Arbeit
- Widmer, Mirjam & Bodenmann, Guy (2008): Beziehungen in der Familie. In: Schneider, Norbert F. (Hrsg.): Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Opladen: Budrich. S. 167–182
- Williams, Val & Robinson, Carol (2001): „He will finish up caring for me“: people with learning disabilities and mutual care. In: British Journal of Learning Disabilities 29. S. 56–62
- Winkler, Michael (2004): Aneignung und Sozialpädagogik – einige grundlagentheoretische Überlegungen. In: Deinet, Ulrich & Reutlinger, Christian (Hrsg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Wörz, T. (2004). Die Entwicklung der Transitionsforschung. In: Griebel, W.; Niesel, R. (2004). Transitionen. Fähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern, Veränderungen erfolgreich zu bewältigen. Weinheim und Basel: Beltz. S. 22–41.
- World Health Organization (WHO) (2011): World Report on Disability. Online unter: https://www.who.int/disabilities/world_report/2011/report.pdf [20.02.21]

- Zerle, Claudia & Keddi, Barbara (2011): „Doing Care“ im Alltag Vollzeit erwerbstätiger Mütter und Väter. Aktuelle Befunde aus AID:A. In: *Gender* 3, S. 55–72. Online unter: https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/39584/ssoar-gender-2011-3-zerle_et_al-Doing_Care_im_Alltag_Vollzeit.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-gender-2011-3-zerle_et_al-Doing_Care_im_Alltag_Vollzeit.pdf [06.05.2021]
- Ziemen, Kerstin (2004): Familien mit behinderten Kindern und Jugendlichen. In: *Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft* 6, S. 48–58
- Zinnecker, Jürgen (2000): Kindheit und Jugend als pädagogische Moratorien. Zur Zivilisationsgeschichte der jüngeren Generation im 20. Jahrhundert. In: Benner, Dietrich & Ternoth, Heinz-Elmar (Hrsg.): *Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert*. Weinheim: Beltz. S. 33–68
- Zinnecker, Jürgen (2008): Die „transgenerationale Weitergabe“ der Erfahrung des Weltkrieges in der Familie. Der Blickwinkel der Familien-, Sozialisations- und Generationenforschung. In: Radebold, Hartmut/Bohleber, Werner & Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): *Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen*. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 141–154

Glossar der wesentlichen Begriffe im Kontext der Biografiethorie

Kapitel 2 zur Biografiethorie hantiert mit vielen Begrifflichkeiten, die im weiteren Verlauf der Arbeit verwendet werden, die aber nicht zwingend aus dem Alltagssprachlichen Gebrauch heraus eindeutig zugeordnet werden können. Für eine einfachere Übersicht und ebenfalls im Sinne einer Zusammenfassung der wesentlichen Begriffe und Zusammenhänge wird an dieser Stelle ein (alphabetisch geordnetes) Glossar eingefügt, das ebendiese Begrifflichkeiten noch einmal aufgreift und in aller Kürze zusammenfasst.

Auslöschungskrise	Situation, die zur Erschütterung des biografischen Auslegungssystems führt (vgl. Rosenthal 1987).
Biografische Gesamtsicht	Ein ‚latent wirkender Mechanismus‘ (vgl. Rosenthal 1995, 13), „der sowohl den Rückblick auf die Vergangenheit, als auch die gegenwärtigen Handlungen und Zukunftsplanungen steuert. (...) Die biographische Gesamtsicht ist keine intentionale Leistung des Individuums, sondern die latente Ordnungsstruktur der Erfahrungs- und Handlungsorganisation“ (Rosenthal 1995, 13f).
Biografischer Code/ biografische Prozessstruktur	Dialektik aus Erfahrung, Handeln und Struktur unter dem Einfluss von → Differenzkategorien (vgl. Alheit 1993).
Biografisierung	Die Kompetenz eines Individuums, vom Potential der → Biografizität Gebrauch zu machen und die eigene Lebensgeschichte in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten zu (re)konstruieren. Schlüsselkompetenz, um im Kontext der reflexiven Modernisierung handlungsfähig zu bleiben (vgl. Brose & Hildenbrand 1988).
Biografizität	Generelles Veränderungspotential von Biografien – sowohl auf sich selbst bezogen, als auch bezogen auf die Chancen individueller Gestaltbarkeit der äußeren Kontexte (vgl. Alheit 1993, 400f). Biografisches Potential zur Gestaltung gesellschaftlicher Strukturen (vgl. Alheit 2003).
Emergenz	Veränderungspotential von Biografien ausschließlich in Bezug auf die Gestaltbarkeit und (Re)Konstruktion von sich selbst (vgl. Alheit 2010). Das (gleichzeitig vorhandene) Veränderungspotential in Bezug auf gesellschaftliche Strukturen ist hier nicht gemeint. Die Unterscheidung zwischen → Emergenz und → Biografizität muss im Kontext der Biografiethorie als eine rein analytische Trennung gewertet werden, denn eine rein intraindividuelle Veränderung erscheint aus dialektischer Perspektive unmöglich.
Generative biografische Struktur	Die individuelle Gebundenheit von Biografien, der Rahmen für das individuelle Veränderungspotential (vgl. Alheit 2010).
Gestalt (Gurwitsch)	Die Gestalt meint nicht die Summe der einzelnen Teile, sondern das zusammenhängende Ganze und wie es zusammenhängt/aufeinander Bezug nimmt („Konfiguration“) (vgl. Rosenthal 1995).
Interpretationsphase	Die Phase, in der im Kontext einer → partiellen Krisen die Biografie auslegungsbedürftig wird (in Abgrenzung zu → Interpretationspunkten) (vgl. Rosenthal 1987)

Interpretationspunkt/ Gegenwartsschwelle:	„[A]ls tiefe Einschnitte erlebte Wendepunkte“ (Rosenthal 1995, 134), → Wendepunkte, die zur Reinterpretation der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft führen (vgl. Fischer 1978) (siehe auch → Auslöskrisis).
Latente Wandlung	Biografische Veränderungen, die auf alte Wissensbestände aufbauen (vgl. Rosenthal 1987).
Lebenskrise	Umfassende Erschütterung des biografischen Auslegungssystems (vgl. Rosen- thal 1987):
Noema (Husserl)	Das sich aus der Vergangenheit Darbietende. Das Noema ist an den Akt der Zuwendung gekoppelt (vgl. Rosenthal 1995).
Noesis (Husserl)	Der Akt der Zuwendung zur Vergangenheit (vgl. Rosenthal 1995).
Partielle Krise	Die Erschütterung des biografischen Auslegungssystems in Bezug auf einen bestimmten biografischen Strang (vgl. Rosenthal 1987).
Partielle Wandlung	Biografische Veränderungen auf einem einzelnen biografischen Strang (vgl. Rosenthal 1987).
Rand	Zeitlich koprärente Gegebenheiten einer Situation (in Abgrenzung zum → thematischen Feld) (vgl. Rosenthal 1995).
Schlüsselerlebnis	Die Situation, in der man sich der vorher schleichenden Veränderung be- wusst wird (vgl. Rosenthal 1987).
Thema	Der Aspekt, dem sich das Subjekt zuwendet (→ Noesis), und zwar in der Form, in dem sich der Aspekt darbietet (→ Noema) (vgl. Rosenthal 1995).
Thematisches Feld (Gurwitsch)	Sachlich koprärente Gegebenheiten einer Situation, einer Erinnerung etc. (in Abgrenzung zum → Rand) (vgl. Rosenthal 1995).
Totale Verwandlung	Eine biografische Veränderung, die mit einer umfassenden Neubewertung der Vergangenheit und einer Konversion zu einem neuen Sinnsystem ein- hergeht (vgl. Rosenthal 1987).
Wendepunkt	Siehe → Interpretationspunkt/Gegenwartsschwelle

Die biografiethoretisch ausgerichtete Forschungsarbeit rekonstruiert die lebensgeschichtliche Bedeutung des Zusammenlebens mit einem erwachsenen kognitiv beeinträchtigten Kind aus der Perspektive der alten Elternteile. Als weitere Fragestellungen stehen die erlebten Krisen, die entwickelten Bewältigungsstrategien sowie die subjektiven Vorstellungen von Familie im Fokus der Betrachtung. Die narrativen Interviews werden mit Hilfe der biografischen Fallrekonstruktion nach Rosenthal ausgewertet.

Die Ergebnisse zeichnen ein differenziertes und heterogenes Bild von älteren Familien und dokumentieren die Notwendigkeit einer veränderten Zuwendung, die die jeweiligen Lebenswirklichkeiten sowie individuellen Vorstellungen von Familie und ihre Herstellungsleistungen zum Ausgangspunkt nimmt.



Die Autorin

Lisa Oermann, Dr.phil., Jahrgang 1980, ist selbstständige Referentin im Bereich Behindertenhilfe/Eingliederungshilfe. Nach ihrem Studium der Diplom Pädagogik/Erwachsenenbildung mit dem Schwerpunkt „Allgemeine

Behindertenpädagogik“ arbeitete sie in Forschungs- und Praxisprojekten u. a. zu den Themen Biografiearbeit mit älteren Familien, Alter(n) und kognitive Beeinträchtigung sowie Teilhabe am Arbeitsleben. Bis 2021 war sie Beraterin in einer EUTB.

978-3-7815-2555-9



9 783781 525559